Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.40³

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

53 German
E

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrgang 1925/1926

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

40. Jahrgang 1925/1926. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Dreyer, Max: Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschichte . . . 313
Eichhorn, Charlotte: Der Krüppel und die schöne Frau. Novelle 575
Fulda, Ludwig: Das bewegte Bild. Novelle 693
Goetz, Wolfgang: Der Marschall und die Eva. Novelle 438
Linberg, Irmela: Der Vagant. Novelle 215
Marilaun, Carl: Eminenz. Novelle . 540
Meyenburg, Leo von: Jakob Imhofs Osterfahrt. Novelle. 169
Ratzka, Clara: Das Bekenntnis. Roman 1, 129, 249
Roth, Eugen: Der Reisende. Novelle . 289
Scheller, Will: Der Mann, der die Straße hinaufgeht. Novelle 449
Schuck, Johannes: Die Elendskerze. Novelle 83
Sudermann, Hermann: Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit 369, 481, 593
Swars, Ewald: Begegnung. Novelle 69
Trentini, Albert von: Menschen. Novelle 641

Gedichte, Sprüche

Benzmann, Hans: Die Matrosenhochzeit. Ballade 47
Bergmann, Hilda: Fahrt durch die Nacht 452
— — Nachtbild 310
Berlepsch, Karl von: Nächtliche Autofahrt im Frühling 309
Bier, Dora: Mariä Verkündigung . . 77
Bittrich, Max: Die Zeit ist da . . . 176
Brüll, Edmund: Meinem Kinde . . . 88
Finckh, Ludwig: Späte Lieb 692
Friedrich, Johann: Das blaue Glück . 176
Hau, Gerty: Die Not 699
Haus, Otto: Es wird Frühling, Mutter... 309
Hesse, Hermann: Der Pilger 344
— — Dichters Ende 574
Höcker, Karla: Belvedere. Romanze . 579
Holgers, Maria Katharina: Heimat . 337
Kötter, Rudolf: Verwundet — Das Gärtlein — Das Lied der vierten Kompagnie 104
Lieb, Eduard: Schöne Nacht 310
Lissauer, Ernst: Ende 176
Münchhausen, Börries, Frhr. v.: Die drei Grüße 68
— — Träumendes Echo 440
— — Weidwund 689
Schanz, Frida: Spanische Liebesstrophen 311
Schücking, Levin Ludwig: Erlebnis . 677
Zerfaß, Julius: Aus dem Garten der Liebkosungen 312

Seite

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Eucken, Rudolf: Aus meinem Leben . 433
Gulbransson, Grete: Das liebe Ich und die Zeitgenossen. Skizzen. Mit dreizehn Abbildungen von Olaf Gulbransson 97, 228, 338

Kunst und Literatur

Arns, Karl: Die neue Gesellschaft im neuen englischen Roman 584
Bombe, Prof. Dr. Walter: Wilhelm Schreuer. Mit siebzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers . . 273
Fechter, Paul: Bernard Shaw. Mit einer Abbildung von Olaf Gulbransson 193
Höcker, Paul Oskar: Berliner Bühnen. Mit neun Abbildungen 121
Illustrierte Rundschau 117, 241, 363, 474, 586, 706
Kehrer, Univ.-Prof. Dr. Hugo: Die Kunst des Greco. Mit zwanzig ein- und mehrfarbigen Abbildungen 177
Kleefeld, Wilhelm: Carl Maria von Weber. (Zum 100. Todestage 5. Juni 1926) 469
Marcus, Dr. Carl David: Helmer Masolle. Mit sechzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Radierungen des Künstlers . . 625
Norbert, Willy: Das Deutsche Tapeten-Museum zu Cassel. Mit vierzehn farbigen Abbildungen 661
Redslob, Edwin: Christian Rohlfs. Mit achtzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 545
Schmidt, Dr. Paul F.: Philipp Otto Runge, der Maler der Romantik. Mit neunzehn ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers. 417
Stahl, Dr. Ernst Leopold: Das Theater im Reich 1925—1926. Mit zwei Abbildungen 569
Waldmann, Dr. Emil: Die Bremer Kunsthalle. Mit vierzehn farbigen Wiedergaben von Gemälden 49
Weiglin, Dr. Paul: Das Geheimnis der Schönheit. Mit acht farbigen Wiedergaben nach Gemälden von Prof. Rafael Schuster-Woldan 561
— — Der Theatergraf und seine Tochter 673
Wolf, Dr. Georg Jacob: Der Architekt

Digitized by Google

Seite
Paul Ludwig Troost. Mit elf ein- und mehrfarbigen Abbildungen . . 200
Zu unsern Bildern 117, 241, 363, 474, 586, 706

Sonstige Aufsätze

Aram, Kurt: Okkultismus 361
Baschin, Prof. O.: Der Siegeszug des Luftschiffs 239
Bittrich, Max: Im Land der Luche und der Tuche. (Spreewald.) Mit der Wiedergabe von zwölf Buntstiftzeichnungen von Hans Joachim Wagner 457
Czibulka, Alfons v.: Klaus Störtebecker und die Vitalienbrüder. Mit achtzehn Abbildungen 157
Darmstaedter, Prof. Dr. Ludwig: Dokumente zur Geschichte der Naturwissenschaften. (B. A. Beringer — Chr. W. Hufeland — Gerhard Mercator) . . 619
Dessoir, Univ.-Prof. Dr. Max: Methode und Mode Coué 537
Edschmid, Kasimir: Die Schicksalslinie Europas. Mit einer Abbildung von Erna Pinner 210
Giese, Fritz: Kanusport. Mit dreizehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen von Toni Schönecker-Falkenau . . . 681
Horn, Hermann: Schnepfenjagd. Mit zwei Abbildungen von Fritz Heubner und Albert Liebermann 78
Klinghardt, Dr. Karl: Die türkische Frauenfrage 65
Korrodi, Eduard: Wenn Gottfried Keller geheiratet hätte! 690
Krieger, Dr. Bogdan: Das Palais des alten Kaisers. Mit fünfundzwanzig ein- und mehrfarbigen Abbildungen 521
Lucanus, Friedrich von: Neues von alten Bekannten (Vögel). Mit zehn farbigen Wiedergaben von Gemälden E. Aicheles-Pforzheim 345
Panconcelli-Calzia, Prof. Dr. G.: Deutsche Fechtkunst im 16. Jahrhundert. Mit vierzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 441
Rundt, Dr. Arthur: Lerne verkaufen! Mit Abbildungen 678
Scharfetter, Univ.-Prof. Dr. R.: Gesellschaftliches Leben im Pflanzenreich 413
Schleusner, Thea: Frühlingstage auf Sizilien. Mit neun farbigen Wiedergaben von Aquarellen der Künstlerin 89
Schmidt, Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Jakob: Das nationale Bildungsideal . 517
Schrön, Privatdozent Dr. Ing. Hans: Notstand, Fortschritte und Aussichten der deutschen Kraftwagen-Industrie . 353
Sternaux, Ludwig: Die Pfaueninsel. Mit siebzehn Abbildungen von Prof. Edmund Schäfer 295
Trebesius, Ernst: Großleistungen der deutschen Industrie und Technik. Mit acht Abbildungen 105
Werner, Bruno E.: Europäischer Geist 102

Seite
Wolff, Prof. Dr. Max: Von Waldverwüstern und ihrem Ende. Mit zehn Abbildungen 557

Neues vom Büchertisch

Aksakow: Animismus und Spiritismus 361
Bahr, Hermann: Liebe der Lebenden. Tagebücher 455
Baum, Vicki: Tanzpause 456
Bertram, Ernst: Das Nornenbuch . . 358
Bruns, Max: Fünf Gedichtbücher . . 360
Bulcke, Carl: Die arme Betty. . . . 236
Dürr, L.: 25 Jahre Zeppelin-Luftschiffbau 239
Engberding, Marine-Baurat: Luftschiff und Luftschiffahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft 240
Federer, Heinrich: Regina Lob . . . 113
Franck, Hans: Septakkord 700
Frank, Bruno: Trenck, Roman eines Günstlings 701
Frentz, Hans: Das Ich im All . . . 360
Friedrichs d. Gr. Briefe an seinen Kammerdiener Fredersdorf 704
Friedrich Wilhelm III.: Vom Leben und Sterben der Königin Luise 705
Goethes Werke, Festausgabe in 18 Bänden 703
Grautoff, Erna: Jahreszeiten der Seele 455
Gruber, Carl: Parapsychologische Ergebnisse 361
Hatzfeld, Adolf von: Gedichte 358
— — Positano 358
Heine, Anselma: Mein Rundgang, Erinnerungen 456
Hindenburg, Herbert von: Bobroffs Millionen 115
Hirschfeld, Georg: Der Mann im Morgendämmer 237
Klabund: Gedichte 357
Kurz, Isolde: Der Caliban 702
Leifhelm, Hans: Hahnenschrei 359
Lucka, Emil: Am Sternbrunnen . . . 116
Mann, Thomas: Bemühungen . . . 115
Mörike, Eduard, und Friedrich Th. Vischers Briefwechsel 703
Müller-Rastatt, Karl: Kampf mit dem Schatten 238
Munier-Wroblewska, Mia: Der rote Geiger 456
Muschler, R. C.: Bianca Maria . . . 582
Nostitz, Helene: Aus dem alten Europa 102
Parseval, August von: Graf Zeppelin und die deutsche Luftschiffahrt 240
Paul, Adolf: Frau Sybrecht und die Hühnerdiebe 238
Schäfer, Wilhelm: Huldreich Zwingli . 581
Schaffner, Jakob: Brüder 235
Schauwecker, Franz: Ghavati 455
— — Hilde Roxh 455
Schmidtbonn, Wilhelm: Die Geschichte von den unberührten Frauen . . . 454
Schrenck-Notzing, Dr. v.: Materialisationsphänomene 361
Seidel, Ina: Die Fürstin reitet . . . 456

Digitized by Google

Seite
Vegesack, Siegfried von: Die kleine Welt vom Turm gesehn 359
Wassermann, Jakob: Laudin und die Seinen 113
Werfel, Franz: Verdi 453
Winckler, Josef: De olle Fritz 583
— — Pumpernickel 116
Zech, Paul: Die arme Johanna . . . 580
— — Novellen 580
Zobeltitz, Fedor von: Das Fräulein und der Levantiner 583
— — Die schöne Melusine 582

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Albrecht, Kurd: Abend im Hafen von Neuyork. Gemälde. Faksimiledruck zw. 140 u. 141
Bachmann, Alfred: Hilligenlei. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 576 u. 577
Belotto, Bernardo, gen. Canaletto: Ausfahrt Friedrich Augusts II. von Sachsen. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 16 u. 17
Beltran-Massés, F., Bildnis des Fräulein Susanna Albarran-Madrid. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 360 u. 361
Bergmann, Max: Der Weckruf. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 152 u. 153
Bösken, Lorenz: Bauarbeiter Gemälde. Tondruck . . . . zw. 504 u. 505
Brendel, Albert Heinrich: Ausritt. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 656 u. 657
Champion, Theo: Die Landstraße. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 248 u. 249
Cranach d. Ä., Lukas: Liebesmahl. Ausschnitt aus dem Gemälde „Der Jungbrunnen". Faksimiledruck. zw. 256 u. 257
Dieter, Hans: Föhnstimmung am Bodensee. Gemälde. Tondruck zw. 648 u. 649
Dietzsch-Sachsenhausen, H. H.: Dem Gedächtnis unserer Heldenjugend. Hauptgruppe eines Denkmalentwurfes. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 328 u. 329
Dill, Otto: Sattelplatz, Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 384 u. 385
Eichhorst, Franz: Hessische Schäfer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 600 u. 601
Fiori, Ernesto de: Elisabeth Bergner. Bildwerk. Tondruck. . . zw. 608 u. 609
Fontan-Madrid, Leo: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 72 u. 73
Gehri, Prof. Hermann: Blick auf den Strand. Temperagemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 480 u. 481
Greco: Die Entkleidung Christi auf dem Kalvarienberg. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 184 u. 185
Hambüchen, Wilhelm: Marine. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 216 u. 217
Hesse, Rudolf: Das Konzert. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 40 u. 41
Kampf, Prof. Arthur: Prozession. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 400 u. 401
Kisfaludi-Strobl, Prof. Sigmund: Nach dem Bade. Tondruck . . zw. 392 u. 393
Liebermann, Prof. Ernst: Die Schwestern. Gemälde. Tondruck zw. 704 u. 705
Mandler, Ernst: Hauskonzert. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 408 u. 409
Marcus, Otto: Bildnis Ery Bos. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 320 u. 321
Mißfeldt, Friedrich: Die Mutter. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 496 u. 497
Neuhaus, Fritz Berthold: Blühender Mandelbaum. Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 336 u. 337
Paaß, Carl: Eva: Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 224 u. 225
Poetzelberger, Oswald: Die Sibylle. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 32 u. 33
Richter, Ludwig: Mittagsrast der Pilger. Gemälde. Faksimiledruck zw. 56 u. 57
Rimboeck, Max: Münchener Pressefest 1925. Gemälde. Faksimiledruck. Titelbild
Samberger, Prof. Leo: Savonarola. Gemälde. Tondruck . . . zw. 512 u. 513
Schimon, Ferdinand: Carl Maria von Weber. Gemälde. Faksimiledruck zw. 472 u. 473
Schmidt, Prof. Hans W.: Am Tennisplatz in Bad Pyrmont. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 264 u. 265
Scholz, Georg: Badische Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 696 u. 697
Schuchajew, Wassili: Bildnis von Fräulein Kamenka. Gemälde. Tondruck zw. 148 u. 149
Schulze-Rose, Wilhelm: Die Säerin. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 128 u. 129
Simon, Erich M.: Ehrbare Kaufleute. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 616 u. 617
Sohn-Rethel, Prof. Alfred: Kinderbildnis. Gemälde. Faksimiledruck zw. 592 u. 593
Spiro, Eugen: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 368 u. 369
Thiem, Paul: Der Sturm. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 8 u. 9
Überrück, Wilhelm: Durchgehende Pferde. Gemälde. Tondruck . . . zw. 488 u. 489
Unold, Max: Feierabend. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 112 u. 113
Urban, Prof. Hermann: Kapelle. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 584 u. 585
Weisgerber, Albert: Absalom. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . . zw. 24 u. 25
Wilckens, Prof. August: Gottesdienst auf Fanö. Gemälde. Tondruck zw. 376 u. 377
Wirsching, Otto: Sirenen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 240 u. 241

Text-Bilder

Aichele, E.: Wiedergaben von Gemälden zum Aufsatz: Neues von alten Bekannten (Vögel) 345
Arnold, Carl Johann: Kaiser Wilhelm I. am historischen Eckfenster. Gemälde. Faksimiledruck 521

Digitized by Google

Seite

Begas d. Ä., Karl:
Jugendbildnis der Kaiserin Augusta. Miniaturgemälde. Faksimiledruck . 528
Jugendbildnis des Kaisers Friedrich III. Miniaturgemälde. Faksimiledruck 529
Jugendbildnis der Großherzogin Luise von Baden. Miniaturgemälde. Faksimiledruck 529
Böcklin, Arnold: Der Abenteurer. Gemälde. Faksimiledruck 53
Camphausen, W.: Einzug Kaiser Wilhelms I. in Berlin am 16. 6. 1871. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck 525
Courbet, Gustave: Brandungswelle. Gemälde. Faksimiledruck 55
Dietzsch-Sachsenhausen, H. H.: Geheimrat Prof. Dr. August Bier-Berlin. Bildwerk 364
Dürschke, Max: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 478
Führich, Joseph von: Gang nach Emmaus. Gemälde. Faksimiledruck . . 50
Geißler, Willi:
Der Junggeselle. Farbenholzschnitt. Faksimiledruck 243
Golgatha. Radierung 242
Gelbke, Georg: Säuglingsstudien 590 u. 591
Greco: Zwanzig ein- und mehrfarbige Wiedergaben nach Gemälden . . . 177
Gulbransson, Olaf:
Karl Arnold als Rainer Maria Rilke. Zeichnung 231
Konrad Dreher. Zeichnung 229
Karl Haider. Zeichnung 228
Max Klinger. Zeichnung 232
Annette Kolb. Zeichnung 233
Else Lasker-Schüler. Zeichnung . . 230
Fritz Mauthner. Zeichnung . . . 341
Emanuel von Seidl. Zeichnung . . 233
Bernard Shaw. Zeichnung . . . 195
Rudolf Sieck. Zeichnung 339
Franz von Stuck. Zeichnung . . . 234
Ludwig Thoma. Zeichnung . . . 231
Hermann Zilcher. Zeichnung . . . 99
Hegenbarth, Josef: Umrahmungen zu Frühlingsgedichten 309
Hennemann, Karl:
Die Harfe. Originalholzschnitt. . . 325
Dolomitengipfel. Originalholzschnitt 324
Heubner, Fritz: Schnepfenjagd. Zeichnung 81
Hildebrandt, Theodor: Philipp Otto Runge mit seinem Freunde Hildebrandt. Gemälde. Faksimiledruck . 480
Hünten, Emil: Kaiser Wilhelm I. nimmt bei Euskirchen am 22. 9. 1884 zum letzten Male die Parade zu Pferde ab. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck 535
Kampf, Prof. Dr. Arthur: Hermann Sudermann. Zeichnung 712
Koch, Joseph Anton: Italienische Ideallandschaft. Gemälde. Faksimiledruck 51

Seite

Koppay, Josef: Kronprinz Wilhelm von Preußen. Gemälde. Faksimiledruck . 535
Krauß, Veit: Junger Tag. Gemälde. Faksimiledruck 241
Krüger, Franz: Kaiser Wilhelm I. Gemälde. Faksimiledruck 527
Kuhnert, Wilhelm: Löwenritt. Radierung 118
Liebermann, Albert: Schnepfen. Zeichnung 79
Liebermann, Ferdinand: Hingebung. Bildwerk 117
Liebermann, Max: Haarlemer Cloveniershaus. Gemälde. Faksimiledruck 57
Lux, Prof. Alexis: Mutter und Tochter. Kleinplastik 586
Mackensen, Fritz: Der Säugling. Gemälde. Faksimiledruck 58
Magnus, Eduard: Kaiserin Augusta in jüngeren Jahren. Gemälde. Faksimiledruck 523
Masolle, Helmer: Sechzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Gemälden und Radierungen 625
Meindl, Konrad:
Bildnisse. Farbstiftzeichnungen. Faksimiledruck 248
Tanzstudie. (Die Tänzerin Ilse Larsen.) Farbstiftzeichnung. Faksimiledruck 247
Modersohn-Becker, Paula: Die Alte. Gemälde. Faksimiledruck 61
Munch, Edvard: Die tote Mutter. Gemälde. Faksimiledruck 62
Nolde, Emil:
Jesus und die Kinder. Gemälde . . 709
Rittersporn. Gemälde 708
Pinner, Erna: Der alte Hafen in Marseille. Zeichnung 214
Pollak, Max:
Tänzerin Anne Osborn. Farbige Radierung 366
Tänzerin Albertine Rasch. Farbige Radierung 365
Tänzerin Ellis Stampe-Bendix. Farbige Radierung 366
Tänzerin Mura Zyperovitsch. Farbige Radierung 365
Poschedajeff: Bühnenentwürfe zur Szene „Die Lampe“ im russischen Theater „Der blaue Vogel“ 367
Quedenfeldt, Dr. E.: Tragödie. Erwinodruck 707
Rhein, Prof. Fritz: Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Justi, Direktor der Berliner Nationalgalerie. Zeichnung 363
Riedel, August: Römisches Landmädchen. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck 532
Rohlfs, Christian: Achtzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 545
Rösler, Waldemar: Sonnige Landschaft. Gemälde. Faksimiledruck 64
Rotky Dr. Carl: Dolomiten (Geißlerspitzen). Steinzeichnung 707

Digitized by Google

Seite

Runge, Philipp Otto: Neunzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 417
Schäfer, Prof. Edmund: Aquarelle und Zeichnungen zum Aufsatz: Die Pfaueninsel 295
Schiavone, Natale: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 533
Schleusner, Thea: Frühlingstage auf Sizilien. Aquarelle. Faksimiledruck 89
Schönecker-Falkenau, Toni: Kanu-Sport 681
Schreuer, Wilhelm: Siebzehn ein- und mehrfarbige Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen 273
Schuster-Woldan, Prof. Raffael: Frauenbildnisse. Gemälde. Faksimiledruck . 561
Slevogt, Max: Jäger am Abhang. Gemälde. Faksimiledruck 59
Spiro, Eugen:
Käthe Dorsch, Eugen Klöpfer, Paul Henckels, Liselotte Denera und Lucie Höflich in Maugham und Randolphs „Regen". Zeichnung 124
Tilla Durieux, Fritz Kortner und Kurt Götz in Bernard Shaws „Zurück zu Methusalem". Zeichnung. . . 127
Erika Gläßner in Birabeaus „Figuranten". Zeichnung 121
Sigrid Johansen als „Marie" in Alban Bergs Oper „Wozzeck". Zeichnung 128
Franziska Kinz in Max Mohrs Schauspiel „Ramper". Zeichnung . . . 125
Lina Lossen in Bernard Shaws „Kapitän Braßbounds Bekehrung" . . 127
Alexander Moissi, Frl. Sagan und Karl Ettlinger in Pirandellos Schauspiel „Heinrich IV.". Zeichnung 126
Erika von Thellmann in Edmond Rostands Drama „Der junge Aar". Zeichnung 123
Paul Wegener in Max Mohrs Schauspiel „Ramper". Zeichnung . . . 125
Stieler, Josef Karl: Bildnis einer Münchnerin. Gemälde. Faksimiledruck . . 533
Terborch, Gerard: Tricktrackspieler. Gemälde. Faksimiledruck 49
Theer, Albert: Caroline von Perger, später Frau Albert Theer. Miniatur auf Elfenbein 710
Uhde, Fritz von: Gartenweg. Gemälde. Faksimiledruck 52
Vogeler, Heinrich: Sommer. Gemälde. Faksimiledruck 60
Wagner, Hans Joachim: Zwölf Buntstiftzeichnungen zum Aufsatz „Im Land der Luche und Tuche" (Spreewald) . 457
Weisgerber, Albert: Gartenfest. Gemälde. Faksimiledruck 63
Wellenstein, Walter: Clara Ratzka. Zeichnung 363
Winterhalter, Franz-Xaver:
Kaiserin Augusta. Gemälde. Faksimiledruck 530
Großherzogin Luise von Baden. Gemälde. Faksimiledruck 531

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Anders, Maria: Vollendung. Scherenschnitt 246
Beckmann, Edmund: Tierplaketten . . 589
Blümelhuber-Steyr, Michel: Schlüssel zum neuen Dom zu Linz a. d. Donau 476
Böcher, August: Vorhalle 711
Dunze, A.: Holzschnitt-Exlibris . . . 120
Eichheim, Max: Holzschnitt-Exlibris . 120
Hinz, Marlice: Modernes Stilkleid. Zeichnung. Faksimiledruck 479
Hohlwein, Ludwig: Plakate 477
Kamieth, Ilsabe: Sportweste. Zeichnung. Faksimiledruck 479
Kübart, Prof. Reinhold: Entwurf für einen Sportpreis 244
Kunstgläser aus Zwiesel 245
Martini, W.: Tischschale in Bronze. . 587
Mexikanische Scherenschnitte 475
Modebild: Italienerin im hochgeschürzten spanischen Reifrock und Stuartkragen 706
Möhler-Gmund, Fritz: Anhänger in Gold mit weißem Email und grünem Email und Lapislazuli-Tropfen . . 476
Pepinski, Eryk: Gartenarchitektur . . 474
Raab, R.: Holzschnitt-Illustration . . 120
Riegel, Hedwig: Holzschnitt-Exlibris . 120
Rösler, Paula: Scherenschnitte . . . 588
Schade, Prof. W. E.:
Entwurf für einen Sportpreis . . . 244
Kamingerätekorb 476
Schwindsche Scherenschnitte. 119
Tiere, Glasgeblasene, und Menschen . 587
Werner, Max: Landhaus 592
Wolf, Erich: Damenzimmer 711

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Maiheftes:

Seite

Das Bekenntnis. Roman von Clara Ratzka (Schluß) . . . 249

Wilhelm Schreuer. Von Prof. Dr. Walter Bombe. Mit 17 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 273

Der Reisende. Novelle von Eugen Roth. 289

Die Pfaueninsel. Von Ludwig Sternaux. Mit 17 Abbildungen von Prof. Edmund Schäfer . 295

Gedichte: „Es wird Frühling, Mutter..." Von Otto Haus — Nächtliche Autofahrt im Frühling. Von Karl von Berlepsch — Schöne Nacht. Von Eduard Lieb — Nachtbild. Von Hilda Bergmann — Spanische Liebesstrophen. Von Frida Schanz — Aus dem Garten der Liebkosungen. Von Julius Zerfaß. Mit vier Umrahmungen von Josef Hegenbarth, Dresden-Loschwitz 309

Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschichte von Max Dreyer 313

Heimat. Gedicht von Maria Katharina Holgers 337

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Das liebe Ich und die Zeitgenossen (Bodensee-Verzauberung). Skizze von Grete Gulbransson. Mit zwei Abbildungen von Olaf Gulbransson 338

Digitized by Google

	Seite
Der Pilger. Gedicht von Hermann Hesse	344
Neues von alten Bekannten. Von Friedrich von Lucanus. Mit zehn farbigen Wiedergaben von Gemälden E. Aicheles-Pforzheim	345
Notstand, Fortschritte und Aussichten der deutschen Kraftwagenindustrie. Von Privatdozent Dr. Ing. Hans Schrön	353
Neues vom Büchertisch: Lyrik. Von Karl Strecker. — Okkultismus. Von Kurt Aram	357
Illustrierte Rundschau	363
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil)	5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die Landstraße. Gemälde von Theo Champion	Titelbild
Liebesmahl. Ausschnitt aus dem Gemälde „Der Jungbrunnen" von Lukas Cranach d. Ä.	256—257
Bildnis Ery Bos. Gemälde von Otto Marcus	320—321
Blühender Mandelbaum. Gemälde von Fritz Berthold Neuhaus	336—337

Kunstbeilagen in Tondruck:

Am Tennisplatz in Bad Pyrmont. Gemälde von Prof. Hans W. Schmidt	264—265
Dem Gedächtnis unserer Heldenjugend. Hauptgruppe eines Denkmalentwurfes von H. H. Dietzsch-Sachsenhausen	328—329
Bildnis des Fräulein Susanna Albarran-Madrid. Gemälde von F. Beltran-Massés	360—361

Selbständige Textbilder:

Dolomiten-Gipfel — Die Harfe. Originalholzschnitte von Karl Hennemann	324—325

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil	1—38
Hinterer Anzeigenteil	1— 8
Umschlag	2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

Töchterpensionate	12
Unterrichtsanstalten	12—13
Hotels und Pensionen	13—14
Kurorte und Heilanstalten	14—20
Deutsche Bücher	22—23

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Landstraße. Gemälde von Theo Champion

(Aus Flechtheims Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrg. / Mai 1926 / 9. Heft

Das Bekenntnis

Roman von Clara Ratzka

Schluß

Der November, feucht, kalt und dunkel, lag über der müde gewordenen Stadt. Es war schwer, mutig zu bleiben. Im Grunde war ich es auch nicht; ich arbeitete fleißig, und das half mir. Nicht die Arbeit bei Madame Odette, obgleich sie angenehmer geworden war. Clarisses Vermittlung hatte mir zu zwei Dingen verholfen: ich war nicht mehr Mannequin und ich hatte eine höhere Einnahme. Diese Einnahme verschaffte mir ein besseres Zimmer, Trost für die vielen düsteren Tage, in denen ich jetzt lebte und die der lange Winter noch bringen würde.

An den Abenden saß ich in diesem Zimmer, und meine Gedanken wanderten wiederum in die Vergangenheit. Sie hatte in mir geschlafen.

Da war nicht nur das eine, Schwere; nun ich diese ganze Vergangenheit als reiferer Mensch betrachtete, war sie vielgestaltig. Aus unzähligen Quellen floß mein kleines Menschenleben zusammen — unser Leben auf Pahlivaa.

Alle meine Vergangenheitsgedanken sammelten sich in mir, mit ersten Eindrücken, Märchen beginnend, bis zu den zerlegenden Betrachtungen über das Wesen der mir nahen Menschen und mein eigenes Wesen; und ich setzte mich hin und gab diesen Gedanken ein klares, stärkeres Leben durch die Form. Selbst ihn, Sten, begann ich zu lieben, weil ein leuchtendes Stück Leben in ihm verzerrt und dann vernichtet wurde.

An einem dieser Abende — draußen war alles wie mit schwarzem Flor verhangen — saß ich am Kamin und las aufmerksam, was ich tags zuvor geschrieben hatte. Da hörte ich das Herannahen eines Menschen.

Es war Veronika. Ganz verstört sah sie

Der neue Roman von Hermann Sudermann „Der tolle Professor“ beginnt im Juniheft

Digitized by Google

aus! Die Stille, das Vertrauen waren aus ihrem Gesichte verschwunden. Erregt hielt sie meine Hände, ihre Augen glühten. „Fräulein Berischeff," sagte sie leise, drängend, „Sie kennen meinen Mann, Sie haben Einfluß auf ihn, Sie müssen mir helfen!"

„Was ist — was ist vorgefallen?" Ich nötigte Veronika zum Sitzen.

Sie seufzte und strich ein paarmal über ihr Gesicht, wie um ihre Züge zu glätten. Dann sagte sie düster: „Ich weiß mir kaum noch zu helfen. Hendrik lebt wie ein Besessener. Sein Vater hat ihm Geld geschickt; ich bat darum. Er wirft es weg, sitzt nächtelang mit Menschen, Männern und Mädchen, zusammen, die er kaum oder gar nicht kennt. Und ich ziehe mit ihm herum, sehe das alles. Ich lasse ihn nicht. Ob er will oder nicht, ich bin an seiner Seite. Das Böse ist in ihm!" Die letzten Worte stieß sie heftig heraus.

„Nicht das Böse!" Ich kniete neben ihr nieder, sie dauerte mich unsäglich. „Er ist verzweifelt."

„Verzweifelt? Hendrik?" Streng sah sie mich an. „Ich habe ihm alles gebracht, was ein Mann sich wünschen kann, demütig habe ich es ihm gebracht. Und als er es nicht wollte, habe ich immer Neues ersonnen. Ich muß etwas finden, das ihn uns und dem Ernsten, Redlichen zurückbringt."

„Da ist kein Grund zum Verzweifeln, es sei denn, Hendrik verzweifelte an sich selbst."

Wie eine Fanatikerin sah sie aus. Die dunklen Augen, die eng zusammengepreßten Hände, das hatte etwas Unheimliches.

Durfte ich länger noch abseits stehen? Mußte ich nicht helfen? Eine heftige, quälende Sorge erfaßte mich — ich dachte an Sten, als er mit jener verrufenen Frau aus Helsingfors und deren Mann, mit allerlei herzugelaufenem Volk trank, spielte, tobte. Er hatte damals niemand, der ihm half!

„Was soll ich tun?" sagte ich, mich erhebend.

„Wirklich — wollen Sie mir beistehen?" Ich nickte nur. „Morgen abend müssen Sie bei ihm sein, auf eine Art, die ihn nicht verletzt; er ist überempfindlich geworden. Morgen ist ein Maskenball in einem Klub; hier ist die Karte." Sie stand auf, gab sie mir. „All diese widerwärtigen Menschen kommen hin." Ich sah, wie ein Ekel sie schüttelte. „Und ich, ich kann das nicht, das nicht! Ich kann keinen bunten Fetzen anziehen und mitgehen. Ohne das läßt man mich nicht hinein, und er darf nicht allein sein. Es ist etwas Gewalttätiges in ihm, wenn es schon nichts Böses sein soll."

Was Veronika von mir verlangte, war auch mir sehr schwer. Doch ich schwankte nicht; ich wollte ihn sehen gerade in dieser Umgebung und ich wollte ihn sprechen. —

Wir gingen an meinen Kleiderschrank und sahen nach, was sich aus meinen Sachen machen ließ. Da hing ein weißes Kleid. „Das geht," sagte ich, „Winter oder Schnee könnte ich vorstellen; aber Sie müssen mir helfen, ich habe wenig Zeit."

Wir verabredeten alles, und am andern Abende saßen wir hastig über unserer Näharbeit, beide erregt, beide traurig.

Es war schon spät, als ich fertig war. Kaum sah ich in den Spiegel hinein. Ich nahm einen Wagen und fuhr davon. Veronika ging in Hendriks Wohnung.

Das Fest war verwirrend laut und bunt. Ich hatte so etwas niemals gesehen. Lächerlich, fast kläglich kam ich mir vor. Ich drängte mich vorwärts. Mein ernstes Gesicht paßte nicht hierher. Man wich in komischer Weise vor mir aus. Das durfte nicht sein. So lachte ich denn, gab schnelle Antworten. Ein Mann kam und tanzte mit mir. Das war das Rechte. So mußte Hendrik mich sehen.

Es geschah, wie ich wollte. Er saß in einer Nische mit mehreren andern; sie tranken und sangen. Ganz zerstört sah er aus, trotzdem sein Gesicht über und über gerötet war. Sogleich bemerkte er mich. Halb erhob er sich, dann ließ er sich laut lachend zurückfallen. Er umfaßte ein Mädchen, das neben ihm saß. Doch mein Anblick ließ ihm keine Ruhe. Nach kurzer Zeit schon kam er auf mich zu. Ich saß wieder allein, kein Mensch kümmerte sich um mich.

„In was für einem Aufzuge kommst du hierher?" fragte er kalt.

Ich stand auf und sah ihn an. „Hendrik, so sprichst du nicht zu mir!" sagte ich ruhig.

Da veränderte sich sein Ausdruck. „O, Nadia, Nadia, wozu läßt du dich mißbrauchen!" Und dann, als sei wirklich Böses in ihn gefahren: „Spionin du, Aufpasserin!" Er ließ mich stehen, rannte blindlings weg. Wenige Augenblicke später sah ich ihn tanzen. Am liebsten wäre ich gegangen, doch wie konnte ich? Ich mischte mich unter die Menge, hielt mich in seiner Nähe. Einmal kam er, umschlang mich, tanzte mit mir, ohne ein Wort zu sprechen. Er hörte nicht auf das, was ich ihm sagte, ließ mich stehen. Von jetzt ab wurde er der Mittelpunkt größter Ausgelassenheit.

Schon beschloß ich zu gehen, da kam Beryl herein. Sie trug schaumige Spitzen, ein wenig Grün und sah entzückend aus. Ohne mich zu bemerken, machte sie sich lachend

Digitized by Google

053
YE
V. 40[3]

einen Weg zu Hendrik hin. Sie schien von einem andern Feste zu kommen und in toller Laune zu sein. Hendrik öffnete seine Arme, sie sprang auf ihn zu. Er küßte sie und drehte sich mit ihr im Kreise. Gebannt sah ich hin. War er denn wirklich von Sinnen? Hier saß ich, die er liebte! Wie konnte er mir das antun? Er war mit Beryl auf eine breite Polsterbank gefallen. Sie hielten sich umfaßt. Dann setzte er sich, zog Beryl an sich und liebkoste sie. Als ein anderer kam und Beryl holen wollte, schmiegte sie sich fest an ihn. Er hob sie auf und ging mit ihr davon.

Das Ganze kam so unvermutet. Es hatte mich getroffen, wie ein Schlag ins Gesicht.

Dennoch, ich wollte tun, was ich Veronika versprochen hatte. Sobald es mir möglich war, drängte ich mich durch, hinter den beiden her, denen man lachend ausgewichen war. Ich sah gerade noch, wie sie gemeinsam davonfuhren.

Nicht zu Veronika, gewiß nicht — zu Beryl. Ich holte meinen Mantel und ging nach Hause in Empörung und Trauer.

*

Am andern Tage war der Nebel wie zu einer braunschwarzen Masse geworden. Sie füllte die Straßen. Man hörte das Blasen der Signale, sah die Laternen der Schutzleute, die den wenigen noch verkehrenden Wagen voranschritten. Es war eine schwefelige Dunkelheit.

Mit vieler Mühe gelangte ich bis zu meiner Arbeitsstätte. Auch in den Zimmern kämpfte das Licht schwer gegen den eindringenden Nebel an.

Gegen Abend erst wurde es besser. Müde kroch ich nach Hause. Das Erlebnis der Nacht lastete auf mir. Ich mußte Veronika sprechen, heute noch, doch wie sollte das geschehen?

Als ich mich der Haustür näherte, sah ich die Umrisse eines Menschen. Das konnte nur Hendrik sein! Auch er hatte mich erkannt. „Nimm mich mit," sagte er hastig.

Doch kaum betraten wir mein Zimmer, da legte er die Hände auf meine Schultern, zwang mich, ihn anzusehen, und sagte: „Veronika ist fort — vielleicht lebt sie nicht mehr." Das erschütterte mich so sehr, daß ich auf meinen Füßen schwankte. Hendrik hielt mich. „Verzeih mir, Nadia, verzeih —" hörte ich ihn sagen. Doch ich dachte nur an Veronika, hatte alles andere vergessen.

„Was ist mit ihr?" stammelte ich.

„Ich kam am Morgen von Beryl," sagte er vor sich hinblickend. Sein grau aussehendes Gesicht zuckte. „Ich hielt es nicht aus, mit Veronika zusammen zu sein; doch sie ließ nicht nach, ich ging mit ihr. Schließlich — wir standen im dicken Nebel auf der Westminster Brücke. Weiß selbst nicht, wie wir dahingekommen sind. Nebeneinander, ans Gitter gelehnt, standen wir, und sie sagte dasselbe wie immer, beschwor mich, belud mich mit Vorwürfen — und da — ich konnte, wollte ihr Gesicht nicht sehen — mußte hart sein — da sagte ich rücksichtslos heraus, daß es niemals mehr sein kann, daß sie abreisen soll, heute noch; nicht einen Tag länger könnte ich diese sinnlose Quälerei ertragen. Und so überflüssig es war, ich sagte ihr, diese und manche Nacht schon hätte ich mit einer andern verbracht."

Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: „Alles hatte ich herausgesagt, was ich wollte. Ich sah zur Seite, streckte die Hand aus und fühlte eine Leere neben mir, — Veronika war fort. Es nutzte nichts zu suchen. War sie rechts gegangen, links? Was wußte ich! War sie — denkst du —"

„Nein, das nicht, Veronika tut so etwas nicht. Sie lebt. Hast du eine Anzeige gemacht?"

„Ja."

„Und nichts gehört?"

„Nein."

Marjorie fiel mir ein, ihre Besuche in den Asylen für obdachlose Frauen. „Hendrik, wir müssen sogleich zu Marjorie gehen, sie weiß Rat —"

Ich griff nach meinem Mantel, er nahm ihn mir ab, half sehr sorgsam. „Nadia, glaubst du, daß du jemals vergessen kannst?"

„Du und ich, wir kommen jetzt nicht in Frage," sagte ich erregt, „nur Veronika." Hendrik trat zur Seite.

Ich sagte meiner Hauswirtin Bescheid; es war möglich, daß Veronika zu mir hin fand. Keinen Augenblick glaubte ich, sie könnte sich das Leben genommen haben. Es brachte mich gegen Hendrik auf, daß er dieser Vorstellung Raum gab.

Wir fuhren zu Marjorie und trafen sie zu Hause an. Sie verstand uns sogleich. Veronika mußte ihr einen Einblick in ihr Leben gegeben haben; wir hatten kaum irgend etwas zu erklären.

Sie nahm mich mit auf ihren Weg; Hendrik sollte wiederum zur Polizeistation gehen. Wir trafen keine Verabredung mit ihm. Er stand unter einer Laterne und blickte bald Marjorie an, bald mich, mit einem Ausdruck, der mir fremd an ihm war und der mich beunruhigte.

Empfindsam und leidend war dieses Gesicht. Wohl hatte er nichts Gutes aus seinem Leben gemacht, hatte sich erniedrigt, andern Gram bereitet, und dennoch wohnte

622081
Digitized by Google

Unzerstörbares in ihm. Hendrik sah nicht aus wie ein Mensch, den man aburteilen kann. Eine seltsame Reinheit war in diesen Augen, die jetzt irgend etwas von mir forderten. Ich wußte nicht, was es war. Vielleicht sollte ich Marjorie wegschicken, bei ihm bleiben; doch ich konnte es nicht.

Er stand ziemlich weit von mir entfernt. Ich hätte zu ihm hingehen müssen. Dagegen lehnte sich das Empfinden dieser Stunde auf. Er ging langsam von uns weg, ein wenig vornübergebeugt, mager, die Hände in den Taschen. —

Die Nacht brachte uns keinen Erfolg und auch der nächste, sehr niederdrückende Tag nicht. Marjorie übernahm es, Hendrik zu benachrichtigen; ich konnte nicht von meiner Beschäftigung bleiben, und es war mir recht so. Hätte ich, durch eigene Kraft, Veronika auffinden können, ich hätte sie gesucht; so aber blieb mir nichts, als zu warten.

Spät am Abend klingelte es heftig an der Haustür. Ich hatte geschlafen, da ich von zwölf Uhr ab in die mir von Marjorie bezeichneten Unterkunftsstellen gehen wollte. Es war ein Bote für mich. Ich sollte sofort in das Nachtasyl der Heilsarmee kommen. Eine der Eingelieferten könnte die Vermißte sein. Unsere Beschreibung Veronikas war eingehend gewesen — ich hoffte!

So schnell wie möglich kleidete ich mich an. Der Bote war gegangen. Mir war es lieb, allein zu sein. Es war ein weiter Weg. Schließlich mündete er in einer engen, dunklen Gasse. Über dem Eingange zum Asyl hing eine Laterne, das wußte ich. Sie warf einen sehr matten, rötlichen Schein auf die geöffnete Tür, in der eine Frau lehnte. Nur wenige Schritte vor mir her schlappte ein altes, in Lumpen gehülltes Geschöpf. Es bog, den Kopf gesenkt, in die schwarze Öffnung ein. Die Frau an der Tür legte etwas in die ausgestreckte Hand hinein. Es war wohl eine Nummer.

Als die Angehörige der Heilsarmee mich erblickte, wußte sie, weshalb ich kam. „Gehen Sie nur hinein, ich muß hier stehen bleiben. Sie werden sich schon zurechtfinden.“

Gleich rechts war die Tür, die Alte gab sie mir in die Hand. In dem Halbdunkel schritt ich langsam an den Lagerstätten entlang, auf und ab, jede einzelne betrachtend, so gut das gehen wollte.

Schon kam mir ein Zweifel, da bewegte sich eine der Frauen; ihr Gesicht wurde ein wenig heller beleuchtet. Das war Veronika. Sie lag zwischen einer offenbar betrunkenen noch jungen Frau und einem halben Kinde, einem Mädchen, das aussah, als ob kein Leben mehr in ihm wäre. Es war ein grausiger Anblick. Dazu die schlechte Luft, die unsichere Beleuchtung. Einige Frauen saßen aufrecht da und blickten mich mit widerlicher Neugier an.

Veronika schlief. Unter diesen Verwahrlosten. Auf eine andere als mich hätte dieses alles wohl schwerer gewirkt; doch ich selbst war in der großen Stadt umhergeirrt, hatte in den Slums gelebt und jene letzte Nacht in einer Spalte zwischen zwei Häusern verbracht, ganz gewiß tiefer verzweifelt als Veronika, die ein Heim hatte, Kinder und eine klare Vergangenheit.

War es nicht sonderbar, daß Hendrik mich gerettet hatte und daß ich nun neben einer Frau saß, die um seinetwillen in den Schmutz der Großstadt getrieben wurde? Daß ich ihm diese Frau wieder zuführen konnte, die uns trennte?

Nein, nicht nur sie trennte uns!

Ich beugte mich hinab, horchte auf den Herzschlag, die Atemzüge — da erwachte Veronika, ihre Augen hatten einen verständnislosen Ausdruck. Sie mußte hohes Fieber haben, so schien es mir. Ich nannte sie beim Namen, ergriff ihre Hand, doch sie wandte den Kopf ab. Wollte sie mich nicht sehen oder hatte sie mich nicht erkannt?

Hinter mir nahten leise Schritte — Marjorie! Was für eine Erleichterung! „Ich weiß — Frau zur Landen ist krank — draußen wartet ein Wagen. Hier ist alles abgemacht. Wir tragen sie hinaus, sie kann doch bei Ihnen bleiben?“

„Ganz gewiß, solange sie will.“

Marjorie richtete Veronika auf. Da erst schien sie ganz zu erwachen. Sie sprach kein Wort, doch sie mußte uns erkannt haben. Sie legte ihre Arme auf unsere Schultern und ging sehr beherrscht zwischen uns hinaus auf den Wagen zu. Wir hoben sie hinein. Zu Hause brachten wir sie zu Bett, und Marjorie holte einen Arzt. Ich hatte sie gebeten, auch Hendrik zu benachrichtigen.

Veronika erholte sich schnell. Sie war schwer erkältet und gänzlich erschöpft, hatte eine kurze Zeit hohes Fieber, und hin und wieder schien es, als verwirrten sich ihre Gedanken. Hendrik fragte oft nach ihr, doch die Pflegerin hatte ihn abgewiesen. Marjorie wollte es so. Sie verbrachte viele Stunden allein mit Veronika. Diese beiden, die derselbe Glaube verband, haben gewiß Veronikas Leben neu aufgerichtet.

Als ich dann zu ihr kommen konnte — ich schlief in Marjories Zimmer bei Madame Odette — fand ich eine ganz veränderte Frau. Alle Unruhe, aber auch alles Liebevolle war dahin. Sie saß aufrecht da, von Kissen gestützt. Ihr Haar war streng

Digitized by Google

gescheitelt, das Gesicht blaß. Die Hände lagen still auf der dunklen Decke.

Als wir ein wenig miteinander gesprochen hatten, fragte sie mich: „Haben Sie ihn gesehen?“ Daß es nicht so war, schien sie zu befriedigen. „Am besten ist, Sie sehen ihn niemals wieder. Dieser Mann ist für keine Frau gut. Er mag von jetzt ab leben, wie er will — ich habe mich von ihm losgesagt. Verhüten Sie, wenn Sie können, daß er glaubt, ich hätte mir ein Leid antun wollen. So vergesse ich mich nicht. Wohl war ich voll Verzweiflung, irrte umher“ (niemals hat Veronika mehr als dieses über jene Zeit gesagt). „Doch ich wußte, ich habe Kinder. Es ist zu hart zu denken, daß sie von diesem Manne sind.“ Kalt und verbittert klang es.

Ich fragte sie, ob er nicht damals, im Anfang, dennoch guten Willen gehabt und ihr Glück gegeben hätte.

Sie erwiderte mir, sie verachte sich selbst, etwas derartiges jemals geglaubt zu haben. Heute sähe sie nur noch eine Kette von Erniedrigungen. Sie und seinen Vater habe er enttäuscht, gekränkt, betrogen. Das alles sagte sie bewegungslos dahin. Es war etwas in ihr zerbrochen. Wenn ich Worte einfügte, die Hendrik beschützen sollten, hatte sie eine kurze, verächtliche Abwehr. Was nutzte es auch? Veronikas Empfinden für ihn war zerstört. Sie sprach wenig von ihm, sie sagte, sie wolle mit den Kindern nun ganz zu Hendriks Vater ziehen; es werde Mühe kosten, sie zu gesitteten Menschen zu machen. Freigeben würde sie Hendrik niemals — als sie das sagte, blickte sie mich ernst und fest an — eine Ehe sei unlöslich.

Sie strich über meine Hand. „Er hat genug Übles getan, wenn er eine Frau gepeinigt und verworfen hat, er soll nicht frei sein, Unglück über eine zweite Frau zu bringen.“

Darauf konnte und wollte ich nichts erwidern; ich hatte niemals daran gedacht, Hendrik zu heiraten, und gerade jetzt war ich weit von ihm entfernt. Dennoch — ich konnte ihn nicht verdammen.

*

Zwei Tage später reiste Veronika ab. Sie war noch schwach, doch es war etwas unerbittlich Sicheres in ihr. Marjorie begleitete sie. Als der Zug anzog, reichte sie mir die Hand und sagte mit einer innigen Einfachheit: „Alles Gute für Sie!“ Marjorie winkte über sie hinweg aus dem Hintergrunde des dämmerigen Wagens.

In diesem Abschied war etwas Tragisches. Es war ein Lebensabschnitt für Veronika und für mich. Wir mußten uns beide von neuem und sehr gewissenhaft auf uns selbst besinnen.

In Gedanken verloren schritt ich durch den Sankt James-Park, in dem ich vor Jahren die erste schüchterne Erhebung meines Geistes erlebt hatte. Diese Erhebung war ein Geschenk der Schönheit gewesen. Auch jetzt tat mir die gepflegte und malerische Umgebung wohl. Die Frage bewegte mich, ob Hendrik von Veronikas Entschlüssen, von ihrer Abreise wußte. Sie hatte ihn nicht gesprochen und sie hatte ihm nicht geschrieben. Vielleicht aber hatte es Marjorie übernommen, Hendrik eine Nachricht zu geben. Sie konnte auch aus eigenem Antriebe gehandelt haben. Sie und Veronika waren sich sehr nahegekommen.

Ich ging in der Richtung zu Hendriks Wohnung hin; zwischen zwei Häusern war ein Einschnitt, durch den hinweg man seine hochgelegenen Fenster erblicken konnte. Es wäre mir unmöglich gewesen, ihn heute zu sprechen. Die Fenster waren nicht erleuchtet. Saß Hendrik vielleicht am Flügel und spielte? Hatte er sich ins Dunkel vergraben, über das Vergangene nachdenkend? Eine Weile ging ich hin und her, dann entschloß ich mich, heimzukehren.

Am Sonntag morgen, recht früh schon, ging ich zu seiner Wohnung. Sie war verschlossen. Ich klingelte. Mir wurde nicht geöffnet. Hendrik nicht zu Hause? Ich befragte seine Hauswirtin.

„Herr zur Landen ist verreist. Er bat mich, falls Sie kämen, Ihnen die Tür zum Atelier zu öffnen.“

Die Frau tat es, und nun stand ich da und sah in den Raum hinein, der mir einst so teuer war und in dem sich in den letzten langen Wochen eine Tragödie abgespielt hatte. In der Ecke, in der ich meine erste Nacht in dieser Wohnung verbracht hatte, stand ein Feldbett. Hier hatte Hendrik geschlafen, ganz gewiß.

Ich zog die Schublade auf, in der jene Handarbeit liegen mußte, an der ich arbeitete, als Veronika eintrat. Sauber, sorgfältig aufgefaltet lag sie da, vollendet. Wie das Veronika ähnlich sah!

Ich wendete mich nach der Wirtin um, sie stand auf dem Flur, die Tür war halb geöffnet. Was gab mir nur dieses kalte, herzbeklemmende Gefühl? Hendrik würde wiederkommen! Vielleicht bald schon.

Neben dem geschlossenen Flügel stand die Staffelei, ein Bild darauf. Es war der „Garten der Kindheit“. Schon als ich das Zimmer betrat, strahlten mir diese herrlichen Farben entgegen. Jetzt ging ich

Digitized by Google

näher hin, entzückt, und doch beklommen. Ganz unten am Bilde bemerkte ich eine kleine Karte. Ich nahm sie und las: „Für Nadia!“

Erschüttert stand ich vor seinem Bilde, dem besten vielleicht, das er je gemalt hatte.

Das war ein Abschied, ich wußte es. Lange konnte ich mich nicht vom Fleck bewegen, vielleicht schien es mir auch nur so, denn ich verlor den Begriff für Raum und Zeit. Die Frau kam zu mir. „Mögen Sie das leiden?“ fragte sie lachend.

Ich nickte. Dann sagte ich mühsam: „Herr zur Landen hat es mir geschenkt. Vielleicht trägt Ihr Mann es hinunter — holt einen Wagen —“

„Gewiß, ja.“ Sie ging fort. Mir schwindelte. Schwer stützte ich mich auf den Flügel. Als ich mich ein wenig sicherer fühlte, ging ich langsam durch den ganzen Raum, nahm alles nochmals in mich auf — auch ich nahm Abschied.

Der Mann kam und trug mir mein Bild zum Wagen. Ich hängte es in meinem Zimmer auf und entfernte allen andern Schmuck. Bisweilen dachte ich, es könnte nicht sein, Hendrik müßte wiederkommen. Oder er würde mir schreiben. Nichts von dem geschah. —

Marjorie kam. Ich glaube, sie und Veronika hatten um seine Abreise gewußt. Doch ich sprach nicht mit ihr darüber. Wozu auch?

Der Winter ging mit eisernem Gleichmaße weiter. Stumpf und taub ging ich hindurch.

Als das erste Ahnen neuer Weichheit über das Land zog, kam Clarisse. Wir waren in Verbindung geblieben, doch von dem Erleben konnte ich ihr nicht schreiben. Wiederum kam sie frisch und strahlend von Tatkraft in mein kleines Leben hinein. Sie wollte auf mindestens ein halbes Jahr nach Amerika. Ganz hingenommen war sie von ihren Plänen. Doch sie bemerkte auch mich, sehr bald sogar — sie bemerkte die Veränderung in mir.

Ich habe ihr alles erzählt, von Hendrik, von mir, von Veronika. Ich konnte nicht anders. Seit der Zeit sind wir wie Schwestern. Sie versteht dieses ganz Innerliche, leicht Verletzliche wie niemand sonst. Diese Tage mit ihr hatten etwas Erlösendes und trotz allem hatten sie Glanz.

Als Clarisse zum Abschied bei mir war, stand sie voll Begeisterung vor Hendriks „Garten der Kindheit“. Sie kannte das Bild nicht.

„Das muß mein Vater sehen,“ sagte sie mehrere Male.

„Ach, du mußt ihn kennen lernen, meinen Vater, ihr würdet Freunde sein, ganz gewiß.“ Und, nachdenkend, fügte sie hinzu: „Ich glaube, er kommt im Herbst nach London. Willst du bis dahin tapfer sein?“

Dann verließ auch sie mich. Ich lebte eintönig dahin.

Nur eines wußte ich: als Hendrik ging, hatte er mich lieb. Sein Bild legte Zeugnis dafür ab.

Im Herbst — endlos dauerte es bis zum Herbst — kam wirklich Clarisses Vater. Sie selbst hatte ihre Vortragsreise immer noch nicht abgeschlossen.

Er kam zu mir in mein kleines Büro bei Madame Odette. In der schwedischen Sprache redete er mich an. Mit ihm kam etwas wie ein heller Schein zu mir. Groß und schlank stand er vor mir, den Kopf ein wenig geneigt. Er hatte Augen so blau wie Hendriks Augen und volles, ganz weißes Haar. Klug sah er aus und mehr noch als das: gütig. Wie ein alter Freund sprach er zu mir. Ich mußte ihn gleich mit nach Hause nehmen, weil er Hendriks Bild sehen wollte.

Es wurde mir beklommen, als er dastand und es betrachtete. Es sollte ihm gefallen! Nichts gegen Hendrik, was immer in seinem Leben war!

Da fiel mir meine Mutter ein. Sie, die so liebevoll war, hingebender, weicher als ich! Nichts gegen Sten — sie konnte es nicht. Meine Augen wurden heiß, kaum konnte ich an mich halten.

Clarisses Vater wandte sich um, sah mich an. „Ja, es ist wundervoll,“ sagte er.

Wir setzten uns hin, und ich bemühte mich, gelassen zu erscheinen. Doch es gelang mir nicht ganz, und er wollte es auch nicht dazu kommen lassen. Er sprach in einer Weise zu mir, die etwas Warmes, Lösendes hatte. Als er ging, ließ er mir das Empfinden zurück, etwas Besonderes erlebt zu haben.

Wir waren noch einige Male beisammen, und wieder sollte ein Abschied kommen. In meinem Zimmer saßen wir, und Clarisses Vater war voll großer Herzlichkeit. Schon wollte er gehen, war an der Tür, da wandte er sich nochmals zurück und sagte: „Wir haben nun so manches miteinander besprochen, nur eins weiß ich nicht, und das möchte ich Sie fragen. Ist gar nichts in Ihnen, was über den Alltag hinaus will? Ich meine Besonderes, Schaffendes. Mir ist immer, als müßte etwas in Ihnen verborgen sein. Was ist es nur? Können Sie es mir nicht sagen?“

Wie in einer Erleuchtung fiel mir alles

Digitized by Google

das ein, was ich niedergeschrieben hatte, ehe diese Finsternis kam.

„Vielleicht kann ich es." Ich ging an meinen Koffer, schloß ihn auf. Ich fühlte mein Blut kreisen. Tat ich recht? Wurde ich zurückgeschleudert? Ganz gleich. Dieser Mann, dem ich vertraute, er sollte entscheiden. Ganz unten lag das Bekenntnis der Heli Ursula Brand. Das nicht. Niemals. Doch es sollte etwas von meiner Heimat sein. Ich gab ihm die Sage von unserm schönen, braunen Olmanisee. Und ich gab ihm Stens Tod. Die Blätter trugen keine Überschrift.

Clarisses Vater nahm sie, wortlos. Er sah mich nur voll Interesse an.

Mich hielt es nicht, ich lief hinaus, ins Freie. — —

Nach einer halben Stunde etwa kehrte ich zurück, bleich vor Erwartung, wie in einem Rausche.

Als ich die Tür öffnete, zog Clarisses Vater mich vollends hinein. Ich lehnte mich an ihn — zitternd.

„Wie schön," sagte er leise, dabei strich er über meinen Kopf.

Ich fragte nicht, ich dankte nicht, ich war glücklich. Es brauste in mir von Glück.

„Das nehme ich mit," sagte er, „ich lasse es übersetzen."

Nun mußte ich berichten. Es wurde mir schwer, denn die Quelle meiner Niederschriften waren Briefe an meine Mutter gewesen. Niemals abgesandte, zerrissene Briefe.

„Ich glaube nicht, daß Sie hier bleiben werden, in dieser Stellung," sagte Gustave Buergl lächelnd, „doch heute wollen wir noch nicht darüber sprechen, ich muß erst klarer sehen. Schreiben Sie weiter, ganz so wie Sie wollen, doch sehr, sehr gewissenhaft. Und schreiben Sie auch an Clarisse und mich." Damit ging er.

Niemals werde ich es sagen können, wie glücklich ich war.

Dieses, das Eigenste von mir — es hatte Wert, war — war Kunst. Kaum wagte ich es, dieses Wort zu denken.

Und dennoch, tönte es in mir, trotz allem — weiß Gott! — ich war glücklich.

*

Ende Oktober kam Clarisse und holte mich. Ihr Vater hatte alles mit Madame Odette abgemacht. Im Triumph fuhren wir nach Paris.

Ja, mein Herz tat weh um Hendrik. Und doch jubelte es! Ich wurde Gustave Buergls Helferin, doch die Stellung ließ mir Zeit zu eigener Arbeit. Dieser Gedanke, der ganze Wechsel meines Lebens war eine solche Wonne, daß ich zeitweise vergaß, wie dunkel alles um mich her gewesen war. Clarisse sagte zwar, ich wäre ihr untreu geworden, doch ich konnte ihr nur in die Augen hinein lachen.

Buergl gab eine wundervoll illustrierte Monatsschrift heraus. Sie sollte die völkerverbindende und versöhnende Sprache der Schönheit, der Kunst sprechen.

Ich hatte Clarisses Vater damals, als er von London abgereist war, gebeten, nichts, was ich geschrieben hatte, unter meinem Namen zu veröffentlichen. Er hatte die von ihm ausgewählten Sachen liegen lassen, bis ich kam.

„Wie wollen wir denn heißen?" fragte er lächelnd, als wir zum ersten Male gemeinsam in seinem Privatbüro arbeiteten. „Ihr Frauen habt zwei Namen, ihr heißt Eva oder ihr heißt Maria, und Sie, Nadia, Ihnen kommen beide Namen zu. Wie also sollen wir Sie nennen?"

Clarisse, die am Fenster stand, wandte sich um. „Eva Marius heißt sie!"

Damit war es für uns abgetan. Wir scherzten ein wenig darüber, doch ich wurde unter diesem Namen von Clarisse und ihrem Vater eingeführt.

Clarisse hatte mir zwei Zimmer besorgt. Sie lagen im höchsten Stockwerk eines alten Hauses, oben auf Montmartre. Von hier aus hatte man einen wundervollen Blick auf Paris. Als ich zum ersten Male an das Fenster trat — die Sonne schien gerade sehr hell, fast silbern — kamen mir Tränen in die Augen vor Entzücken. Clarisse hatte mir nichts verraten. Ich kam eilend die etwas dunkle Treppe hinauf, allein, trat in mein Zimmer und ging sofort dem Lichte entgegen. Da lag die herrliche Stadt, klar hingezeichnet mit bläulichen Konturen. Farbig über und über und dennoch milde, gedämpft durch die Patina der Jahrhunderte. Fenster blinkten, metallene Verzierungen. Grünlich, ocker und rot bauschte es sich zwischen dem Häusergewirr. Der Herbst hatte Alleen, Gärten, Plätze und Parks bunt umsponnen. Das lag wie ein feines Spiel, locker bewegt, zwischen dem geschlossenen Grau und Blau, zog tief in das Land hinein. Vielgestaltige Kuppeln und Giebel, unzählige Türme und die wundervollen Schwestern von Notre Dame strebten in das zarte, flockige Gewölk, das durch das unendliche Blau floß.

Im Vordergrunde, nahe dem Hause, in dem ich nun wohnen durfte, senkte sich eine breite Steintreppe tief in die Stadt hinab. Ich konnte sie nicht bis zum Ende verfolgen; das war wie ein Geheimnis. Doch ich sah

Digitized by Google

ihren Weg, denn sie war von hohen, fest geschlossenen Pappeln begleitet, die dort, wo ein Absatz war, etwas enger beisammen standen. Bis hier herauf führte kein einziges Verkehrsmittel. Sie kletterten nicht durch die steilen und engen Straßen. Montmartre ist hier oben winkelig und alt, einfach, fröhlich — eine köstliche Kleinstadt. Hier und da zerfällt ein Haus und, was schlimmer ist: zwischen dem Gassengewirr, den Gärtchen und kleinen Häusern wachsen billige und hohe, neue Bauten. Sie haben etwas Bleiches, Kalkiges, als ob die Sonne sich von ihnen abwendete. Doch sonst ist alles noch warm und alt, eingenistet in Erinnerungen, selbstgenügsam und heiter.

Wie war es so schön, hier zu wohnen! Montmartre ist nun einmal eine Künstlerheimat. Das liegt in der Luft, die hier oben frisch und klar ist, das hängt um die bunten kleinen Häuser, das sieht man an den Menschen, die über die krausgewundenen höckrigen Straßen und kleinen Plätze gehen.

Es sind freundliche, etwas wichtige Kleinbürger, und es sind die jungen Männer mit Schlapphut und Pelerine, einen buntseidenen Schal um den Hals geschlungen, Mädchen mit malerischen Frisuren und Kleidern und alte Leutchen, immer noch den Malkasten in der Hand und die aufgespannte Leinwand: Maler mit all dem fröhlichen Drum und Dran — doch auch mit allen Enttäuschungen und allem Ernst.

Konnte ich hier wohnen, ohne nicht Tag für Tag und bis in die Nächte hinein an Hendrik zu denken?

Meinem Fenster gegenüber hing sein „Garten der Kindheit", strahlend, sicher — sein Liebesruf. Ja, ich dachte an Hendrik, ich wollte es nicht anders. Ich wanderte hinter ihm her. Wo er auch war, was immer er tat, ich konnte ihn nicht lassen.

Bisweilen dachte ich daran, Veronika zu schreiben. Vielleicht hatte sie von ihm gehört. Doch ich verwarf es. Sie war ein Mensch, der ganz gewiß ehrlich antwortete, wenn man sie Satz um Satz nach etwas fragte; ein Brief von ihr würde schwer, zähe, lückenhaft sein, vielleicht gar unbewußt irreführend.

In diesem meinem neuen Leben und in meiner Arbeit war ich viel mehr mit Hendrik vereint als mit Pahlivaa und mit meiner Mutter. Das rückte nun wieder ferner, war nicht notwendig für das Atemholen meines Geistes und die Wärme meines Herzens.

Damals begannen die Wurzeln meines Seins locker zu werden, sie suchten einen anderen Boden: m e i n e Arbeit. In ihr war alles, was leben wollte. Nur Hendrik nicht. Er m u ß t e in mein Leben kommen, er, nicht irgendeine Liebe. Das Unerfüllte quälte mich, doch ich setzte meine Arbeit dagegen. Staunend dachte ich, wie es sein möchte, wenn Hendrik und meine Arbeit mit gleicher Tyrannei mein Leben forderten. Ich glaubte mich stark genug, vieles hergeben und vieles bestehen zu können.

Meine Tage waren ausgefüllt. Den ganzen Vormittag, und am Nachmittage, solange es notwendig war, arbeitete ich mit Gustave Buergl. Auf Clarissens Wunsch kam ich dann zur Propaganda-Abteilung, die sie erst seit einem halben Jahre eingerichtet hatte. Ich sollte sie hier vertreten, wenn sie verreiste, und da sie oft abwesend war, mußte ich genau um alles wissen.

Häufig holte sie mich ab, dann gingen wir durch belebte Straßen, setzten uns vor eines der vielen Cafés und sahen dem Verkehr und den Menschen zu.

Die kluge und schnelle Clarisse warf mir ihre Bemerkungen zu, heiter, witzig. Bisweilen gingen wir Menschen nach, die uns interessierten, oder wir suchten abseits liegende Gegenden auf. Dann hieß es, die Arbeit nachholen! Es kam vor, daß ich zum Abendbrot bei Buergls blieb, damit Clarisse und ich keine Zeit versäumten. Oft saßen wir lange beisammen, immerfort arbeitend, wollten mit irgend etwas fertig werden. Das war niemals drückend oder erschöpfend; wir liebten es. Unsere anregenden Erholungsstunden machten uns zudem ganz frisch. Clarisses Vater ließ uns gewähren, er meinte nur hin und wieder, wir trieben es etwas toll, und ich käme ganz gewiß etwas zu kurz dabei. Das war nicht so, ich lernte! Das Lebensbild fügte sich mir immer farbiger und fester zusammen.

Hin und wieder nahmen wir uns einen freien Nachmittag und fuhren weit hinaus. Wir wanderten! Dann ließen wir alles daheim, füllten uns ganz mit der Natur ringsum, mit dem Großen und Traulichen, das an unserem Wege lag.

Wie klein war die Welt, aus der ich kam, meine Heimat! Heimat der Djöns und meiner Mutter Land.

Oft war es mir ganz nahe, Clarisse von meiner Vergangenheit zu erzählen, zumal dann, wenn meine Arbeit mich zu dieser unerschöpflichen Quelle führte. Doch immer wieder verschloß ich mich. Nicht aus Furcht, Clarisse zu verlieren; um meiner Mutter Sicherheit willen schwieg ich, um ihre Ruhe niemals zu stören.

*

Digitized by Google

Liebesmahl. Ausschnitt aus dem Gemälde „Der Jungbrunnen" von Lucas Cranach d. Ä. Entstanden 1546
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Digitized by Google

Digitized by Google

Doch dieses neue Leben war nicht nur Aufschwung und Freude; ein jeder, der ernsthaft arbeitet, weiß von Enttäuschungen. Sei es, daß ich mich überschätzte, oder daß ich mich zu schnell, zu rücksichtslos ausgab: vieles von dem, was ich gestalten wollte, glückte mir nicht, ja, bisweilen glaubte ich nicht mehr an mein Können, verzweifelte von vornherein an allem, was ich begann.

Nun erst verstand ich Hendrik. Er, der um soviel heftiger war als ich, hatte sich gekrümmt unter seinen Fehlschlägen, um sich gestoßen hatte er, andere verletzend, weil er selbst feurig und bitter litt. Er hatte keinen Freund, niemals einen Freund gehabt, der all dieses Ungebärdige und Schmerzliche in sich aufnahm und glättete.

Damals, in London, war ich ihm noch zu fern gewesen; jetzt hätte ich ihn besser verstanden. Ich härmte mich um ihn, doch ich war mir bewußt, daß ich in diesem Gram nicht versinken dürfte, daß ich alle meine Kräfte brauchte, auch jene, die aus dem Leide kamen.

Einmal, es war um die Weihnachtszeit, hielt es mich nicht mehr. Ich schrieb dennoch an Veronika, doch so, daß sie es mit der Antwort halten konnte, wie sie wollte. Wochenlang wartete ich, Veronika schrieb mir nicht.

Clarisse spürte meine Unruhe, sie fragte mich nach der Ursache. Ich sagte ihr, wie es in mir aussah. Da setzte sie sich mit Marjorie in Verbindung. Gar bald schon kam ihr kurzer, ziemlich abweisender Brief. Hendrik hätte sich etwa nach einem halben Jahre mit Veronika in Verbindung gesetzt, sie hätten dann häufiger voneinander gehört. Wie es um die beiden stünde, das wüßte sie nicht.

Nun war ich tiefer noch aufgestört als vorher. Es konnte ja nicht sein, daß Hendrik zu Veronika zurückkehrte! Und wollte er das nicht, wozu diese Annäherung? Hatten sie sich im Guten und im Bösen nicht alles gesagt?

Als ich mit Clarisse darüber sprach — wir wanderten gerade langsam die Seine entlang zu Notre Dame hin — schob sie ihre Hand in meinen Arm, und dann sagte sie sehr ernst: „Wir Frauen, die sich von ihrem Berufe nicht lossagen können und dürfen — denn wir haben eine Verpflichtung — wir müssen es lernen, einen Wall zwischen allzu große persönliche Erregungen und unsere Arbeit aufzurichten. Wir brauchen tiefes Erleben; doch wenn es zum Feinde unserer Arbeit wird, dann heißt es, die Augen offen halten und kämpfen. Sieh, ich habe auf meiner Vortragsreise in Amerika einen Mann kennen gelernt, der wie das zerstörende Element in mein gutes Leben eingedrungen ist. Wir haben uns lieb. Ein großer Geschäftsmann ist er, bewundernswert und als Mensch prächtig, doch von völlig anderer Art als mein Vater und ich. Ich bin ganz und gar im alten Europa daheim, er gehört völlig der Neuen Welt da drüben. Sein Beruf ist so gut wie der meine. Soll ich zu ihm gehen? Soll er zu mir kommen? Er versteht, wie es in mir aussieht. Die amerikanischen Männer haben Achtung vor der Leistung der Frau. Wir fühlen beide: ich **kann** den andern nicht entwurzeln. Ein Mensch, der sein eigenes Leben hat, ist nicht so einfach glücklich zu machen. Man kann dieses fest und mühsam Zusammengefügte nicht auseinandernehmen und irgendwo wieder aufbauen. Es wird niemals dasselbe werden, beiden zum Leid. Ich weiß nicht, was daraus werden soll, Nadia, man muß immer wachsam sein, um das Bessere zu erkennen und zu wählen. Nun, da du das weißt — soll es uns mutiger machen!“ Sie preßte meinen Arm, sah mich mit ihren glänzenden Augen an.

Das — nein — das hätte ich nicht vermutet! Wie tapfer sie war. Als ich etwas sagen wollte, unterbrach sie mich. „Nicht davon sprechen, von dir nicht, von mir nicht! Nur, wenn es eine Erleichterung ist, wenn es sein **muß**.“

Zum Frühling hin ging Clarisse wieder auf Reisen. Ihr Vater hätte gerne gesehen, wenn ich während ihrer Abwesenheit ganz zu ihm gezogen wäre, doch ich liebte meine kleinen Zimmer oben auf Montmartre, und ich liebte meine Freiheit.

An einem Sonntagnachmittag im Juni kam er zu mir hinauf, um vom Fuße der weißen Basilika du Sacré Coeur aus Paris zu überschauen. Lange standen wir nebeneinander zwischen den ruhigen und stolzen kleinen Bürgern von Montmartre. Dann gingen wir wie sie auf die Place Tertre, in die sich ganz willkürlich wie zutrauliche alte Leutchen die bunten Häuser hinschieben. Die Menschen saßen unter den Bäumen auf primitiven Bänken um ungedeckte Tische herum und tranken den hellroten Landwein. Mann, Frau und Kind. Soldaten, Arbeiter, Künstler, Krämer, Handwerker und manches hübsche Mädchen. Wir saßen zwischen ihnen und freuten uns an der Sonne und dem Duft der Linden. Die Besitzerin der „Mère Cathérine“ kam und leistete uns Gesellschaft. An den Winterabenden hatte ich bisweilen in ihrer niedrigen, raucherfüllten Wirtsstube gesessen. Die lustige, gesunde Frau, eine Art Mutter der Künstler von

Digitized by Google

Montmartre, war mir wohlgesinnt. Jetzt lehnte sie sich über den Tisch und sah bald mich, bald Gustave Buergl an, als müßte sie irgend etwas Hübsches aus uns machen. Es belustigte mich.

Wir hatten eine Fülle von Arbeit, und Clarisse blieb lange weg. Es war ein heißer Sommer, und ich konnte Paris nicht verlassen. Eines Abends kam ich sehr müde nach Hause; ich war unzufrieden mit mir selbst und hatte die Lust zum Schaffen verloren. Es war dämmerig. Meine Blicke wurden von einem hellen Fleck auf dem Tische angezogen. Ein Brief? Für mich? Das war doch kaum möglich. Ich sah näher hin, es war eine Postkarte. Hendriks Handschrift! Eine bunte, ja grelle Karte und ein Gruß darauf. Weiter nichts. Sie kam aus Peking, war an Madame Odettes Salon gerichtet. Man hatte sie mir nachgesandt.

Was war das? Was sollte der Gruß? Daß er sich meiner erinnerte? Er verkleinerte alles durch diese Karte. Was wollte er mir sagen? Lange saß ich am Fenster, dachte an uns drei, die wir damals am Kreuzwege standen, freudlos auseinander gingen, an Hendrik, an Veronika und mich. Sollte das niemals aufhören? Würde dieses Erleben ewig in mir bohren? Ich hatte übergenug an der einen großen Last. Wenn ich doch nur die Kraft fände, mich ganz von Hendrik loszusagen!

Da lag Paris! Es dunkelte. Die schöne Stadt schmückte sich. So voll von Leben war sie, und ich brauchte nur meine Hand auszustrecken, um Anteil daran zu haben. Dieser und jener fiel mir ein, Männer, mit denen es eine Freude war, zusammen zu sein, die Wert hatten und die es mir zeigten, daß sie mir zugetan waren.

Gewiß, ich hatte niemand lieb als Hendrik. Mechanisch faltete ich an seiner Karte herum. Aber gab es denn wirklich nichts für mich als diese eine schmerzlich unerfüllbare Liebe? War die Welt, diese eine Stadt da unten, nicht voll von wunderbaren Möglichkeiten? Voll von Entzückungen, die ich niemals genossen, ja, von denen ich mich abgewandt hatte!

Es erbitterte mich, eine Karte zu bekommen, eine lächerlich bunte Karte aus Peking. Ich war kein kleines Mädchen, das an der Straßenecke auf seinen Schatz wartet und das Geschmack an ähnlichen Dingen findet.

Die Stadt unter meinen Fenstern war eine Lockung. In langen Zeilen kreuz und quer hingen die Lichter. Ein goldener Hauch stieg aus den violetten Straßen. Hier und da war ein Haus von einem unsichtbaren Lichte bis zum Giebel hinauf orangerot, grün, blau beleuchtet. Eine unaufhörliche, summende Musik drang herauf. Es war die Stimme der Straßen.

Die Karte lag eng zusammengefaltet zu meinen Füßen, ich sah in die Stadt hinab.

Hinter mir, ich wußte es, hing der „Garten der Kindheit". Haben wir nicht alle einen Garten der Kindheit gehabt? War nur dieser eine ein Gesicht, das mich fesseln konnte, mir vielleicht ein Märchen erzählte? Ich mußte das Leben anders anfassen. So wie ich da war, ohne Hut, ging ich zur Place Tertre. Vor der Tür bei „Mère Cathérine" saß eine bunte Gesellschaft. Das Sommergrün flirrte über den Platz, der von unten warm beleuchtet war. Ein paar junge Maler saßen am Eingange zur Wirtsstube und spielten auf ihren Gitarren. Neben ihnen stand eine Frau, über ein offenes Feuer gebeugt. Sie siedete Fritturi. Ihr Mann röstete Maronen. Ich streckte meine Hand aus, nahm eine Tüte voll mit hinein. Die niedrige Wirtsstube war fast leer, hinten im kleinen Garten saßen sie, die Bevorzugten, wie in einem grünen Nest. Alles Künstler. Mère Cathérine selbst bediente sie. Sie zog mich sofort heran. Die meisten kannten mich von Ansehen. Man ist schnell gut Freund hier oben. — —

Wir haben die ganze Nacht getrunken, gesungen und gelacht, und nicht einer hat die herzliche und übermütige Stimmung verdorben. Nur zu allerletzt, als mich der Große, Dunkle nach Hause brachte, war es mit der Freude zu Ende.

Erst dachte ich, weshalb soll ich diese Sommerzärtlichkeit nicht mitnehmen? Dann aber, als er beim Abschied drängend wurde und ich ein wenig nachgab, mißfiel ich mir bis ins Mark hinein. Zärtlichkeit als Spiel mag wohl Tausenden Freude machen. Mögen sie es sich nehmen! Für mich paßt es nicht.

*

Die Straßen waren mit einer schweren, stillen Hitze wie ausgegossen. Die Menschen zogen langsam, halb betäubt, durch den schmalen Schatten. Immer noch hatten wir außergewöhnlich viel zu tun.

Gegen Abend wurde der Himmel bleigrau. Ich saß in Clarisses Büro und arbeitete. Es klopfte. Gustave Buergl. „Wir bekommen ein starkes Gewitter," sagte er, „fahren Sie schnell mit mir nach Haus, der Wagen steht vor der Tür." Ich besann mich nicht lange, nahm den Hut vom Haken und ging mit ihm.

Es tat mir wohl, in dem offenen, federnden Wagen hinaus zu fahren. Buergls wohnten nicht weit vom Arc de triomphe

Digitized by Google

in einer breiten, von Grün durchsetzten Villenstraße. Blitz und Donner folgten einander in kurzen Zwischenräumen, als wir durch das Tor in die Eingangshalle fuhren. „Gerade zur rechten Zeit," sagte Buergl und reichte mir die Hand. Schlank stand er da, das kluge Gesicht voll herzlicher Freude.

In den Zimmern war es dunkel und kühl. Wir gingen in die Bibliothek, die zum Garten hinaus lag. Vor der breiten Tür, die auf die Rasenfläche führte, stand der gedeckte Tisch. „Wenn Clarisse fort ist, esse ich immer hier," sagte er, halb entschuldigend.

Der Diener ging leise umher, schenkte den Wein ein, reichte die Platten.

Noch während wir am Tische saßen, erhob sich ein Sturm, wie ich ihn nur daheim einmal erlebt hatte. Unwillkürlich standen wir beide auf und gingen tiefer in das Zimmer hinein. Die gelben Blitze machten den Garten geisterhaft. Buergl nahm meine Hand. Ich weiß nicht, wie es kam: ich weinte.

Er öffnete die Tür zu einem anschließenden niedrigen Durchgangsraum, den wir die Kapelle nannten, weil er ein Kirchenfenster hatte, das bunte Lichter auf alte, geschnitzte Holzfiguren warf. Still saßen wir hier nebeneinander, während der Diener die Bibliothek wieder in Ordnung brachte. Immer noch weinte ich.

Doch dann, als wir aufstanden und hinübergingen, fuhr ich mit dem Taschentuch über die Augen, beherrschte mich.

Das Grau des Himmels war nicht mehr zu sehen, die Wolken hatten sich geöffnet, eine Regenflut stürzte hinab.

Buergl zog die Vorhänge zu und löschte alle Lichter aus, bis auf die Lampe am Kamin. Das tat wohl, es beruhigte. Sehr liebevoll sprach er mit mir, machte es mir bequem, und dann stand er hinter meinem Sessel, nicht weit von mir entfernt, ich fühlte es.

„Nadia," sagte er, „ich möchte, daß Sie mir vertrauten."

Es war so sonderbar in mir, als hätte alles zur Oberfläche hin gedrängt und wäre nicht mehr zu halten. Ich begann stockend und wie im Fieber, und dann kamen die Sätze schnell und schneller — ich erzählte Clarisses Vater die Geschichte der Heli Ursula Brand.

Wenn ich mich unterbrechen wollte, vor irgend etwas zurückschreckte, sagte eine Stimme in mir: es ist gut so, sprich weiter, und mir war, als ob eine Krankheit aus meinem Herzen bräche, je mehr all dieses Schmerzliche aus mir hervorquoll. Ich bereute nicht, ich sprach, ich atmete tief. Klarheit und Wahrheit! Nur einmal ich selbst sein, ganz ich selbst.

Gustave Buergl fragte wohl hier und da. Es floß fast unmerklich in meine Erzählung hinein. Draußen rauschte der Regen, das Gewitter war vorüber. Mir war, als sei um mich her eine große Einsamkeit. Und diesen gütigen Menschen, der da vor mir saß, miterlebend, hatte ich ewig gekannt!

Was ich, was er sagte, ich kann es nicht zurückrufen, und es war und es blieb ganz zwischen uns, zwischen uns allein.

★

Es war schon spät, da öffneten wir die Tür, und herrliche Kühle zog in das Zimmer hinein. Die Natur war voll Frieden, es tropfte sacht von den Bäumen.

Wir gingen einige Male auf und ab, dann hielt Buergl inne, nahm meine Hände in die seinen und sagte: „Nadia, ich verstehe, daß Sie bleiben wollen, wo Sie sind; auch ich, der ich das Leben kenne, kann Ihnen keinen anderen Rat geben, jetzt nicht; damals wäre vieles gutzumachen gewesen. Nur eins — ich bitte Sie, bedenken Sie es wohl, die Antwort können Sie mir immer geben, nicht heute, nicht bald! — während Sie mir all das sagten, hatte ich den einen Wunsch: ich möchte Ihnen meinen Namen geben, Nadia!"

Nicht gleich konnte ich ihn ganz verstehen, doch als ich dann erfaßte, was in diesen Worten lag, war ich erschüttert vor Dankbarkeit. Seinen hochgeachteten Namen, diese Fülle von Gutem für mich und für meine Arbeit. Nein, das — ich konnte es nicht annehmen; doch wie ich dem Ausdruck geben wollte, unterbrach er mich. Nach Wochen, nach Monaten sollte ich mich entscheiden, nicht jetzt. „Auch nach Jahren noch," setzte er mit lächelnder Selbstironie hinzu, über sein weißes Haar streichend. —

Ich nahm etwas hastig Abschied. Ich konnte nicht in diesem Zimmer bleiben, mußte draußen sein in der kristallenen Luft.

Fast atemlos kam ich zu Hause an.

Kann ich mich wirklich von allem befreien? Kann ich das? Mich ganz in die Hände dieses Mannes geben, den ich verehre? Meine Arbeit haben — niemals so gut wie an seiner Seite! Schönheit und Ruhe. Ja, Ruhe.

Ich öffnete meine Tür, stand im Dunkel, das noch ganz voll drückender Hitze war, tastete nach dem Fenster, stieß es weit auf, breitete meine Arme aus, entzückt von der wundervollen Frische. Ruhe — ja — und endlich ein Mensch, der um mich weiß.

Meine Augen hatten sich an das Dunkel

Digitized by Google

gewöhnt, das Licht der Sterne hellte mein Zimmer auf. Ich wandte mich um, da schimmerte es farbig von meiner Wand. „Garten der Kindheit".

Als ich das sah, wußte ich: dieser Garten, nicht der Garten der Kindheit —, aber die großen, bunten und starken Gefilde der Jugend sind mir verloren, wenn ich zu Clarisses Vater gehe. Noch hatte ich nicht gelebt, war nicht Weib, nicht Geliebte.

Sollte ich mich vom Reichtum des Herzens, von Kampf und Gefahren, von der brausenden, jubelnden Lebensfülle abwenden? Niemals durch das große Tor schreiten, das Hendrik vor mich hingezaubert hatte? Hendrik — Hendrik!

Diese Jugend in ihm, der Überschwang, die unbändige Lust am Schaffen, das rücksichtslose Wollen, sein Lachen und seine Niedergeschlagenheit — ich konnte es nicht vergessen!

*

Clarisses Vater sprach niemals über jenen Abend. Nur als Clarisse wiederkam, das war gegen Ende August, fragte er mich, ob ich nicht auch ihr von jener Heli erzählen wollte. Sie würde die Tochter der Djöns lieben. Wir gingen im Bois spazieren, und er sagte es ganz leichthin, sofort von anderem sprechend. Ich aber nahm seine Worte mit nach Hause.

Als ein Geheimnis zwischen ihrem Vater und mir wog meine Vergangenheit zu schwer, es zwang mich fast zu ihm hin. Clarisse sollte darum wissen, es gab mir mehr Freiheit. Sie stand mir näher als ihr Vater, und beide würden meine Mutter schützen, dessen war ich ganz sicher.

Doch noch ein anderer Entschluß löste sich in mir, lange hatte ich mit ihm gerungen. Fast drei Jahre lang hatte ich Hendrik nicht gesehen, hatte nichts von ihm gehört — nur diesen Gruß. Ich wollte zu Veronika reisen.

Als ich diese Dinge mit mir ausgemacht hatte, wurde ich ruhig. Einige Tage noch wartete ich, um meiner selbst ganz sicher zu sein, dann nahm ich das Bekenntnis der Heli Ursula Brand, von dem ich mich nur schwer trennen konnte — war es doch ein Stück von mir — und gab es Clarisse. Nochmals alles dieses erzählen, nein, das war unmöglich. In einer großen Aufwallung konnte das geschehen, niemals in der abwägenden, merkwürdig ruhigen Stimmung, in der ich mich jetzt befand.

Es war an einem Sonntagmorgen. Clarisse und ihr Vater saßen im Garten, als ich kam. Sie wußten, daß ich verreisen wollte und zu wem.

„Es geht nicht länger, ich muß zu einem Entschlusse kommen," sagte ich.

„Und zu dem wirst du stehen, nicht wahr?" Der alte, zuversichtliche Klang war in Clarisses Stimme.

„Ja, zu diesem Entschluß werde ich stehen," erwiderte ich, halb zu Buergl gewandt.

Ein seltsames, fast nachsichtiges Lächeln glitt um seinen Mund. Es war mir, als hätte er ohne Worte verstanden, daß ich Hendrik all die Jahre hindurch lieb gehabt hatte. In diesem Augenblicke war er für mich wohl noch der gütige und geistvolle, doch auch der alternde Mann. — — —

Hendriks Heimatsort lag in einer Woge von Gold. Bisweilen liefen Wolkenschatten über die Felder und fingerten dann weiter in die Inseln von grünem Buschwerk. Aus der glasig blauen Höhe tropften Vogellieder. Ich stand am offenen Fenster, der Zug kroch langsam auf ein zusammengeschlossenes Städtchen zu, rote Backsteinhäuser mit hohen Giebeln sah ich und mehrere Kirchtürme.

Es war ein ganz eigentümliches Gefühl: Hendriks Heimat! Freudig wäre es gewesen, doch ich sah Veronikas Gesicht, das in seiner strengen Rechtlichkeit so abweisend sein konnte.

Der Zug hielt. Alles ringsum war wie im Schlaf. Friedlich und schön. Die Sonne schien blank in die Straßen hinein. Es war nicht schwer, zum Holzbildhauer zur Landen zu finden; jedermann kannte ihn. Gestern, am Sonntag, mußte eine Prozession durch das Städtchen gezogen sein. Buntes Streusel lag auf den Pflastersteinen, Girlanden zogen sich von Haus zu Haus, unter vielen Fenstern hingen runde Kränze mit Papierblumen darin. Es war, als ob noch ein wenig Weihrauch durch die Luft zöge.

Das zur Landensche Haus war alt, doch sorgfältig gepflegt. Als ich eintrat und nach Veronika fragte, wies man mich in den Garten. Man sah ihn durch die am andern Ende des Flurs liegende, weit geöffnete Tür schimmern. Ich hörte Kinderstimmen: Hendriks Kinder!

War ich nicht ein Eindringling? Was sollte ich tun, wenn Veronika mir feindlich entgegentrat?

Sie stand unter den Bäumen auf dem Rasenplatz vor einem großen Tische. Ein Stapel Wäsche lag darauf. Die Kinder spielten in einem entfernten Teile des Gartens; ich konnte sie nicht sehen.

Veronika erhob den Kopf, als sie meine Schritte hörte. Einen Augenblick sah sie mich überrascht, fast starr an, dann kam sie

Digitized by Google

mir entgegen. „Nadia, nun sind Sie doch gekommen," sagte sie zögernd.

Mehr noch als früher war das Madonnenhafte in ihrem Gesichte. Immer noch trug sie die drei goldenen kleinen Kugeln in den Ohren und unter dem Kinn die verschlungene Brosche. Das blaue Kleid umschloß einen üppiger gewordenen Körper.

Doch als ich sie näher betrachtete, ihr die Hand reichend, schien es mir, als sei dieses Madonnenhafte unbeseelt; da war nichts Liebreiches, Zartes, noch wahrhaft Mütterliches. Kaum wußte ich, was ich dieser Frau sagen sollte.

„Ich hatte Ihnen geschrieben, es ist lange her," begann ich.

„Ja, solange, daß ich dachte, nun wäre es vorüber. Aber kommen Sie, wir wollen uns setzen." Würdevoll schritt sie vor mir her, geleitete mich zu einer Bank, die unter einem von Früchten schweren Baume stand.

„Vorüber? Was sollte denn vorüber sein?" fragte ich.

„Nun, Ihr Gedenken an jene Zeit." Veronika sah geradeaus, den Kopf erhoben. Vor uns lag der Obstgarten, umgeben von strahlenden Herbstblumen und weiter hinweg standen schlichte Giebel und ein hoher, ganz spitzer Turm. Die Wolken hatten sich wie in einem Spiel um ihn her versammelt.

Ich dachte an Hendrik. Wie oft mochte er hier gesessen haben! Also dieses hier war der Garten seiner Kindheit, in dem seine ersten bunten Träume empordämmerten. Ein vielgestaltiger und schöner Garten; altmeisterliche Innigkeit war in ihm und Überschwang. Wie nahe mir Hendrik war, nun ich in diesem Garten saß!

„Jene Zeit kann ich nicht vergessen," sagte ich, „wie könnte ich das? Es war ein schweres Erleben."

„Ja, das war es — doch es w a r !" erwiderte Veronika, dabei machte sie eine kurze, abschließende Handbewegung.

„Und Sie hören nicht mehr von Hendrik?" fragte ich unsicher.

„Jetzt nicht mehr."

Wenn Veronika aufgestanden wäre und mich verabschiedet hätte, es hätte mich nicht gewundert. Doch ich wollte nicht ohne eine Erklärung fortgehen. „Ich erhielt vor nicht langer Zeit eine Karte von ihm aus Peking."

Veronikas Gesicht, das so weiche, regelmäßige Formen hatte, bewegte sich nicht. Selbst ihre Augen blieben ganz ruhig. „Ich möchte nichts damit zu tun haben," sagte sie nach einer Pause.

„Marjorie schrieb gelegentlich an Clarisse," fuhr ich fort.

Veronika erhob abwehrend, doch sehr gemessen, ihre volle weiße Hand. „Das ist mir bekannt." Dann atmete sie tief, als wäre es ihr über die Gebühr lästig, auf diese Dinge zurückzukommen. „Ja, er hat mir geschrieben, mehrere Male, und ich habe ihm geantwortet — soweit das meine Pflicht war. Ich hatte verschiedenes richtigzustellen. Er sieht die Dinge auf seine besondere Art, niemals ganz klar." Ein kleines, fast spöttisches Lächeln zog um ihren Mund, der einstmals gütig gewesen war, doch vielleicht immer ein wenig selbstgerecht.

„Ja, er schrieb mir mehrere Male," wiederholte sie, „und er tat das, was er mir schuldete: endlich demütigte er sich." In ihren Augen war eine kalte Befriedigung. „Ich wußte, weshalb er es tat, er wollte frei sein." Sie schwieg, blickte vor sich hin.

Doch mein Herz tat einen schnellen Schlag. „Veronika," rief ich, und nahm ihre Hand, die lässig auf ihrem Knie lag, „liebe Veronika, so geben Sie ihn doch frei!" Wie verlangte mich nach ihm, kaum konnte ich zurückhalten, es ihr zu sagen.

„Ich mag nicht mehr von ihm sprechen," sagte sie entschlossen und stand auf. Wir gingen stumm nebeneinander her, unter diesen schönen, früchtetragenden Bäumen.

„Könnte ich nicht Ihre Kinder sehen?" fragte ich. Unwillkürlich ging ich in der Richtung ihrer Stimmen.

„Mit diesen beiden habe ich eine schwere Pflicht übernommen," sagte Veronika, „doch auch etwas, das mein Leben erfüllt und mich einstmals rechtfertigen soll. Die Kinder dieses Mannes zu erziehen, zu tüchtigen, rechtschaffenen Menschen zu machen, das ist nicht leicht." Sie bog einige Zweige auseinander, ein sehr schmaler Weg führte auf einen Spielplatz.

Da stand ein schlankes, hübsches Mädchen und sah uns mit trotzigen Augen an. Wir störten sie. Auf dem sandigen Boden hatte sie mit Blumen, buntem Glas, Steinen und Holzstäben eine phantastische kleine Stadt aufgebaut.

Die Mutter zog die Stirne kraus. „Du könntest wirklich nützlichere Sachen tun," sagte sie tadelnd.

„Aber das ist ja entzückend!" rief ich in Veronikas Worte hinein.

Das Mädchen lachte mich an. Hendriks freies Lachen, Hendriks ganz blaue, glänzende Augen. Sie kam und reichte mir die Hand.

„Wo ist Peter?" sagte Veronika, mich fortziehend.

„Er steckt im Gebüsch." Wieder lachte das Mädchen ganz unbekümmert.

Digitized by Google

Leise sagte Veronika: „Nicht von dem Vater sprechen, die Kinder haben keinen Vater.“ Etwas lauter fuhr sie fort: „Ich irrte mich übrigens in ihnen. Anneliese ist Hendrik viel mehr ähnlich als Peter, ja, bisweilen ist es eine ganz auffallende Ähnlichkeit, während Peter — sehen Sie, da kommt er,“ ihre Augen wurden freundlicher. Wie ein kleiner Bär zottelte der Junge aus dem Gebüsch hervor. Ganz dunkel war er und offenbar voll tiefen Behagens.

„Was machst du denn in dem Gebüsch?“ fragte ich ihn, mich vor ihn hinkniend.

„Da habe ich meine Werkstatt,“ sagte er breit und ganz selbstverständlich.

„Er hat geschickte Hände,“ sagte Veronika in französischer Sprache, „sein Großvater freut sich daran. Ich weiß nicht recht —“

Der kleine Kerl zog einen Klumpen Lehm aus seiner Tasche. „Damit mache ich Männchen — ich kann auch Pferde und Hunde machen, — für Annelies' Stadt.“

„In der Tasche!“ rief Veronika. Peter sah sorgenvoll auf seine Mutter.

Während Veronika ernsthaft und belehrend mit ihm sprach, ging ich wieder zu Anneliese. Ein großes Mädchen schon, von vielleicht acht Jahren. Sie fühlte, daß sie mir lieb war, zeigte mir ihre Stadt, erklärte, war voll Eifer. Und, ganz wie ihr Vater, griff sie plötzlich nach dem Schönsten, was sie hatte, nach einem großen, blauen Stein und schenkte ihn mir. Wortlos, triumphierend.

Dieser Stein liegt auf meinem Schreibtische, heute noch, und da wird er liegen, wo immer ich bin.

Veronika begleitete mich bis an das Gartentor, das auf eine schmale Stiege mündete. Sie meinte, ich käme am nächsten Tage wohl nochmals zu ihr. Sie war blaß, dieses unerwartete Wiedersehen, die Erinnerungen an jene böse Zeit — es war wohl zuviel.

Doch als wir abschiednehmend unter einem dichten Holunderbaum standen, sagte sie, mich in einem schnellen Entschluß fest anblickend: „Um dieser Kinder willen, nicht um seinet- und auch nicht um Ihretwillen, gebe ich Hendrik frei; das war schon beschlossen. Zwei, drei Monate mag es noch dauern, dann ist alles geregelt. Er könnte in das Leben dieser Kinder eingreifen. Solange unsere Ehe nicht geschieden ist, hat er ein Recht dazu. Ein solches Recht soll er nicht haben.“ Es brannte in ihren Augen.

„Und was sagt Hendrik?“ Auch ich wandte den Blick nicht von ihr. Zwischen uns war etwas Starkes. Ich, ich *wollte* Hendrik. Nun ich wußte, daß er frei sein würde, wollte ich nichts als ihn.

„Dazu sind Sie hergekommen,“ sagte Veronika streng, „doch bedenken Sie, was Sie vorhaben, ist Ehebruch. Eine Ehe ist wohl dem Gesetze nach, doch nicht vor Gott zu lösen. Hendrik hat diese Ehe gebrochen, das mag er mit sich ausmachen. Wollen Sie seine Gefährtin werden, so müssen auch Sie das mit sich selbst ausmachen. Ich habe mit alledem nichts zu tun. Um der Kinder willen muß ich vor dem Gesetze ganz frei sein von diesem Manne. Sehen Sie das als ein Glück an, so mögen Sie es tun; ich habe Sie gewarnt.“ Sie reichte mir ihre Hand, und wie ich auch die meine hingab und wir uns anblickten, erlebte ich, was ich nicht vergessen kann: Veronika, die Hendriks Frau war, und ich, die es sein würde, uns verband in diesem Abschiede die Erinnerung an seine Liebe — und das machte uns bis ins Blut hinein zu Schwestern und es machte uns zu Feinden.

Heftig, schnell ging das über uns hinweg. Auch in Veronika war es, ich kann mich nicht irren. —

Am andern Tage gegen Abend saß ich an meinem Fenster. Ich sah nicht auf die Stadt hinab, in mich selbst blickte ich hinein; ich mußte Einkehr halten.

Es klopfte an meiner Tür und fast zu gleicher Zeit kam Clarisse herein. Schnell war sie neben mir, den Arm um mich legend. „Heli, Heli Ursula Brand,“ sagte sie leise, „zweimal schon war ich heute hier oben, ich mußte dich sehen, sobald du kamst. Jetzt bist du uns noch viel näher.“

Fast überstürzt hörte ich ihr zu, hatte ich es doch vergessen, was ich ihr gab! Wie war das nur möglich? So fern war es gerückt?

„Heli lebt nicht mehr,“ sagte ich abwehrend, fast kühl, „ich kann nicht mehr in dieses Mädchen zurückkehren. Sag' Nadia zu mir, der Name ist mir lieb geworden.“

Einen Augenblick war Clarisse still, dann hatte sie begriffen. Sie ist immer um soviel schneller als ich. „Du meinst, daß du — dieses Leben abgestreift hast?“

„Ja, das habe ich. Der Untergrund, das, aus dem ich kam, es bleibt; doch wir bilden uns selbst, und das Vielgestaltige um uns her formt daran —“

„Falls wir es aufnehmen und richtig verstehen können,“ sagte Clarisse lächelnd.

„Ich hoffe, ich kann.“ Befreit sahen wir einander an.

„Du kannst, ja! Mein Vater sagt, deine Arbeit gäbe ihm eine tiefe Freude.“ Sie wartete, sah eine Weile vor sich hin, dann fuhr sie, ein wenig unsicher zunächst, fort: „Und noch etwas anderes möchte ich von meinem Vater sagen; ich weiß, was er dir vorschlug. Es ist keine Lösung.“ Sie blickte

Digitized by Google

mich an. „Du mußt mich richtig verstehen, Nadia. Auch mein Vater weiß jetzt, daß es keine Lösung ist."

Wir sprachen darüber, auch über meinen Besuch bei Veronika, doch in Clarisse war eine immer wieder durchbrechende Unruhe. Sie kam auf meine Niederschrift zurück.

„Ich will dir etwas sagen —" Clarisse lehnte im Halbdunkel am Fenster — „mein Vater hält viel von dir, von deinem Können, du wirst bekannt werden, sehr bekannt. Doch deine starke Begabung verpflichtet dich. Du darfst nicht stecken bleiben. Eva Marius heißt du, gewiß, aber glaubst du wirklich, dabei würde es bleiben? Man wird sich mit dir beschäftigen, wird forschen —"

„Oh, Clarisse, du sagst mir soviel Gutes und soviel Schweres zu gleicher Zeit. Ich kann nicht auf meine Arbeit, auf Erfolg verzichten!"

„Das sollst du auch nicht. Wir müssen dein Leben völlig befreien! Weil das geschehen muß, das, und nichts sonst — alles andre ist Flickwerk — deshalb war der Vorschlag meines Vaters nicht gut."

Clarisses Unruhe sprang auf mich über. „Was in aller Welt aber soll ich tun?" rief ich aus.

„Du? Nichts. Überlaß das meinem Vater. Wir müssen wissen, wer jene Russin war, ob etwas auf ihr lastet, was es ist — und dann sehen wir weiter. Willst du die Wege, die Mittel dazu meinem Vater überlassen? Du mußt wirklich für jenes Mädchen einstehen können, sonst bist du ewig gehemmt."

„Und wenn es etwas Schlimmes ist, Clarisse?" Wie oft hatte dieser Gedanke mich schon zurückgeschleudert!

„Ja, dann," sagte sie nachdenklich, „auch dann muß ein Ausweg geschaffen werden. Wie das geschehen kann, ist heute unmöglich zu sagen. Nur eins kannst du nicht, immer wieder verschwinden, den Namen wechseln!" Ihre Stimme klang fast drohend. „Bedenke doch, du bist jung und mußt und willst deine schöne Arbeit tun!"

Clarisse stand dicht vor mir, blickte mich fordernd an.

„Und was ist mit dir?" fragte ich leise.

„Ich — ich habe verzichtet. Du kannst allenfalls neben diesem Hendrik, den auch ich mag —" sie lächelte — „dein eigenes Leben führen, deine Arbeit tun, obgleich es viel Kampf geben wird; aber ich, in meinem besonderen Falle, kann das nicht. Meine Arbeit und ich, wir sind ja nicht allein, so wie du schließlich immer wieder allein mit dir und deiner Arbeit sein kannst. Da ist alles das, was mein Vater aufgebaut hat. Soll ich es verlassen? Es ist zu groß und schön, ich kann es nicht. Mich verpflichtet mehr als dich — meines Vaters Lebensarbeit."

Groß, aufrecht stand sie da, in all ihrer klaren Sicherheit. Sie hatte das Wort gesagt: „Ich verzichte."

Nur auf eins verzichtete sie nicht, auf das, was sie für das Bessere hielt. Es war zugleich das Schwere. —

Als Clarisse an diesem Abende ging, begleitete ich sie ein Stück Weges. Zum Abschiede sagte sie, aus einem ganz andern Gespräch heraus: „Gib mir die Berliner Adresse dieser Sonja, ich möchte das Mädchen herausfinden. Du tatest nicht gut daran, sie aufzugeben."

Ich gab sie ihr, wenngleich nicht gern. „Glaubst du, sie hätte Näheres über die Russin, die Nadia, erfahren?"

„Vielleicht. Doch das ist es nicht, wenigstens nicht allein. Ich möchte sie kennen lernen. Außerdem — sie kann helfen, das ist sicher."

*

Der Winter, der nun kam, brachte mir meinen ersten wirklichen Erfolg. Das gab mir ein Glücksgefühl, von dem ich bisher keine Vorstellung gehabt hatte. Und so nebensächlich es sein mag, es beglückte mich auch, mein Leben nun etwas leichter und reizvoller gestalten zu können; selbst die schöneren Kleider, die ich jetzt tragen durfte, gaben mir ein besonderes Wohlgefühl.

Es bestätigte sich mir, was ich längst wußte, daß in der Welt, in der wir nun einmal leben, das schöne Kleid eine Frau mehr hebt und trägt als ihr Wissen, ihr Charakter und ihr Können. Ich mußte an Madame Odette denken, die uns ernsthaft erklärte: „Was ist Erfolg? Ein Kleid, Geld, Charme und Witz." So war ihre feste Reihenfolge und dabei blieb sie.

Ich hatte auch nicht geglaubt, daß es mich sonderlich freuen würde, in einem Kreise von Menschen bekannt und auch wohl beliebt zu sein; jetzt fühlte ich die Wärme, den Ansporn, den geselliges Beisammensein geben kann, die Schönheit und das Frohe dieser Stunden.

Bisweilen kam eine Karte von Hendrik, weiter nichts. Niemals ein Brief und nie eine Adresse, so daß ich ihm hätte schreiben können; doch ich fühlte mich seiner ganz sicher. Eigentlich wartete ich immer auf ihn. —

Alles flog so schnell vorüber, nun hatte die Sonne schon wieder Kraft, sie holte einen warmen, erdigen Geruch aus dem Boden hervor, der mir von Pahlivaa her lieb und vertraut war. Die kleinen Schneereste wollten nichts sagen, es läutete von allen Türmen

Digitized by Google

zum frühen Osterfeste. Mir war, als ob sich eine vieltönige Musik über die ganze frühlingsselige Stadt schwänge, und als ob es hier oben auf Montmartre aus allen kleinen Vorgärten nach Veilchen duftete.

Ich ging eilends die schrägen hin- und herlaufenden Gassen hinab, blickte auf die Häuser, die allesamt ihr eigenes Gesicht haben, hier und da Schilder, wie von Kinderhand einfältig hingemalt — und dann war ich unten auf dem unregelmäßigen Platze, den sich die Maler von Montmartre als Ausstellungspalast gewählt haben. Unter freiem Himmel! Wäscheleinen von Baum zu Baum, an denen ungerahmte Bilder hängen, naive Auslagen hoch an die Häuser hinaufgestapelt. Die Cafés und Tavernen ringsum sind weit geöffnet, man geht aus und ein, essend, schwatzend, lachend. Wieviel Lachen doch unter diesen Menschen ist! Künstler mit Frauen und Kindern, mit verwegen aussehenden Freundinnen! Bürgersleute, Soldaten, Arbeiter. Heiter spielende Bewegung, und hoch oben flatterndes Gewölk auf blauem Grunde.

Ich bog um eine Ecke dieses Platzes, der aussieht, als hätten die umstehenden Häuser ihn hin und her gezerrt, damit jedes ein Stück mit bekam. Da stand ein junger Kerl in einer Art Tropenanzug, mit langem buntem Schal — wirklich auch sehr verwegen! — und hängte ungeschickt ein Bild auf. Neben ihm, an einem Baume, lehnte eine gewaltige Mappe. War das möglich? Konnte — konnte das Hendrik sein?

Ich drängte mich schnell hinzu. Der junge Mensch da sah ihm so ähnlich!

Jetzt wandte er sich ärgerlich zur Seite, die Sache mit dem Bilde glückte ihm nicht.

„Hendrik!" rief ich laut, „Hendrik!" Er war es!

Alles ließ er aus den Händen fallen und eilte mir entgegen. Wir hielten uns umfaßt, mitten zwischen den vielen Menschen. Wir sahen sie nicht und wir hörten sie nicht, sie machten auch kein Aufhebens von uns.

„Ja, Nadia, Mädel — wie kommst denn du hierher?" sagte er lachend, doch ich sah Erschütterung in seinem Gesicht.

„Ich — nun, ich wohne hier, lange schon. Wie sollte ich dir das sagen, da ich dir doch nicht schreiben konnte?"

„Wenn es langsam in dir braut, dann wird es gut," erwiderte er, „du bist ja so ein zähes, nachdenkliches Geschöpf."

„Und es i st gut geworden," sagte ich nachdrücklich.

Wir standen neben seiner Mappe, die gar nicht recht zusammenhalten wollte; Hendrik hatte immerfort damit zu tun.

„Verflucht! Es ist doch nicht gut geworden," sagte er, mich aufmerksam betrachtend. „Was ist Gutes dabei, wenn du jetzt eine großartige Dame bist und ich —"

„Du bist nun einmal ein Vagabund!"

Er zog die Stirne kraus. „Gerade wollte ich hier einiges losschlagen, um als ein ordentlicher Mensch unter deine Augen zu treten. Du mußt nämlich wissen, ich hatte schreckliche Last mit meinem Gepäck. Wo es ist, weiß ich nicht. Nur die Arbeiten, von denen ist nichts verloren gegangen . . . Und auch sonst, mein Liebstes," fügte er leise hinzu, „es ist nichts verloren." Als er das sagte, hatte irgend jemand an seine Mappe gestoßen, sie fiel auseinander, eine Flut von Farbe! „Oh lala," sagte er gutmütig und zu mir gewandt: „Auf diese Art wollte ich es dir eigentlich nicht zeigen. Übrigens, wenn du wirklich hier in Paris lebst, eine Wohnung hast —" seine Augen, die ganz wie früher gleich Edelsteinen glänzten, sahen mich lachend und zugleich überredend an —

„Natürlich, Hendrik, wir gehen fort von hier."

Er kniete nieder und packte seine Sachen zusammen. Aufschauend fügte er hinzu: „Nun hast du mich ja doch einmal als Landstreicher gesehen, jetzt verkaufe ich nichts mehr, es ist zu schade darum!"

„Hendrik, das ist neu! Um einer Frau zu gefallen, wolltest du von deiner Kunst hergeben?"

„Der Mensch ist ein wankelmütiges, veränderliches Geschöpf!" Fröhlichkeit saß in seinen Augen.

Wir machten uns auf den holperigen und steilen Weg.

Es gefiel ihm hier oben. Als wir auf der Place Tertre anlangten, über deren bunten Häusern und grünen Bäumen sich die blendendweiße Basilika kuppelt, blieb er stehen. „Hoffentlich wohnst du hier!" sagte er, glücklich um sich blickend.

„Ganz nahe, Hendrik." Eilig schritten wir dahin, — wie wir uns nacheinander sehnten!

Kaum schloß ich die Tür hinter mir, da nahm Hendrik mich in seine Arme. Ein Sturm von Liebkosungen brauste über mich dahin. Es war schwer, sich überhaupt wieder zurechtzufinden.

„Nadia, Nadia! Jahrelang habe ich darauf gewartet! Nach dieser vermaledeiten Geschichte da in London. Nur du, Nadia, keine andre, niemals! Und damit du es nur weißt: ich bin frei."

„Ich dachte es mir —" Wir saßen auf meinem alten, etwas schäbigen Sofa, Hendrik auf der Lehne. „Veronika sprach davon."

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Veronika?" Ganz erregt sprang er auf. „Hast du dich nun wieder mit Veronika zusammengekoppelt?"

„Ja, ich mußte Gewißheit haben."

„Wieso Gewißheit? Du wußtest gut, wie lieb ich dich habe. Sieh her, auf das Bild!" Er wies auf seinen Garten der Kindheit.

„Gott, Hendrik, du sagtest, der Mensch ist ein wankelmütiges und veränderliches Geschöpf — und außerdem: der Mann einer anderen Frau?" Ich beugte mich vor und sah ihn an: „Fast hätte ich einen andern Mann geheiratet!" Ich lachte.

„Weshalb tatest du es nicht?" rief er zornig.

„Ja, weshalb tat ich es nicht? Was denkst du?" Ich hielt ihm meine Hand hin. Er verstand mich.

„Aber du mußt mir doch sagen, wie du auf den Gedanken kamst, zu irgendeinem andern Manne gehen zu wollen?"

„Da ist so vieles zu erklären, Hendrik, ich kann dir das jetzt, sofort nicht auseinandersetzen — es ist zuviel. Willst du dich zufriedengeben bis zum Abend, bis es dunkelt? Dann sind wir wieder hier, und du sollst alles hören. Es ist ja viel mehr, als du denkst. Jetzt, sieh, ich möchte so gerne deine Sachen sehen, das, was du in der Mappe hast."

„Nein," sagte er, mich wieder umfassend, „auch damit warten wir noch ein wenig, erst möchte ich eins wissen: wann heiraten wir?" Ich machte eine Bewegung, er hielt mich fest. „Laß mich einmal sagen, was ich mir ausgedacht habe, Nadia! Du bist ein Menschenkind — so viel habe ich über dich nachgedacht! — das ein Mann, der nur irgend das rechte Gefühl hat, nicht zu seiner Geliebten machen kann. Ich muß dich heiraten, da nützt nichts."

„Hendrik, wenn ich nun beides nicht sein will, nicht deine Geliebte und nicht deine Frau, was dann?"

„Du wirst meine Geliebte und meine Frau, beides. Sprich nicht lange darüber, gib mir deine Papiere." Er hielt mich fest umfaßt, sah mich glücklich an.

„Meine Papiere? Hendrik," einen Augenblick überlegte ich — „ich heiße nicht Nadia Berischeff, meine Papiere sind falsch."

Mit einem Ruck ließ er mich los, hielt mich von sich ab, meine Arme umklammernd, sah mich durchdringend an — dann stieg eine lachende Verklärung in sein Gesicht. „Das ist mir ganz gleichgültig. Ich lasse mich mit der falschen Nadia Berischeff doppelt trauen, einmal in der muffigen Amtsstube, und dann gehen wir weit aus Paris hinaus, knien uns in eine grüne Wiese und geloben dem Herrgott, der auf der Wolke sitzt, daß wir treu zueinander stehen wollen. Und das ist dann das Rechte. Ob dein Name recht ist, das geht mich gar nichts an, ich weiß, wer du bist." Seine Unbekümmertheit, sein Vertrauen, die Einfachheit, mit der er an dieses Schwere heranging, hatten etwas Hinreißendes. Ich konnte nichts dagegen sagen.

Der Abend würde kommen und dann mochte er nochmals entscheiden. Doch ich wußte, er ließ mich nicht, so wie auch ich ihn niemals lassen wollte. —

„Und noch eins," sagte er, strahlend in meinen Zimmern umherwandernd, „wir behalten natürlich unsere Freiheit. Du mußt es dir nicht einfallen lassen, mir ein Stück Brot zu geben, wenn du meinst, ich hungerte. Und zusammen wohnen werden wir nicht!"

Wie oft hatten Clarisse und ich über derartige Dinge gesprochen! Auch wir hielten es für die beste Lösung, wenn zwei beruflich und zumal künstlerisch arbeitende Menschen, die doch doppelt empfindlich sind, keinen gemeinsamen Haushalt führen. Künstler brauchen soviel Einsamkeit und Konzentration, die Anforderungen der Arbeit sind so hart und oft genug einzigartig, die Stimmungen können sehr verschieden sein, die Anregungen, deren beide bedürfen! Kein Gott ist so streng, wie der Gott der Kunst!

„Nein," sagte ich entschieden, „keine zu enge Gemeinsamkeit, kein Haushalt. Ich bleibe hier oben, und für dich finden wir schon etwas."

„Ah, sieh da," sagte er fröhlich, „du bist ja gar nicht so bürgerlich!"

„Immer kommst du mir mit meiner Bürgerlichkeit —"

„Du hast etwas davon," beharrte er, dann, sich besinnend, „und was ist mit deinem Berufe?"

Ich stand auf, holte mein erfolgreiches, mein einziges und erstes Buch. Eine Reihe von Zeitschriften brachte ich. „Ich bin diese Eva Marius," sagte ich.

Schnell sah er mich an, griff nach dem Buche, las darin, las — ich weiß nicht wie lange. Ich ging an seine Mappe, nahm seine Arbeiten heraus und lehnte sie, eine nach der andern, gegen die geschlossene Mappe, die ich aufrecht auf meine Kommode gestellt hatte. Mein Buch, das mir doch so nahe war, vergaß ich. Was ich in der Mappe fand, war für mich eine hohe Freude! Nicht alles war gleich — natürlich nicht! — doch es waren Sachen darunter, so stark, so herrlich, und bei all der Glut und Kraft so gebändigt — ich war beglückt und tief dankbar.

Hendrik hatte sich gewandelt. Einiges von dem, was ich hervorholte, konnte gar nicht besser sein. Das war wahrhaft Kunst.

Digitized by Google

Ich konnte es nicht lassen — bei einer wundervollen Skizze zerstörte ich die fast feierliche Stille zwischen uns. „Hendrik," rief ich, „das ist herrlich! Was hast du nur aus dir gemacht!"

Er aber antwortete nicht, er sah mich an — dann auf das Buch — es war ihm unmöglich zu sprechen, das sah ich. Ich kam, setzte mich neben ihn, und mit ihm in mein Buch blickend, las ich eine Stelle, die auch mich, als ich sie niederschrieb, sehr ergriffen hatte.

Später haben wir viel über unsere Arbeit gesprochen — an diesem ersten Tage konnten wir es kaum. Zu vieles bewegte uns. —

In der Dunkelheit der Abendstunden, in Hendriks Armen, erzählte ich ihm dann von meinem ganzen Wege — bis er mit dem seinen zusammentraf — an jenem Morgen, als ich ein Stück warmes Brot wollte und sonst nichts.

Er nahm es ganz so auf, wie ich es dachte; mit seinem Entschlusse hatte das nichts zu tun.

*

Von meiner sehr bald darauf geschlossenen Ehe mit Hendrik kann ich nur sagen, daß sie uns weit mehr Glück brachte, als wir erwarteten. Doch so beginnen Tausende von Ehen — immer noch ist viel Liebe in der Welt — und man weiß niemals, wie ihr Verlauf sein wird und wie ihr Ende.

Wir waren beide keine Menschen, die Unerfüllbarem nachjagten, wir kannten ein Stück Leben, und ein ziemlich hartes dazu; wir hatten diese Zeit nicht vergeudet, sie war uns Lehrmeisterin gewesen. Unerfüllbares wollten wir vielleicht in unsrer Kunst erreichen und sicherlich wohl lag es im Umkreise unserer gesamten Ideenwelt; aber wir trugen es nicht in menschliche Beziehungen hinein. So kam es, daß das Maß unseres Glückes überreich war.

Ganz gewiß aber haben zwei Dinge dazu beigetragen, die auch heute noch unsre Ehe, deren Unverletztheit uns so hoch steht, frisch und hell machen und zu gleicher Zeit vertiefen. Sie greifen ineinander. Das eine ist das immer gegenwärtige volle Interesse an der Arbeit des andern und an all den Vorbedingungen, deren unsere Arbeit bedarf, die große Achtung vor dem Streben und der Leistung des andern. Das Zweite ist ganz gewiß unsere getrennte Lebensweise. Unser Wiedersehen — nicht jeden Tag sind wir beisammen — hat jedesmal wieder etwas Besonderes, Festliches, auch dann, wenn einer von uns niedergeschlagen ist, denn der andere hat diese Depression nicht immer vor Augen gesehen und ist deshalb kräftiger und klarer in Urteil und Hilfe.

Wenn ich mit Clarisse über diese Dinge sprach, dann sagte sie wohl: „Noch gebe ich dich nicht verloren, du wirst nicht ewig Romane schreiben und Gedichte, das ist nur ein Teil deines Wesens!"

Doch ich glaube es nicht, ich habe mir noch längst nicht Genüge getan, und zudem widerstrebt es mir, andern Menschen meine Ansichten mitzuteilen, oder sie gar belehren zu wollen.

Ich war in eine größere literarische Arbeit eines jungen Schweden vertieft, die Gustave Buergl mir zur Durchsicht und Beurteilung übergeben hatte, da kam Clarisse zu mir. Sie setzte sich unter das Fenster auf meine breite Polsterbank und meinte, ich sollte das alles einmal liegen lassen, sie hätte mir etwas zu erzählen.

So wenig ich an meine Vergangenheit dachte, ich fühlte sogleich, daß sie in mein Leben eindrang. Ich lehnte mich innerlich dagegen auf und mußte doch stillhalten.

„Erinnerst du dich, Nadia, daß ich dich um Sonjas Berliner Adresse bat?"

Gewiß tat ich das.

„Nun ja," fuhr Clarisse in ihrer geraden Art fort, „das hatte einen besonderen Grund, einen bestimmteren als den, den ich damals angab. Kurz bevor du mit meinem Vater sprachst, nach dem Gewitter, als ich verreist war, hatte er einen Brief aus Petersburg bekommen, in dem angefragt wurde, ob Eva Marius, die jene Legende vom braunen See geschrieben hätte, eine gewisse Nadia Berischeff sei. Es war ein liebenswürdiger Brief in der Art, wie viele kommen. Mein Vater, der nicht um deine Vergangenheit wußte, nichts von ihrer Belastung, teilte dem Fragenden mit — es war ein Mann — gewiß, du wärst eine Russin, die diesen Namen trüge. Vielleicht besinnst du dich darauf, daß wir deine Arbeit in der zweiten russischen Ausgabe unsrer Zeitschrift brachten?"

„Nein," sagte ich, innerlich fast erstarrend, „das wußte ich nicht. Und wenn ich es auch gewußt hätte — diese Geschichte vom Olmanisee ist ja nur in u n s r e r Gegend, in Finnland bekannt? Wie ist das möglich?"

„Es muß dich nicht erregen, Nadia," sagte Clarisse, meine Hand nehmend, „es war Sonja. Sie hatte die Zeitschrift gelesen, deine Arbeit, und sie, nicht wahr, sie kannte die Sage?"

„Ja, meine Mutter hat sie ihr erzählt; wir saßen alle beisammen in ihrem schönen blauen Zimmer. Oh, ich weiß das noch ganz genau —" Wie nahe es kam, wie köstlich dieses Bild war!

Clarisse fuhr fort: „Wir aber, mein Vater

Digitized by Google

und ich, die wir bald darauf deine Lebensgeschichte kennen lernten, wir sorgten uns schwer. Du weißt, als du von Veronika zurückkamst, sagte ich drängend, wir müßten Klarheit in deine Vergangenheit bringen, wenigstens wissen müßten wir, wer Nadia Berischeff sei."

Darauf konnte ich mich sehr gut besinnen, es hatte mich verstimmt und erregt.

„Gut," sagte Clarisse, „du weißt, es mußte etwas geschehen, und die beste Hilfe konnte nur Sonja sein. Nach all dem, was du über sie geschrieben hast, nahmen wir an, daß sie nicht geruht hatte, als du fortgingst, daß sie nach allen Richtungen hin forschte — und das hat sie getan, wahrlich!"

Ich schwieg, in fast schmerzlicher Spannung: Buergls waren also mit ihr in Verbindung.

„Du kannst es dir denken," — Clarisse hatte meine Hand wieder losgelassen, sie spielte nun mit einem Buche, während sie ein wenig stockend sprach, — „daß wir alles daran setzten, um sie zu finden. Es war nicht gar so schwer, sie ist eine in Petersburg bekannte Advokatin. Jenen Brief hatte sie absichtlich von ihrem Sekretär unterzeichnen lassen. Du solltest zunächst nicht aufgestört werden. Diese Sonja hat lange überlegt, was wohl das Rechte sei, als mein Vater ihr dann schrieb, Eva Marius' Vergangenheit sei ihm bekannt, und er bäte sie, zu kommen, da entschloß sich Sonja zur Abreise. Sie ist hier in Paris, Nadia, sie ist unser Gast, seit gestern."

Ich hatte mich halb erhoben, Clarisse zog mich zurück. „Sonja kommt sogleich, ich erwarte sie, mein Vater bringt sie her." Ich hatte Mühe, mich zu fassen. Diese Vergangenheit! Wäre sie doch tot. Und Sonja? Nein, lieber hätte ich sie niemals wiedergesehen — — —

Als sie dann eintrat, blaß, dunkel wie damals, kaum gealtert, riß es mich empor. Buergls verließen sofort das Zimmer.

„Ich glaube, daß du mich nicht gern siehst," sagte Sonja ruhig. — „Heli," ein Lächeln glitt über ihr ernstes Gesicht, „du bist mir lieber noch als früher; ich mag die tüchtigen Menschen."

Sie hielt mir ihre Hand hin, und als ich die meine hineinlegte und Sonja anblickte, war etwas von dem alten Zauber um sie, von der alten Anziehungskraft, die sie auf alle im Pahlivaahaus ausgeübt hatte.

„Komm, wir setzen uns, Sonja, und dann erzählst du mir —" Es wurde mir schwer zu sprechen.

Nebeneinander ruhten wir eine Weile aus, dann begann Sonja: „Ich denke, du bist ein aufrechter Mensch, Heli, deshalb sage ich dir das Schlimmste zuerst. Diese Nadia Berischeff ist in eine böse Geschichte verstrickt, man sucht sie immer noch, doch nicht sehr aufmerksam und ernsthaft. Man glaubt, Nadia Berischeff sei untergegangen, vielleicht gestorben — dennoch, es ist nicht gefahrlos, ihren Namen zu tragen. Je mehr du hervortrittst, um so gefährlicher für dich — und ich, die ich glaubte, ein vernünftiger Mensch zu sein, ich habe dich mit der Vergangenheit dieses Mädchens belastet!"

„Wir haben es beide gut gemeint," sagte ich ablenkend.

„Ihr wußtet ja alle so wenig vom Leben, Heli, ich war die Ältere — auch wenn ich an deine Mutter und an Sten denke, war ich die Älteste. In ganz anderer Weise, als ich es tat, hätte ich in euer aller Leben eingreifen können. Merkwürdig, wenn ich daran denke — damals war ich selbst in einem innern Aufruhr — und später war nichts mehr gutzumachen." Sonja richtete sich auf. „Nun wir als gereifte Menschen beisammen sind, spricht unsere Einsicht und unser Wille: dieses alles muß einmal gutgemacht werden, denn so, wie es ist, darf es nicht bleiben."

„O nein, Sonja, ich bin zufrieden. Niemals kann mein Leben besser sein, als es jetzt ist. Jetzt bleibe ich, die ich bin, die Schriftstellerin Eva Marius und meines Mannes Frau."

Ich hatte Sonja nicht beachtet, während ich sprach, mein Empfinden, mein Vorsatz, das war stark in mir. Als ich dann zu ihr, die schwieg, hinüberblickte, saß sie ein wenig gebückt da. Endlich sagte sie leise: „Du bist es ja nicht allein — da sind deine Mutter und Lauri. Haben nicht auch sie ein Recht?"

Niemals hatte ich in dieser Art an die beiden gedacht. „Ja — nun, —" sagte ich fast täppisch, „haben sie nicht alles, was sie brauchen, was nach all dem noch Gutes für sie kommen konnte?"

„Nein, sie haben es nicht, sie brauchen dich — aus mehr als einem Grunde brauchen sie dich." Das sagte Sonja klar und fest. „Du mußt anhören, was ich dir zu berichten habe, Heli, ich habe keine Ruhe gehabt, all die Jahre nicht."

„Warst du in Pahlivaa?" Es überlief mich heiß, als ich diese Frage stellte, die Vergangenheit drängte zu mir hin.

„Ja, das erstemal zwei Jahre nach jenen schweren Ereignissen, und dann jedes Jahr. Deine Mutter ist für mich immer noch der liebenswerteste Mensch, den ich kenne. Doch ich will berichten, so kurz wie möglich. Man hat die Untersuchung damals fallen lassen. Als der Mann, der angab, dich gesehen zu

Digitized by Google

haben, deiner Mutter gegenüberstand, die in ihren Schmerzen gar nicht mehr der Frau glich, die alle um sie her gekannt hatten, da zog er seine Aussage zurück. Er sagte, er könne sich nicht mehr genau besinnen, vielleicht irrte er sich. Doch die Gerüchte um Pahlivaa starben nicht. Nun richteten sie sich gegen Lauri. Wer hatte denn schließlich ein Interesse an Stens Tod gehabt? Lauri! So seltsam es ist, der Tote hat immer recht. Zu Lebzeiten liebte man Sten nicht, nach seinem Tode wurde er ein Unglücklicher, für den man eintreten mußte. Vor allem ließen Stens Schwestern keine Ruhe. Das Verfahren wurde wieder aufgenommen, dieses Mal gegen Lauri, einzig gegen ihn. Das alles hat sich lange hingezogen. Schließlich wurde Lauri wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Wie denkst du, daß es auf ihn wirkte? Er ist still, fast menschenscheu geworden, ein in sich gekehrter, starker, doch einsiedlerischer Mann, der nichts kennt wie die Arbeit auf Pahlivaa. Das ist nun ein mustergültiges Gut. Für wen lebt er? Dein Bruder wird nicht heiraten. Pahlivaa fällt auseinander, das raubt die Freude an der Arbeit. Lauri kennt keine Freude. Und deine Mutter? Heli, sie ist eine so tief gesunde, köstliche Frau! Als ich sie zum ersten Male wiedersah — die Anklage gegen Lauri war noch nicht erhoben — begann sie gerade aufzuleben; etwas Frühlingshaftes war in ihr. Nur eines quälte sie: dein Verlust. Mir ist es fast zur Gewißheit geworden — deine Mutter, so wie sie nun einmal ist, würde ohne Zögern hingehen und diese ganze Vergangenheit offenbaren, wenn sie dich zurückgewinnen könnte — und Lauri, so wie er war."

„Und Sten?" fragte ich. Hatte sie ihn doch mehr geliebt als mich.

„Liebe Heli," Sonja sprach mit ungewöhnlicher Wärme, „habe ich dir früher nicht einmal gesagt: deine Mutter ist eine Nachtwandlerin? Sie, die Heimat ist, sie paßte gar nicht zu diesem unsteten und unzuverlässigen Menschen. Es war eine Phantasie. Soviel Liebe ist nichts wie Phantasie — zumal bei Frauen von deiner Mutter Art. Sten war etwas Überraschendes, Herrliches und Fremdes in ihrem Leben. Dieses Fremde, Heli, es mußte sich einmal aussondern — und das hat es getan. Deine Mutter trauert nicht um Sten, schon lange nicht mehr. Das ihr ganz Eigene: Heimat, Haus, Kinder, das ist geblieben. Nur darin lebt sie, nur das will sie, und nun wirst du es begreifen, wenn ich sage: obgleich du das alles nicht mehr brauchst — Mutter, Bruder, Heimat — sie brauchen dich."

In mich gekehrt saß ich da, was ich hörte, war soviel, kaum faßlich.

Mit etwas Abseitigem begann ich: „Und du, Sonja, was denkst du heute von Sten?"

Kühl sagte sie: „Nach kurzer Zeit schon war ich fähig, mich gerade mit seiner Person zu beschäftigen. Ich hätte das Wort unzuverlässig nicht gebraucht, wenn es nicht richtig war. Aber wir wollen nicht davon sprechen," fuhr sie herzlich fort, „wir wollen behalten, daß er etwas Lebensvolles hatte, daß er auf eine besondere Art dazu geschaffen war, deiner Mutter dieses einzigartige Gefühl einzuflößen, das sie Liebe nannte. Er würde es zerstört haben, wenn er gelebt hätte. So aber gedenkt sie seiner, wie man vielleicht einer ersten, etwas törichten und auch entzückenden Liebe gedenkt. Ich hätte mit deiner Mutter und Lauri gesprochen, damals, als ich die Sage von eurem Olmanisee las, aber einmal schon hatte ich in dein Leben eingegriffen, ein zweites Mal wollte ich es nicht ungefragt tun. Ich dachte viel darüber nach, ob ich mich dir überhaupt nähern sollte; Buergls Brief machte dem ein Ende. Ich bin sofort gekommen, habe dir alles gesagt — vieles magst du noch zu fragen haben, doch du hast den Grundriß des Geschehens, und du kannst und mußt nun selbst entscheiden."

„Das kann ich wohl und ich muß es auch," sagte ich schwerfällig, „doch jetzt will ich mich sammeln — möchte auch meinen Mann sprechen — du weißt, ich bin verheiratet."

„Ja, ich weiß," sagte Sonja lebhaft, „ich habe bei Buergls zwei schöne Bilder von ihm gesehen, und dann — er ist ja so musikalisch —"

Unsere Abende in Pahlivaa fielen mir ein, als meine Mutter und Sonja zusammen spielten und sangen und Sten, wie er unter dem Kronleuchter stand — jenes erste Zerwürfnis mit Lauri — alles kehrte zurück.

★

Hendrik mochte von dem Aufreißen meines ganzen Lebens nichts hören. „Wir wollen das nicht und wir brauchen das nicht," sagte er hartnäckig. „Ich kann mit Nadia" — nie nannte er mich anders — „irgendwo in der Welt leben. Das alles hat etwas Zerstörendes, und wir wollen aufbaun." Er verschloß sich dagegen, die Dinge von einer andern Seite zu sehen. Hätte ich Sehnsucht gehabt, vielleicht würde er nachdenklicher gewesen sein, so aber — er kannte Pahlivaa und die Meinen nicht — war es für ihn das Feindliche.

„Meine Frau heißt Nadia zur Landen," sagte er, „wenngleich die Arme auch viel mit mir zur See sein muß! Und sonst heißt sie

Digitized by Google

Eva Marius. Ihre Papiere vernichte ich, sie sind verloren gegangen. Sobald man sie mit jener Russin vergleichen will, erblickt man eine andre Schrift und ein völlig anderes Geschöpf. Wo ist die Gefahr? Ich sehe keine."

Auch ich sah keine unmittelbare Gefahr, das beunruhigte mich nicht. Und doch war eine Stimme in mir tief verborgen, mir selbst noch kaum verständlich, die ihm widersprach. Was war das? Kamen Heimat, Mutter, Bruder dennoch zu mir? Konnte ihre Ruhe, ihr Glück, ihre Zukunft mir näher sein als das, was ich in mir selbst aufgerichtet hatte?

Nein, das war es nicht; lieber als alles dieses waren sie mir nicht..

Hätte ich sie haben und halten können — Heimat, Mutter, Bruder — ich hätte sie geliebt, anders als in meiner Kindheit und erster Jugend, als ich glaubte, nicht ohne sie leben zu können — doch ich hätte sie geliebt!

Da war noch etwas anderes. Diese ganze ewig fortdauernde Lüge in unserm Leben bedrückte mich. Ich konnte das nicht leicht nehmen. Der Drang nach Wahrhaftigkeit war uns Leuten von Pahlivaa angeboren; das Klare, das Rechtliche, die Ordnung der Dinge, es gehörte zu uns.

Nun ich wußte, wie es um meine Mutter und um meinen Bruder stand, fühlte ich das Häßliche, das Vergiftende jener Lüge. Es machte mich unruhig. —

An den Abenden, wenn wir in Buergls schönen Räumen beisammensaßen, wenn Hendrik und Sonja musizierten, daß eine Glorie um uns war, dann fühlte ich mich nicht rein noch frei. Ich durfte nicht nur an mich selbst denken — und ich mußte Unehrliches auslöschen.

Als ich von diesem, von der Lüge, die auf Pahlivaa lag, mit Sonja sprach, sagte sie nur: „Glaubst du, deine Mutter und Lauri litten nicht darunter? Du kennst sie doch. Solange du fehlst, können sie nichts wirklich richtigstellen."

Und eines Abends, es war schon tief in der Nacht, konnten wir, Buergls, Sonja, Hendrik und ich, nicht voneinander loskommen, ohne über all das gesprochen zu haben, was uns eigentlich nie verließ. Wir erregten uns, betrachteten alles bis ins Kleinste, und dann fand Gustave Buergl einen Weg, dem wir zustimmten.

Hendrik tat es nicht gern.

Clarisses Vater meinte, wir hier, und auch ich, wir wären ja nur die eine Partei, auch jene andern, meine Mutter und Lauri, müßten gefragt werden. Er selbst wolle nach Pahlivaa reisen, er sei wohl der am meisten fernstehende und ruhigste unter uns.

Während des langen Hin- und Herredens war mir ein Entschluß gekommen: „Wenn alles so ist, wie Sonja es ansieht, und wenn meine Mutter nicht den Mittelweg wählt — daß sie um mein Leben weiß und daß wir uns auch wohl wiedersehen — dann bin ich bereit, diese ganze unselige Sache klarzustellen."

Niemand antwortete mir sogleich; nun ich gesprochen hatte, erschien es uns ein schwerer Schritt zu sein.

Wir alle waren keine zaudernden Menschen. Nach zwei Tagen schon reisten Sonja, Gustave Buergl, Hendrik und ich nach Berlin ab. Hier wollten wir warten, während Clarisses Vater nach Pahlivaa fuhr. Er beabsichtigte, sich als einen Professor der Berliner Universität auszugeben, der mich früher gekannt hatte, und nun, bei Gelegenheit einer Reise nach Finnland, meine Angehörigen aufsuchen wollte. Meine Niederschrift, das Bekenntnis der Heli Ursula Brand, nahm er mit.

Nun unser aller Entschluß feststand, sprachen wir nicht mehr viel darüber, wir hatten uns alle ein wenig müde gemacht, waren überreizt vom vielen Abwägen und Nachdenken. —

Kaum konnten wir irgend etwas beginnen. Nur Sonja behielt ihre Ruhe. Sie suchte die Menschen auf, die mich früher gekannt hatten, auch jene, die nur von einer Nadia Berischeff wußten. Die ganzen zurückliegenden Dinge hatte sie längst geordnet; wenn meine Mutter wünschte, daß ich kam, dann wußte Sonja alles, was geschehen mußte, Schritt um Schritt. Ihre alte Tatkraft war in ihr, ihre Klugheit und ihr Mut.

Wir hatten mit Gustave Buergl verabredet, daß er nicht schreiben, sondern alles mündlich berichten sollte.

Fast zwei Wochen warteten wir, dann kehrte er zurück.

Wie gut besinne ich mich auf sein leuchtendes Gesicht: „Deine Mutter," sagte er, „deine Mutter ist eine wundervolle Frau. Du sollst zu ihr kommen, mit Hendrik. Die Folgen? Oh, Nadia! Daran denkt sie kaum."

Er setzte sich zu uns hin, in dem halbdunklen Hotelzimmer, und erzählte. Ich will es kurz wiedergeben, so gut ich kann.

„Als ich ankam," sagte Buergl, „und unter euern weißen Birken dahinschritt, kam mir eine alte Magd entgegen, die mir auf meine Frage hin sagte, Frau Frieborg-Djöns sei im Treibhause. Sie ließ mich unbehelligt hingehen. Ich öffnete die Tür. Hinten, in einem grünumzogenen Gang, stand deine Mutter. Sie hatte die Arme erhoben und band einen Rosenzweig fest. Wie schön ist sie noch, Nadia! Um sie her leuchtete mattes, vom

Digitized by Google

vielen grünen Blattwerk bleiches Licht. Ihr Kleid hatte die tiefviolette Farbe der Veilchen, das lockere Haar sah aus, wie leicht überpudert. Die ein wenig tiefliegenden, dunkelumrandeten Augen blickten mich fragend an. Deine Mutter kam mir entgegen. In ihren Bewegungen, in der Hand, die sich mir entgegenstreckte, in der Stimme, in allem war Wärme, Anmut. An der Brust trug sie eine Rose, Nadia, eine Rose von Sten. Sie lächelte, sie sah nicht niedergebeugt aus, nicht freudlos oder alt.

„Ich sagte ihr, was wir verabredet hatten, da veränderte sich ihr Gesicht, es zuckte um ihren Mund. ‚Meine Heli haben Sie gekannt?' Sie hielt meine Hand fest umschlossen. ‚Oh, ich danke Ihnen. Wie sind Sie mir willkommen! Es ist wie ein Wunder, daß ich von meinem Kinde hören soll. Kommen Sie, wir wollen in das Haus hineingehen.' Sie schritt neben mir her — staunend, nachdenklich.

„Deine Mutter führte mich in das Zimmer, in dem der Flügel stand. Im Kamin brannte ein Feuer. Wir setzten uns. ‚Gewiß sind Sie müde,' sagte deine Mutter wie entschuldigend, — ‚dennoch — vielleicht verstehen Sie es: ich möchte so gern von meinem Kinde hören.'

„Ich begann zu erzählen, so gut ich das irgend vermochte. Dabei mußte ich immer deine Mutter ansehen; sie war mir durch deine Schilderungen so wohlbekannt. Vom Kaminfeuer unregelmäßig beleuchtet saß sie da, ein wenig vorgeneigt, mit einem ernsten, doch sehr weichen Gesichtsausdruck. Es war schwer, mit der Wahrheit zurückzuhalten. Da ich nicht gar soviel zu sagen wußte, erzählte ich Einzelheiten, Dinge, die ich selbst beobachtet hatte; ich veränderte sie in der Art, daß sie auf einen jüngeren, weniger erfahrenen Menschen paßten. Bisweilen nickte sie und sagte: ‚Wie gut Sie mein Kind gekannt haben.' Nach vielem fragte sie, auch nach ganz Nebensächlichem, Kleinem, damit sich ihr dein Bild nur recht fest zusammenfügte. Eine große Stille umgab das Haus, das war ein Gefühl, als sei ich ganz allein mit deiner Mutter und mit meiner Verantwortlichkeit. —

„Es war mir eine Erleichterung, als deine Mutter aufstand und horchte. ‚Das ist mein Sohn,' sagte sie und ging hinaus. Ich aber sah euch alle in diesem Zimmer, in dem sich gewiß nichts verändert hatte. — — —

„Nach dem Abendbrot saßen wir in deiner Mutter hellem Birkenzimmer. Auf dem Tische unter der Lampe lagen Photographien ausgebreitet, hauptsächlich Bilder von dir, Nadia. Ich mußte sie eingehend betrachten. Auf einem standest du mit Sonja und Sten am Ufer des Olmanisees. Sten lachte euch zu. ‚Das ist mein Mann — auch er lebt nicht mehr,' sagte deine Mutter träumerisch, ‚und jene da, die Dunkle, Sonja heißt sie, das ist unsre beste Freundin. Haben Sie Sonja nie gesehen?' Nun mußte ich auch von Ihnen berichten, Fräulein Sonja — und ich glaube, es gelang mir nicht schlecht," sagte Gustave Buergl lächelnd. —

Ich lehnte in Hendriks Arm, die Augen geschlossen; alles, alles kehrte zurück.

„Dieses Bild am See hielt ich längere Zeit in der Hand," fuhr Buergl fort, „und dann fragte ich Lauri, ob er wohl mit mir zu diesem See hinabgehen würde, jetzt, unter dem Sternenhimmel, mußte er sehr schön sein. Sogleich stand dein Bruder auf, es freute ihn offenbar, mir ein wenig von Pahlivaa zu zeigen. Ich aber nahm die Mappe mit deiner Niederschrift darin, Nadia — ich habe sie niemals von mir gelassen — und legte sie vor deine Mutter hin. ‚Hier ist etwas — Ihre Tochter schrieb es einmal nieder — das Sie gewiß gern lesen werden.' So schnell wie möglich ging ich aus dem Zimmer. ‚Nicht lange wegbleiben!' rief deine Mutter hinter uns her. Deinem Bruder sagte ich etwas hastig: ‚Es ist ein Tagebuch, eine Art Lebensbild Ihrer Schwester, es wird Ihre Mutter erregen, sie muß allein sein.'

„Unten am Olmanisee, weit ab von euerm Hause, habe ich ihm dann alles erzählt. Sehr spät erst kehrten wir zurück und setzten uns an den Kamin im Musikzimmer. Wir warteten. Es war ganz still, deine Mutter mußte unser Kommen gehört haben. Doch es dauerte lange, bis wir ihre Schritte vernahmen. Sie öffnete die Tür, wir erhoben uns: ‚Heli, unsre Heli lebt,' sagte sie erschüttert und doch auch verklärt. ‚Wo ist sie? Sie hat Ihnen diese Aufzeichnungen gegeben? Kennen Sie mein Kind so gut?' Tränen liefen über ihr Gesicht, zu gleicher Zeit lächelte sie. ‚Fast kann ich sagen: sie lebt mit uns, mit meiner Tochter und mit mir.' — ‚Nicht krank, nicht elend!' stammelte sie. ‚Gott sei Dank!' — Lauri hatte sie zu einem Sessel geleitet, beugte sich zu ihr hinab. ‚Sehr gut geht es ihr,' sagte er, ‚ich weiß um alles, auch um ihr jetziges Leben.' Deine Mutter lehnte sich zurück, ihr Gesicht entspannte sich. Eine Weile war es still, dann blickte sie auf, sah Lauri an. Im Hause hörte man die ersten Geräusche. Etwas Triumphierendes kam in ihre Augen. ‚Lauri — Lauri!' rief sie leise, erhob sich, ging schnell auf das Fenster zu, öffnete es, atmete ein paarmal tief, wandte sich zum Zimmer hin und streckte ihre Hände aus:

Digitized by Google

,Lauri! Wir bekennen!' Lauri zog ihre Hände leidenschaftlich an seine Brust. ,Ja, Mutter, endlich.'

„Draußen war es dämmerig, der braune Olmanisee lag unter den ersten Morgenschauern. ,Das alles soll sie wiederhaben,' sagte deine Mutter glückselig hinausweisend, ,und uns, Lauri. Ihre ganze Heimat, alles was sie geliebt hat. Wir wollen diese häßliche Lüge vertreiben, aus unserm Leben und aus unserm schönen Pahlivaa!' — ,Ja, Mutter, endlich!' sagte er wieder, dieses Mal fest und freudig.

„Ich wagte es nicht, einen Mittelweg zu zeigen; sie hätten es gar nicht verstanden. Für sie gab es nur das eine, die Wahrheit. Deine Leute, Nadia, Mutter und Bruder, die leben wirklich noch in einer Welt, die Gott gemacht hat. Ich kam mir ganz erbärmlich vor, als ich an all das Getriebe um uns her dachte." —

Wir, die wir in diesen fremden Räumen beisammen saßen, inmitten einer lärmenden Stadt, fühlten, was Gustave Buergl bewegt hatte. Doch niemand konnte es so stark empfinden wie ich, die ich das Große und Schlichte, das Klare in meiner Heimat stets so sehr geliebt, die ich meine Mutter so innig verehrt hatte.

Sollte mir alles dieses wiedergegeben werden? Sollte ich es neben meinem so reichen Leben halten dürfen? Das war unfaßlich, es war eine Überfülle!

Dennoch — selbst in diese Stunde schlich sich der Gedanke hinein: nicht das Herz daran hängen, nicht darauf bauen, bei dir selbst bleiben. Nicht mit andern, mit sich selbst fallen und stehen. Ich sprach nicht davon — über all diese Dinge nicht — und man begriff mein Schweigen.

Doch Hendrik fühlte es, daß ich mich diesem Neuen und Großen nicht gänzlich hingab.

Als ich spät noch mit ihm im Tiergarten umherging, sagte er: „Ich bin glücklich, daß es dich nicht verändert."

⋆

Wir alle drängten zur Abreise. Wir nahmen das erste Schiff. Das Losgelöste, das Gleiten zwischen Wasser und Himmel sollte uns Ruhe und Sammlung bringen. Nur Hendrik war lebhaft, wie ein rechter Zugvogel kam er mir vor. Er freute sich.

Als das Schiff den Lübecker Hafen verließ, wandte er sich zurück und sah auf diese wundervolle, alte deutsche Stadt. Ich stand neben ihm und auch mich entzückte dieses Bild. In samtenen, tiefen Tönungen stand sie da, über dem schlingernden, braun-silbernen Wasser. Seine gestaffelten Giebel, rotumrandet, schieferblaues Dachwerk, zu den Türmen hinstrebend, zu diesen norddeutschen, hochhinauf zeigenden Gottestürmen! Das wuchs aus einem Grunde, bunt und vielfältig, wie die Zeit, die dieser Stadt ihre erhabenen, ihre festen und rührenden Zeichen aufgeprägt hat. Der Himmel, ein schwebendes, glanzdurchwobenes Blau, von zartem Gewölk übertupft, spannte seinen Bogen von hier zum Lande der Djöns.

Ich schob meine Hand in die Hendriks. „Diese kurzen Tage möchte ich alle Unruhe vergessen, ich möchte an eine Erfüllung der Wahrhaftigkeit glauben." —

Es war eine Fahrt in Herbstklarheit hinein. Feierliche Stille ringsum, sie stieg aus dem Meere und strahlte aus den Höhen. Es waren nur wenige Passagiere an Bord des kleinen Schiffes und auch von diesen lebten wir abgesondert.

Mit beklemmender Freude sah ich die ersten finnischen Schären aus den blanken Spiegeln wachsen. Dann unterschied ich ihre Farben, Rot und Gelb, immer kräftiger werdend. Bald kamen die vielen spielenden Vögel in Wasser und Luft — und nun das erste Haus. Ich kannte es gut. Dunkel, mit leuchtend weißem Gebälk.

Die Landungsbrücke, ein ganzes buntzusammengeschachteltes Dorf. Menschen, die über den Steg auf unser Schiff kommen: die ersten finnischen Worte!

Dieses alles nochmals zu sehen, zu hören — niemals hatte ich daran gedacht, die ganzen letzten Jahre nicht —!

Helsingfors, spät am Abend, eine Nacht ohne Schlaf, voll jagender Vorstellungen, — dann Hendriks und meine Fahrt nach Pahlivaa.

Der Anblick meines Heimatlandes, kräftig und einfach hingebreitet, rührte mich zu tiefst. Daß niemand hier mich kannte, dessen war ich sicher. Eine so lange Zeit — und ich hatte mich sehr verändert. Dennoch zog ich den dichten Schleier vor mein Gesicht. So konnte auch Hendrik nicht darin forschen. —

Wir hatten uns nicht angemeldet, man erwartete uns nicht. Es war noch hell, als wir den Weg über die Landstraße nahmen, zum Walde hin.

Dieser Wald! Jene letzte grausame Nacht im Walde!

Dieser Wald, durch den einst Sten ritt. Sorglos und schön!

Hinter ihm der Garten. Meine Mutter und ich wandelten durch seine gläserne Ruhe in jener Sommernacht. Meine Mutter sprach fast schüchtern von ihrer Liebe, die ich nicht verstand.

Digitized by Google

Immer neue Bilder tauchten auf. —

Die hohen Birken kamen. Der Weg war hell von ihren weißen Stämmen — großartiger wurden sie, vereinzelt, ragend — und jetzt die ganz mächtige am Eingangstor.

Der Garten, weit, hügelig, mit weiß überstäubten Flächen: erster Schnee. Ich blieb stehen, mußte mich beruhigen, man sollte mich nicht sehen — noch nicht!

Oben auf dem Rasen ein Beet mit den letzten Dahlien: Stens Grab — mit dem Waldesrauschen darüber hin, dem Spiel der Winde — Sonne und Regen.

Ich zeigte hinüber. Hendrik nahm den Hut ab, sah zu diesem Grabe hin und zum Hause der Djöns.

Kaum fühlte ich mich selbst, als ich weiter schritt, alles was hier lebte, einst und jetzt, — es war überstark.

Eine Frau mit durchfurchtem Gesichte öffnete uns, die alte Fredrika. Halb blind tappte sie vor uns her. Ich ging auf meiner Mutter Zimmer zu. Erstaunt blieb sie stehen.

Viele Blumen waren in dem schönen malvenblauen Zimmer. Stens Bild, ich sah es sogleich. Es stand auf dem kleinen Schreibtische. Wie ein Sieger blickte er in das Zimmer hinein.

Meine Mutter war im angrenzenden Raume, in ihrem Schlafzimmer; ich hörte, wie sie leise umherging, ich stand wie erstarrt.

Da kam Lauris Stimme über den Flur — die Tür öffnete sich — schnell, fest nahm er mich in seine Arme.

Und dann kann ich mich nur darauf besinnen, wie ich auf dem Sofa lag und meine Mutter sich über mich beugte.

So sehr hatte ich sie geliebt, so weit hatte ich mich von ihr entfernt, durch meine Tat und durch mein Leben; doch nun ich bei ihr war, war sie wiederum meine Mutter, diese über alles geliebte Mutter. Das Beklemmende und Erregende, es verging unter ihrem alten, einfachen und entzückenden Lächeln. Jetzt erst, als sie mich hielt, war es, als strömte das Blut in mich zurück und als lebte meine Heimat. —

Alle andern, äußern Dinge, die dann folgten, seltsam und schwer wie sie waren, sie konnten mich nicht erschüttern; wohl mußten wir alle leiden, aber wir würden gesunden. —

Unvergeßlich ist mir, als wir abfuhren, wir und unsre Freunde, um für die Wahrheit zu zeugen. Am Tage zuvor hatte Lauri unsre Leute auf Pahlivaa versammelt, hatte mit ihnen gesprochen; sie wußten um alles. Wie wir nun aus dem Hause traten, kamen sie von allen Seiten herbei, dunkel und schwerfällig, in ihren besten Kleidern. Was über uns kommen würde, schien ihnen weder ein Unglück noch eine Schande zu sein. Ein Vorarbeiter, ein stattlicher, noch junger Mann, ging auf meine Mutter zu und sagte laut, fast freudig: „Mit Gott, Frau Djöns.“ Da nickten auch die andern und winkten. Fest zusammengeschlossen standen sie da.

Unsre Wagen rollten davon; in dem ersten saßen meine Mutter, Lauri und Sonja; der weißköpfige Brentinius fuhr sie. So klein schien das alles unter dem hohen Himmel; kaum konnte ich es begreifen, daß dieses der Abschluß eines Schicksals war.

Ich blickte zurück. Dort, wo das alte Haus der Djöns gestanden hatte, ist eine Birkengruppe, jung, ganz licht.

In unser aller Leben würde Neues sein, wir hatten überwunden.

★

Hendrik und ich wohnten in diesem Winter allein auf Pahlivaa.

Mich hatte man freigesprochen, und unsre Leute und die Nachbarn sprachen meine Mutter und Lauri frei. Lauri, um den sie unerbittlich ihren Verdacht gesponnen hatten!

Ja, wir wohnten auf Pahlivaa und ich diente meiner Heimat. Doch in den Augen meines Mannes sah ich Ungeduld. Sten fiel mir ein, dem diese langen, dunklen Wintermonate zum Feinde wurden. Ich fragte Hendrik, ob er nicht lieber wandern wollte?

Oh, war er glücklich! Nach Paris wollte er, an seine Arbeit!

Wie gut ich ihn verstand. Heimlich trieb es auch mich fort. Alles um mich her hatte ich geliebt, zu stark, ausschließlich — ich hatte es verloren, hatte mich gänzlich losgesagt: mein Geist, Gedanken, Blut, Nerven, es war von anderem erfüllt, von dem Leben, das ich selbst in mir aufgebaut hatte.

Es war wunderbar, ich stand wieder in meinem Kinderland, ewig würde ich es lieben, und war doch darüber hinausgewachsen. —

Ich habe eine zweite Heimat gefunden, sie ruht in mir, und ich hoffe, daß sie mir treu bleibt, weil ich ihr meine Treue gebe.

Doch ich weiß auch um die Vielfältigkeit des Lebens, und daß dieses alles, was ich heute halte, nicht das letzte der Dinge ist.

Digitized by Google

Wilhelm Schreuer

Von Prof. Dr. Walter Bombe

Der Künstler, dem wir diese Zeilen widmen, gehört unter den älteren Vertretern der Düsseldorfer Malerei unserer Zeit in die erste Reihe. Wenn wir von einem Künstler verlangen und verlangen müssen, daß er seine eigene Note habe, so erfüllt Schreuer diese Forderung in ganz hervorragendem Maße. Er ist einer der Charakterköpfe unter den Düsseldorfern. In der alten Feste Wesel am 28. September 1866 geboren, steht er heute im sechzigsten Jahre. Sein Vater war ein geborener Kölner und

Magdalena. Gemälde

Digitized by Google

Kürassiere. Gemälde

betrieb das schon vom eigenen Vater ihm vererbte Bäcker- und Zuckerbäckerhandwerk. In seinen Mußestunden übte sich der Vater des Künstlers gern im Zeichnen, und dieser selbst hat eine ganze Anzahl der Zeichnungen des Vaters, meist Wiedergaben von Straßen und von gotischen Kirchenräumen mit den geschickt verkürzten Gewölben und vielfach verschlungenem Maßwerk, pietätvoll bewahrt. Den kunsthistorischen Fachgenossen, die in der Regel geneigt sind, die künstlerische Begabung auf die Mutter zurückzuführen, sei gesagt, daß die Mutter aus der Eifel stammte, aber dem Sohn nichts anderes mit-

Digitized by Google

Auf der Straße. Gemälde. Düsseldorf, Ausstellung der Galerie Leo Pauly

gab, als ihre unendliche Liebe. — Im Jahre 1874 siedelte die Familie nach Köln über, und hier besuchte Schreuer zunächst die Volksschule und danach das Realgymnasium. Im Oktober 1884 ging er, der sich selbst als einen in Wesel geborenen Kölner bezeichnet, auf die Düsseldorfer Akademie, wo er sechs Jahre studierte, ohne die Malklasse zu besuchen. Danach erhielt er auf Einladung des Akademiedirektors Peter Janssen ein geräumiges, freies Atelier, wo er, ohne durch einen Lehrer oder einen Korrektor in seiner Ruhe gestört zu werden, und unbeeinflußt durch Naturalismus, Impressionismus und andere Ismen seine ersten Bilder malte. Bilder, die zu dem großen Arbeitsraum in einem seltsamen Mißverhältnis standen, Bilder meist kleinen Formats, auf Papier gemalt, fast ohne Farbe. Schwarz in schwarz, grau in grau, rot

Digitized by Google

in rot, braun in braun, blau in blau, grün in grün, mit Lasurfarben hingewischt, wie hingehaucht und von einer überraschenden Naturnähe. Mit diesen Bildern hat sich der junge Schreuer rasch sein Publikum erobert und das oft so qualvolle Ringen um den Erfolg blieb ihm erspart. Soldatenbilder und kleine mehr sittenbildlich aufgefaßte Szenen aus der Geschichte, zunächst aus der Franzosenzeit, suchte er in seiner eigenartigen monochromen Technik zu gestalten. Den großen Kaiser ließ er aus dem Grabe auf-

Katzen. Gemälde

erstehen und seinen Umzug durch die Ratinger Straße in Düsseldorf halten. Das Bild, in Grisaille-Manier gemalt, zeigt schon den flotten Wurf und die Lebendigkeit der Auffassung, die für das Schaffen des Künstlers in der Folge charakteristisch blieben. Bei Schulte in Düsseldorf zu Anfang 1895 ausgestellt, machte es ihn rasch bekannt und ermutigte ihn zu ähnlichen Darstellungen aus der Geschichte seiner neuen Wahlheimat.

Aus der gleichen Zeit, teils ein wenig früher, teils später entstanden, stammen Darstellungen der Kaisermanöver in Kaiserswerth und eine ganze Reihe von Szenen aus dem alten Düsseldorf, in denen er Geschichtliches und Sittenbildliches vorführt. So schildert er die Schleppschiffahrt auf dem Rhein in der Zeit um 1800, jene mühsame Fahrt zu Berg, die damals noch von Pferden geleistet wurde, ferner die Ankunft der ersten Kosaken in Düsseldorf und den Übergang der Russen über den Rhein im Januar 1814 mit einer Unmittelbarkeit und historischen Treue, die echten Sinn für das Malerische mit lebendiger Wiedergabe des Gegenständlichen vereinigen. In diesen Kreis geschichtlich-sittenbildlicher Darstellungen gehört auch der Freitag-Abend an der Lambertikirche. Da sitzt ein altes Mütterchen, die Kerzenmöhn, zu Füßen der malerischen Kreuzigungsgruppe beim Scheine einer Laterne, ein Bild von phantastischem Reiz in der Wiedergabe des Helldunkels. Wieder ein anderes dieser Augenblicksbilder aus dem alten Düsseldorf schildert die Ankunft der Weseler Post am Ratinger Tor, neben dem noch die später zerstörte Windmühle aufragt. Das war jedesmal ein Ereignis für die damalige Kleinstadt, und darum sammelt sich die Bevölkerung der alten Ratinger Straße um den Postkarren mit den müden Gäulen. Weiter hat der Künstler Napoleons Abreise vom

Digitized by Google

Digitized by Google

Jägerhof in Düsseldorf, friderizianische Dragoner und den Ausritt vornehmer Kavaliere aus der Zeit um 1760 zur Jagd

Seehafen. Gemälde

geschildert. Alle diese Versuche der Wiederbelebung historischer und kulturhistorischer Geschehnisse atmen eine köstliche Frische, und scharfe Beobachtung ist ihnen ebenso eigen wie malerische Gesamtwirkung und Stimmungsreiz. Nachdem sie bei Schulte und anderwärts ausgestellt waren, erschienen 1897 zehn solcher Bilder aus dem alten und dem neuen Düsseldorf in Lichtdruckwiedergabe bei Wörmbcke & Schütze mit Text von Aloys Koerser und trugen dazu bei, den Namen des jungen Künstlers auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Viele der

Digitized by Google

Motive jener Zeit haben noch in späteren Schaffensjahren unseren Meister beschäftigt, so eine Gartenwirtschaft mit trinkenden Gästen, das Rheinufer mit Figuren aus der Zeit Chodowieckis, ein Ballabend und eine ten Wein trinken und lustig mit den Gläsern anstoßen, ein alter Posthof, auf dem die Pferde gewechselt werden, während der Postillion mit einer hübschen Magd plaudert, alles mit der Lebendigkeit einer Moment=

Hamburger Fleet. Gemälde

Verlobungsfeier in der guten alten Zeit. — Aus den neunziger Jahren stammen Bilder wie der stille Platz einer Kleinstadt des 18. Jahrhunderts, wo ein junges Paar friedlich auf hinausgestellten Stühlen sitzt, eine Flußlandschaft mit einer jungen Dame zwischen zwei Verehrern, die den mitgebrach= aufnahme und mit jener Leichtigkeit dar= gestellt, die fürderhin für des Künstlers Weise charakteristisch bleibt. Vor photo= graphischen Momentaufnahmen haben sie aber den hohen Vorzug einer geistvollen, künstlerischen Auffassung. Damals verzich= tete Schreuer noch meist auf die farbige

Digitized by Google

Wiedergabe der Dinge, weil ihm zunächst und vor allem daran lag, das Hell und das Dunkel in ihren vielfachen Abschattierungen richtig zu treffen. Allmählich tritt dann auch die Farbe in ihr Recht. An der Stelle monochromatischer Bilder finden wir den farbigen Abglanz des Lebens, allerdings nur eine beschränkte Farbenskala, immer jedoch eindringliche Schilderung des kulturhistorischen Beiwerkes. Schon in jener Zeit hatte es ihm die Beweglichkeit des Pferdes angetan, und darum wurde er nicht müde, den Durchzug der Husaren und Kürassiere, die Zügelung eines widerspenstigen Gaules, das Galoppieren von Reitern über einen Graben darzustellen, aber alles das beruhte nicht auf Studien, sondern auf Einzelbeobachtungen, die Schreuer infolge eines erstaunlichen Formengedächtnisses nur mit dem Auge macht. Die Summe dieser Beobachtungen zieht er dann als frei erfundenes Ganzes, und er verstand es schon damals, mit den einfachsten Mitteln eine reiche und doch geschlossene Wirkung zu erreichen.

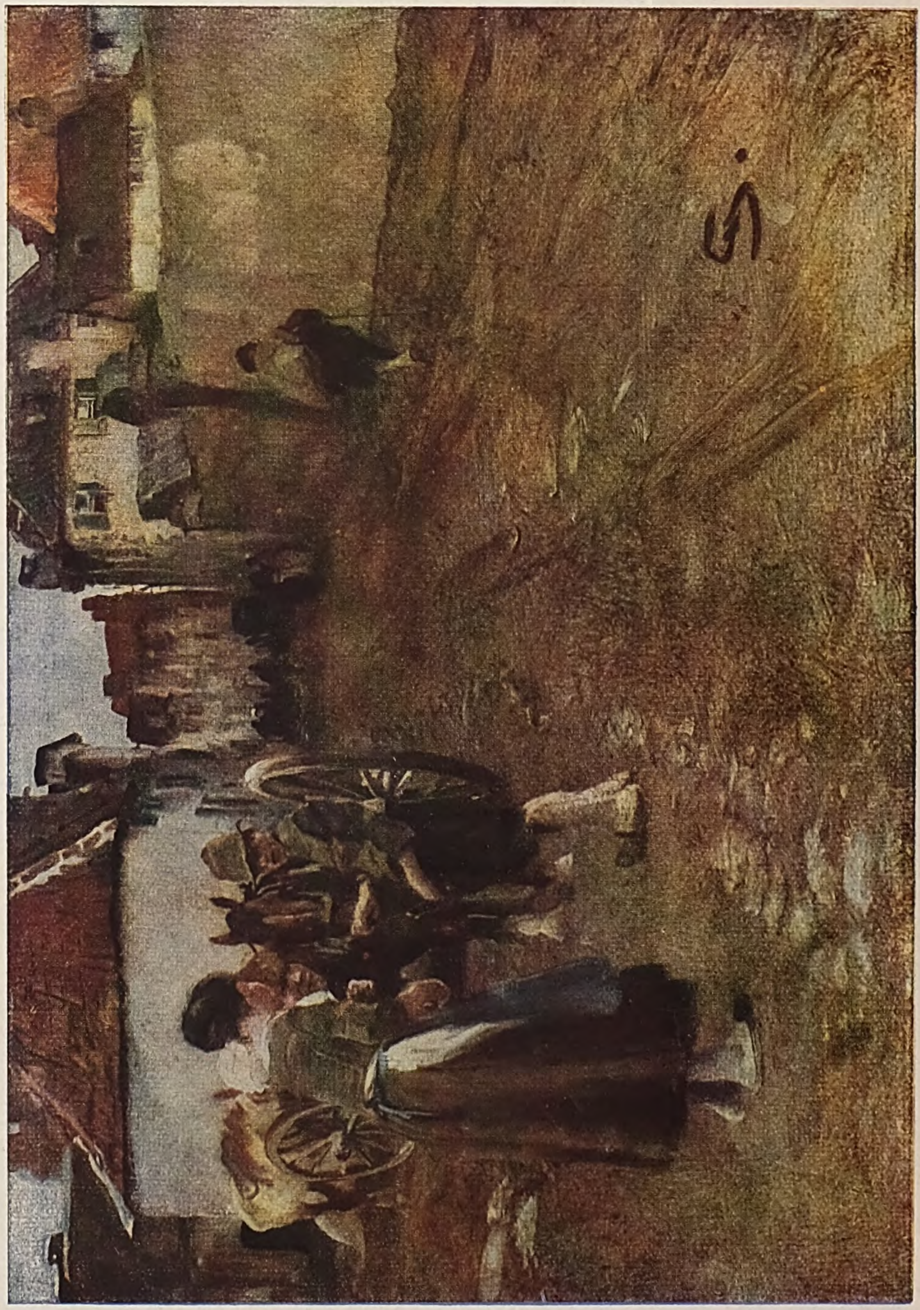
Unterhaltung. Rötelzeichnung

In jener Zeit, um 1900, schrieb er einmal an einen ihm befreundeten Kunstkritiker: „Falls ich mich etwas freier bewegen kann — also bewegte er sich damals noch nicht frei genug — gehe ich mehr an mein Programm, insofern als ich noch zehn Blätter Düsseldorfer Geschichte, dann Kölner Motive und dann, was schwieriger, preußische Geschichte malen will.“ Auch über das schnelle Entstehen seiner Bilder äußerte er sich damals: „Neun Tage war das Höchste, was ich an Zeit auf ein Blatt verwandt habe, weil die Kälte einige Farben solange naß hielt.“ Diese rasende Eile des Entstehens seiner Bilder zwang ihn zu einer skizzenhaften und flüchtigen Ausführung der Einzelheiten, die aber, das sei besonders hervorgehoben, niemals auf Momentphotographien, dem billigen Hilfsmittel so manchen mittelmäßigen Malers, beruhen. Seine Stärke ist die Gabe, was er einmal genau angesehen, aus dem Gedächtnis künstlerisch festzuhalten. Kein Geringerer als Arnold Böcklin hat einst zu seinem Schüler Schick den Ausspruch getan: „Ein Künstler ohne Gedächtnis ist ein Unglücklicher.“ Tatsächlich wurzelt Böcklins romantische Phantasiekunst ebenso wie die von ihr so grundverschiedene Wirklichkeitskunst Schreuers nicht im eigentlichen Modellstudium, sondern in einer erstaunlichen Kraft des Formengedächtnisses, das im Sinne Dürers den „heimlichen Schatz“ der Beobachtungen immer vermehrt, damit man ihn stets zur Stelle hat, wenn man ihn braucht. Wie Böcklins Phantasiegeschöpfe von zwingender Wahrscheinlichkeit sind, weil sie aus zahllosen Einzelbeobachtungen in der Natur herauswachsen, so sind auch die der Wirklichkeit entstammenden, stärker mit der Natur verwurzelten Geschöpfe Schreuers nur mit dem Auge studiert und aus dem Gedächtnis ge-

Digitized by Google

Digitized by Google

Fläche in den Vordergrund und den Horizont auffallend hoch, wodurch die Raum-Illusion verstärkt wird. Sein Studium der bewegten Form gründet sich auf eine große Geschicklichkeit im Zeichnen. Bewegungenzeichnen ist die Kunst des Weglassens überflüssiger Einzelheiten. Man sehe sich daraufhin einmal seine Pferde an; nur das funktionell Wesentliche ist wiedergegeben, und doch so überzeugend, daß einem Liliencrons Worte angesichts dieser galoppierenden Rosse einfallen: „Donnernd schwappt der Rasen.“ Man beobachte ferner, wie die Figuren bei ihm im Raum stehen, wie naturwahr Licht



Aus Xanten. Gemälde

Digitized by Google

und Schatten verteilt sind. Scheinbar zufällig, und doch bewußt geordnet ist hier

Am Ufer. Gemälde

alles. Vor allem kommt es dem Künstler darauf an, den Schein des Lebens hervorzurufen. Dazu dient die abwechselnde Ruhe und Bewegung von Einzelheiten, und alles Bewegte ist von einem im schnellen Erfassen geschulten Auge gestaltet. Wenn er auch alles aus dem Gedächtnis und aus der Vorstellung heraus malt, so ist doch seine Anschauung der Natur aus dem eindringlichsten Studium ihrer mannigfaltigen Erscheinungsformen herausgewachsen.

Dazu gesellt sich eine Technik, die er mei-

Digitized by Google

Trio. Ausschnitt aus einem Gemälde

stert, wie kein anderer. Er wendet gleichsam die Arbeitsweise des Aquarells auf das Ölbild an. Er überzieht ein starkes, pergamentartiges Papier mit einer dünnen Leimlösung und malt darauf nicht, wie das sonst üblich ist, mit Deckfarben, sondern nur mit Lasuren. Meist wird ein Bild in einem einzigen Ansturm vollendet. Drei, vier Tage sind das Höchste, was er an Zeit auf eine einzelne Arbeit verwendet, weil die Farbe nicht länger naß bleibt. In die noch feuchte Farbfläche wischt er mit Pinsel, Radiergummi und Estompe Lichter, Schatten und alle Einzelheiten hinein, bis aus der neutralen Farbschicht ein lebensvolles Gebilde ersteht. Diese auffällige Malart soll dazu dienen, mit wenigen Mitteln zu arbeiten und durch die erworbene Übung nur mit einer einzigen Schicht Farben, naß in naß, fertig zu werden; dies vor allem wegen der Haltbarkeit: weil keine verschieden alten Farbenschichten vorhanden sind, so besteht wenig Grund zum Reißen. Wie bei den alten Meistern ist die Farbenschicht dünn und nicht mit Weiß gemischt. Wie bei den Alten wird auch das Licht durch den weißen Malgrund erzeugt. Darum verwendet Schreuer das weiße Papier, und um die Leuchtwirkung dieses Malgrundes nicht zu gefährden, legt er die Vorzeichnung sorgfältig an. Bei der üblichen Verwendung von Deckfarben mit Weiß hält das Gemisch nur stand, wenn die einzige Schicht „homogen" bleibt; darum hatte ein Künstler wie Leibl so große Mühe, bei einer Schicht zu bleiben.

Diese selbstgeschaffene Technik ist das Instrument, auf dem Schreuer seine Weisen erklingen läßt. Hier scharf und prägnant, dort mit genialer Nachlässigkeit über Einzelheiten hinweggleitend, stellt er die Dinge der Sichtbarkeit vor uns hin, mit einer Akrobatik des Pinsels, die wir so bei keinem anderen Künstler unserer Zeit kennen. Schon seit Jahren werden Schreuer die Bilder gleichsam von der Staffelei weggekauft, und die rege Nachfrage der Händler und Kunstfreunde nach bestimmten rasch eingebürgerten Darstellungen hat in vielen Fällen zu einer allzu häufigen Wiederholung beliebter Motive geführt, und auch wohl zu einer Flüchtigkeit der Ausführung, die nicht beschönigt werden soll. Daß der eigentliche Beruf eines Gemäldes darin besteht, einen Raum schön zu schmücken, das sei zugegeben, aber es sei auch freimütig ausgesprochen, daß weder die Leichtigkeit des Schaffens, noch die Wünsche der Käufer einen Künstler verführen sollten, sich selbst zu wiederholen oder in eine Manier zu verfallen.

Schreuer stellt mit Vorliebe Menschen vor uns hin, die ruhig miteinander Zwiesprach halten, die lachen, musizieren — er selbst ist

Digitized by Google

Im Vorzimmer. Düsseldorf, Ausstellung Leo Pauly

ein großer Musikfreund und hat neben der Staffelei ein Harmonium stehen, auf dem er gern während der Arbeit einige Akkorde anschlägt —, Menschen, die sich es beim Mahl wohlsein lassen und die sonst in irgendeiner Weise gesellig beisammen sind. Mit sicherem Blick und ebenso sicherer Hand stellt er sie vor uns hin, auch wohl mit einem behaglichen, schalkhaften und bisweilen satirischen Humor. Immer weiß er seinen Gestalten den Odem des Lebens einzuflößen und ihnen den Schein des Körperhaften, von Licht und Luft umflossenen zu verleihen. Wenn andere Künstler unter heißem Be-

Digitized by Google

Satteltrunk. Rötelzeichnung

er uns in alte, malerische Stadtwinkel oder in die freie Natur führt. Das in feinem Duft zerfließende Stadtbild in der Ferne, jenseits des Flusses, die Menschen, die ihren Sonntagsspaziergang machen, selbst das mit ergötzlichem Humor gestaltete jugendliche Liebespaar, alles ist ohne Modell gemalt. Auch die Hafenstraße in Neapel mit ihren Figuren, Gespannen, Fischerbooten und dem fernen Vesuv ist aus der Erinnerung geschaffen. Wie eine Momentphotographie wirkt das Straßenbild, aber es wäre sehr verfehlt, etwa anzunehmen, Schreuer habe sich dieses Hilfsmittels bedient. Das lebendig fluktuierende Hin und Her einer Großstadtstraße ist wohl vor der Natur beobachtet, aber daheim ohne eine andere Stütze als die des Gedächtnisses geschildert, wie auch der Seehafen mit der weiten Wasserfläche im Vordergrunde und den Schiffen und Bauwerken in der Ferne. Dieses freie Schaffen aus dem Gedächtnis schließt ein Abschreiben der Natur von vornherein aus. Persönlich Empfundenes trägt der Künstler in seine Schilderung eines jener malerischen Hamburger Fleete hinein. Helldunkel- und Farbwirkungen gehen hier Hand in Hand. Auf die Figurengruppe wird die Farbigkeit gesammelt. Durch eine klug abgewogene Verteilung der Farben- und der Lichtakzente erreicht der Künstler die gewünschte Harmonie.

mühen mit Bleistift- und Farbstudien die Natur festzuhalten suchen, studiert Schreuer sie nur mit dem Auge, gestaltet er nur mit dem Gedächtnis, auf Grund oft schon lange vorher gesammelter Seh-Erlebnisse. Auch darin berührt er sich mit den alten Meistern und mit dem ihm sonst so wesensfremden Böcklin, der einmal gesagt hat: „Ich halte das viele Naturstudium nicht für besonders förderlich. Ich glaube nicht, daß Tizian je mit dem Feldstuhl hinausgegangen ist. Die Alten haben fast stets nur den Eindruck aus sich heraus gemalt; und das macht ihre Darstellungen, obwohl von studienhafter Treue meist nicht die Rede ist, so ungemein interessant.“

So sind die Menschen, die in dem von der Sonne durchleuchteten holländischen Innenraum als Stimmungsträger dienen oder die sich im Freien ergehen, frei erfunden, wenn nicht aus der Erinnerung heraus geschaffen, obgleich sie wirken, wie aus dem Leben herausgerissen. Das gleiche ist der Fall, wenn

Wie er es versteht, den rasch vorüberhuschenden Eindruck zum Bilde zu gestalten, Bewegung und Leben zu schildern, technisch geschickt, ja, vielleicht zu geschickt, so ganz und gar nicht deutsch in dem Sinne, daß immer ein peinlicher Erdengeist von Ringen mit der Form fühlbar und wahrnehmbar bleibt, — so versteht es kaum ein anderer Maler unserer Zeit im weiten Bereiche der deutschen Kunst.

Digitized by Google

Sein Auge, dieses beneidenswerte Auge, sieht mit der verblüffenden Schnelligkeit eines photographischen Apparates; man merkt Schreuers Arbeiten auch die rasende Schnelligkeit an, mit der sie entstanden sind, aber es handelt sich hier nicht nur um rasch hingeschriebene Impressionen, um Wiedergabe eines Netzhaut-Eindruckes, sondern um das, was die Franzosen die „mise en toile" nennen. Man betrachte daraufhin einmal alle hier wiedergegebenen Bilder Schreuers, man versuche, den Rand eines der Bilder zu beschneiden oder abzudecken, man nehme eine der Figuren aus dem Gefüge heraus, oder stelle sie um, und man wird finden, daß so ein Schreuerbild ein lebendiger Organismus ist, der sich zur Wehr setzt, wenn das Messer des Chirurgen angesetzt wird. Ein Schreuerbild besitzt gleichsam ein Nervensystem, das auf die leisesten Schwingungen reagiert.

Empire-Ball. Gemälde

Digitized by Google

Allerdings, wenn man Meister Schreuer darüber befragte und von ihm Rechenschaft forderte, so würde es ihm wahrscheinlich gehen, wie jenem Tausendfuß, der nicht mehr laufen konnte, als man von ihm verlangte, er möchte sich darüber äußern, was sein tausendster Fuß täte, wenn der 999ste stolpere. Das sind Dinge, die sich gleichsam unter der Schwelle des Bewußtseins eines Künstlers abspielen.

Die menschliche Gestalt als Stimmungsträger im Raume ist in den beiden Bildern „Magdalene" und „Im Vorzimmer" mit bemerkenswertem künstlerischen Feingefühl verwandt. Warme braune Töne haben auch hier den farbigen Hauptakzent, hin und wieder leuchten rhythmisch abwechselnde Kontrastfarben auf. An der Wiedergabe des einfallenden Lichtes sieht man, wie sicher der Künstler die reiche Skala der nur für den feinfühligen Sinn bemerkbaren Veränderungen in der Luft beherrscht, die Farben zu Tönen werden lassen. Eine Probe der sicher arbeitenden Zeichenkunst Schreuers gibt dann das hier abgebildete Blatt „Unterhaltung", das eines liebenswürdigen Humors nicht entbehrt. Eine graziös bewegte, von sprudelndem Leben erfüllte Szene aus dem gesellschaftlichen Leben der friderizianischen Zeit ist das Bild „Begegnung". Die Weichheit der Umrisse und die zarte, wie in einen leichten Nebelhauch gehüllte Landschaft ergeben auch hier eine sehr harmonische Gesamtwirkung.

Ein farbenreiches Bild aus dem alten Köln erschließt uns der Künstler in seinem „Rosenmontag", den das Kölner Wallraf-Richartz-Museum im Jahre 1906 erwarb. Wir blicken vom Milchmarkt nach Obenmarspforten, von wo sich der Rosenmontagszug zum Beschauer hin bewegt. An der Spitze die „roten Funken" mit dem Funkenmariechen und ihrem Begleiter, dann die Musik und der Prinz Karneval, in seinem Festwagen thronend. In den Fenstern der alten Häuser und draußen auf der Straße die Zuschauer in karnevalistischen Kostümen, das Ganze ein Bild voll überschäumender Daseinsfreude, mit der Treue eines alten Chronisten in den alten Stadtwinkel hineinkomponiert, aber wiederum lediglich gesehen und aus der Erinnerung als Bild wiedergegeben.

Wie das Kölner Museum, das dieses Hauptwerk Schreuers besitzt, so haben auch andere öffentliche Sammlungen Westdeutschlands, unter anderen die Museen in Elberfeld, Düsseldorf, Münster, Essen und Bonn, sowie die Nationalgalerie in Berlin Arbeiten des Künstlers erworben. Auch an Auszeichnungen hat es Schreuer nicht gefehlt. Er selbst legt auf diese äußerlichen Ehrungen wenig Wert. Er lebt nur seiner Arbeit und in seinem rastlosen Schaffen aufgehend ist der bald sechzigjährige Meister jung geblieben.

Begegnung. Gemälde

Digitized by Google

Der Reisende

Novelle von Eugen Roth

Der Fluß schüttete brüllend und brodelnd seine lehmgelben, schmutzigen Wellen hinunter. Er zischte und warf aus gurgelnden Strudeln spritzenden Schaum. Überall stieß er an die harten Wände der Kaimauern, spie einen kräuselnden Schwall in ewiger Wiederholung über das niedere Wehr, brach donnernd und gierig in die Schleusen ein und überschlug sich in Gischtbächen, ehe er sein unendliches Spiel weitertrieb.

Ein Mann stand auf der Brücke und sah in das Wasser. Die Stadt hing grau und schmerzlich unter einem lastenden, kaum bewegten Himmel, der immer noch bereit schien, unendlichen Regen fallen zu lassen. Viele Menschen, Fuhrwerke allerart zogen über die Brücke, lärmend und leise, im seltsam hoffnungslosen Hasten eines Herbstabends. Der Mann lehnte an der Brüstung und übersah das alles, mit einem traumhaft flüchtigen Blick, der sogleich wieder abgezogen ward von der unheimlichen Macht der niederstürzenden Fluten. Er schaute dann minutenlang nur auf eine Stelle, wo der wilde Wein, der rötlich grün, feucht und wirr niedersträhnte, von einer sich aufbäumenden Woge geschüttelt, hin- und widerschnellte.

Dann wurde es dunkel, langsam und trostlos setzte der Regen wieder ein, der Mann riß sich los und ging. Ging ziellos in diesen Abend hinaus, der voll Frösteln und trauriger Sehnsucht war. Er kam in winklige Gassen, aus denen Not und Elend stank, Verwahrlosung und Erbärmlichkeit in tausend Fratzen auf ihn blickte.

Er entfloh und wandte sich unschlüssig wieder dem Flusse zu, dessen breite Uferfassungen er hinabging. Aber auch hier, inmitten der vornehmen Häuser, fühlte er sich nicht glücklicher. Alles beengte ihn, es war eine flackernde Unrast in ihm, und da er ganz allein war, staute sich sein Gefühl bis zur Unerträglichkeit.

Er empfand es als sinnlos, durch diese Straßen zu gehen in dieser Stadt, in der er dreißig Jahre gelebt hatte, heute, am letzten Tag, als sollte sie ihm noch etwas geben, irgendeinen Gruß, ein Erlebnis zum Abschied. Diese tote Stadt, die ausgeatmet hatte für ihn, die ihn erstickte mit Vergangenheit und Erinnerung. Es waren ziellose und verschwendete Jahre gewesen, er sehnte kaum eins zurück. Und doch überfiel ihn, jetzt, wo er durch diese Straßen hastete, hier die Süßigkeit einer Frau, eines Heimgangs im Frühlingsmorgen... dort das Gedächtnis eines Freundes, eines nachttiefen Gespräches... Wo waren sie? Fort, verschollen, und mit ihnen die Jahre der Jugend.

Er kam durch Gegenden, wo fast jedes Haus ihn bestürmte mit den Gesichtern einer versunkenen Zeit. Wo Fenster in fremdem Licht schimmerten oder tot und hohl anstarrten, deren Schein einst ihm geglänzt hatte. Türen waren verschlossen... er hatte nirgends mehr etwas zu suchen... Das war alles einmal Ziel gewesen, Freude, Heimat... Namen fielen ihm ein, die auf seiner Lippe aufbrachen, schwer und schmerzlich. Tausend vorübergeglittene Möglichkeiten standen vor ihm auf. Frauen, die er geliebt hatte und die vergessen waren. ‚Ich hätte beinahe Anna geheiratet ...!' dachte er. ‚Beinahe wäre ich mit Ernst unter die Empörer gegangen . . .' Dieses „Beinahe" würgte ihn... Das Leben war einmal groß gewesen, er hatte es verschütten dürfen und trinken, es war eine unendliche Zeit vor ihm gelegen, Kraft der Jugend, Herzen und Hände, die ihn hielten und trugen, Frühling, Sommer und Herbst... Das alles war . . . war . . . war und war doch wieder nicht . . . denn er hatte nichts halten können . . . nichts . . . und jetzt schrie ihn diese Stadt an: Vorbei!

Und dann schwieg er beschämt und traurig. Sein Leben war viel bleicher, einsamer und stiller hinuntergesunken, als er es je geglaubt hätte . . .

Es war schon finster, von den Uhren schlug es zehn Uhr. Langsam und schwer, bald nahe, bald ferne. Er stand in der leeren Straße ... Seltsam. Um elf Uhr geht mein Zug. Täglich ist dieser Zug gegangen. Er hat meine Kreise nie berührt. Ich schlief, arbeitete, war im Theater. Und heute kümmert mich nicht, ob sie Figaros Hochzeit geben oder die Meistersinger, nicht, ob ich Magda treffe oder Paul, und nicht, was ich arbeiten soll. Der Zug um elf Uhr bedeutet heute mein Leben. Warum fahre ich aus dieser Stadt fort? Warum überhaupt so weit weg — noch ungewiß, wo ich hin will? Warum tut man dergleichen? Um elf Uhr ginge auch ein Zug nach dem Süden. Es ist alles so zwecklos. Wenn man eine Frau wüßte, einen Menschen, dem man nachreiste bis an das Ende der Welt . . . Vielleicht . . . Ach, man täte auch das nicht. Man ist zu vernünftig. Aber so dem Nichts entfliehen

Digitized by Google

wollen und ihm doch nur entgegeneilen. Das ist Wahnsinn . . .

Warum nimmt man nicht seine letzte Kraft zusammen? Sie reicht vielleicht gerade noch aus, um mit dem Leben Schluß zu machen. Aber statt dessen setzt man sich in einen Zug, heuchelt sich irgendeinen Grund vor . . . Es gibt ja so schöne Gründe. Man fängt ein neues Dasein an. Man mietet also anderswo ein möbliertes Zimmer. In irgendeiner Stadt, die noch trostloser ist, als die, die man nicht mehr aushält. Man duckt sich in einen anderen Winkel seiner Verzweiflung und merkt zu spät, daß einer ist wie der andere.

Er hatte zu laufen angefangen und war wieder in irgendeiner verwahrlosten Gegend. Das könnte Hamburg so gut sein, wie Berlin oder München . . . Man könnte die Fenster einwerfen vor Wut. Aber man tut es nicht, man ist zu vernünftig. So vernünftig, daß man weiß, jetzt wird es Zeit, auf die Bahn zu gehen . . .!

Er drehte sich jäh um, entriß sich seinen Gedanken und eilte dem Innern der Stadt zu. Er ging geradeswegs zum Bahnhof, in einer sonderbaren Erstarrung, holte sein hinterstelltes Gepäck, trat an die Sperre, rannte mit seinen Koffern aufgeregt und hastig wie alle anderen, bis er seinen Platz gefunden hatte. Aufatmend setzte er sich und sah zum Fenster hinaus in das Gewühl der Reisenden, die hin- und herfluteten, angstvoll nach den Trägern schrien, in die Wagen kletterten, lärmten und liefen.

Die gewaltige Halle, rußig und rauchdurchschwelt mit ihren grellen Lichtern und gellen Pfiffen, beunruhigte ihn. Er saß, unbehaglich und schreckhaft lauernd, als sollte irgend etwas Unerwartetes geschehen. Aber es war nichts als das gleichförmig auf- und niederwallende Getriebe von Menschen.

Sein Blick blieb an zwei jungen Leuten haften, die voneinander Abschied nahmen. Hilflos, was sie sich noch sagen sollten. In betretenem Schweigen trippelten sie hin und her, sahen sich seufzend an und drückten sich, verschämt vor den vielen Menschen, zärtlich und traurig gegeneinander.

All das war rührend und lächerlich zugleich. Der Reisende verglitt in dem bewegten Gewirr von Stimmen und Bildern, seine Augen, seine Sinne fanden keinen Halt mehr, er brach in sein eigenes dröhnendes Schweigen hinunter. „Es muß bald Zeit sein," wiederholte er sich nur stier und dachte an nichts. Dann plötzlich würgte ihn dieser Gedanke, daß in zehn, in fünf Minuten der Zug hinausgleiten würde in die Nacht, unerbittlich und fühllos. Pünktlich um elf Uhr. Wie jeden Tag.

Er sprang auf, flatternd und zerstört, er wand sich durch die Menschen, er trat auf den Bahnsteig und lief den Zug entlang. Er prallte an Fahrgäste, rempelte Gepäckträger an, die hinter ihm herfluchten. Jetzt stand er vor der Maschine. Ruhig schnaufend hockte das Ungetüm auf den Gleisen, mit blitzenden Augen sah es hinaus auf den Schienenstrang, der in Nebel, in Lichter, in Nacht, in Grauen sich verlor. Er trat hin und besah die riesigen Räder, das Gefüge der Stangen und Speichen. Ein Entsetzen überlief ihn. Ihm war, als ob diese Räder hinrasend in ihrer rollenden Wucht ihn zermalmen würden.

„Es gibt Dinge, an die man nicht denkt," flüsterte es in ihm. „Man setzt sich in den Zug, ahnungslos, daß man sich dem Wahnsinn anvertraut, der da in toller Jagd auf der Spur zweier schmaler Schienen die Nacht durchrattert . . . Man rechnet so bestimmt darauf, daß man pünktlich da und dort eintrifft . . ." Er stand plötzlich mit frierender Angst im Hirn: „Ein Eisenbahnunglück!" Ein Trümmerfeld von zersplitterten Wagen, zerbogenem Gestänge, zerschleuderten Eisenteilen, Nacht. Er sah und hörte alles, gespenstisch verworren und doch klar und grausam. Er hatte das gesehen vor Jahren. Krachen und Stöhnen, Aufschreie in Irrsinn und Folter — Fackeln zuckend über einem Gewirr von Leichen und Fetzen . . .

Er legte in einer krankhaften Wollust die Hand an das gewaltige Tier, das so stand, schwarz, kalt und düster funkelnd. Und es rann in ihn hinüber wie Blut und Eisen.

Die ersten Pfiffe mahnten zum Einsteigen. Er lief zurück, von Verwirrung und Schrecken gejagt. „Nicht fahren!" schrie es in ihm . . . „Gnade . . . nein, nein." Keuchend zwängte er sich an seinen Platz. Er geriet sogleich in eine widerwärtige Auseinandersetzung. Ein dicker, gewöhnlicher Mensch schrie auf eine Dame ein, die hilflos, den Tränen nahe, sich zu verteidigen suchte. Ihre zwei Kinder hatten sich angstvoll an sie geschmiegt. Die Mitfahrenden ergriffen Partei, andere wandten sich betreten von dem peinlichen Vorgang ab. Der Schaffner wurde geholt; der Mann war im Besitz einer Platzkarte, die Dame hatte seit einer Stunde mit ihren Kindern hier gesessen. Der Zugführer hatte versäumt, anzuzeigen, daß der Platz belegt sei. Der Schaffner erkannte sofort, daß er von der Frau nichts, von dem Mann aber alles zu fürchten haben würde, und sprach ihm unbedenklich das Recht zu. Ein älterer Herr mußte zurückgehalten werden, sonst hätte er in seiner Empörung den Beamten angepackt. Die Kinder fingen zu weinen an, die Dame sah hoffnungslos auf

Digitized by Google

ihr vieles Gepäck. Ein Dienstmann schob sich barsch durch das Gedränge, der Mann, der den Sieg davongetragen hatte, schnaubte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dabei warf er häßliche Blicke um sich, setzte sich, stiernackig und breit, und wandte sich mit einem fetten Lachen an den Reisenden: „Man wird doch sein gutes Recht noch bekommen?"

Der Reisende sah verächtlich und angewidert weg. Da fiel sein Auge auf die Dame, die sich mit ihrem Gepäck mühte. Ein Gedanke kam ihm. Das war die Stimme des Schicksals. Er würde ihr seinen Platz abtreten und selbst einen Tag später fahren. War nicht oft solch ein Zufall im Spiel gewesen? Morgen würde die Nachricht in der Zeitung stehen: „Großes Eisenbahnunglück!" Und er könnte dann aufatmen: Beinahe . . . Er rief die Dame an, bot ihr seinen Platz, aber sie schüttelte den Kopf: „Nein, danke, ich könnte Ihnen das wirklich nicht zumuten. Ich habe mich entschlossen, erst morgen zu reisen."

Die Worte trafen ihn seltsam. Er lächelte ungeschickt und setzte sich wieder. Wie ein Verurteilter. Ja, ihn traf es. Es gab keinen Ausweg . . . Türen wurden zugeschlagen, eine schwirrende Unruhe entstand drinnen und draußen, eine schütternde Bewegung zuckte durch die Wagen, und leicht und lautlos glitt der Zug aus der Halle.

Der Reisende lehnte sich zurück, ein Schwindel erfaßte ihn. Erschöpft schloß er die Augen.

Als er wieder aufsah, war draußen schon Nacht. Ein paar Lichter blitzten noch grell herein, ein paar Vorstadtbahnhöfe verglitten in Rauch und Nebel.

Der Reisende suchte sich an die Leute zu gewöhnen, die mit ihm fuhren, aber seine Blicke flatterten lange geblendet im Raum, ehe er sie zu sammeln vermochte. Neben ihm saß ein junges, dickes Fräulein mit einem finnigen Gesicht und verschlang gierig, mit bewegten Lippen, eine Aufklärungsschrift. Wenn sie auf eine bebilderte Seite kam, schaute sie scheu und errötend um sich und spreizte die Finger darüber. Der dicke Herr hob glänzend seine Augen hin. Als sie den wüsten Blick auf sich brennen fühlte, klappte sie das Heft zu und starrte eine Weile vor sich hin, ungeduldig und verärgert.

Ihm gegenüber hockte ein buckliger Jude, der die Zeitung las. Neben ihm spielte ein kleines dunkeläugiges Mädchen und zupfte ihn am Rocke. Der Vater sah kaum von seinem Blatte auf, er sagte nur immer: „Nu mei Schickele, mer sind bald zu Haus." Dann wandte er sich an die Mitfahrenden, die er mit einem Schwall von Worten überschüttete: „Ich habe meine Kleine mitgenommen, sie war ein paar Tage bei ihrer Großmutter. Jetzt fahren mer wieder zu Haus. Da wird die Mamme Freud haben." Und er fragte einen Herrn, der an der Ecke saß und aus Langeweile als einziger wohlwollend auf das Kind geblickt hatte: „In was reisen Sie? Wenn ich fragen darf. Fahren Sie noch weiter? Wir steigen in Nürnberg aus. Ich war auf der Geschäftsreise. Ich habe Ansichtskarten. Wollen Sie sehen? Es ist jetzt nicht viel los. Gott, was bin ich schon gereist. Früher. In Rußland und im ganzen Balkan. In Spanien bin ich auch gewesen." Er blickte sieghaft und listig um sich. Aber alle hatten sich recht mit Absicht in ihre Bücher und Zeitungen vertieft und niemand wollte ihn hören. Erbittert schlug er sein Blatt wieder auf. Das Kind begann zu weinen.

Der Reisende sah hinaus. Ohne Gedanken, ohne Schmerz, ohne Freude. ‚Ich fahre wohl nach Berlin, vielleicht auch nach Hamburg . . . Aber ich habe kein Ziel. Nur ein Grausen vor soviel Kälte und Fremde. Eine Reise ins Nichts. Ohne Abschied, ohne Willkommen . . .!'

Er blickte wieder die anderen an. Sie alle hatten einen Willen; die Fahrt war für sie etwas Natürliches. Zweckhaftes. Der kleine Jude nahm sofort die Gelegenheit wahr, ihn in ein Gespräch zu ziehen, als er merkte, daß man ihn anblickte. „Sie fahren weiter, mein Herr? Nach Berlin? Sie kommen um zehn Uhr dreißig morgen früh an. Eine schöne Stadt, Berlin. Dort werden Geschäfte gemacht. Und ein Leben! Sie haben zu tun dort? Nein?"

Der Reisende antwortete einsilbig und unwirsch. Dann schwieg er ganz und blickte wieder hinaus, die Stirn an die Scheiben gedrückt.

Der Lichtkreis des Zuges erhellte die nächste Umgebung. Wie ein gleißender Pflug raste er dahin und schleuderte große Schollen von Dunkelheit in die zerreißende, neblige Nacht. Bäume standen kahl, erschrocken auffahrend vor der riesigen Finsternis. Häuser, vom grellen Schein geblendet, zuckten weiß aus dem Schlafe. Die Drähte schwirrten melodisch auf und ab, es war das zauberische Singen von Harfen in ihnen.

Der Reisende horchte in die wirren Gespräche, die an sein Ohr drangen. Er hörte nur abgerissene Sätze und dazwischen das einförmige Rattern und Hämmern des Zuges, das sich in ihm zu verrückten Worten formte, die sich in ihn einfraßen, marternd, mit stumpfsinniger Gewalt.

Der Zug flitzte an einem Bahnhof vorbei. Ein Mann hatte die Hand an seine rote

Digitized by Google

Mütze gelegt und stand stramm. Wie seltsam. Da fährt man vorüber, zufällig und irr und dieser Mann steht da und hat auf uns gewartet. Jeden Tag.

Die Schicksale der Menschen sind sehr verschieden und jeder ist sehr allein. Grauenhaft allein.

Der Abgrund der Verzweiflung brach in ihm wieder auf. Er spürte die Trostlosigkeit dieses Getriebes.

Die Kälte seiner großen Vereinsamung wehte ihn an. Wenn er wenigstens weinen könnte. Ach, es hatte alles keinen Grund und keinen Zweck.

Er riß sich zusammen: ‚Jammerlappen,' schrie er sich selbst an, ‚was fehlt dir eigentlich. Nichts. Ein Mensch, der jung und gesund ist . . . und keinen Mut zum Leben? Gab es kein Glück, das groß genug war, eines Menschen Herz zu füllen? War die Welt nicht reich an Schönheit? Rauschte von nirgendher die süße Musik der Schwermut?' Er summte das Allegretto aus der Siebenten . . .

Aber es half nichts. Er belog sich nicht. Mir fehlt nur eine Frau . . . wollte er sich einreden. Weniger als das. Nur ein Weib. Und schon war alles wieder so abgründig und sinnlos. Sollte er in Berlin? . . . Er lachte böse. Schon der Gedanke machte ihn schaudern. Und was frommte ihm ein Abenteuer, kläglich und beschämend gespielt vor dem ungeheuren Vorhang des Todes, zwischen den Kulissen des Wahnsinns und der Verzweiflung? Oder sollte er . . . er dachte grotesk ein paar Unmöglichkeiten durch und verspottete sich selber.

Dann versuchte er zu schlafen. Er tat wenigstens die Augen zu. Er mühte sich, in die Geräusche des Zuges die unendliche Melodie zu zwingen. Rauschend überfielen ihn die Töne. Dann verstummten sie. Jäh. Der Reisende hörte den Lärm, die summende Bewegung, die Hast, in die der grelle Ruf eines Bierkellners marternd stieß. Die Stimme war unerträglich. Der Zug hielt. Menschen stiegen aus und ein. Der Reisende fühlte sich gestoßen, er bekam das unsichere Gefühl seltsamer Veränderung. Mögen wohl seine Koffer? . . . Sollte er nicht die Augen auftun? Er aber schloß krampfhaft seine Lider. Er wollte nichts mehr sehen. ‚Das muß Nürnberg sein!' dachte er inzwischen ganz nüchtern. Und allein der Gedanke, daß jemand in Nürnberg wohnen könnte, kam ihm traurig und lächerlich vor, er wußte nicht warum.

Aber es war alles so heimatlos, so fremd, so losgerissen. Er erinnerte sich, einmal in Hamburg draußen in einer Vorstadt gewesen zu sein. In Winterhude, ja, so hieß es. Und es war schon spät. Und er ging durch die endlosen Straßen und das Gefühl, daß hier überall Menschen wohnten, hier, in Berlin, in Paris, in London, in Neuyork, lauter solche Menschen, die sich eigentlich ganz gleich waren in ihrer Kümmerlichkeit und Verstoßenheit, ja, dieses Gefühl hatte ihn erdrückt. Und es legte sich auch jetzt wieder schwer auf sein Herz.

Dann suchte er sich krampfhaft ein anderes Bild zu formen. Eine Stadt. Die Mitte einer Stadt mit Palästen und glänzenden Bauten . . . Frühlingssonne. Und schöne Frauen. Und da durch die Straßen wehen, leicht und bis an den Rand der Seele mit Glauben an das Leben gefüllt . . . Aber es verschwand. Der Zug raste. Es ist jetzt Herbst, fiel ihm ein. Er wußte, daß er vor sich selber auf einer rettungslosen Flucht war . . .

Er blickte auf. Andere Menschen saßen da. Viele Plätze waren leer. Das Abteil war halbdunkel. Die meisten Leute schliefen. Von einer Ecke her tönte eine lebhafte Unterhaltung. Er horchte hin, nur um sich an ein Stückchen Leben anzuklammern.

„Könnten Sie sich vorstellen, daß Sie ein Fest feierten, wenn im Stockwerk unter Ihnen Menschen gemartert würden und Sie hörten sie schreien?"

„Welch ein Gedanke!"

„Nichts. Ein durchaus christlicher. Die ewige Seligkeit droben und die ewige Verdammnis drunten, ist das etwas anderes? Und glauben Sie, Gott könnte herzloser und schlechter handeln, als irgendein Mensch? Nein? Dann müssen Sie den Gedanken an die Hölle aufgeben . . ." Aus dem Dunkel brach die Frage auf: „Ewigkeit . . . was ist das?"

Eine andere Stimme: „Ich glaube überhaupt nicht mehr an die Güte Gottes, seit es mir meinen Sommerurlaub so verregnet hat. Was? Sie lachen? Das ganze Jahr in der Tretmühle, gehungert und gespart für die paar lumpigen Tage. Und einer erbärmlicher als der andere . . ."

Eine neue Welle rauschte herüber. „Ich sage Ihnen, so ist das Geschäft nicht zu machen. Wenn erst das ganze Juden- und Kommunistenpack an die Wand gestellt ist, dann wollen wir sehen . . ."

Und wieder: „Wissen Sie, warum er sich erschossen hat? Aus Vereinsamung. Das ist doch lächerlich. Die ganze Stadt ist voller Leute, die ersten Bürgerhäuser wären ihm offen gestanden, und er erschießt sich aus Vereinsamung. Wissen Sie, ich glaube, er war verrückt. Ich habe ihn noch zuletzt zu unserem Kegelabend eingeladen, aber er wollte

Digitized by Google

nicht. Na, sagte ich, dann ist Ihnen auch nicht zu helfen . . ."

Die Gespräche flackerten auf und verstummten wieder. Der Zug raste und holperte . . . Der Reisende versuchte zu lesen. Aber es gelang ihm nicht. Er schwieg tief in sich und starrte vor sich hin. Er wollte der Bewegung des Wagens sich anpassen.

„Das ist doch merkwürdig," begann wieder eine Stimme. „Man weiß ja eigentlich nichts von seiner Zukunft, aber man macht sich doch eine bestimmte Vorstellung davon. Wissen? Nun, man schaltet alles Fernerliegende aus. Man rechnet nicht mit unvorhergesehenen Zwischenfällen. Zum Beispiel, man überlegt schon im Herbst seine nächste Sommerreise. Man nimmt den Fahrplan und sagt sich: Am 10. Juni abends um neun Uhr bin ich in Hamburg. Da werde ich da und da übernachten. Am zwölften fahre ich nach Lübeck und so fort. Kennen Sie das Gefühl, beängstigend fast, wenn Sie nun wirklich am fünfzehnten um elf achtundzwanzig vormittags in — sagen wir, Saßnitz ankommen, um das Schiff zu besteigen, und es bricht plötzlich die grauenhafte Erkenntnis des vorausbemessenen, rücksichtslosen Ablaufs in Ihnen auf?"

Der andere lachte: „Und ob ich das kenne? Es hat mir einmal das Leben gerettet. Ich war schon im Zug gesessen. Da kam es mir, dieses Gefühl, daß da alles genau so ablief, wie und weil man es gedacht hat. Und ich ertrug es nicht. Ich wollte diesem Ablauf einen Streich spielen. Ich sprang aus dem Zug, der schon im Fahren war. Und blieb noch einen Tag. Und denken Sie, dieser Zug ist verunglückt, den Wagen habe ich hernach selbst gesehen, in dem ich saß ... er war vollständig zertrümmert ...!"

Der Reisende erschauerte. Er horchte in die raunenden Stimmen der dahinpolternden Wagen. Es redete und sang zu ihm. Ganz deutlich, an- und abschwellend, so dunkel, so hohl. Es klang und klirrte, stöhnte und schrie: „Verrückt, verrückt, verrückt, verrückt . . ." Unaufhörlich.

Er stand auf und lachte krampfhaft. „Es ist nichts," sagte er zu sich selber. Aber es schwieg nicht. Es begann zu sausen, den ganzen Zug durchschütternd, wie ein entsetzliches Weinen. Er trat auf den Gang hinaus. Er war ganz allein.

Er riß das Fenster auf. Die Nacht schlug ihm feucht und kalt ins Gesicht. Er lehnte sich hinaus, flatternd, atembeklemmt, mit blinzelnden Augen. Er sah vorne die Maschine, wie sie sich ins Dunkel fraß. Die Lichter beglänzten auf ein kurzes Stück die Schienen. Der Rauch wallte in schweren, jäh zerfahrenden Fahnen. Nun stoben Funken, groß und knisternd. Und jetzt war ein rötlicher, tiefer Feuerschein über dem Schornstein, der wuchs und wuchs und die gespenstischen Bilder des rasch verwehenden Rauchs überflackte.

Der Zug raste nur so. Das Winseln und Heulen und Gurgeln und Dröhnen, das Schwirren und Schleifen stieg zum betäubenden Lärm an. Es schrie ihm entgegen, es überbrauste ihn.

So schnell konnte doch kein Zug fahren. Was war das für ein Land? Nichts . . . Nur schwarz war alles draußen. Es mußte doch eine Stadt kommen. Und wieder klopften und hämmerten die Stimmen aus der Tiefe empor. „Verrückt, verrückt, verrückt, verrückt . . ." Und dann war es wieder die empörend stumpfsinnige Weise eines Gassenhauers, die da quietschte und rasselte.

Der Reisende schloß das Fenster. Er ging, taumelnd und von der scharfen Fahrt an die Wände geschaukelt, den ganzen Zug entlang. Er hatte das brennende Bedürfnis, einen Menschen zu finden, und er zog die Hoffnung in sich groß, es könnte vielleicht ein Bekannter hier sein. Er tappte sich vorwärts, aber das Geräusch unter ihm beängstigte ihn noch mehr, da es jetzt seinen Bewegungen seltsam zuwiderlief.

Die Menschen schliefen alle. Sie lehnten verkrümmt und aufgedunsen in ihren Bänken, schnarchend und gurgelnd, zerzaust, mit offenem Mund, faltig und verzerrt. Es war qualvoll, sie zu betrachten. ‚Sie sehn wie Ermordete aus,' dachte der Reisende und es schüttelte ihn vor Entsetzen. Dabei drängte es ihn zu schreien, sie aufzuwecken. Ihm war, als ob das Unglück selbst aus ihm herausriefe . . . Aber es hatte keinen Zweck, da die fremden Leute aus dem Schlafe zu rütteln. Sie hätten gelacht oder geflucht, sie hätten ihn für verrückt erklärt und sich brummend auf die Seite gedreht.

Der Reisende nahm sich zusammen. Er spürte den Tod in sich. Er sah ihn scharf an, er zwang ihn, zwang diese dumme Furcht in seinem Herzen.

Der Zug unter ihm kreischte und knatterte. Was sprach er? Was? Die Nerven zitterten . . . Was? Nichts . . . Wenn man nur genauer hinhorchte, es war nur ein endloses, nichtssagendes Tarattata tarattata . . .

Er war jetzt den ganzen Zug entlanggelaufen. Aber er hatte kaum ein angenehmes Gesicht entdeckt, geschweige denn einen Bekannten. Er war traurig und enttäuscht, denn je geringer die Aussichten geworden waren, desto hartnäckiger hatte er sich eingeredet, er müsse jemanden finden. Ja, er

Digitized by Google

hatte geradezu auf das Lächeln des Glücks gehofft, daß eine schöne Frau einsam und schlaflos warte, mit ihm zu plaudern. Er hatte diesen kümmerlichen Funken in sich zur Glut angefacht, nur um sich zu retten. Und nun, da alles erloschen war, saß er leer und eingefallen in einem unbesetzten Abteil und starrte ins Nichts. Er holte ein Buch aus der Tasche, um wieder zu lesen. Er zündete sich eine Zigarre an. Aber sein Mund klebte und er empfand plötzlich einen quälenden Durst. Er begann zu schlucken. Sein Körper war wie gelähmt. So schwer . . . So plump . . . Und unter ihm dieses Jagen und Dröhnen, das aufstieg und hinunterschlug. Er wurde unruhig vor Pein und aus seiner Unbehaglichkeit gebar sich von neuem eine entsetzliche Angst. Er wollte aufstehen. Wieder fortgehen. Aber es war ja so hoffnungslos. Er versuchte krampfhaft über etwas nachzudenken. „Also," sagte er laut, „gegen elf Uhr werde ich in Berlin sein. Da könnte ich gleich noch vormittags Hertha aufsuchen. Ich muß rasch nachsehen, ob ich auch die Wohnung aufgeschrieben habe."

Er zog seine Brieftasche und blätterte, sich zur Sache zwingend, zwischen dem Geld und den Papieren. Er fand nicht gleich, was er suchte.

Zwei Herren kamen in das Abteil. Sie sagten laut:

„Endlich ein gemütliches Plätzchen, wo man eine Zigarre rauchen kann. Sonst schnarcht ja überall alles."

Der Reisende sah kaum auf. Schließlich hatte er den Zettel gefunden. Er steckte alles wieder in die Tasche. Er schaute wieder in die Nacht hinaus. Wie das raste! Stundenlang, die ganze Nacht durch. Wie weit er jetzt schon fort war. Daß man in so kurzer Zeit fast ganz Deutschland durchqueren konnte. Recht betrachtet, es war auch toll, was der Zug für eine Geschwindigkeit hatte . . .

Er redete sich selber Mut zu, aber die Angst kroch in ihm wieder herauf. Und das Schnarren und Schnauben unter ihm hatte wieder so gespenstischen Klang. Mit einemmal stand das Bild des Eisenbahnunglücks vor ihm: grell, splitternd, aufkreischend . . .

Und jetzt raste in ihm die Furcht. Sein ganzes Leben so leer, so hoffnungslos, preisgegeben, es ihm erschienen war, es steilte sich auf mit seiner letzten Kraft. Er duckte sich in die Polster hinein, als erwarte er das Grauenhafte . . . Er sah hilflos zu den beiden hinüber, die stumm und wie lauernd saßen. Er hatte das Bedürfnis, mit irgend jemand zu reden. Er überlegte, wie er ein Gespräch anknüpfen könnte. Er wollte sagen: „Nicht wahr, es gibt Dinge, die alltäglich geschehen können, an die man aber nicht denkt, als ob sie gar nicht möglich wären. Zum Beispiel eine Feuersbrunst. Ein Raubmord. Oder ein Zugunglück. Ja ein Zugunglück." Das wollte er sagen. Aber es war lächerlich, mit fremden Menschen darüber zu reden. Und dann waren ihm die beiden wirklich zu unangenehm.

Er rückte weiter weg. Ekel hockte ihm wie Kröten im Hirn. Was für scheußliche Menschen es doch gab . . . Und mit ihnen zusammen. Er schloß die Augen. Mochte es kommen. Er wehrte sich. Er verkrampfte sich in andere Gedanken. ‚Ob es möglich wäre, daß mich Hertha noch liebt? Oder ist es nicht dumm, das alles noch einmal anzufangen? Es ist so vergangen schon und so sinnlos . . .'

Aber es schlug doch wie Wellen von Musik in sein Herz.

Er hörte den Mann neben sich sagen: „Es ist Zeit, wir sind bald da." ‚Wo?' dachte er . . . sonderbar, mitten in der Nacht, nicht zu wissen, wo man ist. Eigentlich könnte ich fragen.' Aber er tat die Augen gar nicht auf. Er suchte sich in einen Traum zu steigern. Die fast verschollene Liebe floß in ihn, traurig und schwer, berauschend wie alter Wein.

‚Ich werde jetzt schlafen,' lächelte er entspannt.

Plötzlich spürte er, wie jemand ihn stieß. Er wollte auffahren. Da hatte er ein Tuch vor dem Mund, er wollte schreien, es stieg lähmend und bleischwer bis an sein Herz. Er tat einen Hieb in die Luft, es geschah ein dumpfer Schlag . . .

Der Zug hielt zitternd und schnaubend. Zwei Männer stiegen aus. „Mensch, das hättest du auch sehen können, daß der Kerl kein Gepäck hatte." — „Laß man, es ist auch so ganz gut. Haben wir auch das Licht abgedreht und alles gut verhängt?" — „Und abgeschlossen," nickte der andere. Und nach einem langen, würgenden Schweigen der erste: „Meinst du, daß er? . . ." Und er machte eine ungewisse Handbewegung . . .

Digitized by Google

Die Pfaueninsel

Von Ludwig Sternaux

Mit den Wiedergaben von Aquarellen und Zeichnungen von Professor Edmund Schäfer

Der Sommer 1793. Heiße Tage. Wolkenlos blaut der Himmel über Potsdam. Der König weilt in seinem neuen Palais am Heiligen See, dem Marmorhaus. Das hatten ihm Gontard und Langhans gebaut, und es war ein reizendes Schlößchen geworden, mit breiter Terrasse zum Wasser, hübschen kühlen Zimmern in klassizistischem Geschmack und einem lustigen Belvedere auf dem Dach. Nicht groß, eher klein. Eigentlich nur eine Villa. Denn die beiden Flügel, die Boumann später anbaute, die fehlten damals noch. Man redete in Potsdam nicht viel Gutes von dem Marmorhaus. Vor allem die hohe Mauer, die Friedrich Wilhelm um den Park, den „Neuen Garten", hatte ziehen lassen, ärgerte die Potsdamer. Was gab's da zu verbergen? Man munkelte von wüsten Orgien mit der Rietz, und das blaue Licht, das manchmal nachts von dem kleinen gotischen Bibliotheksturm über das Wasser flimmerte, war Spuk, der erschreckte. Zu oft auch sah man Bischofswerder, den Geisterseher, zu Pferde oder Wagen das Parktor passieren.

Der Sommer 1793. Heiße Tage, auch in des Wortes übertragener Bedeutung. Am 12. Juli fällt Mainz, von den Preußen zurückerobert, der erste Erfolg in diesem fast albern-unglückseligen Kriege, den man mit Frankreich führt, am 17. kommt in Grodno auch die Geschichte mit Polen immerhin zu einem vorläufigen Abschluß. Der König atmet auf. Nun war wenigstens die Scharte von Mainz halbwegs ausgewetzt, das war hübsch. Und da unten in Polen hatte er, wider Erwarten, auch allerhand erreicht. Wenn jetzt nicht grade diese widerwärtige Affäre mit der Dönhoff spielte, die er nach der Schweiz geschickt, weil er sie nicht mehr hatte sehen können, die Lügnerin, die Verräterin . . . widerwärtig deshalb, weil die Person mit Rückkehr drohte und, dem Vernehmen nach, schon wieder einer Niederkunft entgegensah . . . ja, wenn das nicht wäre, bei Gott, der Himmel wäre wirklich einmal wolkenlos!

Nachdenklich lehnt der König, der schon recht füllig geworden, sich im Sessel zurück. Er hat gut gegessen und seine Augen, in die der Champagner ein leises Glitzern gelockt, ruhen wohlgefällig auf der üppigen Gestalt der Rietz . . . denn der König hat en petit comité gespeist, das heißt mit Madame Rietz, der alten Freundin, dem Oberbaudirektor Boumann, dem Cellisten Duport und ein paar anderen, die möglichst wenig von Politik verstehen. Ja, die Wilhelmine! Das ist doch die Beste. Und die Treueste. Was hat er ihr schon alles angetan, allein die Geschichten mit der kleinen Julie Voß und der Person, der Dönhoff! Sie hat immer gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Sie ist nicht mehr jung, nein. Julie war jünger. Aber bewundernd stellt er fest: sie sieht doch immer noch fabelhaft aus. Diese Arme, dieser Busen, dieser Mund, diese Augen . . . fabelhaft! Und von spontaner Zärtlichkeit überwältigt, hebt er chevaleresk den Spitzkelch und trinkt ihr zu. Und hebt dann ebenso spontan die Tafel auf.

Welch ein herrlicher Tag! Heiß, doch nicht zu heiß. Zumal nicht auf der Terrasse, wo die Markisen der Sonne wehren, vom Wasser leichte Brise heraufweht. Boumann doziert. Entwickelt Pläne für das neue Schloß, das Friedrich Wilhelm am Abhang des Mühlenbergs hinterm Neuen Garten bauen will. Die häßlichen Mühlen da oben mit ihrem langweiligen Flügelgedrehe stören ihn. Ein riesiger Turm steigt auf, nach neuestem Geschmack in gotischem Stil, Fassaden gliedern sich, Terrassen stürzen, Fontänen sprühn. Da stockt der Vortragende, gehemmt durch eine Frage des Königs. „Halten zu Gnaden, Majestät, das Terrain ist Privatbesitz!" Wie? Privatbesitz? Was tut das? Da kauft man eben das Gelände. „Halten zu Gnaden, Majestät, die Leute wollen nicht verkaufen!"

„Die Leute wollen nicht?"

Wolke nimmt für Augenblicke die Sonne. Graue Luft dunkelt. Des Königs Blick erhält einen fatal harten Glanz. Was? Die Leute wollen ihm, ihrem gnädigen König, das Land nicht verkaufen? Er, der König, soll nicht bauen dürfen, wo er will? Die infamen Mühlen sollen sich weiter drehen?

„Herr Oberbaudirektor, dann enteignet man die Leute!"

Boumann knickt zusammen. Er weiß

Digitized by Google

besser als der König, daß das so einfach nicht geht. Aber er hat auch schon nichts mehr zu sagen. Friedrich Wilhelm hat ihm den Rücken gekehrt, ist an die Balustrade getreten und starrt mißmutig aufs Wasser. Schmollt wie ein Junge. „Die Pläne weg!“ zischt er zwischen den Zähnen hervor . . . „die Pläne weg!“ Die Lakaien springen. Die Rietz winkt Boumann, zu verschwinden. Winkt Duport. Winkt den anderen. Tritt zu dem König. „Fritz!“ Er hört es nicht. Sie beißt sich auf die Lippe: Ach so! Also anders 'rum! „Euer Majestät . . .“ Keine Antwort. Aber diese Frau ist unheimlich klug, kombiniert in Sekunden. Jetzt heißt's, den König auf andere Gedanken bringen, die träge Phantasie des Träumers beflügeln . . . schließlich, wer sollte ihn denn auch kennen, wenn nicht sie?

„Wollten Ew. Majestät denn nicht noch einmal den Kaninchenwerder besichtigen? Ew. Majestät sprachen erst neulich noch davon, als wir zusammen . . . Wollten doch da vielleicht bauen. Da redet Ew. Majestät keiner drein. Der Abend wird schön. Wir könnten heute . . .“

Friedrich Wilhelm dreht sich um. Streift die Rietz mit halbem Auge, verstimmt erst noch. Atmet hastig das heiße Parfüm, das von der schönen Frau ausströmt, lächelt, lacht. „Kleine Circe! . . . ja, wir wollen nach dem Kaninchenwerder fahren. Der Boumann ist ein Esel, ein Tropf. Du sollst Oberbaudirektor werden, Wilhelmine, willst du?“

„Majestät . . .“

„Ach Unsinn, Majestät! Ich bin dein Fritz!“ Und zu dem Heiducken in der Tür zum Gartensaal: „Die Gondeln! Die Zelte für den Kaninchenwerder! Aber schnell!“ Und bietet der Rietz galant den Arm und

führt sie die Treppe hinunter in den Park.

★

Kaninchenwerder? Dem König scheint der kuriose Name doch vertraut, den Bedienten die Order mit dem Ziel nicht minder. Und hatte die Madame Rietz nicht angedeutet, daß Friedrich Wilhelm und sie dort schon des öfteren gewesen? . . .

Eine Insel ist's, ein Werder in der Havel, schön zwischen Sakrow und Cladow, den Dörfern, gegenüber der riesigen Glienicker Forst gelegen. Urwald vorzeiten, in dessen Eichendüster sich das Wild mit kühnem Sprunge in die Fluten rettete, wenn die Kurfürsten von der Burg Potsdam hier jagten. Da drüben waren Hirsch und Reh vor jedem Bolzen sicher, so weit trug die Armbrust nicht, Roß und Rüde scheuten vor dem dunklen Wasser, standen zitternd, und Sporn und Peitsche arbeiteten vergeblich. Die Fischer aber duckten sich ins Rohr und schlugen ein Kreuz. Verrufene Stätte war der schilfumrauschte Werder, unter den finsteren Eichen war's nicht geheuer, sie machten mit ihren Kähnen einen weiten Bogen immer um das wilde Eiland, und herrschte man sie fluchend an, doch das Maul aufzutun und Rede und Antwort zu stehen, so drehten sie verlegen die schmierige Kappe in den Fingern und wußten nicht mehr zu sagen, als daß das der Karnickelwerder wäre, unwegsam Wurzelland und Sumpf, bewohnt von bösen Geistern. Und trugen lieber Peitschenhieb und hartes Wort, als daß sie ihre morschen Kähne rüberstakten.

Erst der Große Kurfürst bricht den Bann. Setzt einen Wildheger auf die Insel, der freilich nicht viel anderes Getier zu hegen hatte als die wilden Karnickel, die dem Eiland im Volksmund den Namen gegeben. Und die hier sehr vergnügt das Bibelwort beherzigten: Seid fruchtbar und mehret euch! . . . und lebten als wie im Paradiese. Bis sie eines Tages Gesellschaft erhielten. Die bunten Pfauen im Lustgarten vor des Kurfürsten neuem Wasserschloß, die Louise Henriette so geliebt, sie schrien der Holsteinerin Dorothea nachts zu laut. Da ließ ihr Mann sie nach dem Karnickelwerder schaffen, wo sie niemand, höchstens eben die Karnickel störten, die ja denn auch baß verwundert gewesen sein mögen über die seltsamlichen Tiere aus Märchenland.

Und Märchenland ward bald die ganze

Digitized by Google

Arbeitszimmer des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen

Insel. Denn nicht lange, da zog hier auch der Zauberer ein, Johannes Kunckel, nach alten Dokument des Kurfürsten „Kammerdiener und geheimer Laborant", ein Alchimist aus dem fernen Dänemark, aus Rendsburg. Am Dresdner Hof in Ungnade gefallen, dieweil er das Gold nicht finden wollte, das der Sachse von ihm erhofft hatte, fand er Gnade vor den Augen des Brandenburgers: der dachte nüchterner, so sehr auch er ein Kind seiner allem Ungemeinen gläubig hingegebenen Zeit. Bon! machte der Kunckel kein Gold, so machte er ihm doch Spaß mit seinen geheimnisvollen Retorten und Tiegeln, es war amüsant, zuzusehen, wie das Männlein so geschäftig an Ofen und Herd hantierte. Er hatte ihn erst in Drewitz eingesperrt, in der alten kurfürstlichen Glashütte, die er auch schnell wieder in Gang brachte. Da war er aber seinem Herrn nicht sicher genug . . . was, wenn der Kerl, unzuverlässig wie alle seines Schlags, sich plötz=

Digitized by Google

lich bei Nacht und Nebel auf- und davonmachte? Oder ihm gestohlen wurde? So wies er ihm den abgelegeneren Karnickelwerder als Aufenthaltsort an, baute ihm hier auf der äußersten Ostspitze der Insel, mitten im Wasser sozusagen, Ofen und Laboratorium. Da wirtschaftete er nun mutterseelenallein, der Zauberer, mit einem schwarzen Pudel als einzigem Gesellen. Die Öfen glühten, die Schlote dampften, Kähne kamen und gingen in der Dämmerung, das heimliche Werk brachte die alte Wendeninsel aufs neue in Verruf, und in den nahen Fischerdörfern flüsterten die Leute. Erzählten von dem fremden Vogelzeug, das da sich bunt auf sonniger Lichtung spreizte, erzählten von erdgrauem Gnomenvolk, das da in Wurzelhöhlen hauste, erzählten, wie sie nachts beim Fischen plötzlich vom Wasser aus dumpfen Donner gehört und in gelber Lohe der Nekromant mit seinem Pudel aus einem der Ofenschlote gefahren. Lange noch hätte stinkender Qualm über der Havel geschwelt, und nachher hätten sie in ihren Netzen lauter tote Fische gehabt . . .

Armseliges Volk, das die Pfauen für Fabelgetier, die spielenden Karnickel für Zwerge, die bunten Phosphordämpfe Kunckels für Teufelsspuk hielt, den Laboranten selbst für den Leibhaftigen. Und natürlich konnten die Hechte und Barsche und Plötzen der Havel nicht alle die trüben Abwässer vertragen, die aus des Alchimisten Retorten in den Fluß sickerten.

Hat Kunckel den Kurfürsten enttäuscht? Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger, der ihm nach dem Tode des Vaters den Prozeß machte, hat ihm Betrügerei vorgeworfen. Hat den vermeintlichen Betrüger mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt . . . denn sein Verteidigungsargument, der hochselige Herr Kurfürst hätte an den hübschen und zierlichen Dingen, die er fabriziert, Vergnügen gehabt und sich dies Vergnügen ebensoviel kosten lassen, wie es gekostet hätte, verfing nicht vor Richtern, die von Glas und Kristall nichts verstanden, verfing nicht vor einem Fürsten, dem das Rubinglas Kunckels, die einzige wirkliche Frucht der jahrelangen Experimente auf dem einsamen Werder, nichts bedeutete. Ein Goldsucher hat Gold zu machen, nicht gläsernes Spielzeug. Und kann er das nicht, so ist er eben ein Betrüger.

Der „Betrüger" Kunckel ist dann in seiner Heimat, in die er geflohen war, noch zu hohen Ehren gekommen, ist sogar geadelt worden und als ein Herr von Löwenstern gestorben. Sein Laboratorium auf dem Kaninchenwerder aber verfiel. In den Trümmern grub Gesindel nach Schätzen. Dabei blieb kein Stein auf dem anderen. Feuer, das enttäuschte Habgier angelegt, tilgte die Reste. Nichts erinnert heute mehr auf der Pfaueninsel, wie später der Kaninchenwerder genannt wurde, daran. Die Ära Kunckel ist Vergessenheit. Nur hier und da findet, wer sucht und Glück hat, in Gras und Gebüsch ein paar Stücke Schlacke. Das ist alles.

⋆

Die Regierungszeiten der ersten drei preußischen Könige. Irgendwie gelangt der Kaninchenwerder an das Gut Bornstädt. Das holzt und pirscht dort und überläßt ansonsten die wüste und unwirtliche Insel, die ja auch für die Bornstädter reichlich unbequem liegt, sich selbst. Immer breiter wird der Schilfgürtel, immer ungangbarer der Wald, Gestrüpp überwuchert die Lichtungen. Die Pfauen, die keiner mehr pflegt, gehen ein, Dorflümmel der Umgegend fangen die letzten und schenken die schillernden Federn ihren Mädels. Und Herren sind wieder allein die Karnickel und im morschen Stamm der Kauz, dessen Klagelaut nachts unheimlich über das Wasser klingt.

Daran ändert sich auch nichts, als der Soldatenkönig seinem neuen Militärwaisenhaus in Potsdam Bornstädt schenkt. Und damit den Kaninchenwerder. Nur wenige von den vielen kleinen Insassen des großen Hauses in der stillen Lindenstraße mögen je die abgelegene Insel betreten haben. Zum Spielen oder Exerzieren wurde sie jedenfalls nicht benutzt. Höchstens kamen dorthin einmal im Herbst die Trupps, die beordert waren, Brennholz zu holen. Aber auch das war, bei dem weiten Wege, kaum lohnend. Und unterblieb mit der Zeit auch.

Aus den Zimmern im unteren Stockwerk des Schlosses

So kümmert sich schließlich gar kein Mensch mehr um das tote Eiland, das eigentlich nur noch auf dem Papier existiert. Und wird, was es gewesen: verstrüppter Urwald, Unterschlupf für allerlei Getier und lichtscheues Gesindel, Paradies für die Krickenten und Rohrdommeln, die dort ungestört nisten und brüten können ... ein Stück Niemandsland!

1786 stirbt der Alte Fritz. Nachfolger ist sein Neffe Friedrich Wilhelm, der Sohn jenes August Wilhelm, der ein Menschenalter zuvor auf Schloß Oranienburg in der Verbannung die Augen schloß, die der Gram, wie die Legende will, fast blind gemacht. Was Friedrich einst, nach der Schlacht bei Kollin, an ihm verschuldet, hat er an dem Sohne des Unglücklichen gutmachen wollen: schon früh ward dieser mit dem Titel „Prinz von Preußen“ zum Thronerben bestimmt, so erzogen, so von Schmeichlern verhätschelt.

Ein schöner Mensch, der allen Mädchen die Köpfe verdreht. Kein Wunsch, den er, der Kronprinz und Erbe Friedrichs, sich versagen müßte. Und er versagt sich auch nichts. Neben vielen Neigungen und Leidenschaften die eine große: die Jagd. Nicht die hohe. Hirsch und Reh in Waldgründen locken ihn nicht. Aber tagelang liegt er oft auf dem Wasser, um — seltsam genug! — Enten zu schießen. Da knallt auch eines Tages der Schuß, der den vergessenen Kaninchenwerder aus seinem Zauberschlaf erweckt! Zufall vielleicht, daß das Boot des Prinzen hier sich im Rohr festgefahren, aus dem nun jäh und ob der plötzlichen und ungewohnten Störung nicht wenig erstaunt in dichter Wolke das Entenvolk aufschwärmte ... Zufall vielleicht, vielleicht auch hatte kundige Hand das Boot des Unersättlichen gelenkt, auf Huld und Anerkennung wartend. Und der Prinz war außer sich. Das war ja ein veritables Jagdparadies, dieser einsame Havelwerder. Und wie hübsch es hier war! Die weite Wasserfläche, die dichten Ufer mit dem gelben Schilf, das über Manneshöhe stand, die Waldinsel, diese Ruhe, dieser Frieden ... phantastisch! Die Träumeraugen schwelgten, die Jägeraugen brannten. Ins fette Gras gelagert, starrt er in den Sonnenuntergang, der Blut über das Wasser gießt. Leise glucksen die Wellen, leise rauscht das Schilf. Ein Vogelruf, noch einer. Dann wieder das große Schweigen.

Bald steht am Ufer ein „Jagdschirm“, ein kleiner Pavillon aus Borke, tief in Schilf und Rohr versteckt. Und hier liegt nicht nur der Jäger auf der Lauer, bis die Viecher, die Enten, steigen, nein, auch Schäferstündchen werden hier gefeiert, wo man so wundervoll geschützt vor unberufenen Augen. Denn natürlich schleppt der Prinz

auch die Freundin Wilhelmine und manch andere hierher, für die sein Herz gerad' entflammt, und als die unselige Affäre mit der kleinen Julie Voß aus Buch spielt, da erhält die liebgewonnene Insel sogar mitten im Winter Besuch. Bei einer Schlittenpartie von Cladow aus wird hier Station gemacht, der Prinz selbst hebt die Geliebte aus dem Schlitten, führt sie auf die vereiste Insel, schon sinkt der Abend mit rötlichem Dunst, schwarz steht der Wald, aber Fackeln leuchten, die ganze Insel ist lebendig, wimmelt von Lakaien und Heiducken, in einem eigens für diesen kurzen Besuch aufgebauten Pavillon gibt es Punsch, der warm macht, ein Ofen glüht, Musik spielt, und in heimlicher Ecke flüstert ein Verliebter berauschten Mundes der neuen Freundin heiße Worte ins Ohr . . .

Schellengeläut, das verweht, Ofen, der verglüht, flinke Hände, die Teppiche, Sessel, Teller, Gläser verpacken. Schnee begräbt den leeren Pavillon. Er begräbt ein Märchen. Und irgendwo im Nebel weint eine ferne Geige, die der Tod spielt. Denn wohl ist ein Jahr drauf der Prinz König, wohl wird Julie seine Frau, ihm heimlichst unter frivoler Umgehung der Gesetze angetraut, dieweil er doch verheiratet ist. Aber wieder ein Jahr drauf, da ist sie tot, die kleine Gräfin Ingenheim, die Glück nur kostete, um es zu büßen.

★

Und nun der Sommer 1793. Nach heißem Tag der laue Abend. Mückenschwärme tanzen in der schrägen Sonne, um den Kaninchenwerder spielt das Wasser wie flüssiges Gold.

Seidene Zelte, Teppiche. Aus den Booten schleppen Lakaien allerlei Gerät in eine improvisierte Küche. Auf der Lichtung am Westende der Insel steht der König, allein mit der Rietz. Schön sieht sie aus mit dem duftigen indischen Schal um die üppigen Schultern. Und wieder einmal neigt die Sonne sich . . . beider Augen hängen an dem roten Glutenball, der leise sinkt.

„Ja, Wilhelmine, hier muß das Schlößchen stehen. Kein Schloß. Und du baust es. Ich muß ja doch zu den Polacken über kurz oder lang. Und vergiß nicht: nur für uns!" Der König atmet schwer. Immer, wenn die Sonne geht, wird er weich. Sein Blick umflort sich. „Nur für uns, Wilhelmine. Ich will Ruhe haben. Ich bin müde."

„Und Rietz, Fritz?"

Der König stampft unwillig mit dem

Fuße auf. „Rietz! Was soll damit? Ich habe doch Wöllner schon gesagt, er soll das Patent ausfertigen lassen. Dann bist du ihn sowieso los. Die Gräfin Lichtenau ist die Gräfin Lichtenau und hat mit Rietz nichts mehr zu schaffen . . ."

Die Augen der Rietz leuchten.

Zwei Stunden später. Zwielicht verschattet die Havellandschaft. Langsam gleiten ein paar Gondeln über das opalene Wasser, das spiegelglatt liegt. Allen weit voran die des Königs mit dem bunten Zeltbaldachin. Friedrich Wilhelm schläft, im Arm der Lichtenau, die nachdenklich sein Gesicht betrachtet. Ein müder Mann! Es wird Zeit, so denkt sie, daß sie sich sichert, hohe Zeit. Aber das Herz tut ihr weh . . .

★

Die Anlagen verwirklichen sich schnell. Gärtner Morsch, der schon am Neuen Garten sich sehr bewährt, haut Wege in das Dickicht, schafft Luft und Licht, breitet Rasenhänge, Alleen entstehen, Ruheplätze, Ausblicke, die Wildnis wird zum gepflegten Park. Zu Hunderten purzeln die armen Karnickel, von flinker Kugel gehascht. Statt ihrer werden goldene Fasanen ausgesetzt, und auf Morschs englischen pleasure grounds stolzieren, weil sie doch dazu gehören, wie einst in Kurfürstenzeit wieder Pfauen, die man aus Sakrow von dem Baron von Haeseler bezog. Da wird auch der simple Name Kaninchenwerder getilgt, und nach den Pfauen erhält das Eiland nun den Namen Pfaueninsel.

Aber mit dem Schlößchen Friedrich Wilhelms, das die Madame Rietz bauen sollte, geht's nicht ganz so rasch. Man sagt, die Gräfin Lichtenau, wie sich des Königs Freundin damals schon mit Vorliebe nannte und auch titulieren ließ, habe irgendwo in Italien ein halb zerfallenes, sehr pittoreskes Kastell gesehen, das ihr so gefallen, daß sie beschlossen, in dem neuen Schlößchen auf der Pfaueninsel dies Kastell zu kopieren. Das kann nicht stimmen. Denn die Lichtenau war erst 1796 in Italien, wohin ihr ja auch, um ihr, der annoch Bürgerlichen, die Vorstellung bei der Königin von Neapel zu erwirken, das Patent der so heiß ersehnten Standeserhöhung folgte, allerdings zurückdatiert auf 1794 . . . 1796 jedoch war das Pfaueninsel-Schloß schon längst unter Dach und Fach, überraschte sie doch den königlichen Freund damit, als er 1795 aus Polen zurückkehrte, und hatten doch die Arbeiten eben deshalb so über alle Maßen beschleunigt werden müssen.

Digitized by Google

Nein, einleuchtender ist schon die Annahme, daß das bizarre Äußere des „römischen Landhauses“, wie das Schlößchen noch im Inventar von 1798 hieß, auf Anregungen aus zwei Kupferstichwerken zurückzuführen ist, deren Abbildungen damals vielfach als Vorlage für Schloß- und Landhausbauten dienten, zwei Werken, in denen die Lichtenau, die ja dank der sorgfältigen Erziehung Friedrich Wilhelms eine hochgebildete Person war, auch gern geblättert haben mag, um sich auf ihre Italienreise vorzubereiten. Das waren die „Decorations for Parks and Gardens“ von Taylor, 1790 in London erschienen, und das große französische Werk „Voyage pittoresque en description du royaume de Nâples et de Sicile“, Paris 1781—86. Hier findet sich denn auch wirklich das bewußte Kastell, eine uralte Felsenburg bei Capri, dadurch besonders merkwürdig, daß die beiden Rundtürme eine schmale Brücke verbindet! Die gotischen Motive, vor allem die für die gleichzeitig entstehende „Meierei“-Ruine am anderen Ende der Insel, gab das englische Werk dazu.

So ist das seltsame Schlößchen entstanden, bizarr in der Form wie in der Idee, die der sentimental-romantischen Ruinenmode jener grotesk verspielten Zeit Tribut zollte, im Grunde nicht mehr als eine Attrappe. Und fast auch in Wirklichkeit nur eine. Denn die Quadern, aus denen es getürmt scheint, sind Trug. Ob Geld gefehlt oder nur die Zeit so knapp gewesen, da doch der Monarch bei seiner Rückkehr aus dem Felde es fix und fertig vorfinden sollte? Gleichviel. Jedenfalls ist es nur ganz leichtestes Fachwerk, das der Zimmermeister Brendel, der Handlanger der Lichtenau, mit Eichenbohlen verkleiden und mit Putz bewerfen ließ, so daß es aussah, als wäre es aus Stein.

Wirklich ein Schlößchen nur. Und ein sehr enges dazu. Schon für die Küche war, genau so wie im Marmorpalais am Heiligen See, kein Raum mehr. Sie wurde später in einem besonderen Haus am nahen Nordrand der Insel untergebracht, das ein Holländer in holländischem Stil baute. Auch Kastellan und Gärtner wohnten woanders, erhielten ein Parkhaus an der Landungsstelle, da, wo einst das Hegerhaus des Großen Kurfürsten gestanden. Es empfängt noch heute den Besucher und ist wundersam ein Stück Rokokowelt geblieben, ganz rein im Stil . . .

*

So verwandelt sieht Friedrich Wilhelm im Frühjahr 1795 den Kaninchenwerder. Stolz führt ihn die Lichtenau, aufgeregt lärmen in den noch kahlen Bäumen die Vögel, Blattpflanzen und Oleander, eilends aus Sanssouci geholt, säumen den Weg. Auch ein paar Pfauen schlagen programmgemäß auf dem großen Rasenrondell ihr Flimmerrad.

Von königlicher Pracht keine Spur. Ganz im Sinne des Königs. Derlei hat er in Potsdam und Berlin genug. Alles unendlich bescheiden. Aber alles im Innern trägt, so verwegen das Äußere anmutet, den Stempel kultivierten Geschmacks. Es ist der Geschmack der Lichtenau, und jeder einzelne Raum verrät das unendlich feine Form- und Farbengefühl dieser merkwürdigen Frau, die die Allüren einer Courtisane mit wahrem Herzenstakt, kalte Berechnung mit Seelenwärme, niedrigste Instinkte mit einer Verstandesbildung zu vereinen wußte, die selbst ihren ärgsten Feind, den nachmaligen

Wirtschaftsgebäude

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III., in Erstaunen setzte. Es ist aber auch das ganze Geschmacksklima des sinkenden Jahrhunderts, das den Räumen des Pfaueninselschlosses ihren betörenden Zauber verleiht, jener Zeit, die gerne mit sich selbst Theater spielte, ihre Wohnräume als Laube, Grotte, Zelt maskierte und gerne die Phantasie ferne und fernste Wege wandern ließ. Das Rokoko war tot, sein Glitzerprunk erstarrt, das Empire noch nicht geboren. Man lebte in einer Art Zwischenland, das aber seine Gefühlssensationen doch schon in der Klassik suchte.

Von alledem schwingt hier ein Hauch. Da das Schlößchen nur für den Sommer gedacht war, so ist alles licht und freundlich gehalten, alles auf zarte Töne gestimmt. Die neuen Papiertapeten aus der Christianischen Fabrik sind viel verwandt. Im Mobiliar herrscht Mahagoni, das Modeholz, vor. Luxusstoffe fehlen: die Gardinen von Zitz, die Stühle schwarzer Atlas. Der Marmor des Vestibüls kehrt nur in den Kaminen wieder. Eine gewisse Pracht atmet allein der Saal im ersten Stock, zu dem eine enge Wendeltreppe in dem einen Turm hinaufklettert. Er ist als Speisesaal gedacht und somit in seiner reicheren Ausgestaltung eine besondere Aufmerksamkeit der Lichtenau für den König, der gerne und lange bei Tisch saß, bei Tisch auch Prachtentfaltung goutierte. Die Entwürfe dafür hatte Boumann geliefert, der sich damit wieder in die Gunst Friedrich Wilhelms schmeichelte und nun auch die Flügel am Marmorpalais bauen durfte, ausgeführt hat die Entwürfe der Fournisseur Angermann. Wundervoll, wie hier die vielen verschiedenen für die Täfelung verwandten Hölzer harmonisch in einem warmen braunen Ton aufklingen ... ganz wundervoll! Der Saal ist aber auch wundervoll in seiner Anlage. Jonische Pilaster gliedern die Wände, die Supraporten sind Marmorreliefs, die Holzschnitzereien rahmen, an der ebenfalls boisierten Decke leuchten in drei Feldern in satten Farben Figuren und Szenen der klassischen Sage.

So war dieser Saal einst, da ihn Friedrich Wilhelm II. zum ersten Male sah, so ist er noch heute. Nur wirkt der intime Zauber, mit dem er damals den in derlei Dingen sehr empfindlichen und anspruchsvollen König umfangen hat, nun, da das kostbare Holz nachgedunkelt ist, jeder Gegenstand von einem toten Gestern erzählt, Schattenwelt ihn füllt, tausend Erinnerungen ihr Parfüm dazugeben, noch stärker.

Denn es ist ja nicht allein jener Friedrich Wilhelm der Frühzeit des Schlößchens, den romantisch verträumte Phantasie hier mit der Lichtenau zusammen sieht, nicht allein dieser selig-unselige König, von dem der Saal, das Schloß, die ganze Insel erzählen können. Weder Friedrich Wilhelm II. noch seine schöne, so übel beleumundete Freundin, die Unverstand übertreibend jetzt gar eine deutsche Pompadour schmäht, haben sich der Pfaueninsel und des Schlößchens darauf recht erfreuen können. Zwei Jahre ... ach sie fliehen schnell! Als die Lichtenau 1796 aus Italien heimkehrt, findet sie nur einen Kranken noch, einen unheilbar Kranken, der unstet von Arzt zu Arzt doch Heilung sucht, letzte Lebenskraft in letzten Ausschweifungen der Seele wie des Leibes vergeudet und endlich unter Qualen stirbt. Und sein Todestag ist ihr Todestag. Denn es war ja doch nur der Schatten der Lichtenau, der weiter lebte ...

*

Und Erbe des gelästerten Vaters ist Friedrich Wilhelm III. Hie Marmorpalais, hie Paretz! So schieden sich schon zu Lebzeiten dieses Vaters Welt und seine Welt. Hie die Lichtenau, hie Luise ... da gab es keine Brücke. Und so gelten dem neuen König auch all die Stätten für verfemt, die nur irgendwie an die verhaßte Frau und ihr Leben und Treiben erinnern.

Auch die Pfaueninsel.

Was Friedrich Wilhelm III. und Luise aber mit Paretz, ihrem Schloß „Still im Land", verloren, da es doch nicht gut angängig, dort als Königspaar weiter zu wohnen und Pächter und Pächterin zu spielen, das finden sie dann doch auf der Pfaueninsel: Ruhe und ländlichen Sommerfrieden. Und einen idealen Spielplatz für die Kinder. Und von den gefürchteten Schatten des Gestern keine Spur.

Im Frühling 1800 leitet ein Gartenfest mit Tanz und ländlicher Tafel und Illuminierung des ganzen Schlößchens diese neue Ära ein. Das Schlößchen, vier volle Jahre unbewohnt, ist baufällig geworden, was ja kein Wunder, wenn man bedenkt, wie es gebaut. Es wird renoviert, und statt der hölzernen Brücke, die morsch geworden, wird eine eiserne von Turm zu Turm gespannt. Es ist auch ein bißchen eng. Gerade, daß man noch ein Kabinett für die unvermeidliche Voß freimacht. Das Gefolge, und ohne das geht's ja nun nicht mehr, muß in Baracken und Zelten kampieren. Das geht so lange, wie es geht. Aber eines Tages geht's doch nicht mehr. Der Vossin sind Dinge zu Ohren ge-

Digitized by Google

Ecke aus dem Schlafzimmer der Königin Luise

kommen . . . die Haare könnten einem zu Berge steigen! Und wenn sich Friedrich Wilhelm und Luise auch vor Lachen schütteln, der König baut. Baut mittwegs der Insel, möglichst weit von dem Schlößchen entfernt, damit sie doch allein hier lebten, ein Kavalierhaus. Ein sehr einfaches Haus. Fünf Fenster Front, zwei Geschosse, zu beiden Seiten zwei viereckige Türme, im Stil dem Schlosse ähnlich. Doch als es fertig, geht die Sonne, verfinstert sich der Himmel, und die Kriegswolken, die sich im Westen drohend türmen, vertreiben den Hof von der Pfaueninsel.

Dunkle Jahre. Jahre der Einsamkeit auch für die Pfaueninsel. Verlassen liegt das Schlößchen mit geschlossenen Fensterläden. Als 1810, im Sommer, der Tod der Königin bekannt wird, klettert der Kastellan auf den Turm und hißt die Flagge auf Halbmast. Geht mit dem Schlüsselbund durch die Zimmer, die dunkel sind und nach Staub riechen. Ein Lachen klingt. Wer hat gelacht? Ein Weinen. Wer hat geweint? Er zieht

Digitized by Google

eine Schublade auf. Handarbeiten von ihr. Öffnet einen Sekretär. Bücher, Briefe! Einen Wandschrank: Kleider, Wäsche. Kein Tisch, kein Stuhl, der nicht von der geliebten Toten erzählte . . .

*

Erst Jahre später wagt sich Friedrich Wilhelm III. wieder auf die Pfaueninsel . . . die Scheu, der unvergessenen Toten hier auf Schritt und Tritt in Erinnerungen zu begegnen, ließ ihn nicht eher kommen, als bis die Wunde halbwegs vernarbt. Er kommt und nimmt nun, nachdem die Scheu einmal überwunden, Sommer für Sommer hier Quartier. Nicht allein. Eine Frau begleitet ihn, die Fürstin Liegnitz, des Königs zweite Frau, Gefährtin ihm auf abendlichem Lebenswege, den so noch einmal freundliche Sonne überglänzt. Und es ist, als lebten alte Tage auf. Wieder weht aus offenem Fenster in der Dämmerung Gesang übers Wasser, Gesang aus Frauenmund, das Spinett erklingt, auch ein Lachen wird laut, und die Fischer, die vorübertreiben, horchen und schütteln den Kopf. Sind's die Tage der Lichtenau, die wiedergekommen? Oder die der Königin Luise?

Wohl beides nicht, wohl beides kaum ...

Die Pfaueninsel aber erlebt nun Zeiten, wie sie ihr noch nie beschieden. Denn die Fürstin ist eine anspruchsvolle Frau und bringt einen Hofstaat mit. Auch der König ist ein anderer geworden, repräsentiert mehr: Preußen ist, nach den siegreichen Befreiungskriegen, wieder eine Macht geworden, der König der Schwiegervater des künftigen Kaisers von Rußland! Kommen die Söhne zu Besuch, der Kronprinz, Prinz Wilhelm, Prinz Carl, Prinz Albrecht, so bringen sie Familie und Gefolge mit. Oft faßt die kleine Insel kaum die Fülle der Menschen, im Saal oben ist dann große Tafel, und auf der Havel kreuzt die „Royal Louise“, die kleine Fregatte, die ein Geschenk des englischen Königs war.

Da wird denn auch das Kavalierhaus endlich vergrößert. Es erhält bei dieser Gelegenheit die steile gotische Fassade, die die Danziger dem für Kunst allerart stark interessierten Kronprinzen geschenkt hatten: Schinkel, der Freund, leitet den Umbau, und es begibt sich das seltsamliche Schauspiel, daß eine Hausfront erst von Nürnberg, wo sie den Palast eines Erzbischofs geschmückt, nach Danzig wandert, dort ein paar Jahrhunderte das Haus eines Bäckers ziert und schließlich funkelnagelneu hinter den Parkbäumen einer Havelinsel aufsteigt . . .

Aus Tempelsteinen, die man dem Kronprinzen aus Birma schickt, baut Schadow am Nordufer der Insel ein Palmenhaus, damals etwas Unerhörtes, das Scharen von Neugierigen anlockt. Blechen hat es gemalt und so wenigstens etwas von der viel bestaunten fremden Pracht, die selbst einen Humboldt begeisterte, im Bilde für die Nachwelt erhalten. Denn fünfzig Jahre später, im Mai 1880, brennt das Wunderhaus nieder, bis auf die Grundmauern, und heute erzählen davon nur armselige Trümmer, die seitab des einen Uferweges völlig verwuchert im Gebüsch liegen.

Erinnerungen an Petersburg, wo der König 1818 bei seiner Tochter Charlotte zu Besuch geweilt, geben der Insel fremdartige Staffage: eine russische Rutschbahn, der sogenannte „Rollberg“, und die russischen Schaukeln, gedacht wohl zunächst als Zeitvertreib für die russischen Enkel, später, als die Insel zweimal in der Woche dem Publikum offen stand, den Kindern überhaupt freigegeben . . . neben einer Menagerie von zahmen und wilden Tieren, die in Hürden, Stätten, Triften, Koben, Gruben und Buchten malerisch und möglichst naturgetreu über den ganzen östlichen Inselteil verstreut waren, ein Hauptanziehungspunkt für groß und klein. Denn diese Menagerie vergrößerte sich immer mehr durch Ankäufe und Geschenke und wurde zu guter Letzt, ursprünglich nur eine Laune, ein richtiger „Zoologischer Garten“, Friedrich Wilhelm IV., der die Ruhe liebte, wurde dann der Betrieb zu bunt, zu unruhig, und er schenkte die Tiere bis auf die Fasanen und Pfauen Berlin. Und die Tiere der Pfaueninsel bilden so den Grundstock des heutigen Zoo!

Erinnerung an jene Petersburger Reise ist auch das russische Gehöft, das damals an die Stelle des alten Ausspanns gegenüber der Insel trat . . . noch heute mit den fünf kerzengraden Pappeln davor den meisten ein Anblick, der Verwunderung weckt. Was bedeutet dies fremde Haus hier auf märkischem Boden? Mit Nikolskoe oben auf dem Uferhang und der russischen Kapelle auf dem Pfingstberg und der „Kolonie Alexandrowka“ in Potsdam zusammen ist es ein Kapitel toter Romantik, Kulisse aus dem Traumspiel, über das längst der Vorhang gefallen. Tot sind alle, die sich einst daran erfreut, ein Vater und eine Tochter, Söhne und Brüder, und das Rußland, das diese Bauten empfindsam verherrlichten, ist Vergangenheit wie das Preußen, das sie errichtet.

*

1840 erhält die tote Königin Luise in Charlottenburg Gesellschaft: Schinkels Mau=

Digitized by Google

Das Kavaliergebäude

soleum wird auch Friedrich Wilhelms III. letzte Ruhestätte. Und König ist nun Friedrich Wilhelm IV. Da wird es still auf der Pfaueninsel. Rosen und Georginen blühen und verblühen, noch immer Jahr für Jahr viel bewundert, doch der Besuch läßt nach, da die Tiere fort sind, und stärkere Lockung werden der Rosengarten von Charlottenhof und die neuen Anlagen um Sanssouci, wo der Monarch residiert. Er weiß die Pfaueninsel in guten Händen: in der „Meierei" wohnt der Hofgärtner Fintelmann und hält den Park Lennés und das Palmenhaus vorbildlich in Ordnung.

So gehen Jahre, und von der Zeiten verworrenem Sturm und Drang dringt kaum ein Klang in diese weltverlorene Einsamkeit.

Da kommt der März 1848. In Berlin die Revolution. Die ersten Schüsse . . . wie man der Menge einredet: auf Befehl des Prinzen von Preußen, des ältesten Bruders des Königs. Nur das Wort „Nationaleigentum" rettet sein Palais, er selbst muß flüchten. Nach England, ja! Aber später. Wohin mit ihm fürs erste? Überall lauert Verrat. Irgend jemand fällt ein: die Pfaueninsel. Darauf kommt kein Mensch, und Fintelmann ist treu. Und Fintelmann staunt nicht schlecht, als er, in aller Herrgottsfrühe des 20. März, aus dem Schlaf geklopft wird und vor die Türe stürzt . . . zwei Herren, Reiter, staubbedeckt, der eine, ja, den kennt er doch, die Augen, der Bart, nun lacht er, um Gottes willen, das ist ja der Prinz Wilhelm! „Königliche Hoheit . . ." stottert er nur, da legt ihm der andere schon die Hand auf den Mund: „Pscht, Fintelmann, kein Wort! In Berlin ist der Deubel los. Wir sind auf der Flucht . . ."

Stunden später steht ein Gärtner vor dem Erinnerungstempel, den Friedrich Wilhelm III. hier, in der Nähe der „Meierei", dem Andenken der Königin Luise geweiht. Versonnen ruht sein Blick auf der bleichen Marmorbüste Rauchs. Weiche Luft fächelt, es riecht nach Veilchen, irgendwo lockt schüchtern ein Vogel, setzt ab, hebt wieder an. Ganz warm ist es schon in der Sonne. Des Mannes Auge umflort sich. Kinderzeiten stehen auf, ferne, halb vergessene. Ein helles Kleid flattert, ein Schutenhut leuchtet, zwei junge blaue Frauenaugen lachen . . . er streicht sich mit der Hand über die Stirne, die schon Furchen trägt: vorbei, vorbei!

Tags darauf rattert ein geschlossener Wagen die Straße nach Nauen entlang. Der bartlose Herr, der darin sitzt, ist nach den Papieren, die er bei sich trägt, ein Kaufmann namens Fintelmann, war zu Besuch bei seinem Oheim, dem Hofgärtner Fintel-

Digitized by Google

mann auf der Pfaueninsel, und setzt seine Reise fort mit unbestimmtem Ziel.

Reiter geben dem Wagen heimlich in gemessener Distanz Geleit . . . für alle Fälle. Ihre Pistolen sind schußbereit.

★

Die späten Jahre Friedrich Wilhelms IV. Alle Stürme sind verweht, manche Träume zerronnen, aber steingewordener Traum stehen in Gärten, die betörend italisches Klima hauchen, Orangerie und Pfingstberg-Schloß, ragende Male dichterisch beschwingter Phantasie. Dort feiert des Königs sich schon leise umnachtender Geist die Stunden, die ihn allem Erdengewühl entheben. Er kommt aber zuweilen auch nach der Pfaueninsel, meist so um die Teestunde herum, darin dem Großvater ähnlich, der auch hier so gerne den Sonnenuntergang mit ansah. Er hat es von Potsdam aus ja sehr bequem jetzt, der neue wundervolle Uferweg von der Glienicker Brücke zur Pfaueninsel, den Fintelmann angelegt, bedeutet für Pferd und Wagen gar keine Entfernung mehr . . .

Der Blick aus den Fenstern des Saals, wo der König dann zu sitzen pflegt, wenn er nicht gar auf den Turm steigt, um von der

Brücke oder von der Plattform des zinnenlosen Turms die Aussicht zu genießen . . . dieser Blick hat ja nun auch neue Reize für das schwelgende Auge: bei Sacrow die Heilandskirche, die Persius entworfen und erbaut, und aus der Ferne, wo Himmel und

Erde schon eins werden, bis vor kurzem immer noch die häßlichen Windmühlen sich drehten, grüßen nun in hauchzarter Silhouette die Türme des Belvedere auf dem Pfingstberg.

Und dann ist da auf der Pfaueninsel ein komischer Kauz: der Maschinenmeister Friedrich, unten im Maschinenhaus, das die Fontänen und Brunnen mit Wasser versorgt. Seine Frau, die Madame Friedrich, ist sogar eine Berühmtheit. Keiner, der die Pfaueninsel besucht hätte und sie nicht kennte . . . ob Potentat, ob gewöhnlicher Sterblicher. Denn auf der Pfaueninsel gibt's kein Lokal, wo man eine Erfrischung, 'ne Tasse Kaffee oder so, haben kann. Bei ihr aber kriegt man das, für gute Worte. Geld nimmt sie nicht. Aber sie sammelt Sahnentöpfe und Bilder, mit Widmungen natürlich nur. Ihre Küche ist schon ein Museum. Ihr Mann dagegen vertreibt sich die freie Zeit im Winter damit, daß er, darin ein großer Künstler, aus Elfenbein und Perlmutt die Kirchen und Schlösser in Potsdam und um Potsdam herum en miniature nachbildet. Die ersten, das war so aus Spaß. Dann hat der König sie ihm in Auftrag gegeben. Und sammelt sie nun fein säuberlich unter Glas oben im Schloß, in Angermanns schönem Saal und in dem gelben Turmkabinett, wo die Vatikanstiche hängen, und hat seine Freude dran. Da bauen sie eine Art Liliputwelt

Digitized by Google

Der große Saal

auf, unwirklich leuchtend, ja fast geisterhaft, erstarrte Träume: Charlottenhof und Pfaueninselschloß, Nikolskoe und die Sacrower Heilandskirche, das Marmorpalais, Orangerie und Pfingstberg-Schloß, das Brandenburger Tor, kurz, ganz Potsdam. Bald ist die Reihe geschlossen. Er, der König, kann nicht ewig bauen, der Meister Friedrich nicht ewig basteln. Was dann? fragt Friedrich Wilhelm sich . . .

Ja, was dann? —

Einmal noch in dieser Zeit hat die Pfaueninsel einen großen Tag. 1852. Da läßt die berühmte Tragödin Rachel, die damals in Berlin gastierte, sich bewegen, vor dem König und des Königs Schwager, dem Kaiser Nikolaus, eine Separatvorstellung zu geben. Der ganze Hof ist versammelt, es ist schon Abend, endlich trifft die Künstlerin ein. In Schatten Schloß und Park, Windlichter werfen zuckenden Schein über die illustre Gesellschaft. Unschlüssig steht die Rachel, steht wie sie gekommen, in einem schwarzen spanischen Spitzenkleid, eine Rose im Haar Was soll sie vortragen? Verse aus „Athalie" fallen ihr ein . . . jene wilden, von heißer Leidenschaft durchpulsten Verse, wo die Heldin von dem Hohenpriester das Kind fordert. Die Gewalt der Verse beschwingt die Künstlerin, die magische Stimmung des Augenblicks überwältigt sie: verärgert erst, daß es sich um eine simple Gartensoirée nur handelte, wo sie auf feierliches Auftreten im Neuen Palais gerechnet, vergißt sie nun alles, wird Traum-

Digitized by Google

gestalt und göttlich beseelte Stimme.

Hingerissen applaudiert der Zar, lädt sie nach Petersburg ein, enthusiasmiert kredenzt der König selbst ihr den Champagner, bringt sie persönlich zum Wagen, der am jenseitigen Ufer vorm Marstall wartet. Ehrung über Ehrung! Und stellt zur Erinnerung an den Abend auf dem Rasenrondell, auf dem sie gestanden, eine kleine Bronzestatuette der Rachel auf mit dem Datum: 15. Juli 1852.

★

Die Geschichte der Pfaueninsel ist aus. Babelsberg läuft ihr für ein Menschenalter den Rang ab. Der Park wird gepflegt wie jeder andere königliche Park, das Schloß betreut wie jedes andere königliche Schloß. König Wilhelm, der hier als Knabe gespielt, 48 als Flüchtling Herberge gefunden, später zuweilen bei der Madame Friedrich noch vorgesprochen, wird Kaiser, aber er meidet nun die Insel, als ob er fürchtete, Erinnerungen aufzufrischen. Nichts ereignet sich, was irgendwie von Belang. Viel später dann, als schon der Enkel den Thron bestiegen, setzt ein lebhafter Verkehr zwischen Kongsnaes, der Matrosenstation, und der Pfaueninsel ein, die „Royal Louise" kommt wieder zu Ehren, und für die Pinassen des Hofes wird ein neuer Schiffsschuppen gebaut. Jungen tollen durch den Park in weißem Matrosenanzug, die kaiserlichen Prinzen. Auch von Glienicke kommt zuweilen Kinderbesuch. Sonst ereignet sich nichts, was irgendwie von Belang.

Oder ist es von Belang, daß im Schloß, oben im Saal, der frühere Kronprinz seinen Kameraden ein Abschiedsfest gab, als er nach Langfuhr zu den schwarzen Husaren kommandiert worden war? Und daß der seit Menschengedenken nicht mehr benutzte Kamin dabei nicht brennen wollte? Und als man ihn dazu zwang, das ganze Haus fast in Flammen aufgegangen wäre? Wohl kaum.

Das sind Geschichten, die eine andere Zeit interessierten, aber nicht die Zeit, über die Weltkrieg und Umsturz hinweggegangen. Der Park ist nun auch wieder ganz verwildert, die Pfauen sind eingegangen, die Fasanen hat sich plündherndes Gesindel geholt. Schon werden die Karnickel wieder frech. Im Schlosse wohnt Melancholie. Da steht auch in einem Winkel die Rauchsche Büste der Königin Luise aus dem Tempel im Park. Der hat man die Nase abgeschlagen. Aber der Kastellan hat barmherzig ein Tuch über die Verstümmelte gebreitet.

Es wird Frühling, Mutter ... Von Otto Haus

Es wird Frühling, Mutter, es wird Mai,
Wieder spielt am Markt der Kinder Reigen,
Höher steigt das Blau, und in den Zweigen
Mischt sich schon ein Grün ins Einerlei.

Hörst du nicht die Winde, Mutter, es wird Mai,
Braun und grün sind ringsum alle Felder,
Frühlingsstürme rauschen schon die Wälder,
Auch vernahm mein Ohr der Lerche Jubelschrei.

Ach, und auch mein Herz, – Mutter, es wird Mai –
Sagt mir, daß die Liebe nicht gestorben sei.
Heute gab sie mir am Weg die freie Hand –
Mutter, es wird Mai, und ich muß fort ins Land.

Nächtliche Autofahrt im Frühling
Von Karl von Berlepsch

Gleite lautlos, gleite sacht,
Du mein schneller Zauberwagen,
Durch die milde Maiennacht
Wonniglich mich hinzutragen!

Vor dir eilend aufgetan
Breitet sich die Geisterhelle.
Schwellend strömen flugs heran
Blütenbäume, Well' auf Welle.

Gleite langsam, gleite weich,
Wie ein schöner, goldner Schlitten,
Denn du bist im Märchenreich
Nur als ein Phantom gelitten.

Gleit' entlang dem Wiesensaum. –
Wenn wir um die Waldung biegen,
Wird ein graues Haus im Traum
Unter tausend Blüten liegen.

Digitized by Google

Schöne Nacht. Von Eduard Lieb

Es hängt die helle Nacht über den schwarzen Bäumen,
Still und nur von den goldenen Schlägen der Uhren getragen.

Es glüht der Mond langsam durch Lücke um Lücke der Äste,
Wie Schlafwandler stehen und schwinden weiße Sträucher.

Blanke Leuchter ragen steil im Wasser,
Und auf jedem ruht ein Stern.

Aus den Häusern ziehen die Seelen der Schlafenden,
Blaue Flügel tragen sie durch die silbernen Netze des Himmels.

Nachtbild. Von Hilda Bergmann

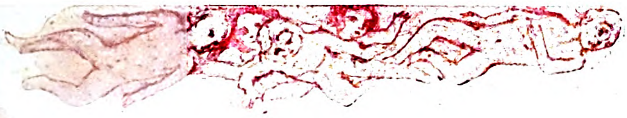
Wolken ziehn um den Mond,
Licht fließt in breiten Bächen
Wegabwärts. – Statuen sprechen
Von denen, die einst hier gewohnt.
Auf dem Hügel thront
Die Gloriette waldumsäumt
Und träumt.

Reifröcke rascheln über den Sand,
Augen blitzen, Lippen flüstern.
Den Degen in der Hand
Lauscht der Marquis im Düstern:
„Beim Rondell am Nymphenquell
Im Fichtenplateau . . .“
Hieß es nicht so?

In den grünen Fahnen
Der Trauerweiden weht der Wind.
„Ihre Lippen sind süß, Marquise,
Ich bin im Paradies!“
„Still, niemand darf ahnen,
Daß wir hier sind . . .“

Wolken ziehn vor den Mond,
Es rauscht in den alten Rüstern.
Ein Schrei im Düstern . . .
Schweigend thront
Die Gloriette waldumsäumt
Und träumt.

Digitized by Google



Spaniſche Liebesſtrophen. Von Frida Schanz

Es iſt derſelbe Berg der Luſt und Qual;
Es iſt derſelbe ſteile Weg; indeſſen
Die Liebe geht ihn ſchwebendleicht zu Tal,
Und mühevoll bergauf ſchleicht ihn Vergeſſen.

Nach Manuel Machado.

Als wir uns küßten, überlief dich Glut,
Mich Froſt; im Eiſeshauch erſtarb mein Scherzen.
Du küßteſt mit dem Mund, aus kühlem Blut,
Und ich aus Flammentiefe, mit dem Herzen.

Wär' ich geſtorben an der Liebe Not
Und du trätſt ein, den Schlafenden zu grüßen, –
Läg' ich ſeit Wochen auch ſchon kalt und tot, –
Ich ſänke auferſtanden dir zu Füßen.

Nach Alfonſo Tovar.

Feine Schuh mit hohen Hacken
Mache mir, du guter Schuſter!
Bin ſo klein, muß mich ſo recken,
Meines Liebſten Mund zu küſſen!

Wer ein Vögelchen gefangen,
Vöglein, das ihm dann entflogen,
O, wie traurig wird der ſein,
Wenn er jenen Vogel liebte!

Hab' ſolch Weh, ſolch tiefes Weh,
Daß ich beinah ſagen müßte,
Nicht ich bin es, die es hat!
Es hat mich, das Weh, das tiefe!

Trag' zwei Küſſe in der Seele
Tief und ewig eingebrannt:
Letzten Kuß von meiner Mutter,
Erſten Kuß von meinem Liebſten!

Dieſe Nacht im Traum, nicht wahr,
Bateſt du mich um ein Lied?
Noch vor Tau und Tag, Geliebte,
Schickt es dir mein glühend Herz.

Digitized by Google

Aus dem Garten der Liebkosungen

(Maurische Karidas aus dem 10. Jahrhundert)

Deutsche Nachdichtung von Julius Zerfaß

Das Halsband. Ganz gewiß wird Zeïnab das Halsband gefallen, das du ihr schickst. Aber seine Perlen werden ihren Hals frösteln machen und vielleicht gar verletzen.

Auch ich habe ein Mädchen im Lande der Sonne zurückgelassen. Beim Abschied machte ich ihm eine Halskette aus Küssen, von der jede Perle eine Träne war.

Nedjé. Für die drei jungen Mädchen, die in meinem Garten lustwandelten, hatte ich drei Rosen gepflückt.

Die schalkhafte Nedjé hielt mich an und sagte mir: „Du hast drei Rosen gepflückt... Nun komme und zeige mir in deinem Garten die Rose, die dir am teuersten ist und die du niemand schenken würdest."

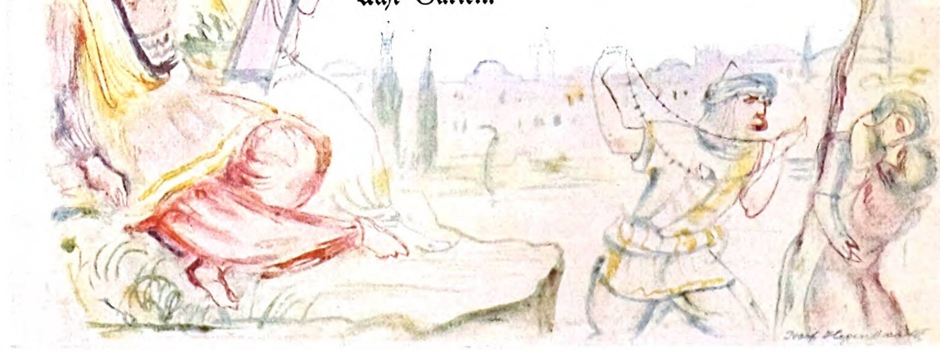
Heimlich hielt ich ihr einen Spiegel vor.

Die Vögel der Moschee. Sie sind die lärmenden Gäste des Herrn, der sie liebt und der sie entbunden hat, sich zu verneigen gegen die Gebetnische, wenn sie ihm Lobpreisungen singen.

In den Flitterwochen der Liebe sammeln sie verstohlen die Halme und die Fäden aus Seide und Wolle, die auf die Matten fielen. Ihren Nestchen ist die Wolle vom Mantel des Armen so lieb wie die Seide vom Gewande des Reichen.

Die Studenten teilen mit ihnen ihre kargen oder reichlicheren Mahlzeiten. Aber sie ziehen das Krümchen Kuchen nicht dem Reiskorne vor.

Wenn Bâkir den Koran liest, begleiten ihn Gottes Vögel, und wir gedenken der Acht Gärten.



Digitized by Google

Das Sympathiemittel

Eine niederdeutsche Geschichte von Max Dreyer

Der letzte Märzschnee duckte sich im Dünengras und Heidekraut. Es war wie eine grausam fröhliche Hatz, was die springenden Mittagssonnenstrahlen auf ihn vollführten. Ein unbarmherzig Neues brach über die Welt herein, sprengte die Winterstarre und scheuchte die Winterträume.

Wie ein heller, harter, freudiger Sieg brauste es über das Land und weiter über die See. Jubelnd verkündete ihn die erste Lerche, die anfangs noch ein wenig scheu und wie tastend, dann immer zuversichtlicher auf der strömenden Fülle ihres Gesangs über der Heide himmelan schwebte. Und klingende Stimmen mischten sich von der Bucht her in ihr Lied. Dort brachte der muntere, sonnige Wind die Eisschollen allmählich auf den Trab, die der blauen Flut noch immer den Blick zum Himmel verwehren wollten. Auf einer der größten, die langsam am Ufer hinglitt, standen übermütig waghalsige Fischerkinder, weitaufgerissen die kleinen Mäuler und die großen Augen. ‚Die neue Zeit kommt, die Welt bewegt sich, und wir sind dabei!' so stand es in den halb bang, halb trotzig abenteuernden Gesichtern. Und lautes Lachen übertönte die Angst. Es herrschten das Licht und die Lust — hätte nur nicht die tückische Tag- und Nachtgleiche lauernd und brütend über den Breiten gelegen.

Und plötzlich hängt es wie ein Schleier vor der Sonne, Nebel steigen auf — woher kommen sie so schnell aus den Wiesen, dem Moor, aus dem Meer? — jetzt ist die Sonnenscheibe nur noch ein gelbes, giftig stechendes Auge — dunkle Wolken heben sich vom Horizont, elektrisch geladen — aber nicht harte, zackige, splitternde Blitze springen, wie tückische Schlangen kriecht es und schleicht, kein lauter Donner, ein lauerndes Wimmern — und sie jagen und stürmen wie gequält, die schwarzen Wolken — es heult der Wind — und springt um — nun tost er und rast — Regen und Hagel peitscht er durch die schäumende Luft.

Was ist mit der tapferen kleinen Lerche geschehen? Der Sturm hat sie aus der Höhe gewirbelt, über den Heiderosenstrauch hat er den zuckenden kleinen Körper gefegt, daß die Federn stieben — dann birgt sich das Seelchen im Heidekraut, beim Schnee muß die Frühlingssängerin ihre Zuflucht finden.

Durch das Dorf aber gellt der Notruf: „Kinner up't Jis!" „Se driewen af!"

Der erste am Strande ist Hinrich Rohde, kein Wunder bei dem langen Gestänge seines Beinwerks. Aber auch sonst ist er der Rührigste am Ort, der Umsichtigste und Entschlossenste unter diesen schweren Menschen, nicht der Längste bloß, auch der Größte und Höchste, der Führer.

Seine hellen Seemannsaugen stechen durch die Regenböen — jetzt haben sie die Verunglückten — die Eisscholle ist schon weit vom Lande — die kleinen Körper regen sich nicht — zusammengekauert hocken sie, zu einem Knäuel verschlungen in der Todesnot. Noch trägt sie ihr Fahrzeug, noch treiben sie im Windschutz der hohen Uferwand — gleich aber kommt das wilde Wasser — die hohen, schäumenden, rasenden Wellen werden die Scholle überfluten, sie in Trümmer wuchten, sie in tausend Stücke zerschlagen —

Wo die Dorfgenossen nur bleiben! Allein kann er natürlich nichts anfangen. Sie müssen mit dem Boot hinaus, wenn es auch ein bitterböses Stück Arbeit gibt. Ein Querstrom führt eine endlose Masse kleiner Eisschollen in die Bucht, staut sie, packt sie zusammen. Hier durchkommen, hier die Ruder brauchen, das ist ein Kunststück. Segeln können sie hier vorn nicht bei dem Landwind unter der Uferhöhe. Auch haben sie die Segel nicht hier unten. Die Boote sind in der Winterlage, kieloben, hoch in den Dünen. Hinrich ist bei ihnen — er sucht eins, auf das Verlaß ist, das den Kampf mit dem Eis aufnehmen kann. Sein eigenes liegt hier gerade günstig, so wird das genommen.

Schon macht er sich an ihm zu schaffen. Greift unter den Rand, packt es mit seinen Bärenkräften und dreht es um, daß es auf dem Kiel zu liegen kommt. Und jetzt ist auch der erste der Kameraden zur Stelle, Jakob Nehls, breit, ducknackig und vierkantig. Eins von seinen eigenen Kindern ist da auf der Todesfahrt.

Ein schneller Blick nach draußen, dann einen zurück zu den folgenden Gefährten. Sie laufen, aber was bei Fischern so laufen ist. Jetzt brüllt Hinrich durch die Regenbö: „Los — los — los!" Und nun sind sie zur Stelle, Korl Rickmers, Martin Jahn, Ede Zobel. Sie packen das Boot, schieben es durch den Dünensand zum Strand hinunter, ans Wasser. Jungen sind um sie herum. Weiber, Mädchen mit wehenden, knatternden Röcken flattern über die Dünen her — darunter die

Mütter der Kinder — die Väter sind am Boot — aber kein Jammer aus Frauenmund. Wortlos ist die Angst und Not.

Noch mehr Männer kommen. Klaas Niejahr, der Bedachtsame, hat ein Segel mitgebracht. Andere führen lange Peekhaken mit sich. Sie nehmen das Segel und die Haken mit ins Boot. Und nun bringen sie das Fahrzeug ins Wasser. Fünf steigen ein. Vier rudern, es sind die Väter der Kinder. Hinrich Rohde hat das Steuer.

Ins Wasser — wenn es nur Wasser wär'! Aber ein zäher Brei von Eis und Schnee legt sich um das Boot. Dann kommen Stücke und jetzt größere Schollen, widerspenstig und böswillig. Sie heben sich gegen das Fahrzeug und krachen gegen die Wände. Die Ruder können nicht arbeiten, die Haken müssen helfen, bohrend, schlagend, zertrümmernd. Dann werden sie in den Grund gesteckt und helfen vorwärts stoßen. Mühselig würgen die Männer sich durch. Und draußen geht die Todesfahrt der Kleinen weiter!

„Wi moeten dörch!" befiehlt der Steuermann, kurz und hart. Und die Männerarme, in denen das Verlangen lebt, die Kinder wieder zu halten, werden geschnellt und gefedert von übermenschlicher Kraft.

Jetzt bekommt das Boot etwas Luft — es atmet wie erlöst — der stickende Schwall der Eismasse läßt nach — eine Strecke freien Wassers liegt vor ihnen. Nun setzen sie auch das Segel — auf Sturm — gleich kommen sie in die Windzone — hier fallen schon die ersten Stöße ein.

Da vor ihnen steht wieder ein Eiswall. Die Gefahr ist, daß das Boot unter dem Segel mit voller Kraft gegen ihn anrennt — und was dann geschieht? —

Der Steuermann muß nach einer nachgiebigen Stelle spähen, womöglich nach einem Kanal. Hier den Kurs halten, das ist schon Männerwerk. Aber Hinrich Rohde sitzt am Ruder.

Und da hinten die große Scholle mit den Kindern — ihr vorderstes Ende ist schon vom Gischt umbrandet — das Boot muß vorwärts! Vorwärts!

Wie im Bunde mit ihr, der großen Verbrecherin, stehen die kleinen Unholde von Eisschollen. Bohren immer wieder ihre spitzen Ecken dem Boot in die Flanken. Umringen es, wollen es zerdrücken. Es krachen die Planken, der Boden bebt. Aber die Ruder, die Peeken arbeiten mit aller Macht. Und das Segel treibt jetzt, heftig und stark. Der Wind ist hart am Werk, ein Freund zugleich und ein Feind. In seiner Hilfe ist Gefahr. Immer bedrohlicher werden seine Stöße.

Und wilder bäumen die Eisblöcke sich auf gegen die ruckweis vorbrechende Schaluppe. Wird das Boot halten? Es hält nicht! Es muß! Die Männer arbeiten mit springender Brust, mit platzenden Adern.

Die Ruderer haben die große Eisscholle mit ihren Kindern im Rücken — nur Hinrich hat sie vor sich — sein Auge suchen die Männer — es ist hart, scharf, sprachlos — gut ist das — solange es so ist, wissen sie, gibt es noch für sie zu tun, gibt es noch Hoffnung.

Sehen sie das leise Aufzucken in seinem Blick? Die große Eisscholle ist in der wilden offenen See — und jetzt — in zwei Teile ist sie gespalten! Die schäumenden Wellen stürmen über die glatte Fläche. Können die Kleinen sich halten? Werden sie nicht hinuntergespült? Und wie lange wird ihr Teil sie noch tragen? Wann wird unter ihnen der Spalt sich öffnen? Wann wird unter ihnen und um sie alles in Stücke geschlagen werden von den tobenden Brechern? Sehen die Männer, wie in dem Auge des Führers das letzte sich spannt? Das letzte geben sie her an Atem, an Willen, an Kraft. Und das Sturmsegel hilft. Freies Wasser haben sie vor sich und freie Fahrt.

Das Auge des Führers brennt lichterloh — da wissen sie — jetzt! und noch ist es Zeit! — aber höchste Zeit ist es — und alles in ihnen dampft und glüht von ungestümem Drängen und Schaffen.

Jetzt — krachend in die Eisscholle bohrt sich der Bug — „Backbord Riemen auf!" befiehlt der Steuermann. Drei Kinder haben noch Halt, zwei sind hinuntergewaschen — an Backbord treiben sie — die Männerarme greifen — packen die Kleinen im Nacken wie die Katzen — ziehen sie ins Boot. Dann die drei auf dem Eis — sie sind halb tot vor Angst und Kälte — aber sie taumeln, rutschen, kriechen näher — einer fällt ins Wasser und wird herausgeholt — zwei greifen den Bootsrand und werden herübergerissen — Geborgen sind die Kinder.

Nun aber zurück. Noch längst ist das Rettungswerk nicht vollbracht. Vielleicht kommt jetzt erst der schlimmere Teil.

Besorgt blickt Hinrich ins Boot. Viel Wasser hat es. Spülwasser allein ist es kaum. Sollte das Fahrzeug leckgesprungen sein? Ausschöpfen mit Mützen und Röcken! Und an Land! Das Segel höher, ihm soviel Wind geben, wie das Boot aushält auf Leben und Tod.

Nicht zurück an die Abfahrtstelle. Dann müssen sie kreuzen. Mit einem Schlag müssen sie hinüber. Weiter östlich landen. Da ist das Ufer flacher. Das Boot muß Hinrich schon auflaufen lassen. Sie müssen dann hinaus-

Digitized by Google

springen. Brandung ist hier kaum bei dem Landwind. Und was da ist, hält die zähe Eissuppe nieder. Strömung ist auch nicht da. So können wir denn, wenn's gut geht, ans Ufer kommen!

Wollten nur bis dahin die Hunde, die Eisblöcke, Frieden halten! Aber grausamer noch und bissiger fallen sie das Boot an. Als wüßten sie, daß es wundgeschlagen ist und um sein Leben ringt —

Und das Wasser im Raum steigt und steigt. Bis an die Knie steht es ihnen schon. Sie können nicht soviel schöpfen — können nicht —

Da fliegt doch eine Wolke durch das Auge des Führers. Werden wir's holen? Aber wie dieser und jener Arm lässig wird im Verzagen, blitzt es in den Augen wieder auf. ‚Wi halen't — wi moeten.' Und sie schaffen's im verzweifelten Ringen. Doch noch eher versackt ihnen das Boot unter den Füßen, ehe es auf Grund gelaufen ist.

Fast mannshoch das Wasser. Sie steigen hinaus, nehmen die Kleinen — die reiten ihnen auf den Schultern — noch haben sie gegen treibende Eisstücke sich zu wehren — oft taumeln sie — oft sind sie zum Umfallen — so in größter Mühsal waten sie an Land.

Die Angehörigen sind am Strande hierher gelaufen und warten. Reichen ihnen die Hände, nehmen die Kleinen ihnen ab. Zwei von den Männern brechen in die Knie und werfen sich eisig und naß wie sie sind auf den kalten, feuchten Sand. Die Mütter sind um die Kinder beschäftigt, Tränen gibt es und Liebkosungen.

Frau Helmine Zobel, die rotblonde, rasche, hat ihren sechsjährigen Emil, ihren einzigen, im Arm und findet des Küssens kein Ende. Dann aber, als sie sich sattgesogen hat, zieht das Unwetter auf. „Du infamigte Bengel! Du büst wedder de Anführer west!" Ihren Lederpantoffel holt sie vom rechten Fuß und verdrischt damit ausgiebig die untere Gegend seines schuldigen Rückens. Heulend entflieht er und reibt mit beiden Händen den mißhandelten Körperteil. Dann erst begibt sich Frau Helmine zu ihrem Mann, der alle viere von sich gestreckt auf dem kalten Sande liegt. Sie nimmt seine Hand und drückt sie. „Kumm," sagt sie einfach. Da steht er langsam auf und geht mit ihr heimwärts.

Die Männer haben ihre Pflicht getan. Davon wird nicht viel Wesens gemacht.

Zärtlicher hängt sich nur Male Nehls, die schlitzäugig wie eine Japanerin aussieht, in den eckigen Arm ihres triefenden Mannes. Und alle eilen sie jetzt ins Trockene und Warme.

Dort oben auf der Düne steht allein eine große Frau, in Haltung, Gesichtsschnitt, der Blondheit und den Augen Hinrich so ähnlich, man hätte sie für seine Schwester halten können. Es ist aber sein Eheweib Mariek. Nun erst, da er von den andern sich gelöst hat, tritt sie ihm entgegen. Sie mag nicht, daß Zeugen dabei sind, wenn ihrer beider Augen sich ineinanderlegen. Sie gibt ihrem Hinrich die Hand und blickt ihm lange ins Gesicht. Darin sind alle Worte, die es zwischen zwei Menschen geben kann.

Selbstverständlich ist es ihr, daß er mitgeholfen hat. Obschon ihre eigenen Kinder, zwei kleine Mädchen, wohlbehütet in der Stube sitzen. Als zweifellos gilt es ihr auch, daß ohne ihn das Rettungswerk niemals zustande gekommen wäre. Jetzt aber ist ihr einziger Gedanke, ihn schnell nach Hause und in trockene Kleider bringen.

*

Hinrich Rohde war einer von den beiden Bauern des Fischerdorfes, die neben der Landwirtschaft auch die Fischerei betrieben. Die Bezeichnung Bauer, hier durch Alter geheiligt, war zu hoch gegriffen. Nach strengem Maß hätte man sie Halb- oder Büdnerbauer nennen müssen. Jeder bestellte mit zwei Pferden sein Land.

Hinrichs Gehöft lag mitten im Dorf und war dessen Prunkstück zu nennen. Blitzsauber der Hof, in dessen Mitte eine frisch gestrichene grüne Pumpe aufragte. Hinter einer Mauer von Findlingsgestein stieg er zu dem Wohnhaus empor, das da oben wie ein kleines Strohdachschloß sich ausnahm. Zwei prachtvolle alte Linden standen vor den Fenstern. Zu der alten, figurenreichen Tür führten drei mit Kopfsteinen gepflasterte Stufen zwischen geschnitztem Holzgeländer.

Tief, sorglich, hütend hing das Dach. Niedrig waren die Räume. Wenn Hinrich zu voller Höhe sich aufreckte, stieß sein Haarschopf an die Decke.

Nun, da er vollgesogen wie ein Schwamm die Stufen zur Haustür emporstapfte, setzte er sich erst draußen auf die Bank und zog mit Marieks Hilfe die schweren Seestiefel aus. Er wollte ihr nicht soviel Nässe und Schmutz in ihre peinlich sauber gehaltenen Räume tragen. Dann trat er in Socken auf die Diele. Seine beiden kleinen flachshaarigen Mädchen, vier- und zweijährig, die wie sonst zur Begrüßung seine beiden langen Beine umschlingen wollten, hielt er mit ein paar Spritzern sich vom Leibe. „Dierns, ihr versauft in meinen Büxentaschen!"

Jetzt ging's in die Schlafstube, hier warf er die nassen Kledaschen ab und frottierte sich aus Leibeskräften. Mariek war in die Küche geeilt und sorgte für heißen Kaffee.

Ein, zwei Stunden ins Bett, das war das Gebotene und in solchen Fällen auch bei den Fischern Gebräuchliche — nur so erhielt der Körper seine Wärme zurück und das Herz bekam sein Recht. Aber Hinrich mußte auch heute wieder dazu gezwungen werden. Mariek verstand hierin wie auch in anderen Dingen keinen Spaß, und so gab er sich denn.

Die erste Tasse flößte sie dem Liegenden noch selber ein. Dann setzte sie den Kaffeetopf neben ihn und stülpte die flauschige Mütze drüber, das Geschenk einer Kusine, die darauf Narzissen gestickt hatte, weil sie nur Narzissen konnte. Dann befahl sie den wohlig sich Einkuschelnden der Ruhe und der Wärme spendenden Kanne. Sie selber setzte sich in die Wohnstube zu ihren lütten Dierns, denen sie nicht genug von dem Unverstand der kleinen Eisschollenseefahrer und von der Rettungstat des Vaters erzählen konnte.

Gut war der Kaffee. Mutting hat anderthalb Bohnen mehr genommen! Hinrich schmunzelte. Aber eigentlich sehnte er sich nach etwas anderem. Jetzt einen gehörigen steifen Grog! Vier Fünftel Rum oder noch besser fünf Viertel! Doch damit hatte Mariek nichts im Sinn. Hm, das muß ja wahr sein, es gab Zeiten, wo er sehr gern kräftig einen hinter die Binde goß, wo er es auch wohl mit dem „naß futtern" ein wenig übertrieb. Aber du lieber Gott, das lag hier so in der Luft, das waren „klimatische Erscheinungen". Und waren die Rohdes nicht immer trinkfeste Männer gewesen? Sie konnten einen Stiefel vertragen. Solange noch ein Zechkumpan aufrecht stand, räumte kein Rohde das Feld. Schon bei der Marine — du heiliger Himmel, wo sind die herrlichen Tage hin! — wenn Hinrich Rohde zu fröhlichem Tun auf dem Platze erschien, dann war was gefällig, dann ging es kopfüber, kopfunter, dann flog schon etwas durch und in die atmosphärische Luft! Und manche Leiche lag auf der Walstatt. Es war die Zeit, da sie Heinrich den Hinrichter nannten.

Erinnerungen kommen. Wie manchen der fröhlichen alten Kameraden deckt die See. Auf dem Grunde des Skagerrak bleichen ihre Gebeine.

Skagerrak — das ist das Wort, das lebt in seiner Seele. Und läßt im Grunde keine Not aufkommen. Wer diese Schlacht mitgeschlagen hat, dessen deutschem Herzen kann nichts geschehen. Dem bleibt der Glaube an Deutschland mit Eisen und Feuer eingehämmert und eingebrannt.

Schwer, bitter schwer hatte er sich plagen müssen, den Hof wieder instand zu setzen. Der erste Erbe, der ältere Bruder, war von Anfang des Krieges an draußen gewesen. Dessen Frau, zart, weich, unselbständig, dazu seelisch durch die Angst um den Mann gebrochen, war dem Wirtschaftsbetrieb nicht gewachsen gewesen. Sie trug ein Kind, das tot zur Welt kam. Als ihr Mann dann zu Ende des Krieges fiel, erlosch auch ihr eigenes Leben. Hinrich erbte den in Grund und Boden verwahrlosten Hof.

Zuerst wollte er vor dieser Erbschaft Reißaus nehmen. Auch war ihm das ganze Vaterland verleidet. Als Seemann wollte er hinaus in die weite Welt. Wenn er dann doch blieb, so hielt ihn ein Mädchen, das er liebgewonnen hatte, Mariek, des Vollbauern Westphal starke, frische, aufrechte Tochter, die auch eine bessere Schule hatte als die meisten hier.

‚Auskneifen — das gibt's nicht!' war ihr erstes Wort. ‚Hier ist was zu retten, hier ist was neu aufzubauen. Nicht bloß für dich und für uns, auch fürs Land. Hier wird Hand angelegt!' Und wie legte sie selbst Hand mit an, sie, der tapfere Gehilfe und Kamerad. Ohne sie hätte er es niemals geschafft. Mit ihr aber, die nie verzagte und seinen Abenteurergelüsten, wo sie ihm über den Kopf wachsen wollten, den Dämpfer aufzusetzen wußte, brachte er das Anwesen wieder in die Höhe.

Sehr half ihm die Fischerei, die gerade in dieser Zeit großartige Erträge abwarf. Und es wuchs Hinrichs Zärtlichkeit für seine geliebte See. Aber die Knochen mußten daran glauben. Frühmorgens, wenn die Hand nach dem Pflugsteert griff, hatte sie schon die Netze aufgenommen und den Fang geborgen. Und er mußte oft daran denken, was sein lustiger Kamerad an Bord der „Oldenburg" Fritze Schwenk aus Berlin bei dem schweren Dienst zu sagen pflegte: „Die janze Nacht is nischt als nächtliche Ruhestörung." Er dachte und sann. Und jetzt mit der Erwägung kam die Müdigkeit über ihn. Noch ein paar Traumbilder und er lag in tiefem Schlaf.

Mariek hatte sich schon zweimal nach ihm umgesehen, ohne daß er sich stören ließ. Dann aber gab es ein eigentümliches Beben und Summen im ganzen Haus, die Balken zitterten, die Wände knackten, Hinrich reckte sich im Bett und gähnte und stöhnte ergiebig sich aus. Nun wußte man, er war wach. Mariek mit den kleinen Mädchen ging in die Schlafstube. Die beiden Kleinen stellten sich vor das Lager. Schmetternd begann Grete, die vierjährige, zu singen — Liese, die zweijährige, stürmte mutig mit über Vokale, Konsonanten und Töne:

Im Bett da liegt ein alter Bär,
Der brummt und grunzt und stöhnt so sehr.
Ach ja — ach ja — du hast es schwer,
Du armer, armer, alter Bär!

Digitized by Google

Gedichtet und in Musik gesetzt von der Mutter zum Hausgebrauch. Der Vater aber griff mit den langen Armen nach je einem seiner kecken Erzeugnisse, packte sie bäuchlings in der Kleiderfalte und hantelte mit ihnen durch die Luft. Da gab es des Hallos und Kreischens kein Ende.

Aber für Spiele war nicht viel Zeit. Die Arbeit drängte. Gottfried, der Knecht, war beim Dungfahren. Eben kam der Wagen zurück. Gleich war der Bauer auf dem Hof und half beim Aufladen.

Dann ging es ans Schreibwerk. Die Abrechnungen mit dem Fischhändler mußten fix und fertig sein. Der Mann war heute oder morgen fällig. Auf der See hatten sie ja nichts fangen können, aber die Eisfischerei auf dem Binnenwasser war lohnend gewesen, sehr viel Aale hatten sie gestochen.

Es gab keinen Menschen auf der Welt, den Mariek mehr haßte als den Fischhändler Kortüm, diesen „schiefbeinigen, schellfischäugigen, knurrhahnmäuligen und versoffenen Kerl!" Er galt ihr als ihres Mannes gefährlichster Verführer zu seinem lasterhaften Trinken, und mit Recht. Schwer stöhnte sie auf, als am Abend die Nachbarn Jakob Nehls und Ede Zobel, mit denen Hinrich fischte, die Nachricht brachten, Steffen Kortüm wäre da, sie sollten zu ihm kommen und sich ihr Geld holen. Nun saß dieser Unhold im Dorfkrug und wartete auf seine Opfer!

Ihr erster Gedanke war: mitgehen! Aber das wäre beispiellos gewesen. Beispiellos und das Verkehrteste von der Welt. Es würde Hinrich aufs tiefste erschüttert haben, sie hätte damit nur das Gegenteil erreicht von dem, was sie wollte. Sie kannte seinen Schädel und seinen Trotz. Nur mit Vorsicht und Gelassenheit war hier etwas anzufangen

Aber immer Ruhe halten, schweigen zu dem, was mit jedem Mal bedrohlicher wurde, und kein Mittel an der Hand haben, keine Hilfe sehen: war das auf die Dauer zu ertragen? Sie hatte auch ihr warmes, rasches Blut! Und gerade heute, das wußte sie, war ihr Hinrich besonders anfällig. Immer wenn er etwas Außergewöhnliches erlebt hatte, was ihn über den Alltag hinaushob, so trug ihn das weiter und riß ihn fort. Sie mußte an einen Onkel denken, einen Bruder ihrer Mutter, der einmal, als in ihrem Hause von Begeisterung die Rede war, die Worte sprach: „Begeistern un so wat darf ick mi nich. Wenn ick mi begeister, besup ick mi ümmer."

Nun hatte ihr Mann dieses schöne, herzbewegende Rettungswerk vollbracht, auf das er wohl stolz sein durfte. Sollte dieses Gefühl ihm nun über den Kopf wachsen und ihn zügellos machen!

Es muß etwas geschehen! Und als er nach dem Abendessen gegangen ist — sie hat sich wie immer in der Gewalt gehabt und durch keinen Zug, kein Wort verraten, was ihr am Herzen frißt — da fängt sie wieder an, ihr Hirn zu zermartern, wie sie ihn lösen kann aus seiner unseligen Verstrickung.

⋆

Hinrich ging mit Ede Zobel und Jakob Nehls zum Dorfkrug, wo der Fischhändler Kortüm auf sie wartete. Auch diese beiden Kumpane waren seinem Lebenswandel, nach Marieks begründeter Anschauung, nicht eben förderlich. Die Frauen hatten über sie nichts zu sagen, und wenn Marieks Einfluß auf Hinrich merkbar wurde, waren sie es, die das Weiberregiment lächerlich machten und seinen Widerstand stärkten.

Jakob, der aus lauter Vierecken bestand, behauptete, sich in seiner Ehe weich gebettet zu haben. Seine Rieke hatte ihm ein „Kukkucksküken" mit in die Ehe gebracht. Mit ihrer Vergangenheit hielt er sich alles vom Leibe, was ihm gegen den Strich ging. Eine Frau mit schlechtem Gewissen ist das beste Ruhekissen; danach richtete er sein Leben sich ein. Ede Zobel, ein rundlicher Choleriker, hatte die gleiche Nachgiebigkeit bei seinem Ehegespons erst nach und nach durch reichliche Dosen ungebrannter Asche sich errungen.

Die drei Männer traten in den Dorfkrug. Da saßen an dem langen Tisch schon eine Anzahl Fischer, alle aus kurzer Pfeife paffend; es war ein Rauch in dem Raum, als sollten hier Heringe in Bücklinge sich verwandeln.

Den Ehrenplatz an der Tafel hatte der Fischhändler Steffen Kortüm inne. Mariek hatte kaum übertrieben. Fischaugen hatte er, das mußte wahr sein, und auch den schnappenden Mund eines Fisches. Aber dafür besaß sein völlig kahler Schädel wieder etwas unleugbar Lustiges und sogar Gemütvolles. Wie ein großes Straußenei, ein wenig länglich, hob er sich von einer absonderlichen Halskrause ab. Sein Fraisenbart setzte sich nämlich in einem Nackenkranze fort, und so lag dieses Riesenei warm und traulich wie in einem Nest. Man sagte, er söffe Steine aus der Erde und Felsen aus der See. War er einmal gut aufgelegt — und das war er nicht selten — dann mußte, wer ihm in die Finger geriet, auch daran glauben. Dann war es sein höchstes Vergnügen, einen nach dem andern der Tischgenossen so einzubalsamieren, daß er als Mumie kein Glied mehr rührte. Dann so unter Leichen als der einzig Lebende zu thronen, das war seines Lebens Lust.

Einer war hier im Lande, den er nicht niederzwang und der gleicher Lebenslust ergeben war: Hinrich Rohde. Dessen Unter-

Digitized by Google

gang mußte er immer mit dem eigenen Tode besiegeln. Aber diese ewig unentschiedenen Schlachten befeuerten die beiden Kämpen, nachdem sie sich eine Zeitlang gemieden hatten, immer wieder zu neuem Ansturm.

Den Grog, den sie alle tranken, reichte wie gewohnt der Krugwirt Korluwig Heister eigenhändig. Das war ein langer, hagerer Mann mit sehr kurzer Jacke und maßlos trübselig baumelndem Hosenboden. Nicht weniger trübselig hing seine lange Nase, die nach unten zu die Richtung verlor, ein gelungener Täuschungsversuch ihrer Endlosigkeit.

Glatt und schnell wurde das Geschäftliche erledigt, heute wie immer. Kortüm brachte dann noch einige Fragen des Fischtransports zur Sprache. Er war heute nicht gut gelaunt. Mehr noch als sonst quäkte seine brüchige Stimme. Hinrich hatte einmal von ihr gesagt, sie knarre wie ein Paar unbezahlter Stiefel. Nein, Steffen Straußenei, Steffen Suput war heute nicht in der richtigen Stimmung. Seine veilchenblaue Nase hatte einen Stich ins Grünliche, das war ein untrüglich schlechtes Zeichen. Er mochte nicht, aber Hinrich mochte, und der dachte gelassen: ‚Dich kriegen wir schon!'

Kortüm machte sich schon bereit zu gehen, die Fischer verkrümelten sich bis auf Hinrich und seine beiden Nachbarn.

Ede Zobel war ein Projektenmacher. Er sprach davon, man müßte große Bassins anlegen, die gefangenen Butten am Leben zu erhalten, sie zu futtern und zu mästen. In Schottland hätte er solche Anlagen gesehen.

„Schottland, Schottland," knarrte Steffen ablehnend. „Wir sind hier an der Ostsee."

„Und hier an der Ostsee," bemerkte Hinrich, „hier mästen wir die Fischhändler, aber nicht die Butten." Er trat dem Gegner auf die Zehen, die Berührung war hergestellt. Steffen machte Miene zu bleiben.

Zobel steuerte vorerst noch sein sachlich geruhiges Fahrwasser. Die Ostseebutten, die wären viel dankbarer als die von der Nordsee. Auch schmackhafter. Und an Größe gäben sie denen auch nichts nach. Er hätte mal eine gefangen so groß als wie 'n Wagenrad.

So groß als wie — das war das Stichwort, die Stichflamme. Jetzt wurden die Gemüter warm. Jetzt ging das Fabulieren an, jetzt wurde Garn gesponnen. Gleich standen neue Groggläser vor ihnen — Korluwig Heister war ein Seelenkünder — und Steffen Kortüm, der auch als Geschichtenerzähler obenan saß, legte zur Bekräftigung dessen, was kam, schwer die Faust auf den Tisch. „Wie 'n Wagenrad — pah! Da sollt ihr mal so 'ne richtige ausgewachsene Steinbutt im Atlantischen Ozean da an der Amerikaseite sehen!"

„Ja, und noch größer sind sie im Großen Ozean. Prost, sie sollen leben und sich mehren," ruft Hinrich.

„Prost!" Sie nehmen alle einen gehörigen Schluck.

„Und im Stillen Ozean sind sie still," redet Hinrich weiter. „Aber da im Atlantic, an der Amerikaseite, da pfeifen sie den Yankee-doodle."

Steffen läßt sich nicht aus der Fassung bringen.

„Wetten, daß die Biester musikalisch sind? Da hatten wir damals — ich fuhr auf der Bremer Bark ‚Elisabeth' vor den Bermudas-Inseln — das Malheur. Die Äquinoktialstürme kamen über uns — das Schiff sprang leck — wir mußten in die Boote. Nun hatten wir da zwei Bengels an Bord, zwei Leichtmatrosen, Gust Susemihl und Macke Krasemann, zwei richtige Rostocker Jungs. Ihre Force war das Pfeifen. Zweistimmig. Damit hatten sie uns manche Langeweile vertrieben. Was soll ich sagen? Das Boot, in dem sie sitzen, kentert. Sind sie nicht auf so ein Riesentier von Steinbutt gestoßen!"

„Was wollten sie nicht! Na Prost!"

„Prost!" Die Gläser sind leer, aber keine Not. Es gibt neue.

„Was aber tun die beiden Jungs? Sie pfeifen das Biest sich heran."

„Zweistimmig."

„Das 's gewiß! Na, und es legt sich denn auch platt hin, und sie klettern ihm aufs Dach. Und wenn das Vieh mit ihnen in die Tiefe will, pfeifen sie lauthals!"

„Und die Steinbutt steckt den Kopf zum Wasser raus und spitzt die Ohren!"

„Tut sie. Und trägt die beiden an Land. Was 'n Delphin kann, kann 'ne Steinbutt auch."

Jakob Nehls ist versunken, so leicht läßt er sich nicht abspeisen, er ist einer von den Genauen. „Ja," meint er in geradezu wehmütiger Nachdenklichkeit, „auf 'n Delphin kann man reiten. Aber wie sollen die bei den Wellen auf dem platten, glitschigen Leib oben bleiben!"

„Mensch! Jakob!" Steffen wird ernstlich böse. „Weißt du nicht, daß 'ne Steinbutt Steine hat? Gegen die haben sie die Füße gestemmt — Rücken an Rücken haben sie gesessen und sich so Haltung gegeben. So sind sie gerettet. So sind sie auf die Insel Sankt George gekommen. Sie leben heute noch, und die Bermudas-Inseln sind auch noch da. Bist du jetzt überzeugt? Willst du jetzt noch was fragen? Nicht? Na prost!"

Wie große Kinder sind diese Männer der

Digitized by Google

See. Und ihr Garn reißt nicht ab. Jetzt kommen die großen Kraken an die Reihe, die Tintenfische, mit denen jeder dieser weltbefahrenen Männer seine Erlebnisse gehabt hat. Und schon satteln sie die größte und unheimlichste aller Größen, die Seeschlange, zum Todesritt in ozeanische Weiten.

Da bröckeln auch Jakob und Ede ab. Nicht die Seeschlange ist es, vor der sie sich verkriechen. Erstlich mal haben sie ihr Teil. Zweitens aber — in Steffens Gesicht, der nun Blut geleckt hat, zeigt sich um die blutunterlaufenen Augen der grausame, männermordende Zug. Vor dem bringen brave Familienväter sich in Sicherheit. Hinrich aber hält ihm stand. Er hat ihn ja recht eigentlich heraufbeschworen. Jetzt beginnt erst der wackere Männerstrauß, jetzt, wo die Schwächlinge sich gedrückt und gekuscht haben. Nun wird der Wirt, Korluwig Heister, der wohl oder übel dableiben muß, einmal gründlich in die Mache genommen. Nützt ihm alles nichts, er muß Bescheid tun. Und nicht lange hält er dem Ansturm stand. Bald ist er lallend abgetan.

Hier ist jetzt aufgeräumt. Darum heißt es weiter! Weit ist die Welt, es geht auf die Reise. Steffen weckt den Kutscher des Kruges, der muß anspannen. Zum nächsten Dorf bringt sie die Fahrt. Hier ist Gemeinderatsitzung gewesen. Mehrere der Väter des Dorfes lassen sich im Gasthof noch Grogdämpfe in die leergeschwatzten Gehirne kräuseln.

„Die beiden Störtebecker sind da!" so schallt der Ruf. Diesen und jenen fegt die Angst vor dem wilden Bechersturz von dannen. Andere bannt gerade das Entsetzen, und den hält die Neugier, die Schaulust, die Spannung, den dritten eigene Ungebundenheit und eigener Durst. Keiner aber von ihnen verläßt lebendig die Walstatt. Auch hier lassen sie ein leichenbedecktes Schlachtfeld hinter sich. Und weiter wird Landschaden angerichtet. Weiter stürmen sie, die beiden Landstürzer. Jetzt geht's in die kleine Stadt. Da gibt es noch weidlichen Nachtbetrieb, da sind noch fröhliche Schlachten zu schlagen.

Freilich, die beiden großen Kampfhähne — ihr Gefieder ist schon ein wenig gestruppt, und sie fangen an, flügellahm zu werden. Aber immer wieder kommen sie obenauf. Sie haben so ihr besonderes Verfahren sich auszuruhen. Zwischendurch schlafen sie im Sitzen ein. Steffen, hinten übergesunken, stößt durch sein Karpfenmaul Dampf aus wie eine Lokomotive, Hinrich legt den Kopf auf den runden Arm und schlummert still wie ein Junge über seinen Schularbeiten.

Das Seltsame ist ja: da sie die andern schonungslos vernichten, sind sie beide im Todeskampf mit sich selbst. Wie verbissen sind sie ineinander. Und sie lassen sich erst los und von sich ab in der tödlichen Sicherheit: jetzt bin ich geliefert, du aber auch!

Die letzten Stunden sind für Hinrich immer in wohltuende Schleier gehüllt. Mit dem Morgengrauen des zweiten oder auch dritten Tages hat er in schlafwandlerischer Sicherheit wieder auf seinem Hof sich eingefunden.

Da steht die Pumpe, die gibt ihm die Gewißheit der eigenen Existenz und alles dessen, was zu ihr gehört, die Wolken teilen sich. Der Pumpenpfosten gibt ihm Halt. An ihm lehnt er hin und richtet sich in die Höhe. Die Berührung mit der eigenen Erde stärkt die unsicheren Beine. Hier ruht er eine Weile aus. Er hat dafür — wenn er wieder ganz auf der Höhe ist und Gewesenes gemütlich überschaut — den Namen Pumpstation.

Und jetzt ist er so weit, daß er den Weg die Stufen zum Hause hinauf und dann den Eintritt ins Haus wagen kann. Er pocht an die Tür, nicht allzu laut, seine Mariek, das weiß er, hört ihn gleich. Seine Mariek — nun regt sich das schlechte Gewissen, es will ihn weich und zerknirscht machen. Aber Zerknirschung und sowas kann er nicht brauchen, davon wird er wackelig, und er muß auf den Beinen bleiben.

Gleich hat Mariek ihm geöffnet. Er tritt auf den Flur und jetzt, steil richtet er zu ganzer Höhe sich auf. Preßt den Kopf fest gegen die Decke, stemmt die Füße gegen die Dielen, und so zwischen Boden und Decke eingeklemmt, steht er unerschütterlich wie eine Säule. In dieser unanfechtbaren Haltung reicht er seiner Frau die Rechte. Und das Bewußtsein solcher ragenden Festigkeit gibt auch seiner Zunge die Herrschaft wieder. „Morgen, Mutting." Er nennt dies seine Kopfstation.

Dann aber, da er diese verläßt, geht es im Laufschritt durch die geöffnete Tür in die Schlafstube, wo gütige Hände ihm helfen, sich so schnell wie möglich im Bett zu verstaun.

Und hier hat er nun eine Weile Ruh', eine ganze Weile. Es ist „große Fahrt", was hinter ihm liegt, und da braucht er so seine achtundzwanzig Stunden Schlaf.

*

Wieder hatte Mariek die herrenlose Wirtschaft zu überwachen. Es gab soviel Arbeit, daß für Gedanken kaum Zeit übrig war. Erst am späten Abend, wenn sie vorm Zubettegehen still die müden Hände in den

Digitized by Google

Schoß legte, beschäftigte sie sich noch eine Weile mit sich und mit dem, der nebenan den Schlaf des Gerechten schlief und der mit seinen tiefen, orgelnden Atemzügen das alte, alte Lied ihrer Betrachtungen im Baß begleitete.

Nun schlug er nicht bloß wieder die vier, fünf Tage tot — und gerade jetzt, wo die Frühjahrsbestellung alle Kraft forderte — wieviel Geld hatte er wieder in den wüsten Nächten vertan! Eben hatten sie das Unglück mit dem Vieh gehabt. Jeden Pfennig mußten sie zu Rate halten. Das wußte der Mann! Und doch! War es nicht eine Krankheit? Und gab es kein Heilmittel dagegen?

Da hatte sie zuerst wie jede brave Frau beim Pastor Rat und Hilfe gesucht. Der war zeit seines Lebens ein wehrhafter Gottesstreiter gewesen, jetzt aber war er verbraucht und nur noch ein alter Meergreis.

Vielleicht hätte er in seinen guten Tagen durchgegriffen. Da walkte er nicht bloß die Hörer mit seinen mächtigen Worten windelweich, er verstand auch seine Fäuste — und was für Fäuste! — zu gebrauchen. In seinen jungen Jahren war er einmal des Nachts in den Dorfkrug eingedrungen, wo wieder einmal ein lästerliches Trinken und Johlen, allen Kanzelermahnungen zum Trotz, den Frieden der Nacht verletzte. Er pflanzte sich in der Mitte des Gastzimmers auf. „Rut!" brüllte er den Verruchten zu und deutete mit dem machtvollen Arm zur Tür. Sie waren wohl zu verdutzt, um sich zu erheben — betäubt blieben sie auf dem Platz — da warf der Gotteskämpfer den schwarzen Rock ab, und hemdärmelig schmiß er die Teufelsbraten einen nach dem andern auf die Straße. Einer, der zu der stammelnden Einwendung sich aufschwang: „Un dat will 'n Paster sien!" bekam einen Fußtritt extra vor seine Breitseite: „Unsern Herrgott sien Husknecht bün ick!"

Diese schönen Zeiten waren nun leider vorbei. Das heißt: ob sotane Besserungsversuche bei ihrem Hinrich angeschlagen hätten? Jedenfalls, was der weißgewordene Haudegen heute immer noch heftig genug mit dem Sünder im Sinne hatte, dagegen wehrte sich Mariek aus Leibeskräften.

Der Alte wetterte und war Feuer und Flamme. „Ich werde seinen Namen von der Kanzel nennen! An den Pranger muß er! So was wie Kirchenbuße soll er tun!"

„Um des Himmels willen, Herr Pastor! So wie er is! Damit würden wir aber auch alles verderben!"

Sie war klüger und feinfühliger, und es gelang ihr, ihn von solcher Gewaltmaßregel abzubringen. Aber was sollte geschehen? Die Augen des Alten lagen auf der blühenden Gestalt der Frau. Er war ein Sohn dieser niederdeutschen Erde, selbst gesund und derb in all seinem Empfinden. Und er riet jetzt etwas, womit die Kirche, die von je auf die Macht der Frau sich verstand und sie immer in Rechnung stellte, von alters gern bei der Hand war.

„Denn weiß ich bloß noch eins," sagte der alte geistliche Herr und Berater.

„Und was ist das?"

„Ja, mien Döchding, denn mußt du ihn vom Saufen kurieren, indem du ihn aushungerst!" Ein kräftiger, natürlicher Schalk blinzelte in seinen Augen. Sie verstand ihn nicht gleich. „Aushungern —?" fragte sie. „Schmiet em ut 'n Bett! Un laat em buten — bis er sich gebessert hat!"

Nun stimmte sie ein in sein gesundes Lachen. Hier war etwas, das wollte ihr einleuchten. Aber — dies war ein zweischneidiges Schwert!

Mehr als je hielt sie jetzt in der Zeit des Alleinseins über sich selber Gerichtstag ab. War ihr Verhalten gegen Hinrich, sobald er wieder zum Vorschein kam, nicht verkehrt? Nun ja, er selbst wehrte alle Erörterungen ab mit seinem zugleich de-, wehund übermütigen: „Nicks seggen, Mutting, nicks seggen! Is all all wedder good!" Dann sprang er erst wie ein großer Junge mit ihr herum und stürzte sich danach kopfüber geradezu wütend in die Arbeit.

Er mochte nichts hören. Aber daß sie auch nichts sagen mochte, nichts sagen konnte, war das nicht das Falsche? War das nicht ihre Schuld?

Es mußte etwas getan werden! Hier war eine Gefahr, und die Gefahr wuchs mit jedem Mal. Eine Gefahr für seine Gesundheit, seine Arbeitskraft. Eine Gefahr für die Wirtschaft und ihrer beider eheliches Glück.

Der Stein war im Rollen. Noch konnte man ihn aufhalten. Ihre Sache war es, Aufgabe ihrer gesunden Kraft, sich ihm entgegenzustemmen. Sie wußte es, und sie wollte es auch. War es im Grunde nicht Schwäche, daß sie schwieg?

Sorgenvoll blickte sie vor sich hin, eine Falte grub sich zwischen ihren Augen. Mit zärtlicher Hand strich sie ihren kleinen Dierns über das gelbe seidenweiche Haar.

Und heute am späten Nachmittag begab es sich, daß Hinrichs Zeit um war. Das verdächtige Knistern und Knacken im Gebälk — gewaltig dehnte er die Glieder. Dann schüttelte er sich und prustete wild. Danach in jähem Sprung gewann er mit beiden Beinen den Fußboden, der ächzend ihn begrüßte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und jetzt begann unter Schnauben und Stöhnen ein Waschwerk mit kaltem Wasser, daß die Dielen schwammen.

Darauf blank geseift, frisch gestriegelt, wie neu wohlgeboren, in einem Selbstgefühl, das allerdings sich künstlich nachhalf, in einem Glanz, der nun doch ein wenig mit sich selber spielte, trat er vor sein eheliches Weib. Durch Marieks Zorn, durch ihre schwere Kümmernis, durch all ihre großen und starken Vorsätze brach nun doch ein leises Schmunzeln: ‚O du großer, großer Spitzbube, du Strolch, du Halunke!' Sein geschärfter Spürsinn witterte es wohl, und er durfte die alte Saite aufziehen. Zärtlich nahm er sie in den Arm: „Nicks seggen, Mutting! Is all all wedder good! Was tut Gottlieb?"

„Pflügt."

„Wo?"

„Auf dem Brachacker."

„Er soll 'n Stück Heide mitnehmen. Ich geh' selber hin." Schon war er fort. Die Sache, die Arbeit vor allem! Jawohl!

Den Kopf schüttelnd über ihn, über sich, sah Mariek ihm nach. ‚Wenn du mir wieder kommst, spiel' auch ich mein Lied. Aber dann wird eine neue Saite aufgezogen.'

Sie kommen zum Nachtessen heim. Ehe sie sich an die dampfende Schüssel setzen, der Bauer, die Bäuerin, Gottlieb der Knecht und Rose, die runde, kernfröhliche Magd, gibt es eine hausväterliche Begrüßung. Hinrich packt den Knecht an der Schulter und schüttelt ihn. Der ist so gut wie halslos geboren — aber obwohl ihm der Kopf fest in den Knochen sitzt, birgt er ihn bei dieser freundschaftlichen Mißhandlung noch tiefer in das Gerüst hinein, sonst wär' der dem Sturm nicht gewachsen gewesen und ihm glatt davongeflogen. Dann kneift diese selbe lebenskräftige Hand, höchst patriachalisch, der Magd in den rechten Schinken, daß sie aufwimmert vor Lust und auch vor Schmerz.

Allwomit Hinrich Rohde kund und zu wissen getan hat, daß er nach glücklich verlaufenem Ausflug wiederum daheim ist und die Zügel der Regierung wieder in seine tatenfrohe Hand genommen.

*

Nach dem Abendessen gab Mariek sich einen Stoß. Sich selbst und ihrem Hinrich auch. Sie fing nun wirklich und wahrhaftig zu sprechen an von dem, was all die Zeit vorher gewissermaßen durch Schweigen geheiligt gewesen war.

Schnell kam das Fahrzeug nicht in Gang. Sie hatte ihren Strickstrumpf vorgenommen, der war ein guter Beistand. Der half zur Gelassenheit, der gab auch die nötigen Pausen an die Hand. Hinrich hatte seine kurze Pfeife in Brand gesteckt. Die war nun sein Freund und Bundesgenosse. Wer raucht, braucht nicht gleich zu antworten. In der Wolke darf man das Wort suchen. Strickzeug und Wolke, beide sind die Polster gegen allzu harte Zusammenstöße. So konnte Mariek es denn wagen.

„Hinrich —"

„Mariek —"

Die Stricknadeln klapperten, die Pfeife qualmte. Noch war er ahnungslos. Aber sie rückte ihm schon näher auf den Pelz.

„Du mußt mich jetzt mal ruhig anhören."

Da wußte er, es stand Unruhe bevor. Er legte vorsichtig ein Reff in sein Gemütssegel und rückte sich zurecht. Aber das ganze Unheil ahnte er noch nicht.

„Tu ich," entgegnete er gelassen. Und um sich die nötige Munterkeit zu verleihen, summte er aus einem seiner Schifferlieder: „Ruh' is Jan Maat seine erste Pflicht — mit de Beene strampeln nützt ihm nicht."

„Ich hab' es nun lang genug mit mir selbst herumgetragen," sagte Mariek und blickte auf ihre Maschen. „Lang genug hab' ich es ruhig mit angesehen —"

Nun summte Hinrich nicht mehr. Bedrohlich reckte es sich vor ihm auf, das Neue, nie Geschehene. Unterstand sich das Unglaubliche Wahrheit zu werden? Er wollte es wegräuchern und paffte wie ein Schlot. Unerbittlich blieben die Stricknadeln, Masche reihte sich an Masche. Um ihn legte sich das Gespinst, es gab kein Entrinnen.

Immerhin fragte er, mit dem Ton sorglicher Güte: „Na — und was ist denn das?"

Jetzt sah Mariek von der Handarbeit auf, klar und fest packte ihn ihr Auge, sie wickelte das Gestrickte um das Knäuel, steckte die Nadel hinein und legte das Ganze hart auf den Tisch, daß es klirrte. Und klar und fest kamen die Worte: „Dien Supen, Hinrich!"

Nun war es heraus. Befreit atmete sie auf, fast glücklich. Sie wußte wohl, was sie getan hatte. Nicht unmöglich, daß sie so erst das ganze Unglück herbeirief, dem sie wehren wollte. Daß sie jetzt, wo sie es mit dem Reden versuchte, weil das Schweigen so gar nicht genutzt hatte, nur seinen Widerstand weckte, seinem Eigensinn Nahrung gab und den Trotz seines Wesens steifte. Vielleicht würde das geschehen! Aber geschehen mußte etwas, und nur dies konnte jetzt getan werden. Mit dem stillen Dulden war es vorbei. Der Gedanke, ihre eigene Scheu könnte seine Scheu wecken, ihn beschämen und so ihn bessern, hatte sie zu gründlich betrogen.

Für ihn aber gab es kein Ausweichen

Digitized by Google

mehr. Hier fluschten seine Matrosenlieder nicht, hier mußte er Rede und Antwort stehen. Die Welt wackelte nun doch ein wenig um ihn, und etwas benommen war ihm zumut. Aber er hielt sich wacker, nahm die Pfeife aus dem Mund und sprach so: „Mariek," — es war ihm sehr ernst dabei — „hast du schon mal von einem überhitzten Dampfkessel gehört? So ist mir manchmal zumut. Dann muß ich mir Luft schaffen — dann muß ich das Ventil aufreißen — austoben muß ich mich! Weet de Dübel, wat dat mit mi is. Es muß wie eine Art Sucht bei mir sein."

Eine zu verbrauchte Ausrede war dies, sie verpuffte denn auch glatt. Aber Hinrich setzte etwas Besonderes darauf: „Weißt du, was mein Onkel Krischan sagte?"

„Mit unsern beiderseitigen Onkels wollen wir uns doch lieber zufrieden lassen!"

„Der sagte, es gibt zwei Sorten Männer. Entweder haben sie zu viele Herzklappen oder zu lange Leberlappen. Das eine sind die mit der Vielweiberei, das andere die mit dem großen Durst." Und jetzt fragte er verschmitzt: „Möchtest du nun lieber, daß ich den Hang zur Vielweiberei in mir hätte?"

„Dann lebtest du nicht mehr," sagte sie kühl. Aber es war eine solche Macht in ihrer Ruhe und in ihrer Haltung, ihre Augen hatten eine solche Gewalt, daß ihn fast eine Andacht packte und ein großer Stolz, so geliebt zu sein.

Er mußte sich ein wenig verschnaufen, dann war er aber gleich wieder oben auf, und jetzt ließ er verblüffende Behauptungen springen. Vertrauensvoll und Vertrauen heischend nahm er ihre Hand und streichelte sie. „Das eine mußt du doch sagen, Mutting: es ist doch im Lauf der Jahre immer besser mit mir geworden."

Da sah sie ihn an — es war ein Blick wie ein Peitschenknall — erhob sich jäh und ging zu ihrer Kommode. Mit einem kleinen Notizbuch kam sie zurück. Sie schlug es auf — er schielte hinüber — auf dem Titel stand das eine Wort: „Fahrtenbuch". Da hatte er um die Magengrube ein recht beklemmendes Gefühl. Und nun stellte sie fest. „Du hast deinen Törn gehabt: in dem ersten Jahr unserer Ehe einmal, im zweiten zweimal, im dritten viermal, im vierten achtmal und das fünfte, das eben beginnt, läßt sich dementsprechend an."

Er machte Anstalten, von dem, was ihn drückte und band, in einem großen Zorn sich zu befreien: „Darüber führst du Buch?" Er lehnte sich zurück und zeigte maßloses Erstaunen. „Ist das nicht wie Hohn? Sieht das nicht ganz nach der allergrößten Niedertracht aus? Und sowas bringst du — du fertig?" Immer großartiger hob er sich empor. Beschämend wollte er wirken, aber es gelang ihm nicht.

Sie bemerkte ruhig: „Als ich das kleine Buch anlegte, geschah es wohl mehr aus Neckerei. Aber allmählich, wie der Ernst immer mehr die Überhand bekam, da brauchte ich es, um klar zu sehen und mich nicht überrumpeln zu lassen. Als Rechnungsbuch. Komm mal her!"

Er sträubte und wand sich. „Das ist ja alles dummes Zeug!" Er lachte auf, aber er kam nicht frei, sie hielt fest. „Danach wird es also in diesem Jahr sechzehnmal werden. Nun müssen wir auf jedesmal vier Tage rechnen, was — bis heute wenigstens — der Durchschnitt ist. Zweieinhalb Tage Fahrt und anderthalb Tage ausschlafen. Sind in diesem Jahr also vierundzwanzig Tage, die du deinen eigenen Lebenswandel für dich hast. Und jetzt weiter —"

„Nu hüer öwer up!"

„Im nächsten Jahr unserer Ehe werden es dann also zweiunddreißigmal werden. Sind hundertachtundzwanzig Tage. Und sag' mal, wieviel Jahre gedenkst du noch mit mir zusammen zu sein? Im übernächsten haben wir vierundsechzig Fahrten gleich zweihundertsechsundfünfzig Tage — und dann noch 'n Jahr weiter, du lieber Gott, das ganze liebe lange Jahr reicht dann schon gar nicht mehr aus für deinen Lebenswandel — der braucht dann fünfhundertzwölf Tage für sich! Ja siehst du, und so sieht nun die Weltgeschichte aus!"

In ihrer starken, ruhigen, gradlinigen und unerbittlichen Art war etwas, was ihn sehr bedenklich stimmte, zum erstenmal in ihrer Ehe. Eine gewisse Überlegenheit reckte sich hier. Und ein leichtes Angstgefühl bebte durch ihn hin: Herrgott, ist es denkbar, daß die Frau dir über den Kopf wächst und dich unterkriegt? Möchte sie dir das Steuer aus der Hand nehmen? Damit kommt sie bei Hinrich Rohde an den Unrechten. Er wurde jetzt laut. „Das sind ja nichts als Windeier und Flausen."

„Zahlen sind es, Hinrich."

„Ach was, was soll so'n Spielkram!" Seinen gehörigen Ärger hatte er weg. Er wußte, daß der ihm die Klarheit trübte und die Kampfkraft schwächte. Und gerade Mariek gegenüber mußte man all seine sieben Sinne beisammen haben. Er kreuzte ein paarmal erregt durchs Zimmer. „Du solltest dir mal die andern Männer ansehen!" rief er.

„Was kümmern mich die!"

„Bei denen zum Trinken nicht bloß die

Digitized by Google

Frauenzimmer gehören, auch das Spiel. Nicht eine Karte habe ich in meinem Leben angerührt!" Hier hatte er nun doch sowas wie festen Grund unter den Füßen und warf sich nicht schlecht in die Brust. „Und dann —" nun durfte er schon wieder etwas wagen — „das sind noch lange nicht die Schlimmsten, die so dann und wann mal ihre Touren haben. Die, die zu Hause von der Schnapsflasche nicht loskommen, das sind die bösen Brüder! Gehör' ich zu denen? Wie? Was?" Mariek ließ ihn ruhig sich ausreden. „Natürlich haben wir auch hier unsere Flasche Korn im Haus. Aber sag' selbst — vergehen nicht oft Tage, daß ich sie überhaupt nicht ansehe! Und wenn ich dann mal einen nehme, mehr als ein, zwei Glas werden es doch nie! Und dabei, die Sorte kann sich doch sehen lassen. Und dir schmeckt er doch auch — so nach fettem Schweinskopf. Und saurem Aal. Ich denk' übrigens eben daran, ob wir nicht doch lieber wieder den Stralsunder kaufen sollen."

Er steuerte in die Unbefangenheit hinein, und so fand er sich allmählich wieder besser zurecht. Jetzt dünkte es ihn an der Zeit, Mariek wieder näher zu rücken. Er setzte sich an ihre Seite und legte, da sie wieder zu ihrem Strickzeug griff, die Hand um ihre Schulter.

„Kiek, Mutting," sagte er, „du hast es ja gewußt, daß ich nun mal ein Rohde bin. Und daß jeder Rohde noch immer ein Dollbrägen gewesen ist. Aber schließlich hat sich auch noch jeder seine Hörner abgerannt —"

„Schließlich. Aber das schließlich ist mir zu spät." Es war jetzt ein weicher Klang in ihrer Stimme. Die Sorge zitterte darin.

Da lehnte er sich noch näher an sie. „Mariek, du mußt nicht ungeduldig werden. Mußt Nachsicht mit mir haben, Mutting. Ich kämpf' ja selbst ehrlich an gegen mein Blut."

„Tust du das?"

„Das kannst glauben. Aber ich hab' es doch nun mal mitgekriegt. Und wenn man so bedenkt, wie es mein Großvater getrieben hat. Der Klaas Jakob Rohde! Gegen den bin ich doch 'n armseliger Daumenlutscher. Heiliges Hagelwetter, der konnt' saufen!"

„Und dabei funkeln dir die Augen!"

„Ja, Mariek! Der fuhr auch wie ein Orkan über die Menschheit hin! Von dem gibt es Sagen und Lieder, kann ich dir sagen, wie von alten Göttern und Helden —" Er redete wie in höheren Tönen.

„Kiek den Kierl an!" sagte sie in fröhlicher Verwunderung und legte die Hand aufs Knie. „Darauf tut ihr euch wohl gar was zugute, ihr — ihr versoffenen Rohdes ihr!"

„Was mächtig ist, das ist nun mal mächtig. Und was sozusagen Naturkraft ist, das bleibt Naturkraft!"

„Du dröhnst, mien Jung! Und bild' dir bloß nicht ein, daß bloß ihr Rohdes solche Saufhelden habt."

„Solche ja!"

„Hier können auch die Westphals sich sehen lassen, und vielleicht noch mehr als ihr!" Mariek mußte schmunzeln über ihre eigene Lebhaftigkeit. Hier entbrannte ja sowas wie ein Wettstreit — und um was für einen Gegenstand!

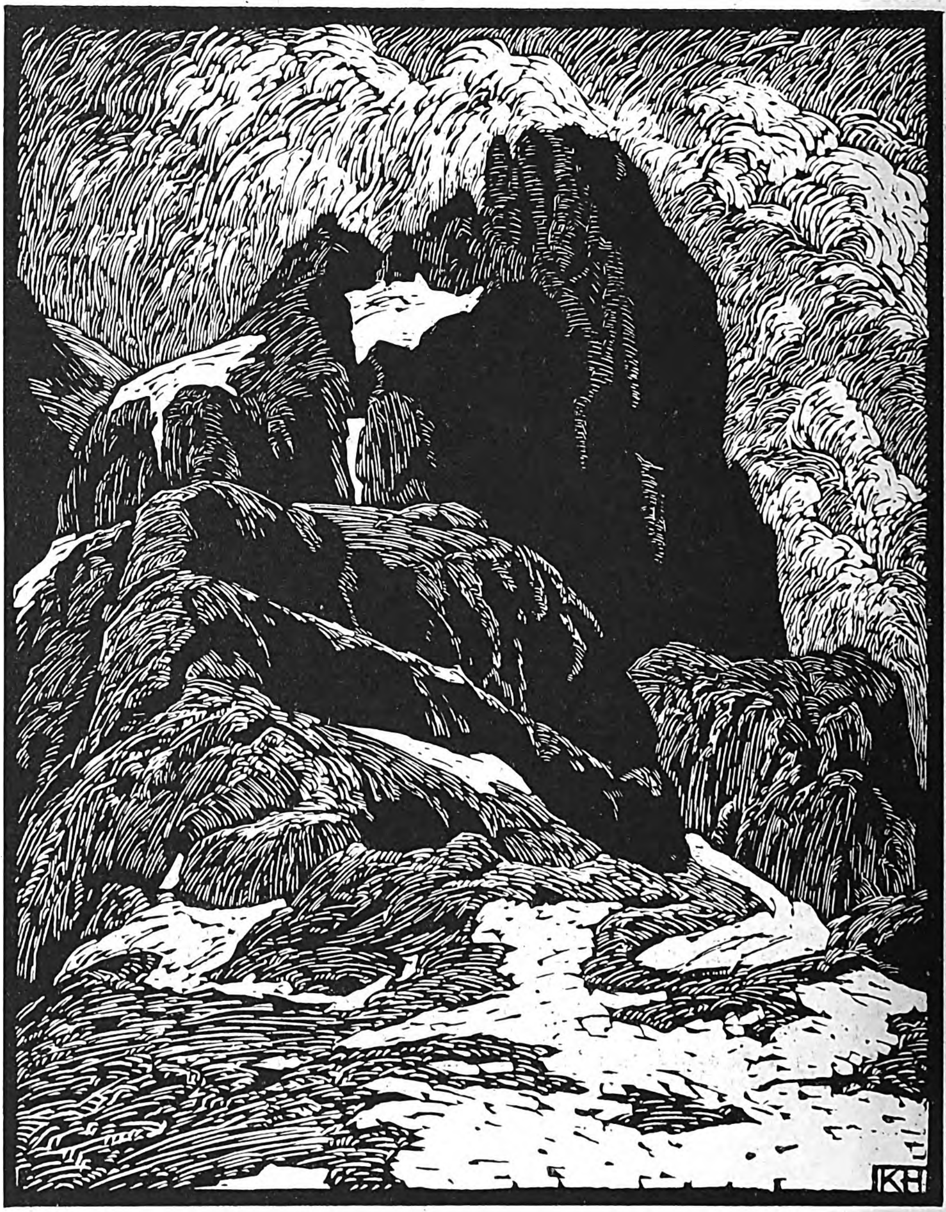
Wie er aber mit begierig flackernden Augen in sie drang: „Da bin ich aber neugierig!" legte sie sich richtig, als ob es hier ein Familiengut zu wahren gelte, ins Zeug.

„Dein Großvater Klaas Jakob — was ist der gegen meine Großmutter Regine! Die war ein Baas in allen Dingen, in denen Männer sich groß dünken. Ich hab' sie noch als uralte Frau gesehen, wie sie in hohen Fischerstiefeln bei einem Wetter, wo kaum einer sich raustraute, aufs Wasser ging. Und immer hab' ich das eine Bild vor Augen. Vater hat mir erzählt von dem Begräbnis seines Vaters. Damals waren noch die wüsten Leichengelage an der Tagesordnung. So saßen sie nun nach der Bestattung bei der Tafel. Die Frauen waren gegangen, die Männer tranken weiter. Keiner dachte mehr an den Toten. Sie hatte ihren Mann liebgehabt, wenn auch mit einer rauhen Zärtlichkeit. Diese Saufbrüder nun, die auch bei dieser Gelegenheit nur ihrem Laster frönten, nahm sie sich vor. Sie trank ihnen zu, sie tat ihnen Bescheid mit einem fröhlichen Grimm. Von einer Frau ließen sie sich nicht beschämen. Und nun sanken sie unter den Tisch, einer nach dem andern. Die graue, mächtige Frau thronte allein auf ihrem Platz, hoch und gerade. Um sie herum war alles versunken. Als ob sie alle ihrem Toten nachgeschickt hätte. ‚All dot — all dot,' murmelte sie vor sich hin. Und um ihren Mund war ein hartes Lächeln der Zufriedenheit. Aber betrunken war sie nicht. Und das wurde sie auch nie. Man sagt, sie hätte keine Milz gehabt."

Hingenommen war Hinrich von Marieks Schilderung. Er wurde das Bild dieser übermächtigen, zwingenden Frau nicht los. Sie imponierte ihm, aber ein Grauen mischte sich ein. Dann kam die Frage: ob sie mich auch untergekriegt hätte? Nein, mich nicht. Und ein huschender Nebengedanke ging so: Gott sei Dank, daß Mariek eine Milz hat!

Sie hinwiederum beschäftigte sich mit seinem Leberlappen und freute sich im Innern, daß das mit den Herzklappen bei

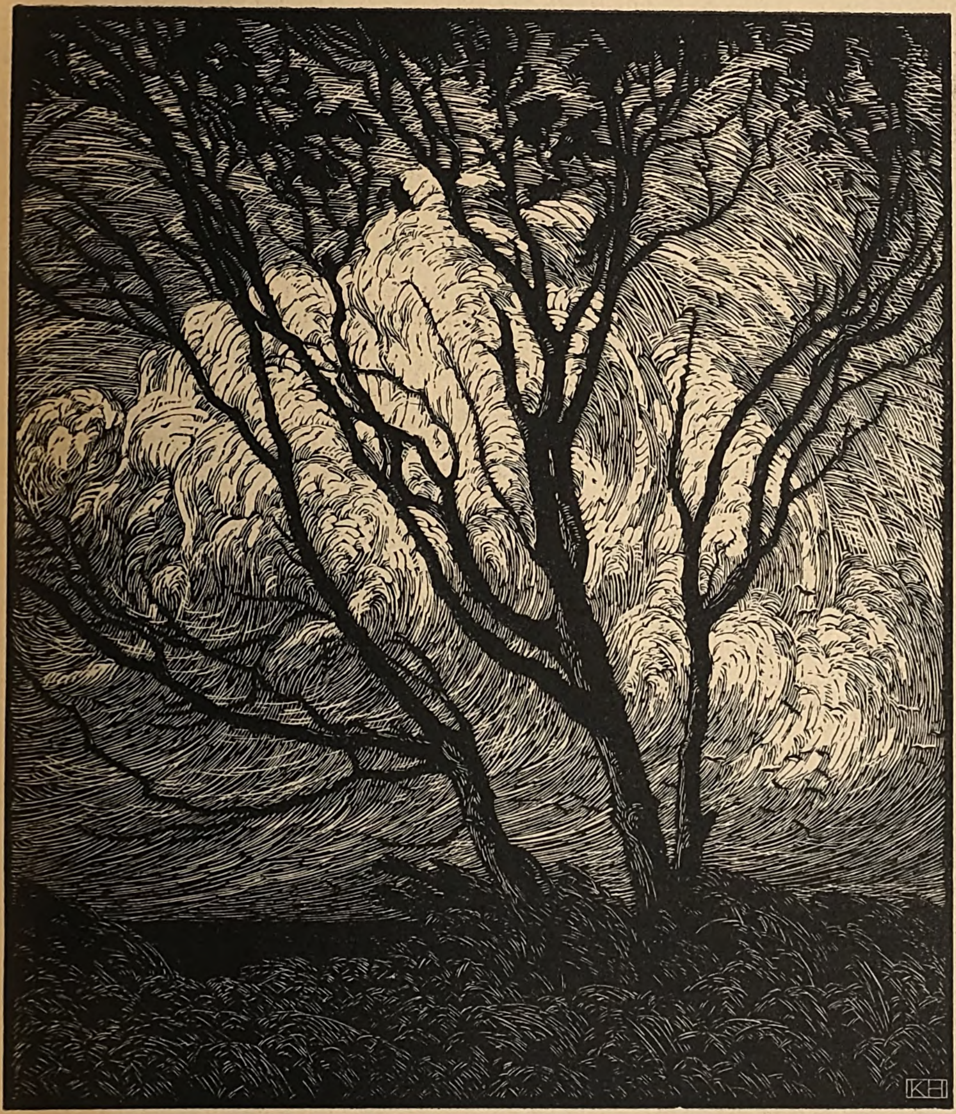
Digitized by Google



Dolomiten-Gipfel

Original-Holzschnitt von Karl Hennemann

Digitized by Google



Die Harfe
(Aus einem Zyklus ‚Erdleben')
Original-Holzschnitt von Karl Hennemann

Digitized by Google

ihm offenbar in Ordnung sei, daß die sich ihr allein auftaten und ihr allein gehörten. Sollte sie hieraus nicht ihre Hoffnung schöpfen? Hierin nicht das Mittel finden zu einer Besserung seines anfälligen Zustandes?

Und sie machte eine unwillkürliche, unbedachte Bewegung zu ihm hin, der Hinrich mit sehr feinem Verständnis und schneller Bereitschaft begegnete. Zärtlicher drückte er Schulter an Schulter. Er fühlte, es wollte wieder gut Wetter werden. Nur hübsch behutsam sein! Und so sagte er sanft: „Jetzt wollen wir die Großväter und Großmütter schlafen lassen."

Sie aber mußte noch ein Schlußwort sprechen: „Ich wollte dir das bloß klarmachen, mit deiner Vererbung ist es nichts. Vererbung und sowas hat jeder. Und wenn jeder, dessen Großvater oder Großmutter hier mal im Trinken was geleistet hat, zum Saufaus werden sollte —"

Nun machte er ein schlingelhaft klägliches Jungengesicht. „Saufaus — bin ich ein Saufaus?"

„Was denn sonst?" Aber in dem Ton blühte schon etwas von Milde und Munterkeit auf, das er hellhörig sich zu Gemüte führte. Er merkte, daß die Miene des bußfertigen Sünders ihn kleidete und sie gewann. So schmiegte er sich an sie. „Mutting, Mutting — was hast du mir heute die Beichte verhört! Nie werd' ich das vergessen!"

„Das wär' ja ein Segen!"

„Ja, ja — wenn ich dich nicht hätt'!" Nun zog er sie an sich und küßte sie.

Aber noch gab sie sich nicht ganz. Sie ward an der Macht, die von seiner Zärtlichkeit sie überströmte, der eigenen Gewalt sich bewußt. Plötzlich, daß sie fast auflachen mußte, fuhr es ihr durch den Sinn: „Schmiet em ut'n Bett!" Und ihr Gedanke war jetzt: das eine große Machtmittel als Heilmittel brauchen!

Wie nun seine Küsse immer heißer um sie warben, da wehrte sie ihm leicht und sprach so: „Hinrich — sag' mir erst das eine: willst du dich jetzt zum letztenmal herumgetrieben haben?"

„Gewiß, Mutting, gewiß!" Er gelobte alles.

„Wenn das noch einmal wieder vorkommt — das versprech' ich dir hiermit feierlichst, dann zieh' ich um — in die Schlafkammer zu meinen kleinen Dierns zieh' ich dann. Und die Tür wird zugesperrt. Und wir sind getrennte Leute."

Ein großer Schreck fuhr durch ihn hin, aber so groß war der, daß er an seiner eigenen Unglaublichkeit zerplatzte. Doch vorm lauten Lachen hütete er sich. Und ernst blieben Augen und Worte. „Ja, ja, so soll es sein!"

Dann nach einer inhaltschweren Pause: „Na — hüet treckst du jo noch nich üm." Und er nahm sie und trug die große, schwere Frau wie ein Kind auf seinen mächtigen Armen.

★

Hinrich schaffte wie drei. Spät war der Frühling gekommen, der lange Winter hatte die Arbeiten gehäuft. Jetzt mußte das Sommerkorn in die Erde, es war keine Stunde zu verlieren. Mariek hatte ihre Freude an ihm. Kein Wort rührte mehr an die große Aussprache mit ihrer schweren Drohung, die ihr selber unheimlich genug war. Die kleinen Mädchen pflückten Blumen und lachten in die Sonne. Rose, die Magd, sang mit unsäglich falscher Stimme ihre schmetternden Lieder aus dem kugelrunden Mund in die hallende Frühlingsweite. Auf dem Gehöft war liebliches Wesen.

Jetzt zogen auch die Heringsschwärme, und der Seelachs stellte sich ein. Hinrich kam eine Zeitlang nicht aus den Kleidern. Er hatte nichts zu lachen, aber er lachte doch. Und Mariek, wenn es seiner Anstrengung ihr zu viel werden wollte, mußte schon das Harte und Stramme ihrer Art mit einer gewissen höhnenden Grausamkeit sich aufsteifen: hat sein Kittel beim Trinken Tag- und Nachtzeit vergessen, kann er das auch bei der Arbeit!

Aber damit war das Vergangene denn auch abgetan. Sie hing dem nicht mehr nach, es lag kein Gewölk mehr auf ihrer Seele. Sie hatte nichts als die Tüchtigkeit ihres Hinrich vor Augen, freute sich ihrer und glaubte ihm.

Der Fischfang hatte gelohnt, Steffen Kortüm war in dieser „hilden Zeit" zu Extravaganzen nicht aufgelegt, der Frieden des Hauses blieb unangetastet. Aber eine alte wirtschaftliche Sorge warf nun wieder ihre Schatten: die Viehkrankheiten wollten vom Hofe nicht weichen. Mühselig waren sie mit der Maul- und Klauenseuche fertig geworden. Jetzt lag ihre beste Milchkuh an schwerem Fieber. Die Nachbarn kamen. Hier versteht jeder etwas von Viehbehandlung. Sie schüttelten den Kopf. Nun mußte der größte Sachverständige des Kreises herbei, Großvater Pisch aus Seehagen. Der trug schnaufend und herrschend seinen Bauch vor sich her, die asthmatisch geängstigten Augen drohten. „Mit Stroh afrieben!" befahl er. Es war ihm nicht genug. „Mihr!" gebot er. Und: „Düller!" Das Tier röchelte und war am Verenden unter den heftigen Händen. Da wehrte Hinrich dieser Gewaltkur.

Digitized by Google

„Denn mak di dienen Kram alleen!" erklärte gekränkt der Alte, „un schick nah'n Schinner!" Schnaubend drehte er dem Hof den Rücken.

„Mutter Kuhlendiek muß kommen!" rät Jakob Nehls. Mutter Kuhlendiek, die alte Totenfrau und Leichenwäscherin des Orts, bespricht und stillt Schmerzen und Krankheiten bei Menschen und Vieh. Daß sie über geheime Kräfte verfügt — kaum einer im Dorfe will es glauben und kaum einer zweifelt daran. Nur erst schlecht muß es ihnen gehen. Die Schwester der Not ist die Nacht, und eine verzweifelte Hand greift ins Dunkel nach dem letzten Halt.

Aber Hinrich hat seine trotzige Aufgeklärtheit. Und als auch Ede Koch ihm rät: „Laß Mutter Kuhlendiek kommen!" da spannt er an und fährt in die Stadt, den Tierarzt zu holen. Der verordnet warmen Kleietrank und Klistiere, kneift überlegen die kurzsichtigen Augen hinter der Brille zusammen und behauptet vorwurfsvoll, er sei zu spät gerufen.

Als er gegangen ist und die großen, gequälten Augen des armen Tieres dem Nichts entgegenjammern, spricht Mariek ihr Machtwort: „Wir wollen es doch mit Mutter Kuhlendiek versuchen." In ihrer hellen Frauennatur hat nun einmal das Geheimnisvolle seinen kleinen Winkel und sein Versteck. Hier wispert es jetzt und flüstert, und gerade das Scheue und Verlorene dieser Stimme behält sein Recht. Hinrich darf mit einer wegwerfenden Handbewegung sein Gemüt entlasten, bringen muß er sie doch, die weise Frau.

Und nun kam sie mit ihrem überlebensgroßen Krückstock angestakt, Frau Jakobine Kuhlendiek. Sie war hoch und hager, hatte eine lange, sehr spitze Nase und spitze, stechende Augen. Wenn sie etwas Wichtiges sagte — und sie sagte nur Wichtiges — legte sie den kleinen Kopf hintenüber, stach mit dem Schnabel in die Luft und schlug, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, mit den Ellbogen wie mit Flügeln. Hinrich mußte immer an die alte Storchenmutter denken, die seit vielen Jahren auf seiner Scheune nistete. Oder da er den faltigen Kehlsack unter ihrem scharfen Kinn gewahrte, an die Marabus, die er am Nil gesehen hatte, als sie mit der Pinasse den Strom hinauffuhren.

Hatte Großvater Pisch schon etwas Befehlshaberisches, bei ihr war alles Kommando. Gleich wie sie auf den Hof trat, gab sie ihre Anordnungen. „Ihr müßt alle weg! Da sind zuviel Störungen und Gegenströmungen. In den Stall kommt keiner. Einer muß mir Handreichung leisten." Und jetzt schwer und dunkel: „Eine möglichst unbescholtene Hand muß es sein." Nun sah sie Rose. „Kumm mal her! Häst du'n Brüjam?"

„Nee." Das klang herzhaft wie eine Ablehnung.

„Büst du noch Jungfer?"

„Ja!" Das klang weinerlich — war es Zorn über die Frage, war es Angst vor dem ganzen Teufelswerk, das sich hier entspann? Und plötzlich in hohen Sätzen mit fliegenden Röcken, als habe sie überreichlich genug von so peinlichem Verhör, floh sie vom Hofe. Ein Lachen wirbelte hinter ihr her. Dann aber herrschte der Ernst der Stunde.

Ein Glas Wasser verlangte die Beschwörerin, etwas Erde auf einer Schale, ein Licht in der Laterne — damit ging sie allein in den Stall zu dem kranken Tier.

Der Abend zog, die Dämmer fingen an zu spinnen, Stille lag über dem Hof. Bauer und Bäuerin setzten sich auf die Hausbank. Der Knecht hatte bei den Pferden zu tun, Rose bereitete in der Küche das Abendessen. Hinrich und Mariek waren schweigsam. Er hütete sich, seinen Zweifeln lauten Ausdruck zu geben. Wenn er auch nicht glaubte und nicht glauben konnte, er wollte doch nicht absichtlich sowas wie eine Störung oder Strömung loslassen, von der die Alte warnend gesprochen hatte. Mariek aber, als Weib dem Geheimbund geneigt, der die unfaßbaren Urkräfte der Natur verehrt, gab ihr eigenes Wünschen und Wollen, etwas von eigener Inbrunst hinein in das Walten der weisen Frau.

Über eine halbe Stunde war diese im Stalle gewesen, da tat die Tür sich auf, und sie trat heraus. Langsam kam sie auf Hinrich und Mariek zugeschritten, ihre Mienen so undurchdringlich, daß sie böse aussah. Sie hielt der Bauernfrau die hohle Hand hin und befahl: „Solt!" Mariek lief in die Küche und tat der Alten das Salz in die Hand. Die ging mit der neuen Gabe langsam in den Stall zurück.

Hinrich dachte: ‚Wenn die Kuh jetzt so weit ist, daß sie Salz leckt — wer weiß, ob es dann nicht wirklich mit ihr zur Besserung geht?' Und nach zehn Minuten etwa kommt die Alte wieder herfür, jetzt nicht mehr so unergründbar im Gesicht — in den harten, scharfen Augen glitzert ein Funke. Weiter als sonst noch legt sie den Kopf in den Nacken, der Kehlbeutel wackelt, die Flügel schlagen, und der Schnabel klappert: „De Koh ward gesund!" O wenn du recht behieltest, du weissagender Marabu!

Noch darf niemand anders in den Stall

hinein. Erst nach dem Abendbrot will sie die Bauersleute hineinführen. Das Abendbrot ist ihr jetzt das Wichtigste. Sie hat ihre Kraft verausgabt, sehr käsig sieht sie um die Nase aus. Auf ihrer Stirn stehen Schweißtropfen.

Hinrich ertappt sich noch bei seiner Zweifelsucht. Sie wählt die Zeit zum Futtern sich gut, jetzt, da wir noch nichts Genaues wissen und sie uns noch Hoffnung machen kann. Und die verheerende Klinge, die die Alte schlägt, läßt solchen Gedanken immer wieder aufleben.

Bedenklich genug folgt er dann mit Mariek ihr in den Stall. Er hat auf Geheiß der Alten einen Eimer frischen Wassers mitgenommen. Die Kuh wendet den Kopf nach ihnen, was sie seit ihrer Erkrankung nicht getan hat — sie wittert den Trunk — sie will trinken, nachdem sie reichlich Salz geleckt hat. Ihr Auge ist nicht mehr so verschwommen und verloren — ohne Frage, sie macht nicht mehr den Eindruck, als ob sie auf den Tod läge. Mutter Kuhlendiek nimmt sie noch einmal fest in ihre grauen Augen. Dann sagt sie bestimmt: „Morgen steht sie wieder auf ihren vier Beinen."

Mariek zweifelt nicht mehr an dieser Voraussage. Sie hat die Alte noch einmal mit in die Stube genommen und ihr den Stralsunder Korn vorgesetzt. „Das ist was Gutes!" sagt die Heilkundige und schenkt sich noch ein zweites Glas ein. Sie ist eine Kennerin.

Ganz eigentümlich gehoben fühlt sich Mariek von dem Erlebten. Hier ist für sie nichts Trübendes und Verwirrendes. Daß es so etwas Unerklärliches gibt, das erscheint ihr fast wie ein Geschenk. Sie fühlt sich reicher dadurch und lebensstärker. Gern hätte sie noch mehr von der Quelle rauschen hören, die in der Alten lebendig ist. Aber die spricht nicht gern von ihren Heilwirkungen. Sie ist klug genug, durch Schweigsamkeit ihre Macht zu erhöhen.

Als die Alte dann zum Abschied — es war spät geworden, der Mond schien ins Zimmer — Mariek die Hand reichte, griff sie an deren Daumen herum und fühlte die Warze, die hier saß. Sie hob den Kopf. „Willst du die los sein?"

„Und ob! Was hab' ich schon alles versucht!"

„Komm!" sie zog Mariek in die Lichtbahn, blickte hingegeben in den zunehmenden Mond und sprach leise, die Warze mit dem Finger reibend:

„Was ich anschaue, vermehre sich —
Was ich bestreiche, verzehre sich —
finibus und exodus — exodus und finibus. Amen. — So, wenn Neumond ist, sprechen wir uns wieder." —

Die Kuh stand in der Tat am nächsten Morgen auf und wurde gesund. Hinrich nutzte all seine bei der Marine erklommene Geisteshöhe nichts. Die dunklen Schlünde des Fischeraberglaubens, der hier im Lande seit Urzeiten herumspukte, schnappten nach seiner bewußten Intelligenz. Mariek aber, in ihrer mehr triebhaften Gläubigkeit, freute sich nicht bloß des Erfolges, auch die geheimen Mittel selbst füllten sie mit einer Art inneren Behagens. Öfter am Tage betrachtete sie die besprochene Warze. Es war ihr, als würde sie mit jedem Mal spürbar kleiner.

Arbeit und Frohsinn herrschten weiter in Hof und Haus. Marieks Gemüt war in einer gedankenlos sonnigen Ruhe. Sie war nichts Arges sich vermutend — da wie ein Blitz aus heiterem Himmel brach das alte Unheil über sie herein.

Allerdings, es hatte sich wieder etwas Besonderes auf See begeben. Daß sich daran aber wiederum eine „Fahrt" knüpfen würde, nun und nimmermehr hätte sie das gedacht.

Fischräuber waren in den unmittelbar am Ufer ausgesetzten Lachsnetzen gewesen. Reiche Beute hatten sie gemacht. Erst dachte man, Seehunde hätten hier gehaust, die Netze waren zerrissen — wie ausgefressen, schien es. Dann aber kam man dahinter, daß die infamen Spitzbuben das vorgetäuscht hatten.

Nun wurden Wachen gestellt. Heute waren Hinrich und Ede Koch an der Reihe. Sie lagen in den Dünen. Zu Ende der Nacht, gegen Morgengrauen — noch gab es keine rechte Sicht — hörten sie ein Segel klatschen und leise Stimmen — die Vitalienbrüder waren am Werk. Die beiden Wächter sprangen auf. Sie brachten westwärts ihr eigenes Boot zu Wasser. Eine lebhafte Brise hatte sich aufgemacht, mit deren Hilfe waren sie bald draußen. Jetzt kam der erste Morgenschein. Ein Boot bei den Netzen — wie sie's erwartet!

Die Piraten hatten auch sie gesichtet. Gleich hatten sie die Segel auf. Nun bei dem wachsenden Morgenwind gab es eine Wettfahrt auf Leben und Tod. Die Räuber fuhrwerkten drauflos, was das Zeug halten wollte. ‚Eine schöne Naht legen sie uns vor,' dachte Hinrich. ‚Aber haben müssen wir sie.' Und auf sein Boot konnte er sich verlassen.

Jetzt legten die Ausreißer um. Es ging wie geschmiert. Auf Navigation verstanden sich die Brüder. ‚Aber so leicht geht ihr uns nicht durch die Lappen! Herrgott, was laden die Kerle für Wind sich auf — den Strich

Digitized by Google

Digitized by Google

OF THE
... OF ILLINOIS

Digitized by Google

können wir nicht halten — das geht im Leben nicht gut — das kann das Boot nicht tragen — ihrs nicht und unsers nicht — Da — koppheist! Was habe ich gesagt! Gekentert das Boot. Die Spitzbuben schlucken Salzwasser.'

Gleich sind Hinrich und Ede zur Stelle. Der Nackengriff — die Treibenden werden geborgen.

Zwei junge Bengel sind es, so neunzehn, zwanzig, schlaksige Lümmel von gefährlichem Knochenbau. Noch sind sie benommen und verstört. Aber die Augen sind trotzig und tückisch. Das fremde Fahrzeug wird angeseilt, ins Schlepptau genommen, so segeln sie an Land. Gesprochen wird kein Wort.

Nun sind die beiden Boote auf den Strand zu bringen. „Helft!" befiehlt Hinrich den Fremden. Sie legen mit Hand an, das Boot von Hinrich ist oben.

Da — wie sie zu vieren an das andere Boot sich machen, springt der eine von den Lümmeln jählings Hinrich in den Rücken, will ihn ins Wasser werfen, ihn unschädlich machen, ihn betäuben. Sein Genosse stürzt sich auf Ede, ihn niederzureißen — sie wollen dann der Häscher ledig ihr eigenes Fahrzeug wieder flottkriegen und davonsegeln — aber sie sind an die Unrechten gekommen.

Hinrichs Gegner hat sein Messer gezogen — das besiegelt sein Schicksal. Die beiden Burschen werden auf Sand gezogen und hier nach allen Regeln seemännischer Zucht windelweich geprügelt. Sie brüllen wie die Stiere — es nützt ihnen nichts. Das Straf- und Erziehungswerk wird vollendet, bis sie kein Glied mehr rühren.

Die beiden Männer verschnaufen von dieser gründlichen Arbeit. Dann ziehen sie auch das fremde Boot aufs Trockene, den Ausweis über Herkunft und Namen der Fischräuber, den Gegenwert für den gestohlenen Lachs und die verdorbenen Netze.

Ede bleibt bei den zwei Haufen Unglück. Hinrich geht in das große Nachbardorf, um den Gendarmen, der hier stationiert ist, zu benachrichtigen. Der kommt dann mit Hinrich angefahren, um die beiden Diebe gleich auf der Achse nach der Kreisstadt zu befördern. Der Bursche mit dem Messer, während sein Spießgeselle sich ächzend erhebt, bleibt liegen. Er schweigt auch zu allen Aufforderungen und rührt sich nicht. Endlich versteht er sich zu einem tückischen: „Kann nich." Sie tragen und legen ihn auf den Wagen.

Die Fuhre geht ab. Soweit ist alles in Ordnung. Gleichmütig macht sich Hinrich an sein Tagewerk; er ist durchaus mit sich zufrieden.

Am nächsten Morgen überbringt ihm der Wachtmeister vom Landrat die Aufforderung, er möchte sich zu einer persönlichen Rücksprache auf dem Amte einfinden. Und hier muß er nun eine Dusche über sich ergehen lassen. Der von ihm gezüchtigte Arrestant sei noch immer bewegungslos. „Der Bengel verstellt sich!" ruft Hinrich. „Soll ich ihn mal auf die Beine bringen?" Der Landrat winkt lebhaft ab. Er ist durchaus „humanitär orientiert". Freilich, auch der Kreisphysikus hat erklärt, der Bursche simuliere. Hindert den Kreishäuptling aber nicht, Hinrich gehörig abzukanzeln und ihm „Weiterungen" in Aussicht zu stellen. Er wäre zu dieser eigenen Strafvollstreckung in solchem Maße, in solchem Übermaße keinesfalls „berechtigt" gewesen.

„Ich weiß, Herr Landrat," entgegnete Hinrich, „das Recht wäre auf meiner Seite, hätte ich sein Messer in den Rippen. Aber wir Fischer haben nun mal unser ungeschriebenes Gesetz. Das wird erst geschrieben, wenn es gebraucht wird. Aber auf die richtige Stelle. Und mit unserer gründlichen Handschrift. Und wer sie zu lesen kriegt, der versteht sie auch. Was man vom amtlichen Schreibwerk nicht immer behaupten kann."

Dies rief einen Zornausbruch des Landrats hervor. Hinrich setzte dem sein gelassenes Lachen entgegen, er hatte sich genügend erleichtert.

Aber seinen Stoß hatte er weg. Und nach seinem Naturgesetz mußte der sich auswirken. Es gab genug durstige Seelen in der Stadt und vergnügsam bereite Schlachtopfer. Der fröhliche Kampf konnte beginnen.

★

Und so war es denn geschehen. Hinrich kam am Abend nicht nach Hause.

Da wußte Mariek, wie es um ihn stand. Wie ein Grauen kroch es an ihr in die Höhe. So gutgläubig und unbekümmert hatte sie die ganze Zeit hingelebt, so ahnungslos hatte sie ihn ziehen lassen. Eine amtliche Angelegenheit! Ihr fraulicher Respekt hatte angenommen, daß der Ernst seiner Sendung allen Übermut dämpfen, daß das Gewichtige der ganzen Sache jede Ausartung niederhalten müßte. Dem Geiste des Landratsamtes hatte sie sich geneigt, seiner Macht hatte sie vertraut. Und nun diese neue Enttäuschung, furchtbarer als alle früheren, weil sie in ein so festes Vertrauen sich hineingeträumt hatte.

Ja geträumt! Mutter Kuhlendiek mit ihrem Hokuspokus hatte sie nur noch weiter eingelullt und ihre Gedanken auf Abwege gebracht.

Allerdings, die Kuh war gesund geworden und gesund geblieben. Aber wäre das nicht auch ohne diesen Zauberkram mit Wasser,

Digitized by Google

Erde, Licht, wäre es nicht auch trotz all diesem Gewese und Gehabe geschehen? Und ihre Warze — lächerlich! Nicht die Spur hatte sich an ihr verändert. Ja sie war ihr hinderlicher als je bei der Arbeit. Nie war sie so unlustig gewesen in ihrem Tagewerk, nie so niedergedrückt von Rat- und Hilflosigkeit. Unverbesserlich ihr Hinrich — keine Aussicht, keine Hoffnung auf Wandlung. Was nie geschehen war: sie legte mitten bei der Arbeit die Hände in den Schoß und brütete vor sich hin.

Dann flüchtete sie zu ihren lütten Dierns. Holte sich Trost in ihren Augen und ihrem Lachen. Aber nun sprangen gerade hier die Quellen neuer Sorge, neuer Angst vor der Zukunft.

Und ein Tag war vergangen, noch eine Nacht. Da geschah es, daß Hinrich mit dem Morgengrauen an die Tür pochte. Sie hatte ihn eigentlich noch nicht erwartet, ‚gut, daß er da ist', war ihr fast freudiger Gedanke. Und er tat sich etwas darauf zugute, daß es diesmal bloß „eine kleine Fahrt" gewesen war. Er hatte sich auch mit der „Pumpstation" begnügt, er konnte auf die „Kopfstation" verzichten. „Mutting, diesmal ist es so gut wie gar nichts!" Damit stürmte er sein Bett.

Als er dann — diesmal nach sechzehn Stunden — des Abends wieder zum Vorschein kam, äußerlich glänzend rein gewaschen, seelisch hingegen noch in der Läuterung begriffen, wartete sein das Gericht und Urteil.

Sie setzten sich alle wie sonst an den Abendtisch, nachdem er wie gewöhnlich durch die patriarchalischen Handgriffe seine Anwesenheit bezeugt. Dann, als abgegessen war, saß er wieder allein mit Mariek in der Stube und wartete mit leidlich gutem Gewissen — es war ja doch nur eine kleine Fahrt gewesen! — auf die Dinge, die da kommen sollten.

Mariek ließ ihn nicht lange im unklaren. „Was hab' ich dir das vorige Mal angekündigt?"

„Das vorige? Mutting — dies letzte war doch gar kein Mal!"

„Meine Geduld ist jetzt zu Ende. Und was gesagt ist, ist gesagt." Sie war in starkem Zorn. Sie wollte jetzt Ernst machen. Vielleicht war es ein leises Zeichen der Umkehr, daß er diesmal eher nach Hause gekommen war. Dann aber war es gerade jetzt die Zeit, erbarmungslos anzupacken. Und sie packte zu. Das Radikalmittel — jetzt mußte es angewandt werden. Schlug auch das fehl, kroch er auch danach nicht zu Kreuze — nun gut! Dann war alles egal, dann mochte die Welt untergehen!

„Ich denk' nicht daran," sagte sie eisig, „mit einem solchen Mann noch in einer Stube zu liegen. Ich geh' von jetzt an zu den Kindern und bleib' bei denen."

„Mutting, das hast du dir nicht richtig überlegt," sagte er gemessen mit breitem Schmunzeln. Das war hoch von oben gemeint, aber man merkte doch, daß ihre Entschlossenheit ihm in die Knochen gefahren war.

Sie hatte den Umzug schon vorbereitet. Jetzt tat sie das übrige. Hinrich blickte ihr beschaulich zu. Er hütete sich vor Eingriffen, auch vor Worten. Es sah doch noch ein wenig lose und locker in ihm aus. Er mußte sich erst innerlich festigen.

Er war in die Ställe gegangen, trotzig, verbittert und verbissen. Prüfte die Arbeit des Tages noch einmal nach, gab Anweisungen für morgen. Dann ging er grollend zu Bett.

Er schlief nicht gut. So leer, so grausam leer war die Welt. Er fand sich nicht zurecht. Angst und bange wurde es ihm. Platzfurcht bekam er. Er ächzte und wimmerte. Die hellen Schweißtropfen leckten von seiner Stirn.

Herrgott, wenn erst sein Schlaf ihn im Stich ließ! Der immer sein bester Freund gewesen war! Sollten seine Nerven von dem Herumlumpen nun doch etwas abgekriegt haben? Dummes Zeug! Von Nerven und so etwas weiß ein Rohde nichts.

Eigentlich hatte er es diesmal doch so im Gefühl gehabt, als wäre er nicht wie sonst in Form gewesen. Mit manchem der Brüder hatte er doch seine Last gehabt. Sprach sein alter Freund und Kumpan in der Stadt, der Hufschmied Org Sengebusch, sonst immer der letzte auf dem Plan, der bei diesem Strauß schon nicht mehr so recht hatte mitmachen wollen, die Wahrheit, als er sagte: „Ja, Hinrich, uns besten Supjohren hebben wi nu ook woll hinner uns!" Sollte es in der Tat anfangen, mit ihm bergab zu gehen? War die innere Stimme, die ihm bei diesem letzten Strauß einmal zurief: ‚Du, wenn Steffen Kortüm heute hier wäre, der würde es dir besorgen!' — war das die Stimme der Wahrheit gewesen?

Dummes Zeug! Was für Blasen einem im Schädel aufsteigen, wenn man schlaflos sich wälzt.

Eins muß ja wahr sein: das Trinken allein machte es bei ihm nicht aus. Obwohl — er will die gute, nasse Gottesgabe nicht schmähen. Das Schönste dabei ist und bleibt nun mal doch das Gefühl, so als Baas dazusitzen, die andern sich zu Füßen zwingen, daß sie einem die Stiefel küssen! Soll es mit

Digitized by Google

dieser Herrschaft nun wirklich und wahrhaftig zurückgehen?

Es soll nicht und es wird nicht. An dem, was so in ihm winselt, ist bloß Mariek schuld! Und schon ihr zum Trotz wird er weiter den Becher schwingen als ein König und Herr! Und Herr ist er auch in seinem Hause! Dunnerlüchting nochmal, was maßt sie sich an, sich jetzt plötzlich so auf die Kommandobrücke zu stellen!

Den Anlauf hat sie ja schon öfter dazu genommen. Aber er, läßt er sich das Steuer aus der Hand reißen, er, Hinrich Rohde! ‚Nee, mien Diern, de Kaptein bün ick!' Seine Fäuste trommeln gegen die Bettlade. Nein — nicht so. Ruhig sein! Sie hört das nebenan. Sie soll nichts wissen von seinem Zorn. Wenn einer ihm gesagt hätte, daß sie ihm so einmal mitspielen würde! Sie, seine Mariek! Gibt es was Niederträchtigeres auf der Welt als das, was sie ihm jetzt antut! Zwingen will sie ihn damit! Läßt er sich zwingen!

Haha — und wir werden ja sehen, wer am längsten diese Einsamkeit aushält! Das sollte sie doch wissen, daß mit Gewalt nichts bei ihm auszurichten ist. Und wenn es noch zehnmal schlimmer wäre, was er anstellt — aber es ist doch bloß alles halb so schlimm —!

Nun ja — die Wirtschaft leidet darunter — aber holt er das Versäumte nicht immer wieder nach durch dreifache Arbeit? Sie sagt ja freilich, sowas ließe sich nicht nachholen. Hm. Und wenn sie erst mit ihren infamen Rechnungsbüchern anrückt. — — Endlich schimpft er sich in grimmige Träume, dann fällt er in tiefen Schlaf.

Der allererste Morgenschein weckt ihn. Als Mariek zum Vorschein kommt und das Leben auf dem Hof beginnt, hat er schon seine Netze eingeholt.

Breitbeinig, seines Wertes sich bewußt, und unanfechtbar begrüßt er sein Weib. „Morgen, Mutting! Gut geschlafen?"

„Sehr!"

Sie marschiert ebenso wie er mit Brust heraus. Verstohlen mustern sich die beiden. Von Nachgiebigkeit ist bei keinem was zu lesen. Und wie im Wettstreit arbeiten sie gegeneinander. Kommt wenigstens der Wirtschaft zugute, so denken sie beide. Und stolz arbeiten sie die nächsten Tage, stolz und hart bis zum Umsinken. Stolz gingen sie nach vollbrachtem Tageswerk auseinander, jeder der Unterwürfigkeit des andern gewärtig. ‚Auf mich kannst du lauern!' war des einen und des andern Wappenspruch.

Es kam des Jahres hellste Zeit, wo alles in Licht sich badet, wo alles, was atmet, sich volltrinkt von leuchtenden Zärtlichkeiten. Doppelt schwer haben es die, die jetzt ohne Liebe sind. Und was müssen die erst tragen und leiden, die sich jetzt selbst zur Lieblosigkeit zwingen!

Hinrich der Mann versuchte es mit Verschmitztheiten, mit Frechheit und Übermut. Er fing an zu singen. Seine unverschämten Matrosenlieder. „Das Mägdulein, das läßt dich ein — im Dustern und bei Mondenschein." Und eins, von dem so verschiedene Worte zu ihr herüberflogen, war mehr als anzüglich. Da hörte sie sowas wie: „Wenn die Herrin dich plagt, — nun so strakel die Magd!" Und noch besser: „Laß sie die Gnädige — sie sei die Ledige! Aber die Maid, die Maid — die wird gefreit!"

So ein Kerl! So ein ekliger! Ist das nicht schließlich alles ein Beweis dafür, daß er Sehnsucht bekommt? Flötet er damit nicht nach ihr? Soll er flöten! Der Kerl der! Ein haltloser Saufaus! Der zuletzt Haus und Hof vertrinkt! Wenn sie nicht stark bleibt. Aber sie bleibt stark! Und sie wird ihn sich schon krumm biegen.

Er ist auf dem Felde. Wie er jetzt schafft, wie es ihm von Händen geht — ein Staat ist es, das muß wahr sein. Aber verblenden und erweichen läßt sie sich dadurch nicht. Sie bleibt auf der Wacht. Und hält die Hand über ihn. O er soll ihr schon zahm werden!

Sie hat im Hause zu tun. Auf dem Hofe bei der Pumpe steht die Magd am Waschfaß, den Rock hoch geschürzt, oben in bloßem Hemd — der weiße Hals, die runden, rührigen Arme leuchten. Lauter und falscher als je schmettert sie jubelnd ihre todtraurigen Lieder. Noch größer sind ihre Augen, noch runder atmet ihr Mund, noch erwartungsvoller wittert ihre sehnsüchtige Stupsnase. Alles knospet und blüht an ihr. Sie ist gewiß das, was die Mannsbilder einen leckern Bissen nennen. Und ihrem Schlingel und Schlaks dem Hinrich macht es auch Spaß, sich — natürlich nur obenhin, und patriarchalisch nennt er das — mit ihr zu befassen.

Was hat der Kerl doch vorhin gesungen: „Das Mägdulein, das läßt dich ein — im Dustern und bei Mondenschein."

Natürlich war das alles für ihre, Marieks, Ohren berechnet. Soll er weiter schmachten. Wenn er sich einredet, daß sie darum und deshalb nachgibt!

Oder wenn er gar daran denkt, sie durch Drohungen einschüchtern zu wollen!

Drohungen — in dem andern Singsang, wie war es doch noch — die Gnädige, sie sei die Ledige — aber die Maid, die Maid, die wird gefreit — — Ja, darin war sowas! Wie eine freche Ankündigung —

Digitized by Google

Tut er ja nicht. Er weiß auch genau, was ich dann täte. Daß es ihm an Leib und Leben ginge! Sein Glück, daß seine Herzklappen in Ordnung sind! Wäre nicht gerade die schlimmste Zeit im Jahr, die Tage des flackernden Blutes. Wie ging doch sein schmachtlappiges Lied? „O du Strahlende — du Johannisnacht! — O wie leuchtet mir — deine Liebespracht!“ Ist es nicht ein heller Wahnsinn, was sie beide miteinander anstellen! Und gegen die Natur ist es auch! Aber muß der Kerl auch so saufen! Er ist ja nicht anders zur Raison zu bringen. Darum heißt es hart sein!

Wieder fallen ihre Blicke auf Rose. Wie die kleine Kröte die Hüften dreht! Und sind die nicht das Angriffsfeld für seine — nun ja, für seine patriarchalische Hand! Trau' du und der Teufel den Patriarchen!

Nun hat sie sich aber genug mit diesem dummen Frauenzimmer beschäftigt. Nächstens könnte das wirklich nach Angst aussehen!

Arbeiten, arbeiten. Wenn nur nicht die ganze Welt so voll Jubel wär', voll Licht, voll Lachen und Frohlocken! Und es arbeitet sich so schwer mit der Düsternis im Gemüt.

Lachend kommt jetzt auch der lange Hinrich vom Felde heim. Das ist nun zum Dreinschlagen! Was hat der zu lachen, der hat hübsch traurig zu sein wie sie.

Ob er sie gar auslachen will? Das wär' denn doch noch besser! Und auch mit seinem Singsang legt er wieder los! Damit verrätst du dich nun wieder, mein Junge!

Herrgott, was soll dieses ganze Komödienspiel! Unnatur rächt sich, und alle Gewalt zerbricht an sich selbst! Gäbe es nur eine andere Möglichkeit, dem Schlingel, dem Hinrich beizukommen. Diesem hartgesottensten aller Sünder! Er ist an allem schuld! Und lichterloh brennt ihr Zorn ihm entgegen.

Aber aus diesem Zorn muß ihm nun doch wohl etwas entgegenleuchten, was mit der Flamme seiner eigenen Sehnsucht sich verschlingt. Und die helle Nacht segnet diese Flammen.

Er sitzt bei ihr auf der Hausbank. Er hat noch etwas tastend ihre Hand genommen. „Sünd wie nich verrückt, Mutting?“ Ihr Seitenblick aus gesenktem Lid macht ihn mutiger. „Ist ja alles dummes Zeug! Alles andere ist ja dummes Zeug!“ —

Und schon singt er ihr ins Ohr: „O wie leuchtet mir deine Liebespracht!“ Darin spürt sie was von schalkhaftem Übermut — will er ihr zeigen, daß er recht behalten hat, daß er Sieger geblieben ist? Es sträubt sich etwas in ihr — aber schon zwingt sein Mund ihre zuckenden Lippen.

Das Gewaltmittel als solches ist zerbrochen. Aber einen tüchtigen Denkzettel, des darf sie gewiß sein, hat sie ihm gegeben! Den er sich schon zu Gemüte führen wird! Sollte er jetzt nicht wirklich in sich gehen? Sie will glauben, daß er stark bleibt! An ihrer eigenen Sicherheit soll seine Schwäche gesund werden.

Liebe und Vertrauen — es gab einen sehr glücklichen, ungetrübten Sommermonat. Dann aber ganz plötzlich, ohne irgendein Anzeichen, brach wieder das Unwetter los.

Gottfried der Knecht kam allein vom Felde nach Hause. „Wo ist der Bauer?“ — Er wäre zum Förster gegangen, Fischer hätten ihn abgeholt, sie wollten neue Stangen für die großen Heringsreusen bestellen. Er, Gottfried, solle ausrichten, daß der Bauer erst später zum Nachtessen käme. Noch war Mariek ohne Arg, und sie wartete auf ihn. Die letzten Wochen ihres Zusammenlebens hatten ihre Zuversicht gestärkt und die Zweifel gebannt. Es hatte ihn doch auch heute kein besonderes Erlebnis geschüttelt. Allmählich wurde sie unsicher. Sie fragte den Knecht. Nichts war draußen geschehen.

Und er kam noch immer nicht. Es wurde Nacht, und er kam nicht.

Da wußte sie, er war nun doch wieder unter die Saufbrüder gefallen. Und es gefror ihr das Blut.

Ihr war es, als würde ihr das ganze Leben in Stücke geschlagen. Hätte sie die Kinder nicht, sie schmisse dem Unverbesserlichen den Kram vor die Füße und ginge ihrer Wege! So war sie gesinnt. So empfing sie ihn, als er nach zwei Tagen abgetakelt wieder Hafen binnen trieb. Und der Groll lag über ihr und wich nicht, als er dann wieder auf den Beinen war und an die Arbeit sich machte.

Dies war nun nicht wie sonst. Er hatte in dem langen Schlaf nicht seine Munterkeit wieder gewonnen. Zum erstenmal in seinem Leben sah er elend aus. Und elend war es ihm auch im Kamisol. Er wollte das alles mit seinem alten Übermut unter die Füße nehmen, und Marieks bitterem Unmut setzte er laute Ausgelassenheit entgegen. Aber er fühlte selber, daß seine Riesennatur, der bisher niemals was auch nur das geringste hatte anhaben können, doch nicht so ganz unverwundbar war. Es bröckelte nun doch an dem Turm. Und das gab ihm zu denken.

Mariek spürte wohl, daß er sich darüber seine Gedanken machte. Ob hier nun nicht die Stelle war, wo man ansetzen konnte, aus seiner Verwahrlosung ihn herauszuholen? Aber wie? Wie? Sie glaubte an keine Heilmittel mehr.

Digitized by Google

Da gewahrte sie etwas, worauf sie in den letzten Tagen nicht acht gegeben hatte. Um so stutziger machte es sie und um so beschaulicher. Die Warze an ihrem Daumen war im Verschwinden — die Warze, die Mutter Kuhlendiek besprochen hatte. Da ging es wie eine Erleuchtung durch sie hin, und die alte Freude an der Zauberwelt nahm sie gefangen. Ja, hier sind geheime Wirkungen und ganz besondere Kräfte. Konnten sie für ihre große Not nicht dienstbar gemacht werden?

Ja, sie will zu der Alten gehen. Die kann mehr als Kaffee trinken. Die weiß auch mit dem Kaffeegrund Bescheid. Sie versteht sich auf die Wurzeln der Dinge. Und so kommt sie vielleicht auch an die Wurzel des Übels, das Hinrich zerrüttet, das das Glück des Hauses und der Ehe zerstört.

Eines Abends macht Mariek sich auf den Weg zu Mutter Kuhlendiek. Sie wohnt in einem kleinen Hause am Waldrand, bei steinalten Fischersleuten. Es geht die Sage, daß von diesem hochbetagten Ehepaar die Nähe der weisen Frau alle Krankheiten fernhalte, ja daß der Tod sich nicht in dieses Haus getraue. Und die beiden tun ihrer Mieterin zugute, was sie nur können.

Ein blitzsauberes Stübchen hat Mutter Kuhlendiek. Nichts deutet auf das Über- und Unterirdische, mit dem sie Umgang pflegt. Mariek sitzt bei ihr und klagt ihr ihr Leid.

„Schlimm, schlimm," sagt die Alte und legt den Marabukopf in den Nacken. „Prügelt er dich?"

Nun fliegt auch Marieks Kopf zurück, und ihre Augen flammen. „Seh' ich aus, als ob ich mich prügeln lasse!"

„Ja — na ja — ist ja auch so schlimm genug. Hm — ein Mittel gibt es ja. Aber du mußt dran glauben und mußt dabei sein mit all deinen Gedanken und all deinen Hoffnungen und all deinen Wünschen."

„Das will ich."

„Dann haben wir jetzt die Zeit und die Gelegenheit. Vollmond muß sein — morgen haben wir ihn. Und eine tote alte Frau brauchen wir. Da im Heidehaus ist die Urgroßmutter gestorben. Morgen holst du mich ab, dann gehen wir beide hin. Aber kein Sterbenswort sprechen — zu niemand, wer es auch sei." Das versprach Mariek. „Dann bringst du eure Kornflasche mit und ein altes kupfernes Geldstück. Je mehr Grünspan dran sitzt, desto besser. Und vor allem das eine: alles im tiefsten Herzen verschließen, schweigsam sein und im tiefsten Herzen gläubig sein!" —

Hinrich fischte in diesen hellen Mondnächten, vor ihm war sie sicher.

Am nächsten Abend kam Mariek wieder. Sie gingen zum Heidehaus. Blutrot, drohend und feierlich hob sich der Vollmond übermächtig aus dem Dunste des östlichen Himmels, legte zwingend und gewaltig einen breiten Reif seines schweren Glanzes über die Meeresflut, ließ die dunklen Fichtenkronen erschauern in dem Weben seines lohenden Lichtes und verbrämte zu schwelenden Fackeln die gespenstischen Gestalten der Wacholderbäume.

Am Waldrand entlang gingen die zwei. Dort in der Ecke, im Schatten der Bäume sich duckend, lag struppig und lauernd die alte Heidekate. Sie war übel beleumundet. Seit Urzeiten hatte sich mit dem Besitz von Vater auf Sohn die Wilddieberei vererbt. Ein zähes, hartnäckiges, trotziges und verschlagenes Geschlecht hauste hier. Die Weiber waren wie die Männer. Und langlebig waren sie alle. Die Hälfte ihrer Tage brachten sie im Gefängnis zu — die rechneten sie nicht. Darum wurden sie noch einmal so alt wie andere Sterbliche.

Auch die Urgroßmutter, die jetzt aufgebahrt lag, hätte vielerlei von sich zu erzählen gehabt. So manchen Rehbock, manchen Hasen, manchen Fasan hatte auch sie auf dem Gewissen. Nun lag sie da, vertrocknet und verhutzelt wie eine Backbirne das Gesicht. Hell schien der Mond auf die Tote, doch die tiefen Täler all dieser Furchen und Runzeln blieben im Schatten.

Die beiden Frauen standen eine Weile lautlos vor der Entseelten. Dann ließ Mutter Kuhlendiek die Kornflasche sich reichen, hielt sie gegens Licht und führte sie danach an den Mund. „Ob es auch richtiger Branntwein ist?" Aber für ein bloßes Probieren war der Zug reichlich ausgiebig.

Dann mußte Mariek ihr das grünspangesprenkelte Zweipfennigstück geben.

„Dies ist die hohe, heilige Zimpathie," sprach sie wie beschwörend. Sie ließ den Mondschein an der Patina des Kupfers lecken und legte es dann der Leiche auf die welken Lippen. Wie ein großer, heiliger Vogel stand sie da, rührte die Fittiche und krächzte feierlich:

„Was mein toter Mund berührt,
Rettet, wen der Trunk verführt."

Lange mußte die Kupfermünze da liegen bleiben. „Der Mond muß sie mit dem Mund verschmelzen," raunte die Zauberin. Schweigend saßen die Frauen, andächtig, ihre Gedanken sollten dem Monde helfen.

Die weise Frau hielt jetzt eine ganze Weile Zeigefinger und Daumen in das Licht gestreckt, als sollten sie da reingebadet werden. Dann nahm sie mit ihnen das Kupferstück, steckte es in die Kornflasche, auf deren

Digitized by Google

Boden es sank, und drückte fest den Korken ein. Hielt jetzt die Flasche gegen den Mond, machte drei geheimnisvolle Zeichen und flüsterte schwere, unverständliche Worte. Danach winkte sie Mariek und verließ lautlos mit ihr die Kammer.

Die Frauen gingen heim. Unterwegs gab die Alte Mariek ihre näheren Anweisungen. Die Flasche im Mondenschein mehrmals schütteln. Dann sie zu Hause auf ein Fensterbrett ins Mondlicht stellen. Kein Wort sprechen und immer an die Wirkung denken und glauben. Am andern Morgen dann das Kupferstück herausnehmen. Und ihrem Mann ein Glas zu trinken geben. Kaum wird er den verwünschten Trank mit den Lippen berührt haben — und von Abscheu geschüttelt stürzt er hinaus! Und von Stund' an wird er nichts Spirithaltiges mehr anrühren! Mariek schwebte nach Hause wie auf Flügelsohlen. Gehoben, nach einer Nacht tiefen, satten Schlafes, ging sie dann in den Morgen des nächsten Tages.

Und Hinrich fühlte, daß ihr Groll hinter ihr lag, und er freute sich der neuen Zeit.

Auf dem Tisch zum zweiten Frühstück stand fetter Speck und daneben die Kornflasche. Mutting hatte ihre gute Laune wieder, und ihm war auch ganz nach einem Korn zumute.

Sie nehmen Platz, essen, sprechen von der Wirtschaft, er schenkt sich ein Glas ein, setzt es an den Mund, trinkt. Ihre Augen sind wie in ihn hineingebohrt. Nun stürzt er hinaus — er muß — muß! — Aber er denkt nicht daran, zurück lehnt er sich, leckt sich die Lippen und sagt: „Mutting, ist das der Stralsunder oder der Rostocker?"

Sie starrt wie ein Geist und kann nur noch hauchen: „Der Stralsunder."

Da schenkt er sich noch ein Glas ein, legt breit die Hand auf den Tisch und bestimmt mit schmatzendem Wohlbehagen: „Du, den wollen wir denn von jetzt an immer nehmen!"

*

Mit Mariek, dieser hellen, geraden, aufrechten Frau, ist eine Veränderung vorgegangen. Der Boden wankt ihr unter den Füßen. Etwas Unstetes und Wechselndes hat sie bekommen. Bald arbeitet sie mit fieberhafter Anstrengung, dann wieder kann sie untätig dasitzen, tief eingegraben in ihre Gedanken. Sie hat Zeiten, wo sie um jeden Pfennig sich müht und sorgt, dann wieder gibt sie aus mit loser Hand.

Hinrich wird nicht klug aus ihr und schüttelt den Kopf. Früher hat sie nie von ihrem Haus sich trennen können. Jetzt zum erstenmal fährt sie leichten Herzens in die Stadt und macht Einkäufe, an die ihre Sparsamkeit sonst nie gedacht hätte. „Die Kinder müssen neue Kleider haben. Und ich brauch' einen Mantel."

Hinrich kratzte sich hinterm Ohr. Wenn sie, die sonst mit größter Sorgsamkeit alles zu Rate hielt, jetzt so ins Zeug ging — wohin sollte das führen?

Dann wollte sie mehrere Tage auf Besuch zu ihren Eltern und Verwandten. Mehrere Tage gleich! Als sie das letztemal in die Heimat fuhr, die man in ein paar Stunden erreichen konnte, war es ihr fast um jede Minute, die nicht ihrem Hause hier gehörte, leid gewesen. Und jetzt fing sie an, Reisen zu machen!

Noch verlor Hinrich seine Munterkeit nicht. „Mutting, du wirst ja ein Lebemann!" sagte er mit lautem Lachen. Aber es war ihm doch recht unbehaglich zumute.

Und sie ließ ihn in der Tat vier Tage allein. Die Kinder nahm sie mit.

Er fühlte sich verlassen und schlecht behandelt. Und das Schlimmste: er wußte nicht, woran er war. Er begriff nicht, was in Mariek vorging. Grimmig tat er seine Arbeit und unwirsch. Knecht und Magd, die ihn nie so gesehen hatten, gingen im Bogen um ihn herum.

Leicht und licht und lustig kam Mariek wieder heim. Es war, als sei das Unruhige, das Verstörte von ihr gewichen, als habe sie wieder ihre feste Linie bekommen, nur, daß die in eine andere Richtung lief.

„Es war sehr schön! Wir haben getanzt und Feste gefeiert. Ich bin doch wohl immer ein zu großer Kopfhänger gewesen. Aber jetzt wird es anders!" Vergnügt rieb sie sich die Hände.

„Richtig!" sagte Hinrich dazu und rieb sich auch die Hände.

„Weißt du, daß ich alles Geld ausgegeben habe?"

„Wirklich? Na laß! Es gibt neues!" Aber sein Lachen, da sie sich wandte, verschoß nun doch ins Sauersüße. Und als er allein war, faßte er sich an den Kopf. Hier war etwas Ungeklärtes und Unheimliches, mit dem er nicht fertig werden konnte. Unklarheit aber war etwas, was er nun ganz und gar nicht vertrug. Und so fraß er immer mehr in sich hinein.

Das eine dämmerte in ihm auf — und hier drohte das Schlimmste, was ihm geschehen konnte — würde er nicht allmählich aus seiner Stellung abgedrängt werden? Fing sie nicht an, ihn beiseite zu schieben?

Jetzt aber den Herrn hier herausbeißen, so etwas wie Vorhaltungen machen und mit Ermahnungen kommen, konnte er das? Wie

Digitized by Google

würde sie bei seinem schlechten Gewissen ihn packen! Aber Schockhimmelsackerlotdunnerwäder un keen Enn! Was soll so aus der Wirtschaft werden! Wenn ihre haushälterische Hand ins Lockere entgleitet! Die die Bücher geführt, die Kasse verwaltet hat! Bitterböse Sorgen packten ihn an. Himmel ja, jetzt sind wir so weit, daß ich ihr den Kopf waschen muß. Wie soll ich mich dabei anstellen! Die Welt ist umgedreht!

Es flackert ihm im Hirn! Wie soll er sich zurechtfinden? Ein Zorn auf Mariek wühlt sich in ihn ein. Er hat seine Erschütterung weg. Sie selbst ist schuld daran, wenn er jetzt wieder loslegt, toller als je! Sein Haus wackelt! Vielleicht staucht es sich wieder zurecht, wenn er ihm mal wieder den Rücken wendet! Sie wird ihn schon mit vollen Armen aufnehmen, wenn er wiederkommt. Nur sich nicht verblüffen lassen! Sie — sie soll Angst um ihn ausstehen — wenn es schon Angst geben muß — nicht er um sie!

Und er hat die Vorhand! Wenn sie sieht, daß er sich sein altes Recht auf freie Fahrt nicht nehmen läßt, wird ihr schon ihre Ausgelassenheit vergehen. Die sowieso nicht echt an ihr ist. Die sie bloß angenommen hat. Mit der sie ihn jetzt unterkriegen will.

Daß in der Wirtschaft alles kopfüber geht — sie ist die erste, die dem steuert! Darauf läßt sie es denn doch nicht ankommen. Also — luv vorm Wind, Hinrich!

„Heut abend ist Fischerversammlung," erklärt er ihr.

„Und Kortüm ist auch da?"

„Gewiß."

„Gut." Sie hat ein munter unternehmendes Gesicht. „Dann mach' ich mir auch einen fidelen Abend."

„Was heißt das?"

Statt aller Rede geht sie an das Schapp, schließt es auf und holt eine Rumflasche heraus. „Das ist eine von fünfen," erklärt sie ihm. „Hab' ich mir aus der Stadt mitgebracht. Von der Wirtschaft am Markt. Zur Probe hab' ich mir von der Sorte einen Grog brauen lassen. Hat mir herrlich geschmeckt."

Sie steht jetzt und strahlt in großer Sicherheit. Hinrich ist zu Stock und Stein geworden vor maßlosem Erstaunen.

Dann — in den Fäusten zuckt es ihm — die Flasche ihr fortnehmen — aber das — sie ist eine Westphal — und der Gewaltmensch schlummert in ihr — den darf er nicht wecken — sie würde sich widersetzen — und was dann geschähe — nicht auszudenken — — ‚Was macht diese Frau aus mir?' Das Blut jagt ihm durch die Adern. ‚Nur nicht die Fassung verlieren, den guten Mut, den frohen Sinn! O wir werden dich schon kriegen! Du sollst die Engel im Himmel pfeifen hören! Du sollst mir schon beten lernen. Wenn du so mit Hinrich Rohde anbindest! Der hat schon ganz andere Mitmenschen bezwungen.'

Und wie eine schäumende Welle lacht es in ihm auf. „Schön, Mutting. Und denn erlaubst du wohl, ehe ich geh', daß ich die Sorte auch mal probiere! Ich muß doch wissen, in welcher Gesellschaft ich dich hier lasse."

Er entkorkte die Flasche. Sie holte ebenso betriebsam den Kessel mit kochendem Wasser aus der Küche, der Grog wurde bereitet, die Mischung, gemäß der Landessitte, ehrlich und fest.

So saßen die beiden Eheleute beieinander, jeder einen grausamen Schelm im Sinn und tranken sich zu. Mit wohlbewahrtem Gleichmut fingen sie an, sich zu erzählen. Mariek mußte von ihrer Reise auskramen. Auf das erste Glas wurde ein zweites gesetzt, auf das zweite ein drittes.

‚Warte!' dachte Hinrich. ‚Nun seif' ich dich tüchtig ein! Unschädlich mach' ich dich — und danach geh' ich meiner Wege. Du aber wirst am andern Tage und noch am nächsten vollauf mit dir selbst zu schaffen haben. Und wirst danach tausend heilige Gelübde tun: einmal und nicht wieder!'

Und sie tranken.

„Gut ist der Rum, alles, was recht ist," meinte Hinrich.

„Ja. Mir schmeckt er auch." Sie tat einen tiefen Zug. „Ich versteh' ja jetzt ganz gut, daß man sich damit seine Sorgen 'runterspült."

Sehr hellhörig wurde Hinrich. ‚Du mußt heute gleich das erstemal genug kriegen! Du scheinst ja beinahe dich hier so in eine süße Gewohnheit hineinschlecken und -schmecken zu wollen! Aber ich werde es dir besorgen! In Sack und Asche sollst du Buße tun!'

Und sie tranken.

Es ging in höchst lebhaftem Tempo. Hinrich bekam einen roten Kopf. Er war gespannt auf die Wirkung bei Mariek. Der aber war nicht das geringste anzumerken. Das verwunderte, erstaunte, erregte ihn. Und diese Erregung gab ihm nicht eben die Oberhand. Er fühlte das und verlor damit noch mehr von seiner Sicherheit. Ihr war es das Selbstverständliche, daß sie immer wieder einschenkte. Und es schien fast, als ob sie immer fester würde, mehr in sich gedrungen, immer stärker und ruhiger, je mehr sie trank. War es, weil sie dem Sprit eine unberührte, unverbrauchte Kraft entgegensetzte?

Digitized by Google

Das konnte man nun von ihm nicht behaupten. Und hatte er nicht die letzten Male gespürt, daß seine Leistung nicht mehr auf der alten Höhe war? Wie hatte Freund Sengebusch gesagt? „Uns besten Supjohren hebben wi hatt!“ Das wurmte ihn, das verstörte ihn, das brachte sein Blut in Gärung, wirrte ihm die Sinne und schwächte seinen Widerstand noch mehr.

Es nebelte ihm durchs Hirn: ‚Ist es zu glauben, daß sie dir standhält? Daß sie dir das Leben so schwer macht? Oder ist es gar die Frage, ob du ihr überhaupt standhalten wirst?' Ein unsäglicher Schreck fuhr ihm ins Gebein. Die Angst saß ihm in den Knochen — und wenn einer erst Angst hat, ist er damit nicht geliefert? Wieder hat sie ausgetrunken. Und wie sie so dasitzt, thronend in kühler Ruhe, ist es ihm, als stäche aus kalten Augen ein grausamer Blick nach ihm hin.

Da lähmt ihn das Grauen. Sie ist nicht umsonst zu Hause gewesen! Der Geist ihrer Großmutter ist mächtig über sie geworden. Ja, ja — ihre Großmutter Regine — die ist in ihr lebendig! Das Weib hat keine Milz!

‚Ich bin verloren!' Wild bäumt er sich auf, gegen sich selbst und sein Verzagen. Laut und lärmend schlägt er auf den Tisch — und trinkt und trinkt — und sie tut ihm Bescheid — Er grölt seine Lieder — lächelnd hört sie ihm zu — ist nicht ein Hohn in ihrer Miene? Der Hohn der Überlegenheit, des Sieges —

Und seine Gedanken taumeln. In die Zukunft taumeln sie mit der jagenden Frage: Was wird werden? Wird sie nun fürder auch den Becher schwingen? Wie ihre Großmutter Regine? Und auch so männermordend und mit so grausiger Lust? Was steht da bloß in ihrem Auge? Er kann den Hieb, den er weghat, schon nicht mehr verleugnen, während sie weiter thront, unverwundet und unverwundbar in ihrer überirdischen Milzlosigkeit.

Und jetzt, seinem ziemlich ungeordneten Gegröle setzt sie klar und leuchtend einen Spruch entgegen, wie sie ihn so zum Hausgebrauch zusammenreimt. Und dabei flackert es in ihren Augen von einer tödlichen Lustigkeit:

Dies ist die wahre Zimpathie:
Erst trank bloß er, jetzt trinkt auch sie,
Jetzt trinken sie alle beide —
Ein Leben wie Samt und Seide!

Da lacht er grell auf — aber es klingt wie ein Schrei. Was würgt ihn so!

Regine — er sieht die alte Großmutter Regine Westphal! Diese unheimliche Frau! Wie Mariek sie ihm geschildert hat. Die einzige, die aufrecht bleibt — alles um sie herum liegt am Boden — wie die Leichen sind sie hingestreckt. Sie thront — sie thront — Regine thront —

Wilde Gesichte um ihn herum — Gespenster des grauesten Elends —

Mariek ist Regine — und Regine ist Mariek —

Mariek sitzt unerschütterlich und erhaben — alles um sie sinkt in den Staub — das Haus fällt in Trümmer — die Scheunen stürzen ein — die Ställe — erschlagen das Vieh — tot liegen die Pferde — die Kühe — die Schweine — die Hühner, die Enten — alles liegt da verreckt und verendet — Kadaver mit gläsernen Augen — und hier wo alles verdirbt und stirbt — auch die Kinder — die lütten Dierns — auch sie — auch sie müssen zugrunde gehen —

Ein Schluchzen schüttelt ihn — ihm sträubt sich das Haar — er starrt wie ein Verrückter —

Und er selbst — er selbst — bildet er sich ein, daß er dem Untergang entrinnt — da liegt er hingestreckt unter all den Leichen — verlumpt und verkommen — elendig gestorben, verdorben —

Nur eine sitzt da und lebt und thront und lächelt —

Und ihr Lächeln ist wie splitterndes Eis —

Er springt in die Höhe — er kreist und taumelt. „Nu ist't noog! Ick mag nich mihr!“

Wann hat Hinrich Rohde je gedacht und gesagt: ‚Ick mag nich mihr!'

Da tritt sie zu ihm. Sorglich nimmt sie seinen Arm. „Kumm, mien Jung!“

Wie das klingt! Wie leuchtet dieser Klang ihm ins Herz! Wie singt er ihm in die Seele!

„Mutting — Mutting“ — Sein haltloser Kopf sinkt an ihre Schulter, und wie ein kleiner Junge heult der große, lange Mann.

So bringt sie ihn zu Bett.

Am andern Morgen war Mariek als erste auf den Beinen. Sie spürte kein Unbehagen. Nur ein ungewohnt Leichtes, Schwebendes, Tanzendes trug ihre Glieder. Und gehoben war sie, von dem Gefühl ihrer großen Macht.

Mit dumpfen Sinnen stierte Hinrich in den Morgen. Das kam nicht vom Trunk allein. Ein Stück Welt war ihm auf den Kopf gefallen. Der Schädel hatte seine schwere Not. Seine Gedanken fanden sich nicht zurecht. Noch fuhrwerkten Angst und Schrecken mit ihm herum.

Wie dann Mariek ihn aber herzlich begrüßte — denn sie hatte auch die große Güte ihrer ungewöhnlichen Macht — da teilten

Digitized by Google

Blühender Mandelbaum. Gemälde von Fritz Berthold Neuhaus
(München, Galerie Paulus)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sich die schweren Wolken und er sah doch etwas von einem Weg, wenn ihm auch die Richtung noch nicht ganz einleuchten wollte.

Damit kam aber auch schon der unverzagte Gesell in ihm wieder obenauf.

„Nee, nee, nee.“ Noch faßte er seinen Kopf. Noch mußte der Schelm in ihm sich durchwinden durch die dunklen Mächte dieser schaurigen Nacht. Aber jetzt war er da und sprach so: „Mutting, wenn wir wenigstens miteinander abwechseln könnten!“

Sie lachte ihn aus.

„Weißt du — hier der alte Herr auf Konradshöhe und Christoph sein alter Kutscher. Wenn die beiden in die Stadt fahren, muß einer nüchtern bleiben, von wegen der Rückfahrt. Daraus haben die einen Pakt gemacht. Und wenn der Herr aus der Reihe fallen möchte, sagt der alte Christoph: ‚Nee, Herr, dat geht nich, dit is hüet mien Törn!‘

„Nun laß deine Läuschens.“ Sie wurde bitterernst. „Du weißt jetzt, wir haben unser Törn zusammen. So oder so. Ganz nach deiner Wahl.“

Ein unsagbar jammervolles Gesicht machte der arme Hinrich. Er wand sich sehr gequält. Ihm war zumut, als würde ihm der Ring durch die Nase gezogen, den Mariek so oft seinem Kumpan Steffen Kortüm angewünscht hatte.

Wenn sie nur nicht recht hätte in allem!

Aber was war aus ihr geworden — oder hatte er sie dazu gemacht?

Er arbeitete, arbeitete, daß ihm die Schwarte knackte — war zornig auf sie und war ihr dankbar.

Ein paarmal versuchte er auszubrechen. Es bekam ihm schlecht. Das Gespenst im Hause, das unbarmherzige, wurde heraufbeschworen und machte sich ans Werk, das unheilvolle. Der Schrecken zwang ihn zur Umkehr — zur Einkehr.

Hinrich begab sich nie mehr auf die große Fahrt. Ein paar kleine Ausflüge wurden ihm nachgesehen — Mariek hatte die Güte ihrer Macht. Aber den großen Bannkreis überschritt er nicht mehr. Und dann spürte er auch schon nichts mehr von dem Ring in der Nase und atmete wieder frei.

Mariek aber lohnte es ihm, dadurch, daß sie ihm einen Stammhalter schenkte.

Als der stramme, kleine Kerl ihm gereicht wurde, sagte, nachdem die erste Andacht des Erzeugers still verrichtet war, Hinrich der Schlingel: „Neugierig bin ich nun aber doch auf seine Leberlappen und auf seine Milz.“

Heimat

Von Maria Katharina Holgers

Im russischen Volkston. Zur Balalaika zu singen

Werd' ich jemals eine Heimat finden,
Heimat, ach, an einem Menschenherzen,
Heimat, ach, an einem eignen Herde,
Auf dem Schoße mir ein kleines Kindlein
Mit den Augen des geliebten Mannes?

Oder werd' ich einsam wandern müssen
Auf der braunen Erde breiten Straßen,
Mit den Blumen flüsternd und den Bäumen,
Mit den Strömen, die zum Meere laufen,
Mit dem Wind, dem rauschenden Gesellen?

Lieblich blühn in meinem kleinen Garten
Blumen, rot und blau und weißgestreifte,
Wiegen sich in ihren bunten Röckchen,
Und die alte Schnecke kommt gekrochen
Und erzählt das alte, liebe Märchen
Von dem Häuschen auf den Hühnerfüßchen.

Seit das Väterchen in schwarzer Erde,
Seit das Mütterchen ihm eilig nachlief,
Ach, das gute, in die dunkle Kammer,
Sind sie meine einz'gen Spielgesellen,
Sind mir Vater, Mutter, Bruder, Schwester,
Und kein Wunsch blüht mir im stillen Herzen.

Nur des Abends, wenn die lauen Lüfte
Leiser atmen in der Birke Goldhaar,
Wenn der Mond, der stille Himmelswandrer,
Heimlich tritt in meine Mädchenkammer,
Schwillt das Herz mir an, als wollt' es springen!
Und es hält mich kaum mehr in der Hütte.

Blumen, Sterne, Mond und wilde Ströme,
Und du, Sonne, meine goldne Mutter,
Und du, Wind, du wandernder Geselle,
O, ihr Lieben alle, die ich liebe,
Fühlet, was des Herzens Blutstrom rauschet:

„Laßt mich selig eine Heimat finden,
Heimat, ach, an einem Menschenherzen!“

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Das liebe Ich und die Zeitgenossen

Skizzen von Grete Gulbransson

Bodensee-Verzauberung

Ich wußte eigentlich sehr wenig von Fritz Mauthner, als mich der Maler Sieck an einem herrlichen Septembertag des Jahres 1919 über die Weinbergwege von Meersburg in sein verträumtes Glaserhäusle hinaufführte, das einstmals, zu der Droste Zeiten, das Wirtshaus am See war. So will ich erzählen, wie alles gewesen ist.

Wenn ich aber an diese Tage denke, kann ich nicht anders, als den ganzen Schwall der herbstlichen Schönheit um den Bodensee loszulassen. Und dieser kleine Aufsatz würde wohl besser heißen: „Blaue Herbsttage am Bodensee." Ich sehe ein, daß ich die ganze Fahrt, von der ich nicht wußte, daß sie mich zu Mauthner führen sollte, erzählen muß, denn schon auf ihr hat die Bodensee-Verzauberung begonnen, in die mir dann Mauthners Gestalt hineingeraten ist.

Es war eine Autofahrt, zu der uns mein Vetter Rolf eingeladen hatte, der wie ich an unstillbarem Heimweh nach dem Bodensee, von dem wir stammen, krankt. Und ach, wie verspürten wir schon seine Nähe, wie schlugen unsere Herzen beschwingt von Ungeduld, als das Auto in der grünen Wiege des Allgäus der Heimat entgegengeschaukelt wurde.

Auf den fetten Weiden grast das Vieh, melodisch läuten die Herdenglocken, einzelne große Bauernhöfe liegen mit blitzenden Fenstern im Abendschein. Es ist eine milchduftende Einförmigkeit über dieser Allgäuer Landschaft. Bei uns in Vorarlberg drüben ist die Luft würziger, da weht der Hauch des Felsgesteins und des sonnenheißen Thymians.

Das Abendrot ist schon fast verglommen, wie wir in der tiefen Dämmerung über die große Brücke in die alte Inselstadt Lindau hineinfahren. Glatt wie Öl liegt der Bodensee unter uns. Die Lichter von Bregenz funkeln herüber. Und dann die wundervolle, uralte Glyzinie an der Veranda des Bayrischen Hofes! Eine solche Glyzinie, so eine Überfülle duftender Blütentrauben im Frühling gibt es weit und breit nicht mehr! Und die alten, knorrigen Stämme winden sich um die lieben, längst verjährten Eisensäulchen herum, hinter denen man schon zu unserer Großeltern Zeiten mit Appetit die schönservierten Bodenseeblaufelchen gegessen hat.

Und die Luft! Der Duft des nahen Wassers, Teer von den Schiffen! Die drehende Laterne des Leuchtturms! Und immer wieder, wie Grüße aus einer anderen Welt, fern aus der blauen Nacht über das leise raunende Wasser her das Blinzeln der Lichter von Bregenz. O ihr alle Bilder und Düfte und Laute der Heimat, seid mir tausendmal gegrüßt!

Ich geh' langsam, auf schweren Füßen zum Wasser hinunter. Und wie ich da endlich allein steh', merk' ich auf einmal, daß die Bodensee-Verzauberung ernstlich begonnen hat. Alles andere versinkt, und es ist mir, als sei ich nie, nie weg gewesen, es ist, als wollte mich eine Mutter einlullen, ich kann mich nicht mehr freuen oder wundern, eine solche unsägliche, dunkelblaue Ruhe erfüllt mich. Die halbgeahnten Uferlinien der Bregenzer Seite grüßen mich, die Heimat nimmt mich still und tief und ausschließlich an ihr Herz. Und in diesem, von allem anderen abgewandten schier bewegungslosen Zustand verharr' ich den ganzen Abend.

Am nächsten Morgen ist Nebel. Das hätt' ich mir denken können!

O du Bodensee! Du geheimnisvoller Schalk! Da liegst du, mildgrau verwolkt, so still und wartend, höchstens ein Möwenschrei; kaum hörbar ein leisestes Plätschern. Aber ich kenne dich! Ich weiß, daß du mich mit deiner Glut und Bläue dann erst recht überwältigen wirst! Ich bin's gewärtig!

Noch liegt der Platz drunten vor dem Hotel menschenleer; höchstens ein Zollwächter mit hartem Schritt geht an der alten Statue vorbei. Leuchtturm und Löwe ragen still in die stille Gräue auf. Die Luft ist unbeschreiblich weich und vom Hauch des Wassers erfüllt. Und ich bin verzaubert, verzaubert. Ich weiß, daß es dem Rolf jetzt grad so zumut ist wie mir, er gibt sich völlig hin wie ich und wird gereinigt und lebendig bis in seine tiefsten Wurzeln. Denn unsere Mütter haben ja nichts anderes gewußt und gekannt als Hauch und Duft und Weichheit dieser Landschaft, aus der wir alle hervorgegangen sind.

Silbern beginnt jetzt der See zu glitzern! So fängt's an!

Das Auto steht auch schon wieder frisch und funkelnd vor der Tür, und wir steigen ein. Lautlos fliegen wir dahin, immer unter schwerbeladenen Obstbäumen entlang, rote Äpfel, goldgelbe Birnen, die Äste gestützt in ihrer unendlichen Fülle. Wie ein weißes

Digitized by Google

Band geht der Weg immer sacht bergab. Links schimmert das Azur des Sees, er ist da, er ist da — in seiner ganzen Pracht. Die Landschaft ist von einer südländischen Üppigkeit. Wie anders ist jedes kleinste Bauernhaus hier als in Bayern oder sonstwo, wie nüchtern und karg will mir doch alles andere erscheinen gegen dieses geliebte Land. Ja, jedes Häusle mit seinem spitzen Giebele und vielgliedrigen Dächle aus den Obstbäumen hervorlugend ist ein Freundgesicht. Wie grün die Wiesen, auf denen rotbackige Frauen mit riesengroßen Obstkörben sitzen.

Bald fangen die Weinberge an, der weiche Hauch verstärkt sich immer mehr, kleine, braune Kirchen zeigen sich hier und dort in den Hügeln, das Schloß „meines Kollegen Salis“ schaut auf die Straße herunter. Das Auto fliegt nur noch zwischen Reben hin. Und größer — größer und meerhafter wird die Bläue hinter den Rebstöcken mit ihren jungen Trauben und kapriziösen grünen Schnörkelchen.

Jetzt tauchen dunkle, hohe Dächer auf, das Schloß von Meersburg.

Wir sind da! Wie ein Traumbild sehnsuchtstrunken — Blau in Blau und Hauch in Hauch grüßen die entfernten Ufer und die Insel Mainau her. Und der See ist ein einziges, bebendes, zitterndes Mittagsgeglitzer!

Klein ist der Platz und abenteuerlich abgeschlossen, zwischen den zwei uralten Wirtshäusern, wo das Auto nun hält. Eine schmale, kleine Strandpromenade geht an den niederen Häusern entlang, über den starken Quadermauern hin, die gegen den See die ganze Länge von Meersburg beschützen. Es ist vollkommen mittelalterlich.

Der Rolf packt mich und schleift mich im Überschwang durchs Stadttor hinein und die vielen, vielen Stufen hinauf, auf die Terrassen der beiden Schlösser, die alles beherrschen. Es hat etwas von Capri, wie die blaue Flut hereinglüht zwischen dem alten Gemäuer.

Langsam ziehn die Dampfschiffe dort drunten entlang; ihr verwehtes Puffen schwebt in der Mittagsluft verklingend bis zu uns herauf. Es folgt ein Tag schwelgerischen See-Genießens und abends ein fröhliches Untertauchen, diesmal nicht im blauen Bodensee, sonderen im schillernden Meersburger Wein.

Am andern Morgen erheb' ich mich früh und mach' mich auf eigene Faust davon. Sehr vergnügt, mit meiner grünen Feder am Hut, will ich einmal gottselig meinen eigenen Abenteuern nachgehn, die sich mir immer bieten, wenn man mich ungeschoren läßt und ich der glückliche, fahrende Gesell sein darf, der ich bin. Ganz der Droste hingegeben, die ich schon gestern hier so stark gefühlt habe und wohl begriffen, wie hier ein Dichterherz sich nähren und gedeihen kann. Nachdem ich den und jenen gefragt hab', find' ich endlich den Buchladen in einem alten Torbogen. Mit „fliegende Rockschöß' und wehender Feder“ saus' ich hinein, und drinnen am Ladentisch steht im weißen Anzug, sommerlich-morgendlichfrisch, der Maler Sieck. Es geht ein starker Duft von wohlbehaglicher Schaffenskraft von ihm aus, seine schiefe Nase sitzt so lustig in seinem Spitzbubengesicht. Seine sonnverbrannten Malerhände wühlen in buntem Papier herum. Der kommt mir grad' recht! Er muß mich hinführen, wo man der Droste ihr rotes Häusle (wie jedes wahre Dichterheim wegab) in den Reben stehen sieht.

Rudolf Sieck

Siecks Erscheinung paßt so wundersam in das alte Nest, er könnte irgendein Magister sein, mit dem störrigen Haarschopf und den dicken Brillen. Wir lachen lustig zusammen wie zwei echte Halunken. Er erzählt mir, wie man hier einen alten Lumpen im Bogen zum Wirtshaus hinausgeschmissen hat auf die Straße (er zeigt mir den Platz), wo er liegen geblieben ist und beleidigt gesagt hat: „So macht ma's miar! Und nit amol da Huat hond's mer mitgeh!“ Worauf ihm alsogleich der Hut nachgeflogen kam! Diese Geschichte bezaubert mich. Sie ist so heimatlich und echt!

Digitized by Google

Flatternd und angeregt kommen wir in den Garten des Wirtshauses, wo die andern Reisegefährten in großer Biederkeit um den Frühstückstisch sitzen. Aber der arme Rolf ist in der Nacht krank geworden und liegt mit Fieber in dem kleinen, weißen Stübchen droben, das ganz erfüllt ist von dem unbändigen Geflimmer des Sees.

Der Kranke ist bescheiden und geduldig, er weiß, daß er von einer heimattrunkenen Dichterseele keine Pflege erwarten kann. Und gönnt es mir, wie der Sieck sich anbietet, mich am Nachmittag zum Mauthner zu begleiten.

Der Sieck macht manchen g'scheerten bayrischen Witz, doch fühl' ich mit Vergnügen das verwandte Malerblut in ihm. Hier gehen wir durch die Landschaft, die soviel die seine ist wie die meine. Und ich weiß ihn im Einklang mit dem Hesse, dem Owlglaß und auch mit mir, weiß, wie lyrisch seine innig empfundene Landschaftsmalerei ist. Unwillkürlich läßt er bald den bayrischen Dialekt etwas fallen, und wir reden die weiche Sprache des Bodensees.

Ich stampfe frohgemut den heimatlichen Boden, wie wir in dieser stillestehenden, glühheißen Mittagstunde durch die Weinberge hinaufsteigen. Er zeigt mir das Motiv, an dem er eben arbeitet. Ich erzähl' ihm von meinem Vater, der auch als glücklicher Malervagabund diese lieben Gegenden durchstreift hat. Und da erzählt er mir endlich auch von sich, wie er so ein armer Ladenbursch war und keine Ahnung von Malerei gehabt hat und einmal am Sonntag in eine Ausstellung gekommen ist, zufällig, und ein Bild von Böcklin gesehen hat und gesagt hat: „Ich will auch Maler werden!" Und wie schwer das war und doch wie unabänderlich, und wie arm er war, und wie er dann wieder als Kommis gearbeitet hat, nur um auf die Akademie gehn zu können. Und nun steht er vor mir auf der Höhe seiner erfolgreichen Kunst; Arbeitslust und Eifer strahlen aus seinen neugierigen Augen! Beneidenswerter Zustand! Auf stillen, heißduftenden Waldwegen kommen wir endlich zu der weißen Gittertür des Glaserhäusles, in dem der Mauthner wohnt. Sieck öffnet die kleine Pforte und führt mich durch den Garten hinein. Gegenüber von dem alten Glaserhäusle ist ein offenes Holzgelände, zu dem über einem Graben eine Brücke geschlagen ist. Da die Türe offen steht, sieht man schon von weitem, daß es ein einziger großer Raum ist, von oben bis unten angefüllt mit Büchern. Mitten drin steht ein Tisch, und drüber flammt, vom Oberlicht grell beleuchtet, der graue Zottelkopf Mauthners.

★

Wie er uns kommen hört, erhebt er sich und geht uns mit fragendem Blick entgegen. Mir also ist es ungeheuer wohl zumut, und ich will mir eine exquisite Stunde gönnen und einmal kopfüber in die Freiheit und Behaglichkeit eines großen, unbeengten Geistes tauchen.

Ich bin mit tausend Wässern gewaschen, und der köstliche, witzige, alte Mauthner hält mir brav stand. Ich sag' nicht, wer ich bin, und es geht eine Raterei, ein beschwingtes Hin und Her und Gelächter los. In selbstvergessenem Stolz über uns beide, die er gegeneinander ausspielt, steht der Sieck daneben und glotzt uns mit künstlerisch sprühenden Augen hinter seiner dicken Brille heraus an.

Wir reden über Schaffen und Menschlichkeit, der Mauthner führt uns in das Glaserhäusle hinein, in ein kleines, vollgepferchtes Zimmer. Sein junger Neufundländer macht uns zwar mit überschwenglichem Getob' und Gebell eine Unterhaltung fast unmöglich. Dennoch steh' ich wie der verkappte Königssohn im Lied vor dem alten König da, und ohne Scheu geig' ich drauf los auf der Geige meiner Poesie, vertrauend, daß diese Ohren mich vernehmen werden.

„Ich bin doch wohl kein Schweinehirt.
Und hast du's auch gemeint."

Und er beugt sich mir zu mit listigem Blinzeln und schaut den Sieck an und sagt: „Es kommen viele Leute ins Glaserhäusle, aber das ist kein gewöhnlicher Besuch! Ich weiß nicht, wen Sie mir da bringen, Herr Sieck, aber mir scheint, hier steht ein Mensch vor mir!" (Die Eitelkeit ist eine natürliche Eigenschaft. Ihr Frauen und ihr Dichter allzumal müßt mir's zugeben!) Ich bin sehr beglückt und stampf' und glüh' und ruh' mich aus auf dieser Station meiner Wallfahrt.

Wir gehen zusammen in eine kleine Rebenlaube, die über der unendlichen Aussicht schwebt. Zwischen ihren Säulen verliert sich der Blick in blauem Duft. Mir gegenüber sitzt der patriarchalische Greis, die dunkeln, forschenden Augen mir zugewandt. An der Mauer lehnt der Sieck, die Sonne fällt auf ihn. Er hat ein sehr ländliches Kostüm an mit kurzen, mißfarbenen Leinenhosen und nichts wie Sandalen an den braunen Füßen. Und er lacht im Genuß dieser auserlesenen Stunde. Ich aber sitz' ganz still mit weit aufgerissenen Augen da. Das Gespräch ist abstrakt und schleicht wie die Katz' um den heißen Brei. Denn es ist mir etwas unheimlich, daß ich nie ein Wort von Mauthner gelesen hab'; ich weiß nur, daß er eine sehr kritische Ader hat, und grad' deshalb ist mir's drum zu tun, vor seine scharfen Augen zu treten. Aber auch er hat ja noch kein Wort von mir gelesen, also ist der Genuß unseres Beisammenseins völlig ungetrübt. Und das lustige Raten, mit dem unsere Bekanntschaft begonnen hat, wird alsbald ernster. Aber das frohe Lachen der harmlos-schönen Hochsommerstunde bleibt.

Mit roter, lechzender Zunge tobt der junge Hund unablässig um uns her und stürzt sich bald auf den einen und bald auf den andern. Der Mauthner merkt gar nicht, daß er ihm die Hand blutig beißt.

Digitized by Google

Jetzt knacken die Zweige hinter uns, und mit leichtem Schritt kommt in ihrem schlichten, weißen Kleid Frau Sieck heran. Während der Mauthner hineingeht, um den vom Hund ramponierten Rock zu wechseln, klettert die muntere Sieckin wie ein Lausbub am Spalier des Glaserhäusles herum. Wir gehn dann alle zusammen durch Wald und Weinberg zum See hinunter. Es ist köstlich zu sehen, wie die Sieckin ganz und gar aus dem Boden dieses Landes entsprossen ist. Frei ausschreitend marschiert sie einher, die blonden Haarwellen von keinem Hut bedrückt. Daneben der lustige, alte Buckel Mauthners. Er geht mit kleinen, vorsichtigen Schritten und hat einen umständlichen großen Strohhut auf seine Mähne gestülpt.

Wir steigen wohl an die hundert Stufen bolzgrad' durch den Weinberg hinunter, wo an der Straße die Badehütte steht. Dort treffen wir Mauthners Frau; dasselbe Wohlbehagen einer disziplinierten, hohen Geistigkeit wie von ihm geht auch von ihr aus. Wir begrüßen einander mit Herzlichkeit und beschnüffeln einander mit Genuß.

Nach dem Schwimmen steigt die ganze Gesellschaft noch einmal zurück zum Glaserhäusle. Die Sieckin geht mit mir und erzählt mir von der Frau Mauthner, wie sie ihn so gut versteht und was sie für ein beneidenswertes Dasein führen, Sommer und Winter in dieser verschwiegenen, ungestörten Einsiedelei.

Fritz Mauthner

Die Gesellschaft verliert sich in Garten und Haus, und schließlich geht man über die steilen, dunkeln Treppchen in den oberen Stock, wo man sich auf der Veranda versammelt. Fünf Länder kann man von hier aus sehen. Die Tannenwipfel wehen ganz nah, da mag man wohl an Frühlingsabenden den Kuckuck rufen hören. Auch oben sind die Zimmerchen des Glaserhäusles eng und warm wie Vogelnester und vollgestopft mit tausenderlei vergeistigtem Hausrat. Auf dem Tisch steht das Schachbrett, mitten im Kampf verlassen, davor die Lederpolster mit jahrelang versessenen Gruben drin.

Leider fängt alsbald der Luzius an zu nörgeln, daß wir heimfahren müssen. Und gemahnt an den armen Rolf, der krank und verlassen drunten im Wirtshaus liegt. Und mein Gewissen drückt mich, da ich doch ihm diesen herrlichen Tag zu verdanken habe. Wenn ich so flammend, wie ich bin jetzt, dann an sein armes Krankenbett treten soll, muß ich mindestens flammende Rosen und Nelken mitbringen, als Fürsprech' und Vorreiter. Das sag' ich dem Mauthner und frag' ihn, ob er nicht weiß, wo ich solche Götterboten hier bekommen könnte. Er meint, höchstens der Seminargärtner würde mir vielleicht welche geben, und erbietet sich, bei ihm den Vermittler zu machen. Sieck und eine schöne, rothaarige Italienerin, die auch von der Gesellschaft ist, schließen sich uns an. Und wir gehn von den andern weg, durch das dämmrige Häusergewirr und die großen, runden, hohen Torbogen des Seminars. Über breite, altertümliche Stufen kommen wir in einen Seitenflügel; dort wohnt der Gärtner. Erst will er nicht und sagt, es sei schon zu dunkel, aber auf ein Wort Mauthners macht er sich dann doch mit seinem Messer davon. Wir erwarten ihn im Schloßhof.

Da liegt verschwiegen im Zwielicht ein rundes Steinbassin, dessen schwarzes Wasser ölig glatt im Widerschein vereinzelter, erhellter Fenster aufleuchtet. Der Hof ist an allen vier Seiten umgeben von stolzen Fassaden. Um das Bassin herum schimmert geheimnisvoll ein Kranz weißer Blumen, die einen betäubenden Duft ausströmen. Drüber steht sternbesät ein metallblauer Nachthimmel.

Die schöne, rothaarige Frau setzt sich auf den Marmorrand und beugt sich träumerisch zum dunkeln Wasser nieder. Mauthners helle, hagere Gestalt mit dem langen, grauen Bart steht in den blaßglühenden Blumen.

Von irgendwoher tönt ein einförmiges Tischgebet, und auf einmal fängt auch noch eine Orgel an zu spielen. Jetzt tritt aus einem der Torbogen der alte Gärtner mit einem riesigen, bunten Blumenstrauß, für den er eine winzige Summe verlangt. Nun haben wir den Strauß und könnten gehen. Aber anstatt das zu tun, laufen wir dem Orgelspiel nach.

Die schöne, fremde Frau steigt uns voraus über fremde Treppen hinauf. Und plötzlich stehn wir völlig unerwartet auf dem Chor, direkt bei der Orgel einer wundervollen, heiteren Barockkirche. Die gemalte Decke ist uns nah zu Häupten, unten ahnt man in ungewisser Dämmerung das Gestühl und die Altäre. An der Orgel sitzt ein sehr schöner Knabe, ein Schüler wohl des Seminars,

Digitized by Google

vielleicht sechzehn Jahre alt, und phantasiert aus einer jungen und genialen Seele nach Herzenslust drauflos, einem aufjubelnden Thema nachjagend, den lockigen Kopf in Selbstvergessen weit zurückgeworfen. Er kümmert sich nicht im geringsten um uns, die wir uns gleich voll Andacht in die Betstühle zu seiten der Orgel niedergelassen, um seinem Spiel zu lauschen. Der starke Duft meines Straußes steigt wie Weihrauch auf und erfüllt alsbald die ganze Empore. Meine Begleiter sitzen regungslos, die schöne Frau tief in sich versunken. Manchmal läßt der Jüngling die Orgel losbrausen, daß die Luft um uns erzittert, manchmal ist's wieder wie zartestes Vogelgezwitscher. Während er mit der einen seiner kinderhaften Hände weiterspielt, blättert er mit der anderen suchend in alten Notensetzen herum. Er kann aber nicht von seinem eigenen Thema ablassen.

Es ist wieder unerträglich schwer, sich aus dieser Verzauberung loszureißen. Und wenn wir alle auf diesem Gang ins Seminar auch kaum ein Wort miteinander geredet haben, so gehn wir doch reich beschenkt auseinander. Als hätte jeder von uns einen solchen Blumenstrauß in der Hand wie ich, aber von unverwelklichen Blumen. Und es war auch das Blümlein Vergißmeinnicht, das ich aus Meersburg mit heimnahm, und ich habe gewußt, daß ich nun immer wieder den schmalen Weinbergsteg zum Glaserhäusle finden würde.

*

Doch nur noch einmal war es mir vergönnt, den neugewonnenen, alten Freund und seine liebe Frau in ihrer schönen Einsamkeit zu besuchen. Und zwar hab' ich es da wieder so merkwürdig und symbolisch getroffen und habe Zeuge sein dürfen bei einer so erhebenden und doch so traurigen Stunde, daß ich auch das noch niederschreiben und erzählen muß.

Auf einmal hat mich im Januar 1921 die Lust erfaßt, den Mauthner wieder zu besuchen, und ich bin auf und davon und allein nach Meersburg gefahren.

Ein lautloser, grauer Sonntag. Das kleine Städtle feiertägig still und öd. Wenn mir je einer begegnet, ist es ein braver Schwab mit wettergeröteten Backen. So geh' ich ungeschoren durch das farblose Tal hinauf über den roten Blätterteppich des Waldes.

Auf der Höhe kommt mir schon Mauthner entgegen, sein Bart ist völlig weiß geworden und weht im Winterwind. Seine gescheiten, dunkeln Augen begrüßen mich mit dem alten, forschenden Blick. Mit viel Umständlichkeit und wohlgesetzten Worten erklären wir einander, wie dieser Besuch für jeden eine Freude und eine Erfrischung bedeutet.

Er führt mich in sein winziges Zimmer, setzt sich mir gegenüber, und ohne Umschweife geht der lebhafte Diskurs los. Er läßt mich durchaus nicht zu Wort kommen. Denn er ist selbst von einer unbändigen Lebhaftigkeit, und da er im Winter wenig Besuch hat und wenig Ansprache, so ist er einfach geladen. Ich aber habe eine Frage auf meinem pedantischen Dichterherzen, wegen der allein ich fast diese Wallfahrt unternommen habe.

Der Mauthner hat mir nämlich geschrieben: „Ich wünschte, daß Grete Gulbransson, endlich des Spielens müde, groß formen und gestalten wollte!" — Was meint er, was meint er — so ist's mir seither durch den Sinn gegangen, und ich warte mit geduldiger Ungeduld den Augenblick ab, diese Frage anzubringen. Aber ich denke bescheiden, vorher muß sich der erste Schwall etwas gelegt haben, daß ich auch die rechte und bedachtsame Antwort erhalte, die ich mir dann hinters Ohr schreiben kann.

Leider aber hat der Mauthner das Steuer in der Hand und steuert kühn auf uferlose Meere davon, und ich muß wohl oder übel mit. Und meine Stimme wird verweht im Rauschen dieses großen Meeres. Endlich aber brüll' ich voll Energie dem Mauthner meine Frage ins Gesicht. Und da hält er ein in seiner Sturmfahrt und schaut mich still und aufmerksam an, und ehrfurchtsvoll sitz' ich vor seinem weißen Barte da, wartend, was jetzt kommen wird.

Er sagt, wie erstaunlich rein und scharf ihm meine Form erscheint, wie lyrisch-epigrammatisch. Daß es ihm vorkommt, ich machte oft einem bloßen Einfall zulieb ein Gedicht. Er möchte mir einen größeren Stoff, eine größere Aufgabe vorschlagen, meint er. Ich bin ganz Ohr, und meine Augen glühen. ‚Jetzt kommt es,' denk' ich, aber o Verhängnis, jetzt, in diesem wichtigen Augenblick hört man vor der Türe Teller klappern, das kleine Haus wird unruhig. Ich könnte verzweifeln, weil ich merke, daß diese meine Stunde zu Ende geht. Die Tür öffnet sich und man ruft uns zum Essen. „Wir reden später weiter," sagt er beruhigend, indem er mich in die kleine Glasveranda führt, wo seine Frau uns erwartet und im Eck ein rundes Tischchen für uns festlich gedeckt ist.

Und bald nach dem Essen muß ich gehen, denn der Mauthner braucht Ruhe, um sich für ein wichtiges Ereignis vorzubereiten. Gleichzeitig mit mir hat sich nämlich ein Rezitator von auswärts bei ihm angesagt, der seinen „Buddha" rezitieren will und hergereist kommt, das Werk mit dem Dichter durchzustudieren. Mauthner hat also versprochen, ihm und uns heute abend den ganzen „Buddha" vorzulesen. ‚Und meine Frage? Meine Frage?' denk' ich.

Wie ich abends wieder im Glaserhäusle erscheine, ist der Rezitator schon da. Wir begrüßen einander mit schlecht verhehltem Mißtrauen und Mißbehagen, denn jeder fühlt sich vom andern verdrängt. Der Rezitator trägt einen rostbraunen Sammetanzug, und sein schwarzes Haar auf Haupt und Lippen ist reich gelockt. Seine Sprache will meinem eifersüchtigen Zorn geschraubt

Digitized by Google

und unnatürlich erscheinen, aber ich tue ihm unrecht. Mit finsteren Blicken sitze ich abseits und finde, daß der Rezitator seine Angelegenheit viel zu breit und mit emphatisch rollendem Brustton erörtert.

Frau Mauthner hat Erbarmen mit mir und fragt mich, ob ich nicht ein wenig in ihr Zimmer hinauf kommen wollte, eine Zigarette zu rauchen. Dabei erzählt sie mir, wie sie den Mauthner als verwöhnten, verhetzten, berühmten Mann in Berlin kennengelernt hat, dem kein Gedanke übrig war für Tiere, Natur, Frauen. Daß ihm dies alles erst nach und nach unmerklich in ihrem Beisammensein gekommen ist. Wir verstehen einander wohl und sind einig im Weg und Ziel: einem vorgezeichnet von der Sehnsucht nach dem Zusammenklang mit dem Weltgeist (oder wie man es nun nennen mag). Sie scheut sich nur, ihn Gott zu titulieren. Überhaupt hat sie die merkwürdige Wortscheu mit ihrem Manne gemein. Sie haben sich beide so intensiv mit der Sprache beschäftigt, daß sie die Harmlosigkeit ihr gegenüber ein für allemal verloren haben. Und jedes Wort steht ihnen in seinem ganzen Werdegang und seiner Deutung und Mißdeutung schier schreckhaft klar vor Augen. Daging' es mir schlecht, wenn ich in diesem Zustand wäre. Obwohl die Sprache mir das Element ist, in dem ich schnalze wie der Fisch im Wasser. — Frau Mauthner erzählt mir, daß sie jahrelang allein in der Wüste gelebt hat, und wie herrlich das war, und weiß nicht, wie sehr ich das ja verstehe.

Jetzt kommt Mauthner die kleine Hühnerstiege heraufgetappt und ruft uns, da er jetzt anfangen will, seinen „Buddha" zu lesen. Es ist wahrhaft ergreifend, wie er es tut. Er sitzt steif aufgerichtet auf dem kleinen, unbequemen Drosteftuhl, seine schweren Augendeckel sind, indem er liest, über die Augen gesunken, und sein schöner, alter Mund mit dem einen Zahn bewegt sich langsam und bedächtig beim Lesen. Seine Stimme ist tief und still. Er zieht das Wort „Buddha" sehr in die Breite und sagt: „Er war ein Buhddha geworden!"

Wir sitzen zu dritt in großer Andacht um ihn herum und können oft die Tränen nicht zurückhalten. Ich muß immer wieder zu seiner Frau hinüberschauen, weil ich fühle, daß dieses warm-lebendige Werk aus dem läuternden Zusammenhang mit ihr hervorgegangen ist. Es ist wie eine große Bestätigung des Gespräches, das wir vorhin dort oben in ihrem kleinen Kabinett gehabt haben. Wenn Buddha so schön von den lieben Blumen und Sommervögeln spricht: „Ihr meine lieben Lehrerlein — meine lieben Meisterlein." Manchmal breitet der Rezitator die Arme in heißem Enthusiasmus aus, denn was bedeutet es nicht für ihn, dieses innige Werk von dem greisen Meister selbst anhören zu können.

Wie er ausgelesen hat, schaut mich Mauthner fragend an, aber ich bin nicht imstande, etwas zu sagen. Seine Frau gibt mir das Buch in die Hand, wo vorn die gereimte Widmung an sie drin ist mit der Schlußzeile: „Du weißt warum." Jetzt ist sie aber so erschöpft, daß sie ins Bett muß. Heut war der erste Tag, daß sie nach einer schweren Krankheit wieder aufwar.

Mauthner, der Rezitator und ich gehen mit zwei kleinen Laternen durch den finsteren, nächtlichen Wald zum „Schützen" hinunter, um zu essen. Wie wir in der bäuerlichen Gaststube am Tisch sitzen, schaut mich Mauthner wieder so fragend an und sagt: „Ich möchte wissen, ob Sie geschwiegen haben, weil es Ihnen nicht gefiel, oder —?" Ich sag' ihm, wenn es mir sehr tief geht, kann ich nicht reden, just weil ich sonst soviel und allzuviel unziemliches Gegacker vollführe. Und sag' ihm, wie es mich ergriffen hat, vor allem im Zusammenhang mit seinem Leben. Und er erträgt das offene Wort und geht in schöner Befreiung und Menschlichkeit darauf ein.

Am andern Tag also wird der Rezitator nun uns den „Buddha" lesen. Ich komme eine halbe Stunde vorher zu Mauthner, um in Gottes Namen doch noch meine Frage, meine Frage anzubringen. Aber es gelingt mir nicht. Die Luft ist ganz erfüllt von diesem „Buddha". Und ich bin's selbst, die von nichts anderem mehr reden mag. Schließlich ist es Mauthner, der sagt: „Aber nun wollen wir doch noch unser gestriges Gespräch über Ihre Arbeit fortsetzen. Es erscheint mir von der größten Wichtigkeit für Sie —"

Da geht die Türe auf, und das Schreckgespenst von Rezitator steht auf der Schwelle. Damit ist es besiegelt, daß ich nie erfahren soll, was der Freund mir hat für einen Rat geben wollen.

Denn nun beginnt der Rezitator einen unsäglichen Umstand der Vorbereitungen für seine Vorlesung. Kein Stuhl ist ihm recht, keine Stelle des Zimmers, keine Beleuchtung. Er läuft in seinem feierlichen Gehrock hin und her und schaut sich in dem winzigen Salon um wie ein Feldherr. Die zarte Frau Mauthner schleppt Leuchter und Stühle herbei, alles, was das Haus nur bieten kann. Endlich sitzt er, von Kerzen beleuchtet, vor dem Klavier und wir andern in weit gemessener Entfernung. Es kann losgehen.

Und da muß ich ihm im stillen alle meine bösen und infamen Gedanken abbitten, denn er redet nun, da er alles in der Gewalt hat, wie er's braucht, wirklich gut. Stark und menschlich, mit feinem, künstlerischem Takt. Wir sind sofort alle von ihm mitgerissen. Mauthner sitzt still da, den weißen Kopf gebeugt. Manchmal streckt er die Hand nach seiner lieben Frau aus, die flüchtig ihre Fingerspitzen hineinlegt.

Einmal knarrt draußen leise eine Tür, da unterbricht der Rezitator den feierlichen Fluß der Worte und stürzt wie ein wüten-

der Tiger hinaus, schreiend, daß er das nicht ertragen könnte. Es müßte die allervollkommenste Ruhe herrschen.

Die Melodie der Sprache ist groß und einfach.

Irgendwie ist es für uns alle gegeben, daß wir des alten Mauthner rührende Greisengestalt mit dem alten Buddha seiner Dichtung, der so wundersame, tiefe Weisheiten ausspricht, bevor er diese Welt verlassen muß, identifizieren. Und er selbst mag sich wohl kaum dieser merkwürdigen Verzauberung entziehen können. Deshalb ist die Ergriffenheit, die uns alle erfaßt, aus tiefstem Herzen echt, und man hört alsbald alle leise schluchzen.

Wie das Schlußwort fällt: „Das habe ich gewußt," muß der alte Mauthner rasch aufstehen und sich abwenden.

Frau Mauthner nimmt mich bei der Hand und führt mich wieder in ihr Zimmer hinauf, und da kann ich endlich reden und reden, indem mir die Tränen herunterlaufen. „Sie haben es gut, Sie können reden —" sagt die Frau Mauthner zu mir. Es ist ein großes Erlebnis für sie, daß dieses Werk, das ihre Liebe ihm gegeben hat, nun, da seine Tage gezählt erscheinen, noch einmal zu so hellem Leben aufglüht.

Daß seine Tage gezählt sind, fühlen wir beide. Und es ist, als hätten wir's beide erwartet, daß man uns ängstlich herunterruft, Herr Mauthner fühle sich nicht wohl. Wir wußten's beide im voraus! Und wir drücken einander voll Schmerz die Hand, wie wir den Greis nun hingebettet auf dem Sofa liegen sehen, den schönen Kopf weit zurückgebogen, die grauen Haare wie Flammen aufwallend von seiner bleichen Stirn.

Ach, jetzt ist er in seiner stillen Ehrwürdigkeit das leibhaftige Bild seines sterbenden Buddha. Mit erlöschender Stimme spricht er zu uns und streckt mir Abschied nehmend eine zitternde Hand hin. Und ich weiß mit Weh, daß ich sie nun zum letztenmal erfasse.

Und so ist es gewesen. Ich habe ihn seit jenem mir unvergeßlichen, tief ergreifenden Abend nicht mehr wiedergesehen. Obwohl seine Zähigkeit und Lebensenergie sich noch viele Monate ingrimmig gegen den Tod gewehrt hat.

Ich wußte ihn leidend, und ich litt mit ihm, doch nie werde ich vergessen, wie er mir einmal gesagt hat: „Liebste, erhalten Sie sich Ihren Humor! Es ist das Beste! Nur durch die Erlösung des Humors ist es mir möglich, die grausamen Plagen des Alters und Vergehens zu ertragen!"

Der Pilger. Von Hermann Hesse

Immer war ich auf der Fahrt,
Immer Pilgersmann,
Wenig hab' ich mir bewahrt,
Glück und Weh zerrann.

Unbekannt war Sinn und Ziel
Meiner Wanderschaft,
Tausend Male, daß ich fiel,
Neu mich aufgerafft!

Ach, es war der Liebe Stern,
Den ich suchen ging,
Der so heilig und so fern
In den Höhen hing.

Eh' das Ziel mir war bewußt,
Wanderte ich leicht,
Habe manche Höhenlust,
Manches Glück erreicht.

Nun ich kaum den Stern erkannt,
Ist es schon zu spät,
Hat er schon sich abgewandt,
Morgenschauer weht.

Abschied nimmt die bunte Welt,
Die so lieb mir ward!
Hab' ich auch das Ziel verfehlt,
Kühn war doch die Fahrt!

Digitized by Google

Neues von alten Bekannten

Von Friedrich von Lucanus

Mit zehn Wiedergaben von Gemälden E. Aicheles in Pforzheim

Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar", wer kennt sie nicht, all die lieblichen Sänger, die uns immer wieder bei einer Wanderung in der freien Natur durch ihr fröhliches Wesen und ihren Gesang erfreuen? Ein Spaziergang im Mai in lauer Lenzesluft und Fliederduft empfängt erst durch den flötenden Schlag der Nachtigall die richtige Weihe. In den öden Kiefernwald unserer Heimat gehören der markige Ruf des Buchfinken, der lieblich flötende Sang des Fitislaubsängers und das sanfte Lullen der Heidelerche. Immer wieder freuen wir uns, wenn wir den alten Bekannten begegnen, die uns schon so manches Mal Herz und Gemüt erquickt oder über traurige Seelenstimmung hinweggeholfen haben. Wir sagen „alte Bekannte" und glauben die Vögel unserer Heimat, ihre Sitten und Gewohnheiten gut zu kennen, und doch ist dies nicht immer der Fall. Sobald wir versuchen, näher in die Lebensgewohnheiten der Vögel einzudringen, dann machen wir bald ganz neue Entdeckungen und sehen Erscheinungen, von denen wir früher keine Ahnung gehabt haben.

Ein eifriges Studium der Vogelstimme zeigt uns, daß der Gesang vieler Vogelarten recht bedeutende Unterschiede haben kann. Es gibt gute Sänger, die sich durch Mannigfaltigkeit der Töne und schöne Stimmlage auszeichnen, und schlechte Sänger, die ein wenig abwechslungsvolles, nur stümperhaftes Lied vortragen. Dieser Unterschied des Gesangs ist nicht allein eine individuelle Eigenschaft, sondern bisweilen an bestimmte Gegenden gebunden. So zeichnen sich z. B. die Buchfinken im Thüringer Wald durch einen besonders schönen Schlag aus, der durch eine mehrsilbige, sehr melodische Endstrophe beendet wird. Infolgedessen steht gerade in Thüringen die Liebhaberei für den Buchfinken in hoher Blüte. Je nach dem Klang des Schlußakkords spricht man von „Reitzugfinken", oder „Würzgebührschlag", weil bei einiger Phantasie sich diese Worte aus der Schlußstrophe heraushören lassen. Im vorigen Jahrhundert war die Finkenliebhaberei in Thüringen noch weit verbreiteter als heute. Gab doch damals ein armer Bauer eine Kuh im Tausch gegen einen besonders schön schlagenden Finken!

Recht verschieden sind die Gesangleistungen der Singdrossel und des Rotkehlchens. Es gibt Rotkehlchen, die nur ein leises Zwitschern hören lassen, und andere, die mit lauten, markigen Flötentönen einen abwechslungsreichen Gesang vortragen, der geradezu an Amsel- und Drosselschlag erinnert. Eigentümlich ist, daß die unbedeutenden Sänger stets im niedrigen Gebüsch sich aufhalten, während die lauten Sänger beim Vortrag die höchste Spitze eines Baumes wählen, wie es die Singdrossel tut. Es ist, als ob der Vogel sich seines Talents bewußt wäre und einen erhöhten Platz wählte, um seine Stimme weit in die Welt hinauszuschmettern. Man kann also beim Rotkehlchen geradezu zwei Gesangsrassen unterscheiden, die leisen „Buschsänger" und

Stieglitze in Disteln. Aquarell

Rotkehlchen. Ölbild

ganz bestimmten Gebieten vorherrschen. Im Gegensatz zur stimmbegabten Singdrossel, die bei uns nur auf dem Zuge vorkommt, ist die nordische Wacholderdrossel eine schlechte Sängerin, die nur wenig zwitschernde und leise pfeifende Töne hören läßt, ein Beweis, daß die gesangliche Begabung bei recht nah' verwandten Vögeln sehr verschieden sein kann.

Versuche, die man neuerdings mit jung dem Nest entnommenen und in isolierter Gefangenschaft aufgezogenen Singvögeln gemacht hat, ergaben das überraschende Resultat, daß der Gesang keine angeborene Eigenschaft ist, sondern zum Teil erst durch Beispiel erlernt wird. Wohl singen solche isoliert auf-

die lauten „Wipfelsänger". Hierbei handelt es sich häufig, wie ich wiederholt beobachten konnte, um lokale Gesangserscheinungen, d. h. in bestimmten Gegenden sind die „Wipfelsänger" und in anderen Gegenden wieder die „Buschsänger" zu finden. Solche „Vogeldialekte" machen sich vor allem auch bei der Nachtigall, dem Sprosser und der Singdrossel bemerkbar. Der Gesang der Singdrossel besteht ja bekanntlich aus einzelnen Rufen, die beim Vortrage mehrmals, gewöhnlich zwei- bis dreimal wiederholt werden. Klang und Rhythmus dieser Rufe sind sehr verschieden, und auch hier kann man wieder die Beobachtung machen, daß bestimmte Rufe in

Wasserstar. Ölstudie

Digitized by Google

Rotrückige Würger. Ölstudie

gezogenen Vögel, aber die Melodie klingt nur stümperhaft, zum Teil sogar ganz anders als bei den Artgenossen in der Freiheit. Ich besitze zurzeit einen Stieglitz, den ich zum Studium des Vogelgesangs noch im Daunenkleid aus dem Nest nahm und auffütterte. Dieser Vogel bringt durchaus nicht den charakteristischen Stieglitzgesang, sondern läßt einen ganz entarteten Gesang hören, der an Ammergezirpe erinnert. Sogar nicht einmal der Lockton, das hübsche „stieglit", ist ihm eigen, und man sollte doch eigentlich meinen, daß die festgelegten Locktöne durch eine jahrtausendlange Gewohnheit zur erblichen Eigenschaft geworden seien. Dies ist aber nicht immer der Fall. Daß die Melodie des Gesangs dem Vogel nicht ohne weiteres angeboren ist, geht ja auch daraus hervor, daß viele Vögel, wenn sie jung in Gefangenschaft kommen, fremde Weisen, z. B. Lieder, nachflöten lernen. Besonders gelehrig ist der Gimpel. Die liederpfeifenden Dompfaffen spielen bekanntlich im Vogelhandel eine große Rolle.

Durch meine Versuche konnte ich feststellen, daß die jungen Vögel draußen in der Freiheit die Melodie des Gesangs sich nicht erst, wenn sie flügge geworden sind und selbst zu singen beginnen, aneignen, sondern bisweilen schon im Nest. Sie lauschen dann dem Vortrag des Vaters und nehmen bereits dessen Melodie auf. Es ist also ein großer Unterschied, ob man einen jungen Singvogel erst kurz vor dem Ausfliegen aus dem Nest nimmt, oder bereits in den ersten Lebenstagen. Im letzteren Falle wird der Artgesang verstümpert, im ersteren Falle dagegen nicht oder weniger.

Freilich gibt es auch Vogelarten, denen der charakteristische Artgesang angeboren ist. Dies ist z. B. bei der Heidelerche der Fall, die, ganz jung aus dem Nest geraubt, später genau ebenso singt wie der in der Freiheit aufgewachsene Vogel. Der Gesang der Heidelerche besteht nur aus wenigen Tönen, die trillernd und flötend vorgetragen werden. So einförmig der Gesang auch ist, so klingt er doch ungemein lieblich, wie zartes Glockengeläut. Wenn man bedenkt, daß der Stieglitz seinen auch nur einfachen Gesang erlernen muß, die Heidelerche ihn aber als Erbstück mit auf den Lebensweg bekommt, so ist dieser Unterschied eine sehr auffällige Erscheinung, die sich nicht ohne weiteres erklären läßt. Wir sehen also, daß die Biologie unserer heimischen Vögel manches Rätsel birgt, dessen Lösung der Forschung noch vorbehalten ist.

Andere Singvögel sind sogenannte „Spötter", wie z. B. der Rotrückige Würger, auch Neuntöter genannt. Er hat keinen eigenen Artgesang, sondern setzt sich seinen Gesang aus den Weisen anderer Vögel, in deren Gesellschaft er lebt, zusammen. So bringt er ein lustiges Potpourri. Bald hört man den Orgelgesang der Amsel, das rauhe „Karre,

Digitized by Google

karre-kiek, kiek“ des Rohrsängers, den Buchfinkenschlag, das Lied der Feldlerche, oder auch den katzenartigen Ruf des Bussards und das Locken des Rebhuhns. Alles wird täuschend nachgeahmt. Manche Würger imitieren die Stimmen von zehn oder noch mehr verschiedenen Vögeln. Der Würger ist der Räuber unter den Singvögeln, denn er verzehrt außer Insekten mit Vorliebe Fleischnahrung wie Mäuse, kleine Vögel oder auch Frösche. Er hat die Gewohnheit, seine Beute auf einem Dornzweig aufzuspießen, und legt sich so einen Galgen an, der ihm in Zeiten der Not als Mundvorrat dient. An einem jung aufgezogenen Würger konnte ich nun beobachten, daß diese eigentümliche Gewohnheit nicht durch Beispiel erworben wird, sondern eine erbliche Veranlagung ist, denn sobald der junge Würger selbständig geworden war, spießte er Fleischstückchen und Mehlwürmer auf einen in seinem Käfig angebrachten Dornzweig auf und legte sich den üblichen Würgergalgen an, obwohl er es niemals von anderen Würgern gesehen hatte. Überhaupt ist die Art des Nahrungserwerbs, wie ich bei meinen vielen Versuchen feststellen konnte, eine erbliche Eigenschaft. Kein Vogel bedarf eines Unterrichts, wie er sich zu ernähren hat. Er weiß es von allein und übt den Nahrungserwerb in der für seine Art charakteristischen Weise aus. Ein anderes Beispiel zeigt dies recht treffend. Ein von mir jung aufgezogener Baumfalk ergriff, als er flügge war, sofort einen anderen im Zimmer freifliegenden Vogel im Fluge, blockte mit der Beute auf eine Schrankecke auf, tötete das Opfer durch einen kräftigen Biß in den Kopf, rupfte die Federn aus und begann zu kröpfen. Er verhielt sich also genau so wie ein in der Freiheit aufgewachsener Falk, der auch seine Beute im Fluge schlägt und dann auf dieselbe Art verzehrt. Ein Unterricht durch die Eltern, wie man früher glaubte, ist also für den Nahrungserwerb durchaus nicht notwendig. Nicht einmal der Raubvogel bedarf einer Anleitung zu seinem kühnen Räuberhandwerk. —

Unter unseren heimischen Singvögeln gibt es sogar einen Vertreter, der ein ausgesprochener Wasservogel ist. Es ist der Wasserstar, ein kühner Schwimmer und Taucher, der sich seine Nahrung aus dem Wasser holt. Der Wasserstar ist ein gedrungener, kurzschwänziger, grauer Vogel mit weißer Brust und rotbraunem Leib. Die reißenden Gebirgsflüsse sind sein beliebter Aufenthalt. Hier sitzt er mit Vorliebe auf einem vom Wasser umrauschten Stein. Plötzlich stürzt sich der kleine Wicht mit kühnem Sprung in die schäumenden Wogen, taucht unter, schwimmt geschickt, die Flügel als Ruder benutzend, gegen die Strömung unter Wasser, um kleine Fische, Fischlaich und Wasserinsekten zu erhaschen. Mit der Beute kommt er dann zur Oberfläche empor, um

Blaukehlchen. Aquarell

Singdrossel. Pastell

Schwimmvögel hat der Wasserstar ein dickes, pelzartiges Gefieder, durch das das Wasser nicht hindurchdringt, zumal es tüchtig mit dem Sekret der Bürzeldrüse eingefettet wird. Bekanntlich enthält ja die Bürzeldrüse der Vögel, die am Ende des Rückens sitzt, eine ölige Flüssigkeit, die zum Einfetten des Gefieders dient, die Federn glatt und geschmeidig erhält und sie vor den Einflüssen der Feuchtigkeit schützt. Wunderbar ist, daß der Wasserstar keine Schwimmfüße hat. Seine Zehen haben keine Schwimmhäute, das

sie auf dem Lande zu verzehren. Der Wasserstar läuft sogar weite Strecken unter Wasser auf dem Grunde entlang. Wunderbar ist seine Tauchkunst, denn er scheut sich nicht, sich in brausende Strudel, Sturzbäche und hohe Wasserfälle zu stürzen. Ja es scheint, daß er solche Stellen, wo das Wasser wild schäumt und wogt, am meisten liebt. Mit wahrer Lust verschwindet er in den reißenden Fluten. Wie Taucher, Enten und andere

charakteristische Merkmal aller Schwimmvögel, sondern er hat Füße wie jeder andere Singvogel. Trotzdem ist das Wasser sein Lebenselement. Bewundernswert hat die schaffende Natur in Kühnheit und Wagemut einen Singvogel zum vollendeten Schwimmkünstler gemacht, ohne den Körper besonders zur Technik des Schwimmens auszurüsten — wahrlich ein Meisterwerk der Schöpfung!

Sein Nest legt der Wasserstar stets in un-

Wacholderdrosseln in Ebereschen. Pastell

Digitized by Google

mittelbarer Nähe des Wassers an, häufig sogar unter einem Wehr oder Wasserfall, so daß der Vogel das brausende Wasser durchfliegen muß, um zum Nistplatz zu gelangen. Das Rauschen und Tosen des Wassers ist ihm wahres Lebensbedürfnis!

Der ziemlich laute, melancholische Gesang besteht aus zirpenden und schwirrenden Tönen, in die einzelne, pfeifende Strophen geflochten werden. Er paßt so recht zu dem einförmigen Rauschen und Murmeln des Gebirgsstromes, dessen Geräusch er geradezu entlehnt zu sein scheint. Mit unermüdlichem Eifer wird der Gesang vorgetragen. Alle Arbeit wird mit Gesang begleitet. Der Vogel singt, wenn er sich putzt und sein Gefieder glättet, singend stürzt er sich in das nasse Element, durch Gesang wird die Mahlzeit verschönt, singend kämpfen die Männchen um den Preis der Liebe. Sogar nachts läßt der Wasserstar wie im Halbschlaf noch leise sein Lied ertönen. An gefangenen Vögeln hat man sogar beobachtet, daß sie noch kurz vor dem Tode ihren Gesang anstimmten. Die Sage vom „Schwanengesang“ wird hier zur Wahrheit.

Der Wasserstar führt ein einsames Leben. Nur in der Brutzeit lebt er paarweise, im übrigen stets als Einsiedler. Sein zänkisches Wesen duldet keinen Nebenbuhler in der Nähe. Er sucht im Winter nicht wie die meisten anderen Singvögel ein wärmeres Klima auf, sondern trotzt der Kälte, dem Schnee und Eis. Die reißenden Gebirgsbäche frieren ja niemals ganz zu, und so kann er auch im strengsten Winter der Nahrungssuche im Wasser nachgehen. Kühn stürzt er sich in die eisige Flut und singt fröhlich sein bescheidenes Lied, wenn die Eiszapfen vom Ufer herabhängen und die schneebedeckten Tannen in der Wintersonne glitzern.

Ein Vogel, der weniger bekannt ist, ist das reizende Blaukehlchen, ein naher Verwandter unseres Rotkehlchens. Das Männchen zeichnet sich durch eine prächtige, tiefblaue Kehle aus, die bisweilen durch einen weißen oder auch roten Stern geziert ist.

Gimpel. Gemälde

Digitized by Google

Gartenrotschwanz. Gemälde

Während das Blaukehlchen mit einfarbig blauer oder weiß besternter Kehle auch bei uns als Brutvogel vorkommt, ist die rotsternige Rasse in der Tundra des hohen Nordens beheimatet. Von hier zieht der Vogel im Herbst nach Afrika, um dort den Winter zu verbringen. Dieses rotsternige Blaukehlchen hat in der Vogelkunde eine große Berühmtheit erlangt. Es ist jener Vogel, der das Märchen von der gewaltigen Fluggeschwindigkeit der Zugvögel ins Leben gerufen hat. Weil das rotsternige Blaukehlchen auf dem Zuge nur sehr selten bei uns beobachtet wird, meinte der Helgoländer Ornithologe Gätke, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Vogelzug auf Helgoland eingehend beobachtete, daß der Vogel im Frühjahr auf dem Rückzuge in die Heimat die weite Strecke von Ägypten bis Helgoland in einer Nacht, in etwa neun Stunden zurücklege. Diese Entfernung beträgt ungefähr 400 geographische Meilen, woraus sich bei neunstündigem Flug eine Geschwindigkeit von 91,5 m in der Sekunde (350 km in der Stunde) ergeben würde. Danach würde also das Blaukehlchen die fünffache Geschwindigkeit eines Eilzuges entfalten. Dies ist ganz ausgeschlossen, wenn man bedenkt, daß das Blaukehlchen mit seinen runden Flügeln als Gebüsch- und Bodenvogel durchaus kein guter Flieger ist. Man hat in jüngster Zeit die Fluggeschwindigkeit vieler Vögel genau gemessen und festgestellt, daß der vorzüglich fliegende Jagdfalke bei stetigem Fluge etwa 20 m in der Sekunde zurücklegt. Dieselbe Eigengeschwindigkeit entwickelt die Brieftaube auf ihren Reisen. Die schnellsten Flieger sind der Fregattvogel und die afrikanischen Stachelschwanzsegler, die auf kurze Strecken bis zu 44 m in der Sekunde durchmessen. Die von Gätke vermutete Geschwindigkeit des Blaukehlchens ist also hiernach völlig ausgeschlossen, zumal es sich um einen neunstündigen Dauerflug handelt.

Inzwischen ist nun auch von anderen aufmerksamen Beobachtern nachgewiesen worden, daß das rotsternige Blaukehlchen auf seinem Frühjahrszuge überall bei uns rastet. Der Vogel wird nur so selten bemerkt, weil er seinen Aufenthalt in unzugänglichen Brüchen nimmt. Dies ist auch der Grund, weshalb das bei uns brütende Blaukehlchen so wenig gesehen wird. Das Märchen von dem Rekordflug des Blaukehlchens, das die falsche Anschauung von der rasenden Fluggeschwin-

Digitized by Google

digkeit unserer Zugvögel aufbrachte, wird leider noch heute bisweilen in volkstümlichen Büchern der Vogelkunde wiederholt und verleitet zu irrtümlichen Ansichten. Deswegen sollte es hier nicht unerwähnt bleiben.

Die Erforschung des Vogelzuges, die in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht hat, hat gezeigt, daß die Zugvögel gar nicht so schnell fliegen. Sie nehmen sich vielmehr Zeit auf ihrer weiten und anstrengenden Reise.

Die Fluggeschwindigkeit kleiner Vögel, wie Dohlen, Stare, Finken, sogar der sehr gut fliegenden Raubvögel beträgt durchschnittlich 60—70 km in der Stunde. Auch die Tagesleistungen, die die Vögel auf ihren Wanderungen zurücklegen, sind nicht groß. Unser weißer Storch durchfliegt auf dem Herbstzuge täglich etwa 120—200 km. Bei einer Fluggeschwindigkeit von etwa 60 km braucht der Vogel also nur 2—3 Stunden täglich zu fliegen und hat somit reichlich Zeit zum Rasten und zur Nahrungssuche. Stare und Drosseln, die unter den Kleinvögeln die besten Flieger sind, legen noch viel weniger zurück und begnügen sich mit Tagesleistungen von 30—60 km, was man durch die Vogelberingung, die heute unser bestes Mittel zur Erforschung des Vogelzuges ist, festgestellt hat.

Im Frühjahr, wenn die Allmacht der Liebe den Vogel sehnsüchtig in die Heimat und das Brutgebiet treibt, dann reist er freilich schneller, und man kann dann etwa mit einer doppelt so großen Tagesleistung rechnen, die aber hinter der Angabe Gätkes auch noch weit zurückbleibt.

Die Zugvögel kehren stets in die engere Heimat zurück, d. h. in die Gegend, wo sie einst das Licht der Welt erblickt haben. Beim Gartenrotschwanz wurde sogar die gemeinsame Rückkehr von Ehepaaren nach der altgewohnten Niststätte beobachtet. Die Vögel waren früher beim Brutgeschäft beringt und dadurch kenntlich gemacht worden. Man darf aber wohl kaum hieraus schließen, daß die beiden Vögel das ganze Jahr treu zusammengehalten haben und gewissermaßen in Dauerehe lebten. Alle drosselartigen Vögel, zu denen auch der Rotschwanz gehört, sind sehr zänkische und wenig gesellige Tiere. Die Paare führen keineswegs eine Musterehe, sondern die Ehegatten gehen sich soviel als möglich aus dem Wege. Das läßt nicht auf große Liebe und Treue schließen. Man darf daher vermuten, daß diese scheinbare Dauerehe in Wirklichkeit gar nicht besteht, sondern nur äußerlich zustande kommt. Nach vollendeter Brutzeit trennen sich die Gatten, und im Frühjahr führt der Heimattrieb jeden Vogel wieder an die altgewohnte Niststätte zurück. Hier treffen dann die einstigen Ehegatten zusammen und paaren sich von neuem, ohne von ihrer früheren Ehe noch etwas zu wissen.

Wir sehen aus diesem Beispiel so recht, wie sehr wir uns hüten müssen, der Tierseele menschliche Anschauungen zugrunde zu legen, ein Fehler, der gerade vom Laien so oft gemacht wird.

Heidelerchen. Aquarell

Digitized by Google

Notstand, Fortschritte und Aussichten der deutschen Kraftwagen-Industrie

Von Privatdozent Dr.-Ing. Hans Schrön

Ein überaus wertvoller Teil unserer Volkswirtschaft, einer unserer größten und aussichtsreichsten Industriezweige steht auf dem Spiele. Da kein Endprodukt in seiner Zusammensetzung so mannigfaltig wie der Kraftwagen ist, greift der Herstellungsprozeß tief in das Tätigkeitsgebiet anderer Industrien ein, so daß die Zahl der in den Fabriken für Wagen und Zubehör, z. B. Edelstahl, Gummi, elektrotechnische Artikel, beschäftigten Arbeiter etwa 300 000 beträgt.

Der jetzige Zustand der Fahrzeugindustrie läßt den Einfluß der Kriegs- und Inflationszeit deutlich erkennen. Während des Völkerringens hatte die deutsche Kraftfahrzeugindustrie sich auf Deckung von Kriegsbedarf umzustellen gehabt, teilweise war sie mit der Lieferung von Fahrzeugen unveränderter Bauart betraut, was einen Stillstand für Konstruktion und Betrieb bedeutete. Das Umlernen in der Nachkriegszeit erachtete man zunächst als nicht nötig. Die Erzeugnisse konnten, mochten sie vielfach auch nicht hochwertig sein, ziemlich mühelos abgesetzt werden, weil sie gegenüber den ausländischen um ein beträchtliches billiger waren. Wir waren durch Traditionen, so wertvoll sie sonst sein mögen, in gewissem Maße gehemmt und haben versäumt, dem für breitere Volksschichten geeigneten Gebrauchswagen das Augenmerk zuzuwenden, dessen er sich in anderen Ländern schon lange erfreute. Unsere Industrie stellte sich zu stark auf die nach Höchstgeschwindigkeiten und sportlichen Gesichtspunkten urteilende ältere Generation unserer Kraftfahrer ein. Dazu kam, daß unsere Steuergesetzgebung die Entwicklung der Motorbauarten in ganz bestimmte Bahnen drängte und die Anpassung an die Anforderungen des Bedarfs behinderte.

Die Stabilisierung der Mark stellte die deutsche Industrie mit einem Schlag vor völlig geänderte Verhältnisse. Wie auf anderen Gebieten folgte auf den Zahlenrausch die Ernüchterung. Das günstige Absatzgebiet im Ausland war infolge unserer Preise nahezu abgeriegelt; anderseits stand nunmehr das deutsche Gebiet dem ausländischen Fabrikat offen. Im Ausland war inzwischen das Auto zu einem Helfer im wirtschaftlichen Kampf, zu einem verhältnismäßig billigen Beförderungsmittel geworden; deshalb war und ist heute das Ausland in zunehmendem Maße in der Lage, Erzeugnisse auf den Markt zu werfen, die zum mindesten als preiswürdig zu bezeichnen sind. Auf dem Gebiet der Personenwagen haben sich neben den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen eine wohldurchdachte Betriebsführung und ein Erzeugungsprogramm mit verkürztem Arbeitsprozeß und verringertem Arbeitsaufwand am frühesten durchgeführt waren, noch Frankreich, England und Italien zu einem Massenexport billiger Wagen auf den deutschen Markt gerüstet.

Schon zu der Zeit, in der die Einfuhr unserseits kontingentiert war, ist es den Amerikanern mit ihrem billigen Geld, den Franzosen und Italienern mit der entwerteten Valuta mit leichter Mühe gelungen, den inländischen Absatz der heimischen Firmen zu beeinträchtigen. Zudem konnten diese, solange die Kaufkraft noch vorhanden war, in bezug auf Personenwagen nicht ausreichend rasch und billig liefern; ihre Fahrzeuge ließen auch persönliche und technische Bequemlichkeiten vermissen, die bei fremden Wagen als selbstverständlich im Preis inbegriffen waren. Überdies hatte schon unter den Inflationsgeschäften, den Meinungsverschiedenheiten über Lieferfristen u. a. m. das persönliche Verhältnis zwischen Käufer und Fabrik empfindlich gelitten. So hat die Liebe zum deutschen Kraftfahrzeug in den Stürmen der Nachkriegszeit zweifellos Schaden genommen. Was Wunder, daß das ausländische Angebot mit Freude begrüßt wurde.

Es spricht von wenig Verständnis und mangelhafter Menschenkenntnis, wenn man dem in der Kaufkraft geschwächten und nach preiswerten Einkaufsquellen sich umsehenden Publikum Vorwürfe macht. Wenn die Gunst der inländischen Fahrer sich den fremden Wagen zugewendet hat, so ist dies nicht auf eine maßlose Überschätzung der ausländischen Fabrikate zurückzuführen. Sachliche Gründe für diese Umstimmung waren zur Genüge vorhanden.

Nach Erkennen der Leistungsfähigkeit des Auslands und der drohenden Gefahr hat Ende 1923 die deutsche Industrie ein Produktionsprogramm für billige Wagen aufgestellt und in Angriff genommen. Am 1. Oktober 1925 sind die Grenzen für die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse geöffnet worden; die Preise sanken mit den Zöllen weiter. Der Kampf mit der Automobilindustrie des Auslandes ist in voller Schärfe entbrannt. Um

Digitized by Google

sich zu behaupten, erstrebt die deutsche Kraftwagenindustrie die Wettbewerbs- und Absatzfähigkeit ihrer Erzeugnisse in bezug auf Preis und Güte. Diese kann sich nur einstellen, wenn die Probleme, die heute als vordringlich anerkannt werden, eine befriedigende Lösung gefunden haben, nämlich: Kostensenkung, Vervollkommnung der Fahrzeuge, Förderung des Kraftfahrwesens.

Die Kostensenkung hängt von den wirtschaftlichen Bedingungen ab, unter denen sich jetzt Erzeugung und Absatz vollziehen. Produktion allein genügt nicht, die Absatzverhältnisse müssen günstige sein. Bei aufnahmefähigem Markt sinken die Gestehungskosten der Wagen automatisch von Monat zu Monat. Unter der Herrschaft der scharfen Einfuhr-Kontingentierung überstieg der tatsächliche Bedarf an Personenwagen im ersten Halbjahr 1925 vor der Wirtschaftskrise das Angebot. Wenn heute eine Absatzlähmung das Verhältnis umgekehrt hat, so ist dies die Folge der schlechten allgemeinen Wirtschaftslage. Diese Stockung betrifft in erster Linie die Personenwagen von der kleinsten bis zur mittleren Größe, während der Absatz im Nutzwagenbau etwas lebhaftere Formen zeigt.

Die große Masse der Gebrauchswagen kostet in Amerika 2,5 bis 5 M/kg, in England 4 bis 6 M/kg, bei uns 5 bis 8 M/kg. Repräsentationswagen sind auch im Ausland wesentlich teuerer und steigen in Ausnahmefällen auf 20 M/kg. Demnach hat bei Normalwagen eine Senkung von 25 bis 40 Prozent einzutreten, und die Anschaffungskosten haben sich dem wirtschaftlichen Wert des Wagens, wie anderswo, anzupassen. Die Preise sind derart zu senken, daß auch ohne namhaften Zollschutz nicht allein die Konkurrenz des Auslandes abgewehrt, sondern ein Teil des Weltmarktes wieder erobert werden kann.

Die Preisgestaltung hängt nicht bloß von der engeren Wagenindustrie ab. Da sie 70 Prozent des Materialwertes und der Arbeit von den Zubehörlieferanten bezieht, kann sie nur bis 30 Prozent auf den Preis einwirken, soweit sie als Endindustrie am Gesamtherstellungsprozeß beteiligt ist.

1. Senkung der Preise der Halbfabrikate. Obwohl einzelne Edelstahlsorten bei uns die gleiche Höhe zeigen wie in England, ist im Durchschnitt eine Herabsetzung um 20 Prozent erwünscht.

2. Senkung der zu einem Wagen nötigen Werkstoffmenge und ihres Wertes, also Werkstoffbeschränkung. Unsere Wagen sind im Vergleich zu den ausländischen zu schwer, größere Typen haben 30 Prozent zu viel Baustoff. Man gibt wohl an, daß wir kräftiger bauen, um unter den gegebenen schlechten Straßenverhältnissen eine lange Lebensdauer des Wagens zu erreichen; doch steht die Lebensdauer vieler der neueren Fremdwagen kaum nach.

a) Weniger aufwenden. Leichter konstruieren, besonders beim Fahrgestell und dem Aufbau (der Karosserie) durch Beachtung der Regeln des Leichtbaues. Vereinfachung und Verminderung der Teile bringt zudem eine Herabsetzung der Gesamtherstellungsarbeit. Doch darf die Einsparung von Gliedern nicht so weit gehen, daß abnormale Typen entstehen. Der Erfolg ist damit nicht zu erzwingen; denn das Publikum, das die Verkehrsmotorisierung mit großer Anteilnahme verfolgt, wünscht einen Wagen, der kein außergewöhnliches Aussehen besitzt. Genauere Vorarbeit in den Vorwerkstätten (Schmieden, Gießereien, Walzwerken), damit die Abfälle bei der Fertigbearbeitung kleiner werden. Der Verlust geht heute bis zu 60 Prozent.

b) Formgebung der Teile und Wahl der Stoffe mit wenig Arbeitsmenge. Geistige Vorarbeit entlastet die Werkstatt, sie bereitet die Herstellung zweckmäßig vor. Große Ersparnis an Zeit und Werkzeug bringt die Verwendung von weniger zähen, weniger harten Stahlsorten, die ausreichend fest, aber leichter bearbeitbar sind. Der Entwurf ist reif, wenn er geringeres Werkstoffgewicht mit geringerer Hand- und Maschinenarbeit vereinigt, wenn jedes Teilchen unter dem Gesichtswinkel billigster Fertigungsmöglichkeit entworfen ist. Es handelt sich darum, durch rationelle Stoffwahl und Gestaltung solche Material- und Arbeitswerte herauszubekommen, daß bei kleinster Gesamtsumme ein Wagen von guter Leistungsfähigkeit entsteht.

3. Senkung der Fertigungskosten oder der Aufwendung für die Fertigung. Das Kostenproblem der Fabrikation wird beeinflußt durch Betriebsorganisation, Technik der Verarbeitung (Arbeitsverfahren), vereinheitlichende Zusammenfassung der Produktionsstufen und Schaffung von Gruppenindustrien für Halb- und Fertigfabrikate, also Konzentration und Rationalisierung zwecks Massenerzeugung. Nötig ist: in den Werkstätten Ersatz der Hand- durch Maschinenarbeit, Verbesserung der Einrichtungen zur Steigerung der Erzeugungsziffer, fließende Fabrikation durch geeignete Menschenauswahl, Maschinen, Gebäude, Materialbezug; in der Leitung: straffe Ordnung in der Gesamtleitung — Techniker und Kaufmann dürfen nicht eigene Wege gehen —, Vereinfachung der Verwaltung — nicht zu viel Beamte und

Digitized by Google

Direktoren, insbesondere Abschaffung der reinen Versorgungsposten —; im Zusammengehen: gemeinsame Arbeit der Vor- und Endindustrie, fortlaufende Materialbelieferung, Zusammenschluß der Firmen mit gleichgeartetem Fabrikationsprogramm, Typisierung und Spezialisierung, Verringerung der Fahrzeugtypen und des Typenwechsels, da diese die Fabrikation über den Haufen werfen.

Für die Zusammenfassung bestehen zwei Möglichkeiten: Vereinigung der einzelnen sich aufwärts folgenden Industrien in einer Hand, wie Ford zeigt, oder Zusammenarbeiten der Autowerke mit an sich unabhängigen Lieferanten, die sich in den Produktionsprozeß fest einfügen: Gruppeneinteilung. Für uns kommt nur der zweite Weg in Frage.

Das amerikanische Beispiel soll uns nicht den Sinn für Mengen und Dimensionen verderben, das zu Übernehmende ist an unsere Verhältnisse anzupassen. Fließende Arbeit ist selbst für mäßige Zahl der täglich fertigen Wagen, etwa 30, zu erreichen, wie auch das Ausland zeigt. Als wesentlich ist hervorzuheben: der Amerikaner hat Mitarbeiter, die der deutsche Fabrikant weder kennt, noch sucht. Die Leitung der Autoindustrie entfällt drüben höchstens zur Hälfte auf den Firmeninhaber und seine Mitarbeiter, zur Hälfte auf die Zubehörlieferanten, welche die Technik des Werkes verfolgen und neue Anregungen geben. Umgekehrt ist es bei den Zubehörerzeugern.

Die Bedeutung der Normung von Konstruktion und Rohstoffen für die wirtschaftliche Fertigung und die Preissenkung ist allgemein erkannt. Die Normung braucht nicht dem technischen Fortschritt im Wege zu stehen; eine umwälzende Neuerung bricht sich von selbst Bahn. Es ist einleuchtend, daß nur eine Konstruktion, die für längere Zeit bei dem Sturmschritt der Technik ihre Stellung zu behaupten vermag, Anwartschaft auf Gedeihen hat. Fords großer Erfolg beruht nicht zuletzt darin, daß er seiner Zeit vorausgeeilt war; denn der Entwurf, zu dem er vor zwanzig Jahren den Grund gelegt hat, erweist sich immer noch als lebensfähig, insbesondere was das Verhältnis von Wagengewicht zu Nutzlast und Motorleistung betrifft.

In Zeiten, in denen der Absatz stockt, bilden die Normteile einen wichtigen Füllartikel für Werkstatt und Lager, ohne dabei Ladenhüter abzugeben.

Deutsche Verbraucher der älteren Generation und vereinzelte Firmen vertreten die Ansicht, daß nur das in der Einzelfabrikation entstandene Automobil das Prädikat des Qualitätsfahrzeugs verdient, während dem aus dem Großserienbau hervorgegangenen Wagen der Makel einer minderwertigen, weil billigen Ware anhaftet. Daß sich durch zweckmäßige Arbeitsmethoden der höchste Grad der Präzision erreichen läßt, haben wir nunmehr vom Ausland gelernt, weil dieses durch die Verhältnisse früher als wir genötigt wurde, den scheinbaren Widerspruch zwischen Massen- und Edelerzeugnis zu beseitigen.

4. Senkung der Preise durch schnellen Umsatz des Betriebskapitals durch Ausschaltung von Hemmungen in der Fabrikation, durch Einsparung von Betriebs- und Lagerunkosten durch Verminderung der Bestände auf ein Minimum.

5. Senkung des prozentualen Gewinns der Erzeuger und des Zwischenhandels. Als Nutzen muß ein geringer Bruchteil des Umsatzes gerechnet werden. Die Monopolstellung einzelner Firmen darf nicht zum Nachteil der Verbraucher ausgenutzt werden.

6. Die wiederholte Zahlung der Umsatzsteuer im Verlauf des langen Prozesses vom Rohprodukt zum fertigen Wagen müßte wegfallen.

7. Für die Aufrichtung der Massenerzeugung sind große Geldmittel erforderlich. Das Mißverhältnis zwischen Kapitalbedarf und Kapitalneuschöpfung besteht bei uns immer noch. Der Mangel an Betriebskapital hat den Anlauf mancher Firmen gelähmt. Die Finanzierung einer steigenden Erzeugung ist in die Wege zu leiten.

Sodann Vervollkommnung der Fahrzeuge. Der Wertmaßstab für den Wagen wird im Ausland anders festgelegt als bei uns: beim Gebrauchswagen fehlen entbehrliche Feinheiten und Äußerlichkeiten, dagegen sind unentbehrliche Zutaten in weitem Umfang vorhanden, insbesondere verlangt der Käufer Bequemlichkeiten, die von uns nicht gebührend befriedigt worden sind: verbesserte Bremsvorrichtung und Beleuchtung, Vereinfachung der Schmierung der vielen Stellen im Wagen, Erhöhung der Sitzzahl bei Kleinwagen, Raum für die Beine, geschlossener Wagenkasten, kurz zuverlässige Anpassung an die Betriebsbedingungen. Das Ausland wertet nicht nach höchster Motorleistung, sondern nach Elastizität, d. h. nach dem Beschleunigungs- und Steigungsvermögen, z. B. verlangt man in Amerika eine Erhöhung der Geschwindigkeit von 10 auf 40 Kilometer in 10 Sekunden in der Ebene bei direktem Gang.

Der Vorsprung des Auslands ist zurzeit großenteils nach Beseitigung mancher Unvollständigkeit bei Personenwagen und nach

Digitized by Google

Einführung des amerikanischen Niederfahrgestells im Omnibusbau eingeholt. Fast alle Firmen haben auf der Berliner Ausstellung Gutes gezeigt.

Endlich Förderung des Kraftfahrwesens. Jede Förderung des Kraftfahrwesens macht sich in der zunehmenden Motorisierung des Verkehrs bemerkbar. Es ist bekannt, daß die Zahl der Fahrzeuge bei uns im Verhältnis zu andern Ländern klein ist, denn es entfallen im Reich auf einen Wagen 240 Einwohner statt 6, wie in den Vereinigten Staaten. Die Schaffung erleichternder Vorbedingungen für die Verbreitung des Autoverkehrs und die Erweiterung der Käuferschichten wird nicht verfehlen, im günstigen Sinne auf die Fabriken zurückzuwirken. Dazu gehört von seiten der Erzeuger die schon erörterte Bereitstellung eines nach Menge und Art ausreichenden, preiswerten Angebots, ferner unter Mitwirkung von Geldinstituten die Finanzierung des Automobilkaufs. Der Absatz in Amerika, England und Frankreich ist nur auf dem Wege des Abzahlungsgeschäftes in Verbindung mit einem Kreditsystem für den Großhandelseinkauf möglich gewesen. Inzwischen haben sich einige große deutsche Fabriken ihr eigenes Abzahlungssystem mit niedrigen Zinssätzen geschaffen, ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich aus dem Kapitalmangel ergaben.

Das Entgegenkommen der amerikanischen Lieferanten in bezug auf Reparaturen ist vorbildlich; nach Jahr und Tag werden noch Beanstandungen anerkannt. Ähnliches müßte bei uns eintreten.

Von seiten des Reichs und der Behörden muß das Kraftfahrwesen ebenfalls Förderung erfahren. Die Besteuerung soll in bezug auf Höhe und Art auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage erfolgen; je Fahrzeug zahlen wir die vierfache Steuer des Amerikaners. Der Gebrauchswagen ist kein Objekt für Luxusbesteuerung.

Für eine durchgreifende Belebung des Verkehrs sind noch erforderlich: gute Straßen, Ausgleich der Interessen der Wagenbesitzer und Wegeunterhaltungspflichtigen, Reparaturwerkstätten, Hilfseinrichtungen für die Unterhaltung der Wagen (Garagen, Abstellplätze, Tankstellen für die Betriebsstoffversorgung), glatte Abwicklung des Verkehrs — kurz alle Hilfsmittel zur Verbilligung und Erleichterung der Wagenhaltung.

Was wurde bisher erreicht und wie sind die Aussichten der deutschen Kraftwagenindustrie? Das sind die Fragen, die sich nach Aufzählung der Forderungen und nach dieser kurzen Übersicht der heimischen und auswärtigen Verhältnisse erheben.

Erreicht ist durch Umstellung eine Vergrößerung der Jahresproduktion von 30 auf 100 Tausend, Anpassung an die Idee des Gebrauchswagens, Verminderung der Typen, Herabsetzung des Gewichts; Fließarbeit ist zum Teil eingeführt. Leider können sich zurzeit diese Fortschritte nicht auswirken infolge der fehlenden Kaufkraft. Wenn neben dem Volkswagen der Repräsentationswagen gewisse Pflege findet, so wird man gegen die beschränkte Erzeugung teurer Wagen nichts einwenden. Auch der Bau von Spezialwagen für Rennzwecke hat wie im Ausland gewisse Bedeutung. Unser Nutzwagenbau mit kleinerer Produktionsziffer steht auf besonderer Höhe. Trotz des ständigen Steigens fast aller Preise in Deutschland ist das Personenauto eines der wenigen Fabrikate, die ständig im Preise sinken und unter Berücksichtigung der früheren und heutigen Leistung billiger sind als vor dem Kriege; eine weitere Angleichung an die Preise für Auslandswagen, die auch fallen, erscheint nötig.

Das Bestreben, der vom Ausland ausgegangenen Initiative zu folgen, den Vorsprung einzuholen und den Anschluß an die Führenden zu gewinnen, zeitigte ein umfangreiches Programm, dessen Durchführung viel Zeit benötigt. Dem Wettlauf um die besten Fahr- und Verkehrseigenschaften der Wagen kann man sich nicht entziehen, und die Auslandsgefahr läßt sich nur mit gleichen Waffen bekämpfen. Mit Taten eigener Fähigkeit, mit Geduld und Arbeit und gestützt auf einen Stamm zuverlässiger Ingenieure und Arbeiter bemüht sich die deutsche Industrie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, den Bedarf der inländischen Wirtschaft der Menge und der Güte nach zu volkswirtschaftlich tragbaren Preisen zu decken und die Krise zu überwinden.

Die Fortschritte und Leistungen im verflossenen Jahr berechtigen zu der Annahme, daß die Vorliebe für ausländische Fabrikate allmählich abnimmt und schwinden wird, sobald die einheimischen Erzeugnisse in jeder Hinsicht gleichwertig sind oder jene übertreffen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Lyrik. Von Karl Strecker

Klabund: Gedichte (Berlin 1926, Spaeth) — Ernst Bertram: Das Nornenbuch (Leipzig 1925, Insel-Verlag) — Adolf von Hatzfeld: Gedichte — Positano (Freiburg i. B. 1925, Pontos-Verlag) — Hans Leifhelm: Hahnenschrei (Stuttgart 1926) — Siegfried von Vegesack: Die kleine Welt vom Turm gesehn (Wilmersdorf 1925, Alfr. Rich. Meyer) — Hans Frentz: Das Ich im All (Wien 1925, Karl Konegen) — Max Bruns: Fünf Gedichtbücher (Minden i. W., Verlag Bruns) — Siehe auch das Verzeichnis am Schluß dieses Aufsatzes

Der (ohne ein erkennbares Leuchten zu hinterlassen) hingegangene Expressionismus hätte die herrlichste Zeitwende unserer Kunst bedeuten können, wenn seine Vertreter innerlich reich genug gewesen wären, mit diesem „Ausdruck des Innern" neue wirkliche Werte zu verausgaben, die es vermocht hätten, den in alter Kultur Wurzelnden, aber nicht einseitig Verstrickten mit neuem Tag zu neuen Ufern zu locken.

Leider reichte es dazu bei ihnen in keiner Weise aus. Wenn wir selbst dasjenige Feld abschätzen, auf dem jene etwa von 1910 bis 1920 sich entwickelnde Kunstauffassung allein Bemerkenswertes gezeitigt hat, die Lyrik, so ist im ganzen die Ernte doch recht dürftig. Wir haben in unserer Maischau ja alljährlich sine ira et studio reichliche Proben gebracht, wenn wir auch auf die großen Worte, auf das sprachliche Feuerwerk, das den „neuen Tag" ersetzen mußte, niemals hineingefallen sind.

Und doch — nicht ohne leise Wehmut sieht man heute diesen welkenden Frühling mit seinen letzten fröstelnden Blumen. Wieviel Jugend, Kraft und Hoffnung, ein ganzes ver sacrum, ist geopfert. Die Stärksten freilich suchen noch rechtzeitig den Rückzug zu neuem Wirken: ein Alfred **Döblin** hat einfach Steuer und Segel herumgeworfen; war sein Ziel länger als ein Jahrzehnt: „Weg von der Natur!", lautet es jetzt „Hin zur Natur!" Andere, weniger auf eigene Kraft angewiesen, reihen ihr Schifflein einer politischen Flottille ein, so ist **Johannes R. Becher** mit offenem Bekenntnis zum Bolschewismus geschwenkt, wo er längst hingehörte. Wieder andere, die sich der Becherschen „Warnung vor dem Verinnerlichungswahn" (wörtlich!) nicht anschließen können oder wollen, besinnen sich auf die Stege und Furten, die mit dem alten Kulturland eine Verbindung herstellen. So der begabte **Klabund**, in seinem kürzlich erschienenen Band **Gedichte**. Noch ist das meiste, das er unter diesem wohltuend schlichten Titel sammelt, in der „neuen" Form (die jetzt veraltet ist) und dem Sinne nach in einer gewissen Ratlosigkeit gehalten, die sich etwa so ausdrückt:

> Ich suche die Heimat: zerrissen, zertreten,
> Ich suche mich selber und finde mich nicht.

Aber Klabund ist ein Dichter und darum wird er mit bestimmten Stilrichtungen seiner Jugend nicht begraben sein. Ich finde in dem 227 Seiten starken (entzückend ausgestatteten) Bande ein paar Gedichte, die hoch über jedem Klüngel-Programm, hoch über jeder ertüftelten Zeitform stehen, und da bei der Lyrik wie beim Wein Probieren über Studieren geht, ja, die Kostprobe schließlich das einzig Verläßliche ist, seien sie gleichsam an der Perlschnur dieser Spalte einfach aufgereiht:

Ein Brunnen

> Rühre nicht an diesen Bronnen,
> Der im Dunkel plätschernd stammelt,
> Alle Sonnen, alle Wonnen
> Hat er stumm in sich gesammelt.
>
> Keinem wollte es gelingen,
> Seine goldne Flut zu heben,
> Denen nur, die selbst sich bringen,
> Wird er hoch entgegenbeben.

Meine kleine Schwester

> Meine kleine Schwester
> Hat der Wind begraben.
> Meine kleine Schwester
> Ist verweht.
>
> Nachts am Fenster
> Rüttelt sie und flüstert.
> Möchte stürmisch
> In die Welt zurück...

Alles, was geschieht

> Alles, was geschieht,
> Ist nur Leid und Lied.
> Gott spielt auf der Harfe Trost sich zu.
> Welle fällt und steigt.
> Ach wie bald schon neigt
> Sich dein Haupt im Tod. Dann lächle du.

Im allgemeinen ist Klabund Gegenständlichkeit anzuraten; die tastenden Ranken seiner Lyrik brauchen Halt. Aber wer auch ohne solchen Halt derartiges zu formen vermag, braucht den Untergang eines „Ismus" nicht zu fürchten. Wie übrigens die meisten der hier angezeigten Dichter nicht, da nur wenige von ihnen noch an eine alleinselig-

Digitized by Google

machende „Richtung“ glauben. Durchaus selbständig ist **Ernst Bertram**, der seinerzeit das schönste Buch über Nietzsche geschrieben hat. In seinem **Nornenbuch** webt wirklich etwas wie Schicksalsgewalt aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zornig und in tiefem Leid, trotzig und treu bekennt sich Bertram hier zum Nordmenschen:

> Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht:
> Ihr seid Kinder des Eises.

Schmerzlich bitter und doch mit verhaltenem männlichem Stolz erkennt er das deutsche Schicksal:

> Höchstes Gesetz dir, Volk in Weizenhaaren,
> Verhängt von Gott: du sollst dich nicht bewahren!
>
> In keiner Grenze sollst du dir behagen,
> Sollst jede Form, die du errangst, zerschlagen.
>
> Du sollst im Tode nur dein Höchstes sprechen,
> Du sollst an deinem reinsten Lied zerbrechen.
>
> Für Erben sollst du deine Horte häufen,
> Für Fremde fahren in die schwarzen Teufen.
>
> — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Sollst deine Mörder hüten in der Wiege,
> Und sterben sollst du stets an deinem Siege.

Die herbe Eigenart Ernst Bertrams, seine innere Abgeschlossenheit und hohe, reine Form, die artistische Gepflegtheit seiner Sprache, die wählerischen Bilder und vor allem der kühne, stolze Ton — sind Eigenschaften, die ihn naturgemäß der heutigen flinken Rattenwelt entfremden; aber wer Kunst und Kultur um ihrer selbst willen liebt, wird bei diesem Sonderling gern ein paar Stunden seine reine, kalte Luft atmen und seinem deutenden Blick folgen, wenn er in die Weite weist:

> Nordleuchte brennt. Noch einmal ist
> Nornische Stunde. Sperrlicht zuckt
> Über des Himmels hohen Pol.

Was natürlich in keiner Weise auf gegenwärtige Politik Bezug hat.

Bertram innerlich verwandt und auch heimatlich benachbart ist **Adolf von Hatzfeld**, ein junger Westfale, der leider das Augenlicht verloren hat. Von seinen beiden vorliegenden Büchern las ich zuerst **Positano**, obwohl es äußerlich in Prosa geschrieben ist. Aber die Form trügt: in Wahrheit sind diese inbrünstigen Liebesbekenntnisse zur Natur beinahe lyrischer als das Bändchen **Gedichte**, die in Reim und Rhythmus einhermarschieren. Ihnen haftet nämlich hier und da noch eine gewisse Schwerfälligkeit an, wie:

> Brandung steigt und schlägt sich monoton
> An dunkle Himmelswand mit dumpfem Ton,

oder, wenn von einem Baum gesagt wird:

> Und zieht die Landschaft in dem grünen Kleide
> In diese Tiefe seiner Sammlung ein.

Aber mit steigendem Anteil verfolgt man, wie die männliche Kraft und dichterische Wucht Hatzfelds sich entwickelt:

An die Geliebte

> Wenn nur dein Herz, dein trauriges, verwaistes,
> In einer wundervollen Stunde sich erhellt
> Und sich erkennt als Flamme jenes Geistes,
> Der alles Leben warm in Händen hält,
> Und sich dein Antlitz wunderbar verschönt,
> Bin ich mit allem andern ausgesöhnt.

*

> Horch, die Tiere rufen sich zu Paaren.
> Aufgewühlter ist des Nachts das Blut,
> Und von tragischen Gefahren
> Kündet mir des Mondes rote Glut.
>
> Allen jenen, die noch unvereinigt,
> Schließt der Haß den küsselosen Mund,
> Von der Qual des Einsamen gepeinigt,
> Flüchtig auf der Erde schönem Rund.
>
> Ruhig in dem Licht der Abendsterne
> Find' ich deiner Augen heitre Lust.
> Und des Mondes magische Laterne
> Öffnet mir das Wunder meiner Brust.

Doch vermögen diese kleinen Proben das eigentliche Dichterproblem Adolf von Hatzfeld nicht zu fassen. **Das** liegt, wie beim Brausen des Windes, nicht in kurzen Stößen, sondern im getragenen Pathos, in langhinwallenden Rhythmen ohne Anfang und Ende, ewiger Sehnsucht voll, es liegt in dem Drang: alles zu erfassen, zu bewegen und dann rastlos weiterzuschweifen, unbekümmert um törichte Menschenfragen wie woher? wohin? weshalb? An Kraft und Leidenschaft hat Hatzfeld nicht viele, die ihm gleichkommen unter dem jungen Dichtergeschlecht, an Mannigfaltigkeit steht er schon hinter dem hier folgenden Poeten zurück. Das macht: die eine Saite braust in ihm noch zu mächtig und übertönt alles, die erschütternde Lichtleidenschaft, das fast beängstigend wilde Begehren, sich an die Natur zu klammern und an ihrer Brust Erfüllung und Erlösung zu finden. In diesem allgemeinen leidenschaftlichen Begehren klingt seine Stimme rein und echt; läßt er sich aufs Spintisieren ein, so kommt oft Unfertiges, Ungeklärtes heraus, wie in der ersten, ziemlich plumpen Hälfte seines Gedichtes „An Gott“.

Wunderbar aber, wie dieser blinde Dichter mit den um so feiner ausgebildeten übrigen Sinnen die ganze Natur erfaßt. Er **hört** das Licht, er fühlt es an der Haut, und da wird auch sein Auge sehend:

> Erzblau der Himmel. Unaufhörlich rinnt
> Die heiße Lichtflut vom Zenit hernieder.
> Wir sind umschaukelt von dem Mittagswind
>
> In einer Wiese blühendem Gefieder.
> Die Fluren hört man in der Hitze sirren,
> Und in der Wälder Brandung, auf und nieder,
>
> Hör' ich der Käfer kleine Flügel schwirren.
> Ich spüre mich zu Fernstem aufgeschlossen
> Und ungeklärte Fühlung sich entwirren.

Digitized by Google

Weil er so ganz in der Natur lebt und die Natur in ihm, vermag auch sein dunkles Schicksal ihn nicht zu beugen, und selbst eine wehmütige Herbststimmung klingt noch in Dank aus:

O sing meinen Dank, du kleine Hummel, die surrt.
Umfliege dankend die Erde, die mich getragen hat.
Sieh, meine Seele ist müde wie herbstliches Blatt.
Gesegnet seist du, Welt, gesegnet jeder Strauch,
In dem Gott jetzt verbrennt in rotem Rauch.

Nicht stärker, nur mannigfaltiger nannte ich „den hier folgenden Poeten". Er heißt Hans Leifhelm, ist ein junger, bis vor kurzem noch gänzlich unbekannter Westfale (welch ein Klingen und Singen plötzlich auf der roten Erde?), und sein erstes Gedichtbuch heißt bezeichnend Hahnenschrei. Aber nur der Dichter selber vermag sich vorzustellen und zu sagen, welchen Ranges und welcher Art er ist:

In der Nacht

Ein Käuzchen schreit das Nachtsignal,
Es rinnt und tropft der kühle Tau,
Im Abendnebel silbergrau
Versinkt das schattenvolle Tal.

In tiefe Dunkelheit gestuft,
Vergehn die Hügel zart wie Rauch,
Die Äcker atmen reifen Hauch,
Der Wachtelschlag betörend ruft.

Verlockend kreist um mich der Ton
Bald nah, bald fern, wie Zauberhall,
Wie Ampellicht im Roggenwall
Verloht, verglimmt der rote Mohn.

Und unter seinem Schattenschild
Seh' ich den Dunkelfalter gehn —
Ich fühl' im Schatteuringe stehn
Gebannt des eignen Lebens Bild.

Des Lebens, karg vom Licht erhellt,
Das eine kurze Zeit verweilt,
Das rastlos bald von dannen eilt
Und aus der Zeit hinüberschnellt.

Der ferne Horizont verglüht
Wie fahler Schein am Schwellenband,
Das ist der letzte schmale Rand
Des Sommertags, so lichtumsprüht.

Der Erdball aber kreist schon tief
In Finsternis, und was da lebt,
Ist Ton und Duft, der jäh verschwebt,
Als ob des Todes Horn schon rief.

Das Purpurlicht am Ackersaum,
Der Wachtelruf, der Falterflug,
Der Hügel schattenhafter Zug,
Verwehn gleich einem wirren Traum.

Das ist wie Echo so verwaist —
Indes schon ohne Raum und Zeit
Die Mitternacht hinüberkreist
Und nahe streift die Ewigkeit —

Es mahnt des leisen Windes Wehn,
In dir zu wandeln, dunkle Nacht,
In dein Geheimnis einzugehn,
Zu wachen mit der Sternenwacht.

Leifhelm ist vorläufig in der Mehrzahl seiner Verse Epigone — und zwar, bestimmter ausgedrückt, ein Droste-Epigone, wofür das Vorstehende, das mitunter an Matthisson erinnert, nicht gerade das einleuchtendste Beispiel gibt. Aber wer ein so langes Gedicht ohne auch nur in einer Strophe nichtssagend oder hergebracht zu sein, formen kann, der steht schon auf eigenen Füßen. Man beachte die Gegenständlichkeit und den Wirklichkeitssinn des jungen Künstlers, der doch niemals oberflächlich und nüchtern bleibt, niemals die geheimen Beziehungen einer Dichterseele zu den ungreifbaren Geheimnissen verleugnet, die um uns wispern und weben und die wir mit der streng zugemessenen Ration unserer fünf Sinne vergebens zu erfassen suchen.

Noch ist Leifhelm, wie man an jener Probe sieht, ein wenig ungelenk, er trägt noch herbei und baut sorgsam nebeneinander, statt architektonisch zu bilden oder gar aus einer Wurzel Lebendiges zu entwickeln. Aber völlig reif und ein Meister eigener Art ist er trotz seiner Jugend schon auf dem Felde der Ballade. Auch wenn er nicht gleich zu Anfang seines Buchs eine „Beschwörung" an seine große Landsmännin Annette v. Droste-Hülshoff richtete, wüßte man bald, wessen Spuren er hier gefolgt ist. Die Balladen „Die Katze", „Im Weberdorf", „Der Kapitän" stehen der Droste nahe. An Plastik und schlichter Kraft ist Leifhelm hier unübertrefflich. Der Schluß des „Kapitäns" lautet:

Sie nähen ihn ins Segeltuch
Und kreuzen ihm die Hände,
Sie geben ihm sein Seemannsbuch,
Daß er die Fahrt vollende —
Es sinkt nach Lee die stille Last,
Elmsfeuer flammt am hohen Mast,
Dann fährt er in den Hafen,
Wo die Gefährten schlafen.

Eine ebenfalls sehr erfreuliche Bekanntschaft ist Siegfried von Vegesack, der sich bisher hauptsächlich als Übersetzer hervorgetan hat und jetzt mit einem Gedichtbändchen überrascht: Die kleine Welt vom Turm gesehen. Auf 152 Seiten spiegelt sich wirklich eine kleine Welt, ein farbenbunter, so mit freiem Geist erläuterter Mikrokosmos, wie ihn in dieser gedrängten Fülle kein anderes Gedichtbuch der Neuzeit aufweist. Die Satire überwiegt, obwohl sie, meinem Empfinden nach, nicht die stärkste Seite Vegesacks ist. Den Spießbürger in der Kleinstadt, den Bauer im Bayrischen Wald schildert er in seinen Schwächen mit blinzelndem Behagen, sogar das Mistbeet und den Sauerkohl besingt er (wobei man ihm freilich lustigere Einfälle gewünscht hätte), aber zwischendurch stößt man auch hier auf Gedichte, bei denen man haltmacht und sie zwei-, dreimal liest, wie „Der Selbstmörder", „Der Hund", oder „Laß uns gut sein". Am höchsten stehen für mich seine „Zwölf Apostel", unter die sich nur ein mittelmäßiger Poet unserer Zeit verirrt hat. Was Vegesack hier

von Hölderlin, Büchner, Wagner, Mozart, Nietzsche, Tolstoi sagt, zeugt von tiefstem Verstehen und zugleich von gepflegtestem sprachlichem Ausdruck. Wenn der Dichter am Sonntagmorgen, wo das Kirchenglöcklein vom Dorf heraufklingt, oben an der Ruine seine Ziege weidet und dabei Jean Paul liest „in seiner Sprache Wohllaut ganz ertrunken", so meint man diesen Dichter am besten zu verstehen und sieht ihn lächelnd im Kreise von Quintus Fixlein, Wuz und dem Flöte blasenden Vult. Vegesack hat wirklichen Humor, der sich mit freiem, unbefangenem Blick und warmem Empfinden aufs glücklichste eint.

An den beiden letzten Eigenschaften fehlt es auch Hans Frentz nicht, dessen ergreifenden Roman „Der Sonderling" wir im vorigen Jahr hier betrachtet haben und der jetzt ein Gedichtbuch Das Ich im All vorlegt. Wenn ich unter seinen Eigenschaften den Humor nicht mit aufzählte, so soll damit nicht gesagt sein, daß er ihn nicht besitzt (einzelne Stellen im „Sonderling" würden dagegen sprechen), aber er wird von der verhaltenen Schwermut dieses Dichters so überschattet und bedrückt, daß er nicht zur Entwicklung gelangt. Diese Schwermut hat nichts Gemachtes — im Gegenteil: man spürt auf jeder Seite fast, wie tapfer und entschlossen Frentz mit ihr ringt. Das ganze Buch ist ein Zeugnis dieses Kampfes unter der Fahne einer verlorenen Hoffnung. Man glaubt einen Mann zu sehen, dessen Vergangenheit zerbrochen, dessen gegenwärtiges Leben Mühe und Sorge, dessen Lebenshorizont verdüstert ist, der aber die Zähne zusammenbeißt und, sich selber wie den Seinen treu, festen Schrittes seinen Weg geht. Aufrecht gehalten und getröstet nicht zum wenigsten durch den Blick eines freien Dichterauges in den Kosmos:

> ... Und es lohnt wohl nicht zu klagen
> Wie ein Kind um seinen Ball...
> Hör' die Nachtigallen schlagen!
> Laß den Blick es weiter tragen
> Dieses kleine Ich im All.

Als kleine Perlen lese ich aus dem Buch auf: „Der ganz Erwachte", „Gelassener Ratschlag", „Frühe Rosen", „Liebe", „Gastfreundschaft" (die er der Sorge gewährt), „Zwei", „Heinrich von Kleist", „Der sterbende Krieger", „Heimkehr", „An die Scholle", „Tröste dich", „Tote Erde", „Melodie". Nicht ohne starkes Mitgefühl vermag man zwischen diesen Beeten zu wandeln.

Mit weit über 1000 Seiten Lyrik von Max Bruns bedenkt mich sein gleichnamiger Verleger, untergebracht in mehreren Büchern wie: „Gedichte von 1893 bis 1908". „Die Lieder des Abends", „Garten der Ghaselen" u. a. Zum Glück kannte ich einige davon schon, so habe ich einmal nach eingehender Prüfung den „Garten der Ghaselen" unbesprochen beiseite gelegt, weil mir diese geschickte, aber kalte Formspielerei innerlich nichts zu geben vermochte. Da Bruns aber ein Dichter ist, der uns manchen schönen Vers geschenkt hat, soll er an diesem Werk nicht gemessen sein. Seine Formgewandtheit wird von einer staunenswerten Energie: alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, dichterisch zu münzen, und einer leichten Bildhaftigkeit unterstützt, so entstehen diese zahllosen Gedichte von sehr verschiedenem Wert. Manche Strophen werden durch unbedenkliche Häufung von Adjektiven nicht deutlicher:

> Auf dem Schmelz der glutbeschwerten Schleppe
> Ragt des Leibes blütenweißer Bau.
> Hinter dir auf breitgestufter Treppe
> Schleift den blau gereiften Schmuck der Pfau.

Man muß schon eine Auswahl treffen, findet dann aber manches hübsche Stück, von der feinen Hand eines Künstlers ziseliert.

Aus einer überreichen Fülle von Gedichtbüchern können des Raumes wegen nur die folgenden noch empfehlend genannt werden: Gustav Schüler: Meine grüne Erde (Stuttgart, 1925, Cotta), Felix Braun: Das innere Leben (Leipzig, Insel-Verlag), Hans Brandenburg: Sommer-Sonette (Leipzig, 1925, Haessel), Arno Holz: Neue Liebesgedichte („Gesellschaft der Freunde der deutschen Bücherei"), Ernst Ludwig Schellenberg: Gesammelte Gedichte (Berlin-Lichterfelde, 1926, Verlag für Kultur und Menschenkunde), Max Jungnickel: Aus Wind und Himmel (Hannover, Sponholtz), Hagen Thürnau: Der Regenbogen (Berlin, 1925, Concordia), Hermann Ploetz: Wein und Brot (München, Kunstwart-Verlag), Paul Richter: Im ewigen Ring (Stettin, Norddeutscher Verlag), Frida Schanz, den Lesern dieser Monatshefte eine liebe Bekannte, gibt ihre eindrucksvollen Balladen in dritter Auflage heraus (Berlin, Oldenburg & Co.), gleichzeitig damit landet auf den Büchertisch ein allerliebstes, von Fritz Eggers illustriertes Kinderbüchlein Der Teufelsbub; es hat Anwartschaft darauf, daß in allen deutschen Kinderstuben darum gerauft wird.

* * *

Digitized by Google

Bildnis des Fräulein Susanna Albarran-Madrid
Gemälde von F. Beltran-Massés

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Okkultismus. Von Kurt Aram

Wir befinden uns heute in Deutschland bei der Beurteilung okkulter Phänomene in einer Wandlung. Sie vollzieht sich in ganz ähnlicher Weise wie vor rund hundert Jahren die Wandlung dem Mesmerismus und vor etwa vierzig Jahren dem Hypnotismus gegenüber. Mesmerismus und Hypnotismus wurden in dem Augenblick tragbar, wo es den Naturwissenschaften gelang, ihre Phänomene dem mechanisierenden Verstand zu erklären und damit der herrschenden Weltanschauung einzugliedern und dienstbar zu machen. Beim Hypnotismus haben die meisten von uns diese Wandlung miterlebt. Was an ihm einst stark beunruhigte, gehört heute längst zum wissenschaftlichen Handwerkszeug. Durch das Experiment ist das erreicht worden.

Durch das Experiment geht die Wissenschaft jetzt auch den okkulten Phänomenen zu Leibe. Zunächst beseitigte man die durch den Spiritismus diskreditierte Bezeichnung Okkultismus. Die jüngste Wissenschaft, die sich mit den okkulten Phänomenen befaßt, nennt sich in Anlehnung an französischen Sprachgebrauch Parapsychologie. Ist die Psychologie die Wissenschaft von der Seele, so die Parapsychologie die Wissenschaft von Nebenerscheinungen und Nebenwirkungen der Seele, die sich noch nicht zwanglos in die gewohnte Psychologie einreihen lassen. Man verlegt damit die Probleme des Okkultismus von außerhalb in den Menschen selbst, nachdem sie der Spiritismus den Geistern verstorbener Menschen zugeschoben hatte, eine Hypothese, die für die herrschende Weltanschauung nicht tragbar und deshalb unerträglich ist. Die Entwicklung des Spiritismus in Deutschland kam der Wissenschaft sowieso immer mehr entgegen. Schon Aksakow, überzeugter Spiritist, sah sich im Kampf gegen Eduard von Hartmann veranlaßt, die spiritistische Hypothese auf einen immer enger werdenden Kreis von okkulten Phänomenen einzuschränken in seinem zweibändigen Werk „Animismus und Spiritismus“ (Leipzig), das immer noch die reichhaltigste Sammlung von okkulten Phänomenen der letzten Jahrzehnte bietet und schon deshalb für eine ernsthafte Beschäftigung mit ihnen unerläßlich ist. Was Aksakow „Animismus“ (anima = Seele) nennt, heißt eben heute Parapsychologie. Nur daß bei ihr im Unterschied zu Aksakow für die Geisterhypothese, den eigentlichen Spiritismus, so gut wie kein Raum mehr bleibt. Verstandeskritisch verdächtig und deshalb für jedes moderne naturwissenschaftliche Verfahren ungeeignet war jetzt nur noch die Seele, eine Bezeichnung, der, man mag es drehen und wenden, wie man will, von alters her ein metaphysischer Rest anhaftet, dem Verstand zu tragen peinlich. Man ersetzte die Seele durch das wissenschaftlich brauchbarere Unterbewußtsein, mit dem Hypnose, Psychiatrie und Psychoanalyse seit Jahren erfolgreich arbeiten, ohne dabei ernste wissenschaftliche Anfeindungen erleiden zu müssen. Damit besaß man endlich eine wissenschaftliche „Arbeitshypothese“, und die Bahn war frei für die Untersuchung okkulter Phänomene und für die dazu gehörigen Experimente nach den neusten Methoden der heutigen Wissenschaft. Für parapsychologische Experimente bahnbrechend ist in Deutschland Dr. v. Schrenck-Notzing geworden („Materialisationsphänomene“ München). Die Ergebnisse parapsychologischer Untersuchungen stellt jetzt zum erstenmal ein deutscher Hochschullehrer, Professor Carl Gruber, Ordinarius für Biologie an der Münchener Technischen Hochschule, in seinem für weitere Kreise des gebildeten Publikums berechneten Werk: „Parapsychologische Ergebnisse“ (München) zusammen.

Professor Gruber führt den Leser langsam und vorsichtig durch das weite Gebiet. Er beginnt mit den einfachsten Phänomenen des Automatismus (Tischrücken, Schreiben mit dem Glas oder dem Psychographen, automatische Trancezustände), befaßt sich dann mit den okkulten Phänomenen im engern Sinn (Telepathie, Hellsehen, Psychometrie), wobei es zu sehr begrüßenswerten Ausführungen über Medien kommt, die in wohltuendem Gegensatz zu dem üblichen, durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Gerede darüber stehn. Erst nachdem er den gebildeten Neuling Schritt für Schritt so weit geführt hat, daß er annehmen darf, jetzt sind ihm verschiedene Lichter aufgegangen und einige Scheuklappen beseitigt, ohne daß er im nächsten Augenblick besinnungslos vor rationalistischem Entsetzen ausbricht, setzt er sich mit den eigentlichen „Wundern“ des Okkultismus auseinander, Fernbewegung (Telekinese) und den Materialisationen (Teleplasma, Phantome und Apporte). Erst wenn der Autor — ganz am Schluß — auf die Spukphänomene zu sprechen kommt, streicht der Naturwissenschaftler die Segel und bekennt sich als nicht mehr zuständig. Ob hier die Geisterhypothese einzusetzen hat, der Spiritismus, ist für ihn kein wissenschaftliches Problem mehr, sondern eine Frage metaphysischer Spekulation, wobei er nicht verschweigt, daß Gelehrte von Ruf außerhalb Deutschlands in nicht geringer Zahl für die spiritistische Hypothese eintreten.

Von den Ergebnissen der parapsychologischen Forschung nach Professor Gruber sei zum Schluß noch einiges mitgeteilt, um dem Leser zu zeigen, welch außerordentlichen Wert sie für eine Umbildung der herrschenden Weltanschauung gewinnen können. Es wird dabei auch ohne weiteres klar, weshalb die Sowjetregierung in Rußland jede parapsychologische Forschung aufs strengste verboten hat und schwer bestraft.

Digitized by Google

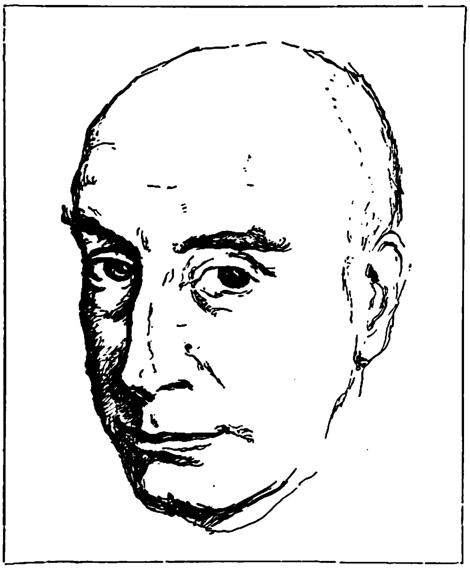
Professor Gruber kommt auf Grund seiner Forschungen zu dem Ergebnis: „Die parapsychologische Erscheinungswelt stellt ein Reich von Tatsachen dar, das heute trotz aller möglichen Fehlerquellen in der experimentellen Forschung und der Beobachtung von Spontanerscheinungen nicht mehr zerstört werden kann. — Telekinese und Materialisation sind naturwissenschaftliche Tatsachen. — Der mediumitische Betrug ist eine Fehlerquelle, aber niemals ein Gegenargument gegen die Parapsychologie.“ Mit solchen Ergebnissen sind rein rationalistisch-materialistisch-mechanistische Anschauungen nicht mehr vereinbar. Eins von beiden muß man aufgeben, will man das andere retten. Der Durchschnittsrationalist ahnt das, denn er leugnete bisher nicht nur krampfhaft alle okkulten Phänomene, was ihm durch das Buch von Gruber fortan sehr erschwert wird, sondern er weigerte sich auch stets ganz entschieden, auch nur versuchsweise parapsychische Experimente in ausgesprochen wissenschaftlichen Gesellschaften mit anzusehn. Er aburteilte über Phänomene, deren Beobachtung er geflissentlich mied. Ein solches Urteil kann nach dem Buch von Gruber nur noch ein Vorurteil sein, dem keine ernsthafte Bedeutung mehr zukommt.

Was wir Bewußtsein nennen, und erst recht, was man früher Seele nannte, ist für den Rationalisten nur eine Funktion der Gehirntätigkeit. So noch Forel. Das Oberbewußtsein ist da nur eine stärkere, das Unterbewußtsein eine schwächere Funktion derselben Gehirntätigkeit. Jetzt dagegen erklärt Gruber: „Die bisherige offizielle Auffassung, wonach die Seele lediglich eine Funktion der Gehirnzellen darstellt, ist falsch.“ Ferner zeigen die parapsychologischen Experimente, daß 1. das sogenannte Unterbewußtsein stärker sein kann als das Oberbewußtsein, daß 2. das Unterbewußtsein unabhängig von den fünf Sinnen Wahrnehmungen machen und Wirkungen ausüben kann, und daß 3. das Unterbewußtsein den Körper direkt von sich aus ohne den Weg über das Gehirn beeinflussen kann. Schon bei der Suggestion hat man das zuweilen beobachtet, und Psychiater sahen dasselbe bei manchen Hysterischen. Die Parapsychologie bestätigt das immer wieder durch ihre Experimente. Deshalb sagt Gruber: „Eine Behandlung des Leib-Seeleproblems ohne Würdigung und Auswertung der parapsychologischen Erkenntnisse stellt heute ein Ding der Unmöglichkeit dar. — Was wir erkannt haben, ist die gewaltige Rolle des Psychischen in seinem Einfluß auf das physische Geschehen, ist die Erkenntnis, daß die Vorstellung nicht an den engen Rahmen des menschlichen Körpers gefesselt ist, sondern über ihn hinaus zur Wirkung gelangen kann, sei es, daß sie ohne Hilfe der Sinne von einer andern Psyche aufgenommen oder daß unter ihrer gestaltenden Kraft außerhalb des Körpers Neues geschaffen wird.“

Professor Gruber kommt bei seinen Forschungen nicht ohne eine Kraft aus, die er Imagination nennt. Daß er dazu neigt, sich jede Kraft nach physikalisch-mechanischen Gesetzen wirksam zu denken, ist bei einem Gelehrten, der auch okkulten Phänomenen gegenüber reiner Naturwissenschaftler im jetzt herrschenden Sinn sein und bleiben will, nicht weiter merkwürdig. Wir brauchen nur für „Imagination“ ein Wort zu setzen, das sich schon in der alten Philosophie findet, die nicht rein physikalisch-mechanisch-rationalistisch gebunden war, nämlich die Intuition, das gestaltende Prinzip jeder künstlerischen wie überhaupt jeder überragenden Leistung, so erkennen wir, wohin auch den modernen Naturwissenschaftler die parapsychologische Forschung führen muß, nämlich zur Befreiung von dem Wahn, der sich seit Cartesius immer tiefer eingefressen hat, daß der Verstand das alleinige Prinzip jeder Welterkenntnis und aller Weltanschauung (Philosophie) sein muß. Die okkulten Phänomene zwingen dazu, wie man in Grubers Buch deutlich merken kann, daneben noch ein zweites Prinzip als gleichberechtigt und gleichwertig anzuerkennen, mag man es nun Unterbewußtsein, Seele oder auch, wie schon häufiger in der antiken Philosophie, Geist oder Vernunft heißen. Unter der Alleinherrschaft des Verstandes verarmt und vertrocknet der Mensch wie in einem Herbarium. Der Verstand zapft allem Lebendigen in seinen Vorstellungen nur Begriffe ab, die belehren, nicht beleben. Die Vernunft, der Geist, das Unterbewußtsein, die Seele empfängt aus allem Lebendigen in der Intuition neues Leben. Eine Rose am Strauch lebt und entzückt. Ein Begriff von ihr belehrt nur noch. Die Intuition aber empfängt von ihr eine neue Rose, die lebt und entzückt wie die Rose am Strauch. Ein Gedicht von Goethe oder Mörike zeigt das unmittelbar. Die Natur selbst wehrt sich gegen eine Herbariumsexistenz, in welche der Verstand sie hineinpreßt. Schon im Mesmerismus und Hypnotismus (auch in der Psychoanalyse) revoltierte sie dagegen. Mit Hilfe okkulter Phänomene geht sie zum Generalangriff gegen die Tyrannei des mechanisierenden Verstandes vor. Sie möchte die Menschheit wieder zur „Vernunft“ bringen. Vernunft aber kann nur ein größenwahnsinnig gewordener Verstand sich selbst gleichsetzen, was erst seit noch gar nicht langer Zeit allgemeiner Sprachgebrauch geworden ist.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau



Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Justi, Direktor der Berliner Nationalgalerie
Zeichnung von Prof. Fritz Rhein

Um dieselbe Zeit, da die Nationalgalerie zu Berlin ihr fünfzigjähriges Bestehen gefeiert hat, ist ihr Direktor Ludwig Justi fünfzig Jahre alt geworden. Aus dem Kreise seiner nächsten Mitarbeiter ist ihm die schönste Ehrung geworden: man hat ein Buch zusammengestellt, das 200 seiner namhaftesten Museumsankäufe im Bilde zeigt und außerdem würdigend und registrierend über die Erfolge seiner Arbeit Aufschluß gibt. Seit 1909 hat er sein Amt inne, als Nachfolger Tschudis, der Berlin verärgert verlassen hatte, und auch er hat im Kampf mit kaiserlicher, geheimrätlicher und professoraler Kunstpolitik seinen Mann stehen müssen. Die Galerie, der er nach dem Kriege das Kronprinzenpalais für die Werke lebender Meister angliedern durfte, ist unter ihm geworden, was Tschudi geplant hatte: ein hervorragendes Museum, nachdem sie lange Zeit ein Mittelding zwischen Kunst- und Ruhmeshalle gewesen war. Bei seinen Neuerwerbungen hat Justi seine Vorurteilslosigkeit bewiesen, und wenn man ihm hier und da vorgeworfen hat, er habe sich gegenüber den Leistungen der modernen Kunst allzu weitherzig gezeigt, so beweist ein Überblick über seine Neuerwerbungen zweierlei: viele der Stürmer und Dränger von ehedem sind inzwischen in die Reihen der Akademie gerückt und über ihnen ist die ältere deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts nicht vergessen worden. Neben Kokoschka und Heckel hat er auch Schinkel und Overbeck erworben. Diese Hefte, die sich oft genug seiner Förderung zu erfreuen haben, wünschen ihm, daß er noch lange sein hohes Amt so tatkräftig verwalten möge wie an dem Tage, da er rüstig und doch mit einigem Bedacht die Schwelle der Fünfzig überschritten hat.

★

Der Roman „Das Bekenntnis" von Clara Ratzka geht in diesem Heft zu Ende. Unsre Leser — das glauben wir aus vielen liebenswürdigen Zuschriften entnehmen zu dürfen — haben das Werk mit einmütigem Beifall aufgenommen. Es wird deshalb insbesondere die Leserinnen freuen, die Dichterin von Angesicht kennen zu lernen. Die Zeichnung hat Walter Wellenstein für unsre Hefte angefertigt. Clara Ratzka, die Doktor der Staatswissenschaft ist und von der wir bereits früher zwei Romane („Familie

Clara Ratzka, die Dichterin unseres Romans „Das Bekenntnis"
Zeichnung von Walter Wellenstein

Digitized by Google

Geheimrat Prof. Dr. August Bier-Berlin
Bildwerk von H. H. Dietzsch, Sachsenhausen

Brake" und „Sie, die ich nicht kenne") veröffentlicht haben, ist mit einem Mitglied der deutschen Botschaft in London verheiratet. — Im nächsten Heft beginnt der neue Roman von Hermann Sudermann: „Der tolle Professor", seit dem „Hohen Lied" (1908) der erste große Roman des Dichters, ein Werk, reich an dramatischer Spannung und feinfühliger Charakteristik. Es zeigt einen Mann und Gelehrten, der zwischen den beiden Polen seines Lebens und Strebens: Verstand und Weib hin- und hergeworfen wird und in selbstverschuldeter und selbstgewählter Einsamkeit sein Dasein endet. Es ist der Stolz dieser Zeitschrift, mit einer Gipfelleistung eines unsrer wirkungsichersten Dichter unsre Leser erfreuen zu dürfen.

★

Hans Hubert Dietzsch-Sachsenhausen erfreut sich in besonderem Maße des Beifalls unsrer Leserschaft. Die beiden Plastiken „Der Sonne entgegen" und „Lenz", die wir vor längerer Zeit von ihm veröffentlicht haben, sind auch heute noch nicht vergessen: immer noch fragt gelegentlich ein begeisterter Kunstfreund nach ihrem Schöpfer. Heute zeigen wir aus des Bildhauers Werkstatt außer der schlicht porträthaft aufgefaßten Statue des berühmten Chirurgen Bier den Entwurf eines Denkmals, das der Künstler der bei Ypern gefallenen Heldenjugend unsers Volkes gewidmet hat. Aus diesem Werk spricht der unbeirrte Glaube an die unvergängliche Kraft unsrer Nation. Eine Jugend, die so entschlossen und freudig ihr Leben hingab, ist nicht umsonst gestorben. An der Reinheit ihrer Gesinnung werden sich immer von neuem junge und alte Herzen entzünden. So geht von dem Werk des Meisters, der selbst mit dabei gewesen ist, eine sittliche Wirkung aus, die gleichberechtigt neben die künstlerische tritt.

★

Im Jahre 1917 hat Max Pollak die ersten Tänzerinnen-Blätter radiert. Es waren dies Kitty Starling, die er später noch fünfmal dargestellt hat, und Isa Marsen, beide im Aprilheft 1922 abgebildet und besprochen. Seither erschienen mehr als vierzig solcher Platten. Bruno Binder schreibt uns dazu: „Was formal schon für die ersten Blätter kennzeichnend war und auch in diesen Heften hervorgehoben wurde: daß bei Pollaks Radierun-

Digitized by Google

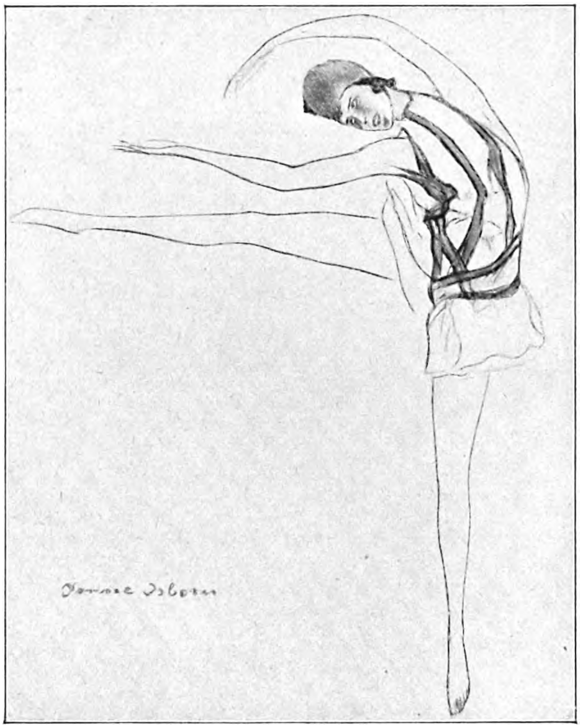
Mura Zyperovitsch. Farbige Radierung von Max Pollak-Wien

gen die Linie das bauende Element ist, wurde später immer folgerechter durchgeführt. Die plastische Form wird nur noch angedeutet, das Stoffliche der Haut und des Gewandes erschien dem Künstler immer nebensächlicher, er betonte die Stimmung des Modells und die Rhythmik seiner Glieder. Der kubische Gehalt der Körper verschwindet nahezu, und es bleibt nur übrig ein melodiöses Spiel schlanker Arme und Beine um einen edelgeformten Körper. Die Bewegungen, die anfangs zurückgehalten waren, werden oft stürmisch und leidenschaftlich. Welcher Temperamentsausbruch liegt z. B. in dem hochgerissenen Bein der Anne Osborn. Mit fabelhaft scharfen Augen wird das Wesentliche der Form und der Bewegung vom Künstler erfaßt, und die Nadel folgt in der sicheren und geschmeidigen Hand diesen sanften Kurven, die nicht nur Konturen sind, die die Gestalt umschreiben, sondern die in ihrer An- und Abschwellung auch die Form modellieren. Die Farbe verlor ihren stofflichen Charakter, sie ist keine optische Tatsache mehr, sondern verstärkt nur die Stimmung. In ihrer Verwendung aber offenbart sich ein ganz seltener Geschmack, der den Künstler in die Reihe der Allerersten seiner Heimat rückt.“

★

Vor Jahr und Tag ist in diesen Heften einmal vom „Blauen Vogel“ die Rede gewesen, jener entzückenden russischen Kleinkunstbühne, die damals wie aus einem besseren, einem Märchenlande zu uns kam, in eine künstlerisch und wirtschaftlich unheilbar zerklüftete Welt. Manches hat sich seitdem bei uns ausgeheilt. Der „Blaue Vogel“, der noch immer unter der meisterhaften Leitung J. Jushnys steht, hat sich wieder einmal nach Deutschland verflogen und von dem Glanz seines

Albertine Rasch. Farbige Radierung von Max Pollak-Wien



Anne Osborn. Farbige Radierung von Max Pollak-Wien

herrlichen Gefieders und dem Wohllaut seiner Stimme nichts eingebüßt. Auch heute noch steht er in der Sauberkeit seiner Leistung und vor allem seiner Gesinnung einzigartig da und beweist, was bei uns äußerlich verwandte Unternehmungen leider immer bestreiten: daß man auf eine leichte Weise ohne Zweideutigkeiten unterhaltend, lustig, übermütig sein kann. Er war in Berlin vornehmer geworden und aus der Goltzstraße an den Kurfürstendamm gezogen. Aus der kleinen Ausstellung, die die Entwürfe seiner Künstler zeigte, stammen unsre drei Bilder.

★

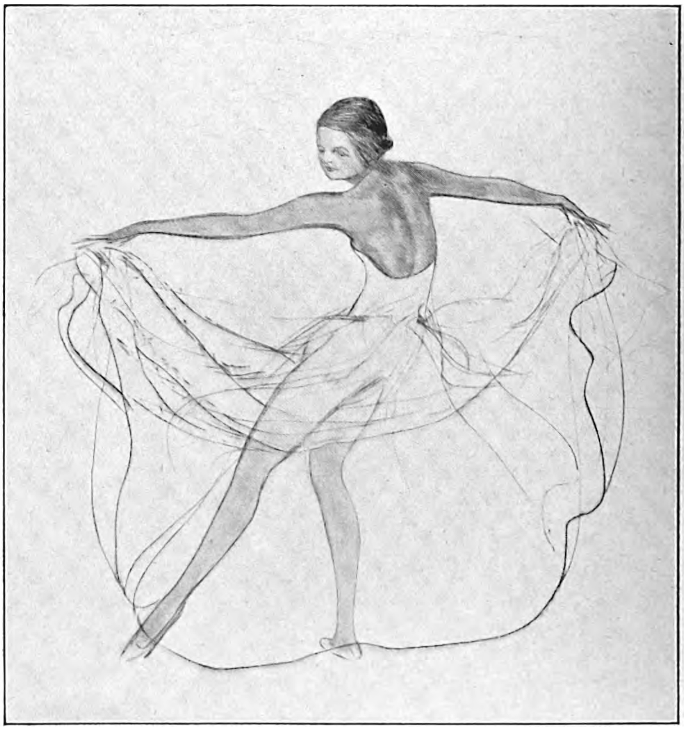
Im Januarheft hat der Göttinger Prof. Dr. Paul Ssymank einen vielbeachteten Aufsatz über die deutsche Studentenschaft nach dem Weltkriege veröffentlicht. In Ergänzung dieser Studie teilt er uns mit, daß nach einem Schreiben des deutschen Wissenschafter-Verbandes dieser seit seiner Tagung im Januar 1926 die ihn bedrohende Krise überwunden und neuen Aufschwung genommen hat.

★

Der Waldmannsche Aufsatz über die Bremer Kunsthalle hat mit seinen vielen farbigen Kunstdrucken starken Beifall gefunden. Wohl noch im Zusammenhang mit unserm Slevogt-Aufsatz im Septemberheft haben sich viele Leser danach erkundigt, ob sie von dem Bilde, Jäger am Abhang, auf S. 59 des Märzheftes größere Wiedergaben bekommen können. Ihnen zur Nachricht, daß sie sich an den Verlag, Bruno Cassirer, Berlin W, Derfflingerstraße, wenden mögen, dessen freundlichem Entgegenkommen wir die Erlaubnis zur Reproduktion dieses Bildes zu verdanken hatten.

★

Die Strophen des Gedichts „Der gefangene Kranich“ von Levin Ludwig Schücking, Seite 545



Ellis Stampe-Bendix. Farbige Radierung von Max Pollak-Wien

Digitized by Google

des Januarheftes, sind beim Umbruch leider verstellt worden. Strophe eins bis sechs stehen richtig; es folgen fälschlich die Strophen zwölf bis achtzehn, dann sieben bis elf. Wir bitten unsre Leser, die Strophen umzugruppieren, damit sie das Gedicht ungetrübt genießen.

★

Der Schöpfer unsers Titelbildes, Theo Champion, ist ein Düsseldorfer. Er hat das Glück gehabt, als Sohn wohlhabender Eltern geboren zu werden (1887), so daß er ohne Geldsorgen studieren konnte, in der Heimatstadt wie in Weimar, wo ihm vor andern Theodor Hagen viel zu geben vermochte, dieser hervorragende Landschafter und prachtvolle Mensch. Nach Beendigung seiner Studienzeit unternahm Champion Reisen nach Frankreich, Italien und Flandern, bis der Krieg auch seine Arbeit unterbrach. Er war ein moderner Künstler geworden und segelte im Fahrwasser van Goghs. Aber das dauerte nicht lange, und in den letzten Jahren ist er stiller und schlichter geworden, viel stiller und schlichter noch, als es Meister Hagen gewesen ist. Auch größer. Er liebt die Vorwürfe, die die Landschaft von der Tätigkeit des technischen Menschen stark beeinflußt zeigen, Landstraßen, Bahnstrecken, Fabrikmauern, Sportplätze, d. h. er zeigt gern, wie die freie Natur immer wieder mit eigentümlicher Schönheit über die reine Technik triumphiert. Unsre „Landstraße" ist ein Muster von Langerweile — und doch,

Bühnenentwürfe von Poschedajeff zur Szene „Die Lampe" im russischen Theater „Der blaue Vogel"

der Atem Gottes weht in den kümmerlichen Baumkrönchen wie in dem sich endlos dehnenden dunkeln Frühlingshimmel. So strebt Theo Champion eine Versöhnung zwischen Natur und Technik an. Aber diese Tendenz ist ihm nicht das Wichtige. Vor allen Dingen will er das Unaussprechliche malen, was sein Herz bewegt, und so ist er — man sieht den Unfug der Schlagworte — bei aller Sachlichkeit auch ein Expressionist. — Das farbige Bild nach Lucas Cranach d. Ä. ist ein Ausschnitt aus einem großen Gemälde des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin. Das Gemälde, alter Besitz der Königlichen Schlösser, zeigt den Jungbrunnen (zw. S. 256 u. 257). Den größten Teil nimmt ein Bassin mit Badenden ein. Links werden auf Bahren, Karren und Wagen die Alten und Gebrechlichen herangeschleppt. Rechts verlassen sie verjüngt und fröhlich das heilkräftige Wasser. Im Hintergrunde beschließt das Bild eine heitere Landschaft, in der eine lustige Gesellschaft frisch verstahlter Männlein und Weiblein tafelt. Diese Gesellschaft, die vom Gesamtbild ein knappes Viertel einnimmt, zeigt unser Ausschnitt. Wie so viele altdeutsche Bilder ist auch dieses reich, überreich an hübschen Einzelheiten. Nur daß sie der flüchtige Betrachter nicht immer findet. Hier wird ihm der Zugang zu diesen Reizen leicht gemacht. — Champion hat in Weimar studiert, Cranach hat in Weimar seine letzten Jahre zugebracht; der Zufall will es, daß sich diesen beiden ein dritter Wahl-Weimaraner gesellt: Prof. Hans W. Schmidt, ein Ham-

Bühnenentwurf von Poschedajeff zur Szene „Die Lampe“ im russischen Theater „Der blaue Vogel“

burger, der seit 1879, seinem 20. Lebensjahr, in Weimar, seinem Studienort, angesiedelt ist. Sein Tennisplatz in Pyrmont (zw. S. 264 u. 265) ist ein gesellschaftliches Dokument von seltener Treue und Anmut. — Den Reiz gesellschaftlicher Eleganz haben auch zwei Frauenbildnisse dieses Heftes. Das eine, farbig wiedergegeben (zw. S. 320 u. 321) zeigt eine Dame in der weißen Perücke; das andere eine spanische Schöne in andalusischer Tracht (zw. S. 360 u. 361). Das eine hat Marcus, das andere Beltran gemalt. Ein Landschafter von starker Ausdruckskraft ist der 1882 in Düsseldorf geborene Fritz Berthold Neuhaus, von dem wir den „blühenden Mandelbaum“ zeigen (zw. S. 336 u. 337). — Karl Hegenbarth, der die mitschwingenden Umrahmungen zu unsern Frühlingsgedichten geschaffen hat, ist unsern Lesern seit langem bekannt. Dagegen muß ihnen Karl Hennemann, der Schöpfer der Holzschnitte auf S. 325 u. 326, vorgestellt werden. Der 1884 in Waren geborene Mecklenburger hat während einer langen, in Berlin und München verbrachten Studienzeit manchen Umweg gemacht, bis er, unter dem Einfluß Kallmorgens (1910—16) erkannte, daß er ein Landschafter sei. Erst in den letzten Jahren hat er sich mit der ihm wegen ihrer Klarheit und Einfachheit wertvollen Holzschnittechnik befaßt und in ihr ein für seine Anschauungen besonders geeignetes Ausdrucksmittel gefunden. Er wünscht im Sinne Kaspar David Friedrichs die Natur auch mit dem geistigen Auge als elementare Einheit zu erfassen, und wir glauben auf seinen Blättern das „Erdleben“ zu spüren, das dem feinsinnigen Arzt Clarus, dem Freunde Friedrichs, eine Landschaftskunst in höherem Sinne bedeuten sollte. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker in Berlin** — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann in Berlin** — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Juniheftes:

Seite

Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit von Hermann Sudermann 369

Gesellschaftliches Leben im Pflanzenreich. Von Univ.-Prof. Dr. R. Scharfetter. 413

Philipp Otto Runge, der Maler der Romantik. Von Dr. Paul F. Schmidt. Mit 19 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 417

Vom Schreibtisch uud aus der Werkstatt: Aus meinem Leben. Von Rudolf Eucken 433

Der Marschall und die Eva. Novelle von Wolfgang Goetz 438

Träumendes Echo. Gedicht von Börries, Freiherrn von Münchhausen. 440

Deutsche Fechtkunst im 16. Jahrhundert. Von Prof. Dr. G. Pancongelli-Calzia. Mit 14 ein- und mehrfarbigen Abbildungen 441

Der Mann, der die Straße hinaufgeht. Novelle von Will Scheller 449

Fahrt durch die Nacht. Gedicht von Hilda Bergmann . . . 452

Neues vom Büchertisch: Von Karl Strecker. 453

Im Land der Luche und der Tuche. Von Max Bittrich. Mit der Wiedergabe von 12 Buntstiftzeichnungen von Hans Joachim Wagner. 457

Digitized by Google

Seite
Carl Maria von Weber. (Zum 100. Todestage 5. Juni 1926.) Von Wilhelm Kleefeld 469
Illustrierte Rundschau: Eryk Pepinskis Gartenarchitektur — Mexikanische Scherenschnitte — Neues Kunstgewerbe — Plakate von Ludwig Hohlwein — Stilleben von Max Dürschke — Modezeichnungen von Marlice Hinz und Ilsabe Kamieth — Runges ältester Sohn — Zu unsern Bildern 474
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . 5—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bildnis. Gemälde von Eugen Spiro . . . . Titelbild
Sattelplatz. Gemälde von Otto Dill . . . . . . 384—385
Prozession. Gemälde von Prof. Arthur Kampf. . 400—401
Carl Maria von Weber. Gemälde von Ferdinand Schimon . . . . 472—473

Kunstbeilagen in Tondruck:

Gottesdienst auf Fanö. Gemälde von Prof. August Wilckens. . . . . . . 376—377
Nach dem Bade. Marmorbildwerk von Prof. Siegmund Kisfaludi-Strobl 392—393
Hauskonzert. Gemälde von Ernst Mandler-Wien. 408—409

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—32
Hinterer Anzeigenteil. . . 1— 8
Umschlag . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 8
Unterrichtsanstalten . . 8— 9
Hotels und Pensionen . . 9
Kurorte und Heilanstalten 9—16
München—Kunsthandwerker 18

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

40. Jahrg. / Juni 1926 / 10. Heft

Der tolle Professor

Ein Roman aus der Bismarckzeit

von Hermann Sudermann

An einem frühen Novemberabend bald nach dem Königsberger Semesterbeginn saßen in einem der oberen Rauchzimmer der Steinerschen Konditorei dicht vor dem Erkerfenster etliche Angehörige der „Cheruskia“ zu einem Viermännerskat geruhsam vereinigt.

Der Kaffee war schon ausgekloppt, nun kamen die diversen Liköre ran, eine Runde Maraschino, dann vier Knickebeine und schließlich der Slivowitz.

Da legte die Spitzmaus plötzlich die Karten hin und sagte: „Bei mir is Schluß, ich muß ins Kolleg.“ Die andern stimmten das berühmte Maurerlied an: „Wenn man die kalten Füße kriegt, Füße kriegt, Füße kriegt“, aber der kleine, forsche Kerl mit dem beweglichen Mauserüssel ließ sich nicht beirren. Er schob die blaugoldberänderte, weiße Mütze noch etwas weiter ins Genick zurück und sagte mit der ihm eigenen krähenden Wurstigkeit: „Wenn ihr Schafsköpfe 'ne Ahnung hättet!“

„Was für 'ne Ahnung? Raus mit den kalten Katzen!“

Aber der Spitzmaus beliebte es nicht, Rede zu stehen. „Kloppt man ruhig weiter. Ich bezahl' meinen Teil und damit basta.“

Da wurden sie unangenehm. Er mußte wohl oder übel die verlangten Erklärungen geben: „Was soll ich euch erzählen? Ihr wißt ja überhaupt nicht, was so'n Kolleg für'n Vergnügen sein kann. Ihr lauft in eure Anatomie oder schreibt stumpfsinnig Pandekten und Kirchenrecht nach — von uns Philologen mit unserm stinkenden Wortmisthaufen gar nicht zu reden! ... Aber daß es in so 'nem Hörsaal auch klatschen und blitzen kann wie auf dem Paukboden, daß es Blutige gibt und Abfuhren und ein Spiel der Klingen, davon schwant euch natürlich nichts.“ Die andern höhnten: „Die Spitzmaus strebt nach dem Höheren empor!“

Nur einer, ein blonder, heißäugiger Bursch, dessen Milchgesicht die Schmisse der ersten Mensur dunkelglühend durchfurchten, war hellhörig geworden. „Du, Leibbursch,“ flüsterte er, sich vorbeugend, „was is es? Bei wem is es?“

„Willst mitkommen, Fuchs Kühne?“ fragte der Leibbursch zurück. „Es ist die dreistündige Psychologie bei Professor Sieburth.“

Das Wort „Psychologie“ entfesselte neue Heiterkeit. „Das is auch so'ne brotlose Kunst, wie lyrische Gedichte machen und Flöhe abrichten und dergleichen.“

Die Spitzmaus stand auf und langte nach ihrem Überzieher. „Du, wart mal,“ rief einer der Spielenden, ein aufgeschwemmter Massentrinker mit zerhackten Vollmondbacken, „dein Sieburth, ist das so ein Schlanker, noch Junger, mit ganz kurzgeschorenem Schädel — bartlos und dicke Augenbrauen — das richtige Jesuitengesicht?“

„Das kann er schon sein,“ bestätigte der Aufbrechende.

„Den hab' ich unlängst um zwei in einem Bums aufgeangelt und bin mit ihm auf den Bummel gegangen. Weiß der Teufel, ich glaub', schließlich hab' ich irgendwo zusammen mit ihm im Rinnstein gesessen.“

Digitized by Google

„Blech!" sagte achselzuckend die Spitzmaus und wandte sich zum Gehen.

Da schoß der junge, heißäugige Bursch in die Höhe, warf dem Kellner ein Geldstück zu und rannte dem Davoneilenden nach.

Der „Spitzmaus" Genannte maß wohlgefällig den biegsamen, hochstämmigen Jünglingskörper, der um Hauptes länge über den seinen hinauswuchs. „Du bist zwar noch ein krummer und törichter Fuchs, Fritze," sagte er, „aber Witterung dafür, wo was zu holen ist, hast du. Drum komm in Gottes Namen, wenn du auch nichts kapieren wirst."

„Warum hältst du mich für'n Idioten?" fragte jener, „Einleitung in die Philosophie hab' ich schon im Sommer bei Hagemann gehört, und wenn's dir Spaß macht, wird für mich auch wohl noch ein Mundvoll abfallen."

„Probier's," sagte die Spitzmaus. „Ein putziger Heiland ist er jedenfalls. Aber du wirst ja selber sehen!" —

In dem grauen Marmor des Treppenhauses spiegelten sich die Flammen der Kandelaber. Die beiden Cherusker stiegen zum ersten Stock empor und öffneten die Tür zum Hörsaal, der, dichtgefüllt, den heißen Dunst aufgestauter Menschenleiber den Eintretenden entgegenschlug.

Der dunkle Hammerton der Korridorglocke erdröhnte. Noch fünf Minuten verflossen. Da öffnete die Tür sich zum letztenmal und ließ den Mann herein, dem alle erwartungsvoll entgegenharrten. Kein Trampeln der Begrüßung erhob sich, aber mancher Blick leuchtete auf, und manche Stirn faltete sich im Vorgeschmack lustvoller Arbeit.

Der junge Bursch, der Fritz Kühne hieß, schlang in herzklopfender Neugier das Bild des auf das Podium steigenden Lehrers in sich hinein. Der Kopf war Auge, nichts als Auge. Da gab's noch einen hohen, schmalgewölbten Schädel, haarlos beinahe und von der durchschimmernden Haut wie mit einer weißlichen Kappe bekleidet, da gab's gehöhlte Backen mit dem Schatten der Morgenrasur und einen fleischigen, scharf umrandeten Mund, ein hartes, knochiges Kinn, das sich in asketischer Magerkeit zu einem faltigen Halse hin verlor — aber was man recht eigentlich sah, war doch nur Auge und immer wieder Auge. ‚Wo habe ich solche Augen schon gesehen?' dachte Fritz Kühne. Die Mumienbilder in seinem Kunstgeschichtsbuche, die hatten sie. Übergroß, von halbkreisförmigen Brauenbogen umwölbt und wie aus Fernen trauer- und traumvoll ins Leere starrend.

Und nun hub er zu reden an. Mit hoher, etwas heiserer Stimme. Nur ab und zu durchbrach ein verlorener Glockenton das wenig kräftige Rieseln der Rede, und dann war es jedesmal, als stiege etwas Verborgenes aus der Tiefe des Herzens empor.

Es dauerte lange, bevor Fritz Kühne den Worten des Vortragenden zu folgen vermochte; denn Gegenstand und Ausdrucksart waren ihm fremd.

Von der Psychologie der Hegelschen Schule sprach er und den Schlußfolgerungen, die der berühmte Veteran der Königsberger Universität, der größte aller lebenden Hegelianer, daraus gezogen hatte. Jeder Satz war eine respektvolle Verbeugung, aber dahinter saß lächelnd ein Spott, den nur der Wissende empfand und mit einem Lächeln quittierte. Ja, was die Ungereimtheiten betraf, deren es leider die Menge gab, soweit die Hegelsche Orthodoxie ihren Bannkreis erstreckte — von ihnen sprach er in immer gleicher Höflichkeit, als gelte es Perlen höchster Weisheit auf eine Schnur zu fädeln. Und dann war noch eines an dem Sprechenden seltsam und auffällig: Wenn er gerade am Werke war, eine neue Bosheit zu formen, hob er die Linke, die schlank und weiß und oval wie ein Lilienblatt war, gegen die Gasflamme empor und sah in sie hinein, als wolle er mitten hindurchsehen. Und da auch hinter ihr eine Gasflamme sich breitete, so erschien sie den Hörern genau so transparent wie dem, zu dem sie gehörte und der aus ihrem zartformigen und geschmeidigen Griffe gleichsam den Antrieb zu seinem Fechterspiel nahm. Und als er sich und seine Hörer sattsam mit Hegel unterhalten hatte, doch niemals ohne dessen großem Schüler, der Senior und Zierde der Albertina war, in wohlabgewogener Ehrerbietung ein lächelndes Kompliment zu machen, ging er zu Schopenhauer über. Das Lächeln verschwand auch jetzt nicht aus seinen Mundwinkeln, aber es wurde ernster, bitterer, beinahe vergrämt.

„Dieser Mann," sagte er, „war in der beneidenswerten Lage, von niemandem abhängig zu sein und keines Menschen Billigung erstreben zu müssen. In tausend Fällen wird dies leider kaum einem vergönnt sein; denn dem, der frei ist, fehlt gemeinhin die Fähigkeit, sich frei zu wissen. Vorläufig gilt leider das Wort unseres großen Staatsmannes: ‚Die Freiheit ist ein Luxus, den sich nicht jedermann gestatten kann.' Nun, e i n e n Luxus wenigstens können w i r uns gestatten: zu philosophieren, wie es die staatlich approbierten Schulen gestatten. Und ihm, meine Herren, wollen wir frönen, bis w a s erfolgt? Bis Er — — folg erfolgt."

Ein scheues Murmeln erhob sich und erstarb wieder, gleichsam vor sich selber erschreckend. Auch wenn die Pause zwischen den beiden Silben „Er" und „folg" nicht so lange

Digitized by Google

und so bedeutungsvoll geklafft hätte, daß jeder nach der bekannten medizinischen Formel das Wort „Erbrechen“ an ihre Stelle setzen mußte, wäre es klar gewesen, was mit dem Wortspiel beabsichtigt war.

Fritz Kühne saß in herzpochender Spannung da. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß hier ein Rebellentum am Werke war, das gegen alles Sturm lief, was ihm so lange wert und heilig gewesen, und daß er nicht zaudern würde, mit fliegenden Fahnen zu ihm überzugehen.

Aber vielleicht war der da oben gar kein Rebell! Vielleicht beliebte es ihm nur, in gedanklichem Ballspiel die Gemüter vor sich herzutreiben, um sie, wenn sie glühend und erschöpft durcheinandertaumelten, spottend daran zu erinnern, daß alles nur ein Spiel gewesen. So schien es fast. Denn als er jetzt, gleichsam nach innen schauend, daran ging, Schopenhauers wenig systematische Psychologie aus ihrer Zerstreuung hervorzuholen, war jener Anfall von Temperament bereits in alle Winde verflogen.

Wie gar nicht dagewesen war er, und die Spitzmaus, die gleichmütig zugehört hatte, wandte sich mit leiser Frage zu Fritz hinüber: „Na, was sagst du nun? Ist der Kerl amüsant oder nicht?“ — Fritz warf ihm einen zornigen Seitenblick zu.

Und der Professor fuhr fort: „In einem zünftigen Kursus der Psychologie würde von Schopenhauer nicht viel die Rede sein, denn wer nach Kapitelüberschriften lehrt und lernt, wird in seinem Werke nicht viel darüber finden. Und trotzdem wird alles bei ihm zu Psychologie. Sie wissen, sein Hauptwerk ist metaphysischer Natur. ‚Die Welt als Wille und Vorstellung.‘ Mit dem Titel werden diejenigen, denen es unbekannt ist, nicht viel anzufangen wissen, aber ich will einmal einen dreisten und ganz unphilosophischen Sprung machen, um ihn frei in die Sprache Ihrer Jugend zu übersetzen, meine Herren, und statt dessen sagen: ‚Die Welt als Weib und Gedanke‘. Wissen Sie nun, was er meint? Wissen Sie nun, wie man ihm näher kommt? Und wie man dem Leben näher kommt, das heute noch als Rätsel vor Ihnen liegt?“

Da schlug die Hammerglocke sechs Uhr.

★

Fritz Kühne bewohnte eine Bude, die für studentische Verhältnisse fast elegant zu nennen war. Zwei rote Plüschsessel standen um den ovalen Sofatisch herum, auf dem ein Aquarium mit blechernen Silberfischchen darin allen Besuchern kundtat, daß der Raum ursprünglich für den Privatgebrauch naturliebender und gemütstiefer Wirtsleute bestimmt gewesen war.

Fritz hatte das seine getan, um dem Charakter des Persönlichen noch stärkeren Ausdruck zu geben. Über der Tür prangte gebieterisch ein Goethekopf, das Gruppenbild des vorigen Semesters, acht Füchse, stramme Jungen fast alle, hatte auf der Kommode seinen Standplatz erhalten. Blau-weiß-goldene Bänder umschlangen liebend die beiden Rapiere über dem Bett. Sogar ein flacher, aufsatzloser Schreibtisch war da, und eine Reihe pfleglich behandelter Bände begrenzte die Platte nach der Wand zu, wo Bilder der Eltern und der Geschwister wie auch das eines in Efeu verkrochenen einstöckigen Gutshauses Heimat und Kindheit symbolisch verklärten. Vor ihnen saß Fritz eine Stunde nach jenem Kollegschluß und starrte sie an, als sollten sie ihm in seinem geistigen Wirrwarr Stütze und Richtschnur sein. „Weib und Gedanke!“ So war's. So war es immer gewesen. Wie ein Blitzfeuer hatten die Worte ins Dunkel des kaum Empfundenen hineingeleuchtet. Was nicht Gedanke war, gehörte dem Weibe. Was das Weib freiließ, floh ins Reich der Gedanken. Hier oder dort wurzelte jedes Erinnern.

Alles, was Jugend hieß und Tränen und Überschwang, was Wunsch und Fürchten schuf, was die Muskeln straffte und die Augen aufglühen ließ, war Weib, immer nur Weib.

Doch nun die Kehrseite! Vom ersten Buchstabieren an, die Lesestücke der Fibel, die Regeldetri auf knirschender Tafel, der Cornelius Nepos, der Ovid, das erste Schillerdrama, der deutsche Aufsatz, die Geologie, der früheste Anhauch Kantischer Größe und dann vornehmlich „Faust“ und immer wieder „Faust“ — das alles, was Wissen und Erkenntnis und Aufstieg kaum geahnter Horizonte verhieß und verschenkte, das war die andere, die Welt des Gedankens.

Streng geschieden war jede? Nein, das nicht. Fließende Grenzen gab es, wo sie beide zusammentrafen, wo das Weib zum Gedanken ward und der Gedanke sich in Weiberkleider hüllte. Das war die Dichtung, die Musik, das Dämmern großer Gefühle.

Ja, wahrlich, Weib und Gedanke! Eine neue Parole war es, die in das Chaos der Gefühle Ordnung brachte, die ein Gleichgewicht schuf, aus dem neue Kraft, neues Glück, neues Selbstgefühl hervorsprießen mußten.

Und der Mann, der sie ihm geschenkt hatte, war er nicht sein Wohltäter geworden? Mußte ihm nicht die Kraft eigen sein, auch weiterhin der Lenker seines Schicksals zu werden?

Digitized by Google

Die nächsten Tage vergingen — Abendkneipe — Kolleg — Fechtboden, zwei aufregende Mensuren sogar — alles glitt kaum beachtet an ihm vorüber. Und immer klarer stieg aus seinen seelischen Kämpfen der Entschluß empor, den Gang zu jenem Wundermanne zu wagen und sich von ihm den Richtweg der eigenen Zukunft bestimmen zu lassen.

Es war ein Sonnabendnachmittag, als er hoffend und bangend den Weg zum Vorder-Roßgarten einschlug, wo Professor Sieburth wohnte. Dessen Name stand nicht auf den Schildern, die neben je einem Klingelknopf Stockwerk für Stockwerk die Einwohner ankündigten. So wählte er einen beliebigen und hoffte, das übrige dann zu erfahren. Und als die Haustür zurückschlug und eine Jungmädchenstimme die Treppe herniederrief: „Zu wem wünschen Sie?“ stellte sich alsbald heraus, daß er keinen falschen gegriffen hatte.

Der Herr Professor sei zwar im Augenblick nicht zu Hause, verkündete die Jungmädchenstimme weiter, aber er werde wohl bald wieder da sein, und wenn der Herr warten wolle — Ja, das wolle er, erwiderte er. Nicht etwa, weil er nicht lieber rasch umgedreht wäre, sondern vielmehr, weil der Silberstrom der Stimme, der von oben her auf ihn niederfloß, ihm das Herz warm gemacht hatte.

Die ihn dort oben erwartete, war fast noch ein Kind. Hochaufgeschossen zwar und mit Spuren naher Jungfräulichkeit in den leise sich rundenden Gliedern, aber doch ein Kind noch, mit blauem, neugierigem Kinderblick und einem Kranz aus mattblonden Zöpfen, der das blutübergossene Gesichtchen wie eine Gloriole umgab. Die Hände, die sich allzuweit aus den ausgewachsenen Ärmeln hervorwagten, tapsig und rot. Und viel Heiligkeit in dem schüchternen Lächeln.

Er zog seine sieghafte Mütze. Aber wie er nun vor ihr stand, fühlte er sich nicht minder schüchtern, als sie ihm erschien. Zwei wirre Augenblicke lang überlegte sie, dann öffnete sie die rechtsliegende Tür, durch die eine Rotglut von Abendlicht sich über die beiden ergoß. „Wenn Sie so gut sein wollen,“ sagte sie stockend, und er folgte ihr, viele abgehackte Bücklinge drechselnd, wie sie zum Weltmanntum eines Corpsstudenten gehören.

Ein schlichtes Bürgerzimmer tat sich in Sonnenfülle vor ihm auf. Nähtisch und Nähmaschine gaben Zeugnis von fleißig waltenden Frauenhänden. Bücher und Schulhefte lagen auf dem ovalen Mitteltisch.

Sie bot ihm schweigend einen am Fenster stehenden Stuhl und raffte dann Bücher und Hefte zusammen, offenbar um mit ihnen endgültig zu verschwinden. Da faßte er sich ein Herz und brach eine Unterhaltung vom Zaune. „Wohnt der Herr Professor bei Ihnen?“

Sie legte das Lernzeug auf den Tisch zurück und erwiderte mit einem Aufatmen sich lösender Beklommenheit: „Ja. Das heißt eigentlich wohnen wir beim Professor, Mama und ich. Jawohl.“

„Leben Sie schon lange so zusammen?“

„Seit vier Jahren, solange er in Königsberg ist.“ Und als ihm das nicht recht einleuchten wollte, ergänzte sie: „Die Wohnung haben wir gemietet, aber die Möbel sind seine. Und Mama führt ihm die Wirtschaft und kocht auch für ihn.“

„Kommen viele Studenten ihn besuchen?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ach wo doch! In manchem Semester kommt kaum einer. Er sagt: ‚Wozu sollen sie auch? Zum Examen kann ich ihnen doch nichts nützen. Und im übrigen hat jeder Manschetten vor mir, daß ich mich über ihn lustig mache.‘ Ja, das hat er schon manchmal gesagt.“

„Macht er sich auch über Sie lustig?“ fragte Fritz.

Sie schüttelte wieder den Kopf, aber diesmal voll eifriger Abwehr. „In Wahrheit ist er so gut . . . Ach so gut . . . Drum haben wir ihn auch sehr lieb, Mama und ich.“

„Einen Vater haben Sie wohl nicht mehr?“ fragte er immer noch weiter.

Ihr Gesicht verdüsterte sich. „Er starb, als ich noch klein war,“ sagte sie. „Und darum sind wir auch arm.“ Als erschrecke sie über das unvermittelte Vertrauen, stand sie auf und machte sich mit ihren Büchern zu schaffen. „Ich werde denn man gehen,“ stammelte sie.

Er bat voll Inbrunst, daß sie noch bleiben möge. Zum Zeichen der Gewährung setzte sie sich wieder. Nun war es an ihm, ihr Vertrauen zu erweisen. Und er erzählte ihr, was ihm mit dem Professor geschehen war und wie es nun sein innigster Wunsch sei, für seine künftige Lebensgestaltung einen Rat von ihm zu empfangen.

„Das verstehe ich sehr gut,“ sagte sie. „Uns jungen Menschen geht es allen so. Oft wissen wir nicht aus und nicht ein.“

„Sie dürfen ihn doch tagtäglich um Rat fragen,“ sagte er. Und der Neid stieg in ihm hoch, daß sie zu allen Zeiten dem verehrten Manne nahe sein durfte.

„Um Gottes willen!“ rief sie und sah mit ängstlichen Augen nach der Stubentür, als ob er gerade dort eintreten könnte. „So was wag' ich doch gar nicht. Manchmal, wenn er nicht ausgeht und vom Schreiben müde ist, setzt er sich wohl dort in die Sofaecke und schweigt und raucht. Und Mama näht. Und ich mach' Schularbeiten. Und dann bückt er sich wohl über mein Heft und sagt mir dies

Digitized by Google

und das, aber dann wird mir immer ganz heiß, und ich bin froh, wenn er wieder dort sitzt."

„Und was redet er mit Ihnen, wenn Sie zu ihm gehen, ihm Essen bringen und so?"

„Das tu ich doch nicht!" rief sie, erschrocken über diesen Gedanken. „Das besorgt Mama alles selber. Er hat auch einen besonderen Aufgang vom Hofe aus, so daß ich oft wochenlang nichts von ihm höre und seh'."

„Was macht er denn immer so abends?"

„Oft geht er in Gesellschaft. Denn sie reißen sich alle um ihn. Aber oft geht er auch so weg. ‚Heut macht er Entdeckungsreisen,' sagt dann Mama."

„Was entdeckt er denn?"

„Wenn man das wüßte!" rief sie. „Aber alles ist Geheimnis um ihn. Mama sagt, er kriegt nicht satt zu essen vom Leben. Manchmal hört man auch durch die Wand — —" Betroffen hielt sie inne.

„Was hört man?"

„Nein, das sag' ich nicht. Dazu müßten wir uns erst ganz gut kennen."

„Dazu wäre aber nötig, daß wir uns erst kennen *lernen*," sagte er, „und wenn Sie mir keine Gelegenheit geben — —"

„Wie meinen Sie das?" stammelte sie.

„Nun, daß wir uns manchmal begegnen könnten. Auf Königsgarten zum Beispiel."

„O Gott!" rief sie mit einem Auflachen, das in seiner Beklommenheit fast wie ein Jauchzen klang. „Dort, wo sich die Liebespaare immer treffen? Wenn man bloß einmal spazieren geht, ist man schon im Geklätsch."

„Oder wenn der Winter kommt, auf der Eisbahn."

„Das ginge schon eher," überlegte sie, „aber ich weiß ja nicht einmal Ihren Namen."

Er bat um Verzeihung, und aufschnellend stellte er sich vor, vergaß auch nicht hinzuzufügen, daß er im zweiten Semester sei und demnächst das Band zu erhalten hoffe.

„Ich heiße Helene Schimmelpfennig," sagte sie, „und sitz' in der ersten Klasse. Zu Ostern denk' ich fertig zu sein. Das ist ebensoviel wie das Band. Oder meinen Sie nicht?" Er bejahte mit Feuer. „Und dann geht's aufs Lehrerinnenseminar," fuhr sie fort und erstarrte zu sorgendem Ernst. „Dort wird das Leben dann immer noch schwerer."

„Ist es denn schon so schwer?" fragte er, und der Übermut seiner Jugend tollte in den ulkig zusammengekniffenen Augen.

Aber sie blieb ernst wie zuvor. „Wenn es nicht schwer wäre — auch für Sie, wären Sie dann wohl hier?"

Da kam der Ernst auch über ihn. „Sie haben recht," sagte er. „Drum müßte man einander beistehen und gut Freund sein. Wollen Sie?"

„Gern," erwiderte sie einfach. „Nur Verabredungen treffen und so, das könnt' ich nicht. Dann hätt' ich ein böses Gewissen."

Sie lauschte nach dem Treppenflur hin. Da öffnete sich die Tür, und eine blasse, noch hübsche Frau mit dunkeln, traurig blickenden Augen und einem starren, gleichsam vereisten Lächeln trat langsam herein und maß mit einem befremdeten Blick den jungen Cherusker, der sich erhoben hatte und einigermaßen beklommen der Mutter über sein Hiersein Rechenschaft zu geben sich anschickte.

Aber Helene kam ihm zuvor. „Herr Studiosus Kühne wartet auf den Professor."

„Ich habe den Herrn Professor eben heimkommen sehen," sagte die Mutter mit einer eintönig schleppenden Stimme, „und wenn es Ihnen recht ist, so melde ich Sie an." Damit ging sie auf den Flur hinaus. Man hörte ihr Pochen an der daneben liegenden Tür.

Nun er den gefürchteten Augenblick dicht vor sich sah, stieg ihm der Herzschlag zum Halse empor. Lauschend und harrend sahen die beiden jungen Menschenkinder einander an. Zu einem Worte des Abschieds fand keines den Mut.

„Der Herr Professor lassen bitten," sagte die zurückkehrende Mutter.

Er griff nach seiner Mütze, machte den beiden je einen zünftigen Bückling und schritt auf angststeifen Beinen zu dem Professor hinüber. Der stand inmitten von engen Büchermauern vor einem viereckigen, mit grauem Wachstuch benagelten Tisch und sah ihm mit kühlem Lächeln entgegen. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Herr Professor — Herr Professor — verzeihen schon —"

Das Lächeln wurde wärmer, beinahe zutraulich wurde es. „Bitte, nehmen Sie Platz!" Gehorsam ließ er sich in das steiflehnige Sofa fallen. „Was hören Sie bei mir? Ich besinne mich nicht, Sie unter meinen Schülern bemerkt zu haben."

„Ich — ich — hab' eigentlich gar nicht das Recht, zu Ihnen zu kommen, Herr Professor, denn ich studier' Jura — und — und —"

„Es hören auch Juristen bei mir."

Da faßte er sich ein Herz und berichtete frischweg von dem großen seelischen Erlebnis jener Nachmittagsstunde, und daß er den Gang hierher gewagt habe, weil er hoffe, sich eine Richtschnur für sein künftiges Leben zu holen. Der Professor drehte den Schreibstuhl, in den er sich gesetzt hatte, nach ihm um und besah seine Hände, genau so wie er es im Kolleg zu tun pflegte. „Was hat Ihnen denn so besonderen Eindruck gemacht?" fragte er.

Digitized by Google

„Eindruck — alles," stammelte Fritz. Dann aber unternahm er es, seine Zweifel über die Richtigkeit seines Studienganges vor dem verehrten Manne auszubreiten. Er berichtete von seinem Verlangen, sich in den verschiedensten Fächern des Wissens zu Hause zu fühlen, und vor allem von seiner beinahe angstvollen Begierde, das alles nachzudenken, was die großen Philosophen im Laufe der Zeiten vorgedacht hatten. „Was soll ich tun, Herr Professor?" so schloß er seine Bekenntnisse. „Ich sehe ein, daß ich mit all dem zusammen nicht fertig werden kann, besonders da das Corps immer größere Anforderungen stellt. Soll ich im Corps bleiben oder soll ich ausspringen? Soll ich gar die Eltern bitten, daß ich die Juristerei an den Nagel hängen darf? Bloß so rumschnüffeln, das scheint mir unsolide, und für irgend etwas Besonderes fühl' ich keine Berufung in mir —"

Der Professor stand auf, und als Fritz das gleiche tun wollte, drückte er ihn auf den Platz zurück. Dann ging er zwei-, dreimal um den Arbeitstisch herum und setzte sich wieder. „Ja, was mach' ich denn nun mit Ihnen, mein Liebster?" fragte er, und die unwahrscheinlichen Augen brannten aus ihren dunklen Höhlungen dem Wartenden entgegen. „Sag' ich Ihnen die Wahrheit, so glauben Sie, ich will Sie verhöhnen. Und vielleicht ist es auch Hohn — weil unsere Zeit nichts Besseres verdient . . . Sehen Sie, Sie sitzen in einer guten Assiette, und der Staat stülpt höchstselber den warmhaltenden Deckel über Sie! Jurist und Corpsstudent und Sohn wohlangesehener Eltern — ja, sagen Sie bloß, was wollen Sie vom Schicksal noch mehr? Um Sie herum schwirren die gebratenen Tauben so dicht wie die Schmeißfliegen. Wenn Sie nicht ganz unbrauchbar sind, regieren Sie in zehn Jahren schon fleißig mit, und in zwanzig melde ich mich vielleicht im Ministerium auf Ihrem Büro als grau gewordener Außenseiter und bewerb' mich bei Ihnen um eine ordentliche Professur."

Fritz empfand jedes seiner Worte wie einen Peitschenhieb. „Es mag ja vermessen von mir gewesen sein," rief er, „zu Ihnen zu kommen, aber das, Herr Professor — —"

„Ich sagte Ihnen ja," unterbrach ihn jener, „daß Sie glauben werden, ich wolle Sie verhöhnen. Aber ich spreche zu Ihnen nur als ein ehrlicher Mensch . . . denn bloß um eine harmonische Lebensgestaltung zu begünstigen, dazu ist die Wissenschaft nicht da . . . Drum gehen Sie friedlich nach Hause, trinken Sie Ihr Bier, schlagen Sie Ihre Mensuren und versorgen Sie sich beizeiten mit einem guten Einpauker, der Sie durch das Referendarexamen schleift."

Fritz fühlte die Tränen nahe.

„Nun — nun — nun," hörte er des Professors tröstliche Stimme, „das ist alles nicht schlimm gemeint, und zum Rumnaschen behalten Sie immer noch Zeit. Kommen Sie ruhig auch zu mir. Ich les' noch ein Publikum über Locke und Hume. Das ist ein gutes Sprungbrett für Kant. Der kommt im nächsten Semester 'ran, und wenn Sie den kapiert haben, dann sind Sie reif für manche Fernsicht."

„Was Sie vorhin sagten," stammelte Fritz, „war also nicht Geringschätzung für meine Begabung?"

„Was weiß ich von Ihrer Begabung? Und was heißt auch Begabung? Auf den Dämon in uns kommt's an . . . Fühlen Sie, daß er Sie sticht mit feurigen Spießen, und treibt er Ihnen täglich einen neuen Wahnsinn ins Hirn, dann können Sie immer noch auf der Straße verrecken oder im Notasyl, aber dann haben Sie wenigstens das Zeug dazu gehabt, ein Kerl zu werden."

Fritz raffte sich zu einem bescheidenen Einwurf zusammen: „Und Fleiß und Streben und Zusammenfassung aller Kräfte — die gelten nichts?" fragte er.

Der Professor machte mit seinem Drehstuhl eine Wendung zum Schreibtisch zurück und wies auf die zinngegossene Petroleumlampe, die auf dessen linker Ecke den Abend erwartete. „Da steht sie — unsere Wohltäterin," sagte er. „Wenn die nicht wäre, gäb' es kein geistiges Deutschland, denn uns fliegt nichts von selber zu. Aber ich fürchte, Sie und ich, wir verstehen uns nicht ganz. Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn, Herr Professor."

„Dann können wir uns auch noch nicht verstehen. Sie sind ein paar Jahre zu früh zu mir gekommen, mein Freund." Fritz schoß in die Höhe. Denn das hieß entlassen sein. „Oder aber — nein doch! Kommen Sie wieder. Kommen Sie allemal, wenn Sie mich brauchen können . . . Oder auch gelegentlich darüber hinaus. Vielleicht könnt' ich Sie auch mal brauchen . . . Das weiß man im voraus nie ganz genau."

In überquellender Dankbarkeit griff Fritz nach der Hand, die sich kühl und porzellanen ihm entgegenstreckte.

Als er auf der Straße stand und vom jenseitigen Bürgersteig her zu dem grauen Hause emporblickte, das sich durch nichts von seinesgleichen unterschied, war ihm zumute, als hätte beides, das nach den Worten des Professors die Welt regierte, als hätten Weib und Gedanke dort ihre Heimat gefunden.

*

Digitized by Google

Die öffentliche Eisbahn auf dem Schloßteich stand bei den Cheruskern in sehr geringer Achtung. Hier zwischen Ladenfräuleins und Handlungsgehilfen umherzutosen, war eines Cheruskers unwürdig und konnte nur geduldet werden, wenn er Mütze und Band zu Hause ließ.

Nun wollte es aber Fritz Kühnes Schicksal, daß er, als er eines Januarnachmittags in vollem Farbenschmucke über die Schloßbrücke ging, drunten Helene Schimmelpfennig in einem kunstvollen Bogen an sich vorüberschweben sah. Er erkannte sie sofort, trotz des grauen Krimmerbaretts und des blankschwarzen Kaninchenkragens, der ihren jungschlanken Hals bis zu den Ohren hinauf umschloß. Und ein Herzklopfen überwindend rief er ihr einen fröhlichen Gruß hinunter.

Sie stoppte sofort. Ihre Augen leuchteten auf. Ihr Wangenrot glitt um eine Schattierung zu Purpur hinüber, und winkend gab sie ihm den Gruß zurück. Dann aber wußten sie nicht, was miteinander beginnen. Denn von oben nach unten und von unten nach oben in eine Konversation einzutreten, wäre aus Schicklichkeitsgründen für beide unmöglich gewesen.

Drum lief er zum Brückenende zurück, stieg die Treppenstufen hinunter und betrat kühnlich den verpönten Bezirk.

In unbefangener Freude stand sie da und erwartete ihn.

„Wollen Sie sich nicht ein Paar Schlittschuhe mieten?“ fragte sie. „Wir könnten so schön zusammen Bogen schneiden.“

„Ich möchte Ihnen im Gegenteil den Vorschlag machen — schnallen Sie Ihre Schlittschuhe ab und lassen Sie uns eine Strecke zusammen gehen.“

„Sie haben recht,“ sagte sie und löste die Schnallen. „Reden kann man hier unten doch nichts. Man wird ewig geschuppst und schuppst auch die andern.“ Dann schlug sie den Schnee von den Eisen und schritt ihm vorauf die schlüpfrigen Stufen hinan.

Der frühe Abend sank herab, und hier und da flackerten schon die Laternen.

„Wo wollen wir hin?“ fragte sie.

„Mir ist's egal,“ erwiderte er, „wo weniger Menschen sind.“ Die Wahrheit war: er fürchtete die Neckereien der Seinen.

„Der Professor hat mir erlaubt, wiederzukommen,“ brach er das Schweigen, „ich hab' auch oft daran gedacht. Aber schließlich hab' ich's doch nicht riskiert, denn vielleicht hat er das bloß so hingesagt, und wenn ich ihn nun beim Wort halte, schmeißt er mich raus.“

Aber da wußte sie besser Bescheid. „Sie irren sich,“ rief sie in hellem Eifer, „mehr als einmal hat er zu Mama gesagt: ‚Ich sehe den jungen Cherusker, der damals bei mir war, immer in meinem Kolleg. Aber herkommen tut er nicht mehr, obwohl ich's ihm noch besonders ans Herz gelegt habe.‘

Nun strahlte er auf. „Hätte ich davon eine Ahnung gehabt,“ rief er, „das Haus hätte ich ihm eingelaufen. Und immer hätt' ich's so eingerichtet, daß er nicht da war wie damals. Dann hätt' ich bei Ihnen warten dürfen, und wir wären rasch gute Freunde geworden.“

„Mir scheint, das sind wir auch so,“ erwiderte sie, „denn wie ginge ich sonst mit Ihnen? Aber im Ernst: auch ich hab' mir manchmal gewünscht, Sie möchten wiederkommen. Denn wir verstanden uns so gut. Besonders was den Professor betrifft.“

Sie schritten an der Festungsmauer entlang und durch die Gucklöcher der finsteren Ziegelwand blies der Winterwind seinen eisigen Nebel.

„Was arbeitet er jetzt?“ fragte er.

„Das weiß man nie,“ erwiderte sie. „Er spricht nicht darüber, und die beschriebenen Bogen verschließt er. Aber wenn er mal die Schranktüren offengelassen hat, dann sieht man Stapel auf Stapel. Gedruckt müssen das dicke Bände sein.“

„Sehr merkwürdig,“ sagte Fritz, „herausgegeben hat er so gut wie nichts.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief sie eifrig. „Und seine Mitprofessoren halten sich sehr darüber auf. Er hat das auch längst erfahren. Und einmal sagte er höhnisch: ‚Wer nicht das zünftige Quantum Mist produziert, der ist allen Ochsen ein Greuel.‘“

Ein Windstoß blies durch das Mauerloch, an dem sie gerade vorübergingen.

„Nun wollen wir aber von dieser greulichen Mauer fort,“ sagte er, die flache Böschung hinabschreitend, und sie folgte ihm willig. Ringsum zwischen finsterm Buschwerk gespensterten nebelverhangene Gaslaternen. Von fernher starrte der Schimmer viereckiger Fensterlöcher, und ihnen zu Füßen glitzerte der körnige Schnee.

„Wir wollen umkehren,“ rief sie.

Er schaute prüfend in die Runde. „Wenn wir weitergehen, kommen wir rascher in bewohnte Gegenden zurück,“ sagte er. Und fragte dann nach einer Weile: „Wollen Sie mir heute sagen, wozu Sie damals nicht Vertrauen genug zu mir hatten — vom Professor — was Sie durch die Wand hindurch alles gehört haben?“ Sie schrak zusammen und antwortete nichts. „Geht es noch immer nicht?“ ermunterte er.

„Ich kann es wirklich nicht . . . Nicht bloß seinetwegen — — nein, es geht nicht. Fragen Sie nicht weiter.“ Nun wurde er

Digitized by Google

böse. „Werden Sie erst noch bekannter mit ihm," bat sie, „so daß Sie ihn nie mehr verkennen könnten, so daß Sie wüßten, wie ernst er ist und wie groß, dann würd' ich mich vielleicht nicht mehr wehren ... Wie wär's, wenn Sie jetzt gleich zu ihm gingen?" fuhr sie in plötzlichem Einfall fort. „Zu Hause ist er heute gewiß, und wenn er grad keine Zeit für Sie hat, so bleiben Sie noch ein bißchen bei uns."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, und wenn ihm auch der Atem sehr eng wurde bei dem Gedanken, daß er in etlichen Minuten dem verehrten und gefürchteten Manne ins Auge sehen sollte, so folgte er ihr doch gehorsam die menschenwimmelnde Straße entlang und vor das schwach erleuchtete Haus...

Der Professor saß hinter der Lampe, an deren Glocke ihm zugewandt ein Zeitungsblatt herniederhing, um seine Augen zu schützen. Er stand auf und reichte Fritz eine matt zugreifende Hand. „Sie haben auf sich warten lassen, Herr — Herr — e, Kühne, wie? —"

In Fritzens Gemüt war jetzt keine Spur von Not und Befangenheit mehr. „Erstens, Herr Professor," sagte er frischweg, „wußte ich ja nicht, wann Ihnen mein nächster Besuch angenehm sein würde, und — zweitens habe ich einen so furchtbaren Bammel vor Ihnen gehabt, daß ich mich von alleine überhaupt nicht mehr hergetraut hätte."

„Wer hat Sie denn heute dazu bewogen?" fragte er lächelnd. Es war ein gutes, nachsichtiges, ein beinahe zärtliches Lächeln.

„Ich habe Ihr Wirtsfräulein getroffen, Herr Professor, und die sagte mir, daß Sie von mir gesprochen haben."

„Woher kennen Sie mein Wirtsfräulein?"

„Ich habe das vorige Mal lange drüben gewartet."

„Und daraus haben sich dann Beziehungen entwickelt?"

„Jawohl, Herr Professor."

Dessen Stirn verfinsterte sich.

„Ich bin niemals Corpsstudent gewesen," sagte er, Platz anbietend. „Dazu langte mir Zeit und Geld nicht. Aber ich kenne einigermaßen eure Stellung zum weiblichen Geschlecht ... Ihr teilt, was euch begegnet, in zwei Klassen: die erste, die ihr als gesellschaftlich ebenbürtig betrachtet — die ist euch sakrosankt ... und die zweite — Mädchen aus dem Volke und Bürgerstöchter und dergleichen — die ist euch vogelfrei ... Ich bitte mir aus, daß dieses Kind zu der ersten Klasse gehört."

Fritz fühlte eine Blutwelle emporsteigen, der Scham darüber, daß man diesen Zweifel überhaupt aussprechen konnte. Er stand auf und sagte mit der dem Augenblick gebührenden Strenge: „Darauf gebe ich hiermit mein Ehrenwort."

„Es ist gut. Reden wir nicht mehr davon! Immerhin, ihr seid große Herren, ihr Herren Corpsiers. Wenn ihr dann später in Reih' und Glied rückt, wird das Leben euch leider schon klein kriegen."

„Das glaub' ich nicht, Herr Professor," erwiderte Fritz, der seine Kühnheit wachsen fühlte, „wir lernen unsern Mann stehen, und darum schlagen wir uns auch späterhin durch, mag's kommen, wie's will."

„Ich sehe, Ihr Kraftbewußtsein hat Fortschritte gemacht," sagte jener mit seinem gewohnten Lächeln. „Warum aber, das möchte ich Sie fragen, gehen gerade von euch so viele rettungslos vor die Hunde? Ihr spielt mit der Bestia trionfante dreister, als andere es tun, und wen sie im Genick hat, der ist geliefert."

Fritz horchte auf. Das leicht übersetzbare Wort war ihm fremd. Der Professor las ihm die Wißbegier von den Augen ab.

„Sie besinnen sich, daß ich unlängst Giordano Bruno erwähnte?"

Natürlich besann er sich. Bei der bloßen Nennung des Namens hatte das Herz ihm höher geschlagen, denn der Held der Geistesfreiheit, der für seine Überzeugung den Flammentod nicht gescheut hatte, war schon auf der Prima durch seine Träume gegangen.

„Dieser selbe Mann," fuhr der Professor fort, „der eine problematische Natur war wie irgendein Landstreicher, hat ein Buch geschrieben von der Austreibung der triumphierenden Bestie ... Mit dieser triumphierenden Bestie schlägt ein jeder sich rum — ob Sie — ob ich — ob der Heilige Augustin oder der Heilige Antonius ... Dem einen heißt sie Schwelgerei, dem andern heißt sie Entbehren, dem einen heißt sie Gewalttat, dem andern heißt sie Feigheit. Und noch tausend Namen hat sie ... Diese triumphierende Bestie an die Kette zu legen und als Haustier zu benutzen, das ist die Aufgabe, lieber Freund, der wir uns nicht entziehen dürfen." Der Professor hielt inne. Er hatte sich auf seinem Drehstuhle halb zum Tische zurückgewandt. Der Schein der Lampe lag hart auf seinen Zügen, und die Augen flammten bezwingend aus der Schattenmasse, die sie umrandeten.

Fritz raffte sich zu einer Frage auf: „Und was hat Giordano Bruno mit seinem Buche gewollt?"

Der Professor lachte leise und schneidend in sich hinein. „Ja, was hat er gewollt? ... Wissen wir denn immer, was wir mit unsern künftigen Büchern wollen? ... Um sich

Digitized by Google

Gottesdienst auf Fanö. Gemälde von Prof. August Wilckens

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

rumphantasiert hat er. Der ehemalige Mönch hat sich den Haß gegen das Christentum von der Seele schreiben wollen ... Was schließlich draus wurde, ist Halbheit ... Nur die Dummen haben die Welt vorwärts gebracht, falls es ein Vorwärts überhaupt gibt ... Ein armer Gedankenprolet sein wie Luther — dann schafft man's. Oder ein engstirniger Junker wie Bismarck — dann schafft man's erst recht ..."

Fritz war zumute, als wäre er wieder ein kleiner Junge, und der Klassenlehrer schlüge ihm das Aufsatzheft um die Ohren. Die beiden Heroen seiner Jugend, denen unbedingte Gefolgschaft zu leisten man ihn gelehrt hatte, in einem Atem abgetan — wie war das auszudenken, wie gutzuheißen gar?

Der Professor sah seine Bestürzung und beruhigte ihn. „Ich will Ihr preußisch-protestantisches Gewissen nicht in die Irre führen," sagte er. „Vielleicht wird Ihnen das alles einmal aus eigenem Erkennen herauswachsen. Für heute ignorieren Sie es ... Und auch meinen Vorwurf gegen den Italiener muß ich zurücknehmen ... Denn mehr als für seine Gedanken in den Tod zu gehen kann man schließlich von keinem Denkenden verlangen ... Was ihn recht eigentlich auf den Scheiterhaufen trieb, ist übrigens immer unklar geblieben ... Er hätte es so leicht gehabt ... Ein kleiner Widerruf wie Galilei und die andern — und er wäre befreit gewesen. Aber er wollte nicht mehr ... Nein, nein — er — wollte — nicht — mehr." Der Professor hatte sich halb von ihm weg gedreht. Seine Backen wurden noch schmäler, noch hohler. Seine Stirnfalten knoteten sich, und mit seinen brennenden Augen, wie einer der Gesichte sieht, starrte er ins Leere hinein.

‚So kann Giordano Bruno ausgesehen haben,' dachte Fritz.

Und der Professor fuhr fort: „So was ist wohl zu verstehen. Seit Jahren — sein halbes Leben lang schon — hatte er verwirrt und betrogen. Denn was er recht eigentlich dachte, weiß keiner — — ... Hatte immer wieder paktiert und sich durchgeschwindelt, so daß selbst die Bluthunde der Inquisition nicht wagten, sich an ihm zu vergreifen ... Bis ihn endlich der Ekel erfaßte vor dieser gedanklichen Schmutzerei und er zu dem Glauben kam, nur die Flamme könnte ihn reinwaschen ... O ja — das — kann man — wohl verstehen."

Er war auf dem Sitze zusammengesunken. Sein halb geöffneter Mund legte die Zähne bloß, die sich voll Ingrimm ineinander verbissen, und mit wilder Gier starrte er in die Weite.

Fritz war zumute, als habe er ihn ganz vergessen. Zögernd stand er auf. Der Professor rührte sich nicht.

Noch suchte er nach einem passenden Abschiedswort, da streckte der Professor ihm eine schlaffe, eiskalte Hand entgegen.

Damit war er entlassen. Als er die Straße entlang lief, hatte er ein dumpfes Gefühl, als sei er Zeuge einer Tragödie geworden, die, den Blicken der Menschen entzogen, trotzig und quälerisch ihr zerstörendes Spiel trieb.

*

Die „Offizielle" war längst beendet. Die Uhr ging auf eins, und die Cheruskerkneipe fing an sich zu leeren. Etliche „Bierleichen" wurden vorsichtig angefaßt, damit sie beim Erwachen nicht um sich schlugen, ihrer Couleur entkleidet — denn man durfte auf der Straße kein Ärgernis geben — und mit Mantel und Bibi zum Leichentransport fertiggemacht.

Die Spitzmaus, die eines angesoffenen Magenkatarrhs wegen nicht viel vertrug, drückte sich in aller Stille. Aber da waren „Klafittchen", der lustige Allerweltsbruder, und „Nuckel-Nuckel", das unbesiegbare Bierschwein, das seine zwanzig Seidel auffog mit derselben Wirkung, als wären sie Limonade gewesen. Und der „feine Herr Petereit", der es vor lauter Tadellosigkeit noch zu keinem Kneipnamen gebracht hatte.

Sie alle saßen sprungbereit, den Abend würdig zu vollenden.

Auch Fritz Kühne, der nach rühmlich ausgefochtenen Fuchsmensuren unlängst das Band erhalten hatte, ließ sich die Wirkungen der schweren Sitzung nicht im mindesten anmerken. Seine frischen Schmisse erglühten in höherem Feuer, sonst aber saß er aufrecht, seiner vorwurfsfreien Haltung stolzbewußt. Er galt neuerdings als eine der Hoffnungen des Corps. Nicht allein, daß den Cheruskern in ihm ein erstklassiger Schläger erwuchs, er war auch sonst durch Schneid und patente Manieren angenehm aufgefallen.

„Hör' mal, Fritze," sagte Klafittchen, „da du zu nachtschlafender Zeit noch so forsch bist und überhaupt tust, als ob du nicht von Rechts wegen noch ein schäbiger Fuchs sein müßtest —"

„Noch einen Ton — und ich seng' dir einen Bierjungen auf," drohte Fritz.

„Laß man," beschwichtigte Klafittchen gemütlich, „wir meinen's gut mit dir, mein Sohn, und haben die Absicht, dich in einige Geheimnisse der Haupt- und Residenzstadt einzuweihen. Drum leg' mal Mütze und Band ab, und dann kann's losgehen."

Einen Hut hatte jeder in der Garderobe

Digitized by Google

hängen, und was auch geschehen mochte: die Ehre des Corps blieb gewahrt.

Vor einer Schifferkneipe auf der Lastadie machte man halt. Trunkenes Grölen drang heraus. „Wenn wir gerade Lust zum Rumholzen haben," sagte Klafittchen, „sind Matrosen ein höchst lohnendes Objekt."

„Ich habe gehört, die Kerle ziehen leicht ihre Klappmesser," warf Fritz ein.

„Das mag wohl vorkommen," erwiderte Nuckel-Nuckel mit Herablassung, „aber um sie zu führen, sind sie schon immer viel zu besoffen." — „Außerdem," setzte der feine Herr Petereit hinzu, „entwaffnen wir sie durch unsere Höflichkeit."

So trat man ein.

Ein angriffslustiges Hallo schallte ihnen entgegen. Aus dem blaugrauen Nebel tauchten rundrote Gesichter auf und feuerspritzende Blicke. „Was habt ihr hier zu suchen, ihr dämligen Studentenjungens?" schrien Stimmen, von Alkohol heiser und knarrig.

Nun trat der feine Herr Petereit in Aktion. Er lüftete seinen Hut in einem schwebenden Bogen, machte einen gleichfalls bogenförmigen Bückling und sprach in einem Tone, als beträte er das Kasino eines Garderegiments: „Wenn die Herren uns gütigst an Ihrem Tische eine kurze Gastfreundschaft gewähren wollten, so würden wir Ihnen in steter Dankbarkeit verbunden sein."

Ein Schweigen entstand.

„Na denn man ran," sagte schließlich einer sich fassend und rückte zur Seite. Auch andere Stühle wurden geschoben, und schließlich ergab sich's, daß alle vier an dem gefüllten Tische Platz fanden. Herr Petereit hielt darauf, sich vor dem Niedersitzen vorzustellen. „Mein Name ist Päkerinski," sagte er.

Die beiden andern nannten ihre Kneipnamen, und nur Fritz begnügte sich mit einer Verneigung. Ihm war sehr beklommen zumute. Sobald die drüben merkten, wie sträflich sie angeulkt wurden, mußte die Schlägerei unweigerlich ihren Gang nehmen. Aber vorläufig schienen sie von der neuen Situation noch ganz überwältigt. Es waren ihrer fünf oder sechs. Junge, dralle Burschen. Wetterbraun und aufgewichst. Einige in Schiffermützen und mit nackter Brust, andre in reinlicher Feiertagskleidung mit rotseidenen Halstüchern und der Kriegsmedaille von Siebzig im Knopfloch.

Sie füllten den geräumigen Sofatisch, über dem eine Hängelampe dunstete. Der übrige Raum war leer. Nur in der Ofenecke saß ein einsamer Gast mit mattblondem Langhaar und einer rundgläsrigen, blauen Brille, der scheinbar teilnahmlos über seinem Grogglase brütete.

Auch die Cherusker bestellten Grog, den der massiv gebaute Wirt vor sie hinschob. Die andern tranken einen wasserhellen Korn- oder Pflaumenschnaps.

Bevor sie noch recht zur Besinnung gekommen waren, nahm Klafittchen das Wort.

„Silentium!" kommandierte er. „Wir singen nunmehr das schöne Lied: „Mensch, komm mit mir aufs Schwurgericht." Und er begann mit seiner gegerbten Krähstimme:

> Mensch, komm mit mir aufs Schwurgericht!
> Dort schwör'n wir alle beide
> Dem Richter treu ins Angesicht
> Die allerschwersten Eide.

„Die allerschwersten Eide," wiederholte noch zagend der Chor, und Klafittchen fuhr fort:

> Wir sind gewärtig jeden Winks,
> Wir sind gewitzt und tüchtig,
> Wir schwören rechts, wir schwören links
> Und manchmal sogar richtig.
>
> Die Rücksicht drauf, was einst geschehn,
> Ward uns noch nie zur Bürde,
> Den Eid, den möcht' ich kommen sehn,
> Den ich nicht schwören würde.
>
> Drum komm mit mir aufs Schwurgericht,
> Und heb die Vorderflosse,
> Dann erst erfüllst du deine Pflicht
> Als Mensch und Zeitgenosse.

„Als Mensch und Zeitgenosse," dröhnte es jubelnd durch den Raum. Und selbst der stille Mann in der Ofenecke lachte mit leisem Schütteln des Körpers ruckweise vor sich nieder. Langsam hatten die schlichten Gemüter der Schiffsleute den Sinn des Bierulks begriffen, und die Cherusker durften sich mit Recht als Sieger fühlen.

„Mehr, mehr, mehr!" brüllten etliche.

Klafittchen, der Dutzende solcher Dinger auswendig wußte, ließ den Kantus vom „Fidelen Kaninchenstall" und dann den vom „Frommen Feueranbeter" steigen.

Von nun an waren sie für eine Weile ein Herz und eine Seele. Sie schlangen sogar die Arme durcheinander und „schunkelten" selig, als wären sie seit Ewigkeiten befreundet gewesen. Doch dieses Glück war nicht von langer Dauer. Einer der Seeleute, dessen Zärtlichkeit für die Hinzugekommenen keine Grenzen mehr kannte, verlangte, da sie mit ihm auf einer „Beibank" säßen, müßten sie, um ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, auch dasselbe Maß mit ihm „lenzen", und streckte dem feinen Herrn Petereit, der sein Nachbar war, sein unappetitliches Schnapsglas entgegen.

Und als Herr Petereit sich draus zu trinken weigerte, da war das Unglück da. Wütend sprangen die Schwergekränkten auf. Vergebens schob der Wirt seine nackten, knotigen Arme trennend zwischen die beiden Parteien. Die Katastrophe schien unausweichlich.

Da ertönte plötzlich eine fremde, hellere Stimme in das Lärmen hinein. Der blau-

Digitized by Google

bebrillte, stille Mann in der Ofenecke hatte sich erhoben und war hinter sie getreten.

„Meine Herren Studiosen," sagte er, „wehren Sie sich nicht. Die tapferen Steuerleute haben ganz recht. Wenn man nicht mit ihnen trinken will nach ihrer Art, so gerät man dadurch in den Verdacht, daß man sie nicht gebührend hochachtet. Sehen Sie mich an. Ich habe nicht die Ehre gehabt, mit ihnen an einem Tische zu sitzen, aber ich nehme nicht den mindesten Anstand, ihnen Bescheid zu tun." Damit reckte er sich an den Cheruskern vorbei, ergriff eines der dickwandigen Schnapsgläser, die auf dem Tische herumstanden, sagte „Prosit die Herren," und leerte es auf einen Zug. Sogar die Zuckerkandisstückchen schluckte er mit hinunter.

„Bravo, bravo!" erschallte es drüben, und drei oder vier hornige Pratzen streckten sich ihm entgegen.

Fritz hatte schon bei seinen ersten Worten hoch aufgehorcht. Die Stimme kannte er doch, und als die Hand, eine zarte, schmale, milchgläserne Hand, sich nach dem Schnapsglase ausstreckte, erkannte er sie auch. Erschrocken wandte er sich um.

Das am Kinn dünnbebärtete, von langen, schütteren Haarsträhnen umgebene Gesicht, die über die Stirn in zwei Zoll langen Fransen bis in die Nähe der blauen Brillengläser niederfielen, erschien ihm fremd, ganz fremd. Aber da hörte er auch schon dicht an seinem Ohr die leisen, eindringlichen Worte: „Nichts verraten, Mund halten." Von nun an war kein Zweifel mehr möglich.

Rasch trat er zur Seite und überließ dem Professor seinen Platz. Der schüttelte nachdrucksvoll die treuherzig zugreifenden Hände und fuhr dann fort: „Anderseits, meine werten Herren Steuermänner, müssen Sie in Betracht ziehen, daß an Land eben andre, wenn auch leider recht schlechte Sitten herrschen, mit denen Sie Nachsicht üben sollten. Und darum würde ich vorschlagen, wir suchen zwischen den sich anziehenden und wiederum sich abstoßenden Kräften sozusagen das Gravitätszentrum — Sie verstehen mich doch?"

„Aber ja doch! Nu jawohl!" rief man drüben voll Eifer.

„— und brauen uns, um diesem Gedanken Realität zu verleihen, ein beiden Teilen gutschmeckendes, sozusagen neutrales Getränk, etwa einen steifen Punsch von Arrak mit Portwein — was meinen Sie dazu?"

„Bravo! Bravo!" erschallte es drüben.

„Dabei vertragen wir uns dann wieder, und zum Zeichen dessen trinken wir alle die Brüderschaft, zu der wir als Mitmenschen sowieso bestimmt sind . . . Wär' doch 'ne Sache — was?"

„Bravo! — Bravo! Famost! — Bravo!" riefen die Seeleute.

Die Cherusker waren weniger begeistert, doch stimmten sie bald lachend zu, und der neue Freundschaftsbund wurde besiegelt …

Als sie nach einer heftigen Sitzung gegen drei Uhr morgens aufbrachen, hatte jeder von ihnen einen schwer bezechten Matrosen am Arm, der beim Abschied den neuen Bruder abzuküssen bestrebt war. Und an dem Professor hingen sogar ihrer zwei, die ihm lallend klarzumachen versuchten, es sei noch nicht zu spät für ihn, und da er von Schiffahrtskunde so bannig viel verstünde, könne er's in nicht allzulanger Zeit bis zum Vollmatrosen bringen. Er wies auf die Brille hin, die ihm beim Dienst Hindernis sein würde, und damit gaben sie sich schließlich zufrieden.

Die Laufplanke brachte er sie noch hoch — erst den einen, dann den andern, und als die Wache sie in Empfang nahm, weinten sie bitterlich.

Fritz war die ganze Zeit über voll ängstlichen Staunens in des Professors Nähe geblieben. Angetrunken war er gewiß, aber doch nicht so sehr, daß er die Ungeheuerlichkeit dieses Zusammenseins nicht zu würdigen gewußt hätte. Der bewunderte, vergötterte Lehrer, dem er sich in erschauerndem Respekt bisher kaum zu nähern gewagt hatte, als Saufkumpan allen Feez mitmachend, ja sogar den Anführer spielend . . .

Nun, da die Matrosen verschwunden waren, standen sie auf der Hafenmole alle vier dem Fremden gegenüber, und Nuckel-Nuckel, der natürlich auch jetzt noch stocknüchtern war, nahm das Wort: „Wir sind Ihnen, sehr geehrter Herr Bruder —"

„Dir — dir — dir!" schrie Klafittchen.

„Also meinetwegen: dir," fuhr jener fort, „gewiß einen Mordsdank schuldig für die Geistesgegenwart, mit der du uns aus jener sengerigen Lage befreit hast. Und da du damit gewissermaßen unser Räuberhauptmann geworden bist, so frage ich dich jetzt händeringend: Wer bist du, Mensch? Du bist wohl so 'ne Art von verkommenem Genie, das Privatstunden gibt und überkandidelte Bücher schreibt?"

„Ich bin gerührt über dein großmütiges Urteil," erwiderte der Professor und streckte dankend die Hand zu ihm empor.

„Mach' dich nicht lustig, Kerlchen," drohte Klafittchen und wollte ihn am Barte zupfen.

Da geschah es, daß das Haarzipfelchen, das von seinem Kinn herunterhing, zwischen Klafittchens Fingern hängen blieb. Fassungslos drehte er es hin und her.

„Ach so," sagte er gedehnt, „na dann will ich nicht weiter fragen."

Digitized by Google

Der Professor lachte mit einem kleinen Sich-Schütteln vor sich nieder. Genau so wie er in der Matrosenkneipe getan hatte, als er noch in seiner Ecke ein einsamer Beobachter gewesen war. Nur einen kurzen Blick der Forderung, des Befehls beinahe sandte er zu Fritz hinüber, den dieser, der ratlos der Entdeckung zugeschaut hatte, mit einem leisen Kopfnicken bestätigte. Dann trennte man sich mit förmlicher Verbeugung . . .

Am nächsten Nachmittag betrat der Professor blaß und kühl lächelnd wie immer das Podium. Ein wenig dunkler noch lagen die Augenhöhlen in dem hagern Gesichte, sonst war nichts von der durchsumpften Nacht an ihm zu bemerken. Er breitete langsam seine Notizen auf dem Pulte aus und besah, sich sammelnd, seine weißen, durchsichtigen Hände.

Fritz, der auf einer der ersten Bänke den linken Eckplatz innehatte, starrte begierig zu ihm auf. Er wartete, daß irgendein geheimes Erinnerungs- und Erkennungszeichen zu ihm herniederfliegen würde. Aber der Professor hatte keinen Blick für ihn.

*

Der Mann, der sein Leben also führte, war vor etlichen Jahren auf Wunsch des Ministeriums und auf Anraten des großen Hegelianers, der seines hohen Alters wegen mit dem Lesen hatte aufhören müssen, an die Universität berufen worden.

Sein wissenschaftliches Gepäck war leicht und durchaus nicht dem Laden des Hegelianismus entnommen. Im Gegenteil: die zwei oder drei dünnen Bändchen, die er, von seiner schulmäßigen Doktordissertation abgesehen, bisher veröffentlicht hatte, zeigten eine entschiedene Abkehr von der alleinseligmachenden Lehre, die früher jahrzehntelang von fast allen Lehrstühlen des Preußischen Staates gepredigt worden war. Ja, wer schärfer hinsah, fand sogar hie und da verstohlen lächelnden Hohn, den ihm die eigentlichen Bonzen der Hegelschen Orthodoxie niemals verziehen haben würden.

Aber gerade darin erwies sich die Größe des ehrwürdigen Greises, daß er, nachdem er sich über die geistige Potenz des Verfassers klargeworden war, nicht zögerte, ihn dem Widerstande der Fakultät zum Trotz als Stellvertreter zu empfehlen.

Von der mitteldeutschen Universität, wo er sich nach kurzer Privatdozentur zum Außerordentlichen emporgedient hatte, ging Sieburth kein schlechter Ruf vorauf. Nur hatte dieser oder jener der dortigen älteren Herren sich in Freundschaftsbriefen über gelegentliche Arroganz zu beklagen gehabt. Seine Erscheinung und sein Auftreten enttäuschten die argwöhnisch Zuwartenden in angenehmer Weise. Ein wohlgebildeter junger Mann mit Schwärmeraugen und bescheiden gedämpfter Stimme. Manieren rücksichtsvoll und von feinster Schulung zeugend, Allgemeinbildung tadellos. Hervorragend seine Kenntnisse der alten Klassiker. Und in Mathematik und theoretischer Naturwissenschaft nicht so unbewandert, wie man es bei Philologen gewohnt war. Alles in allem hoffnungsvoll und vielversprechend, wenngleich — —

Dieses Wenngleich ließ sich schwer definieren, aber es war da und wollte nicht zum Schweigen kommen. Man traute ihm nicht recht. Vielleicht, weil diesem und jenem sein Lächeln hinterhältig erschien, vielleicht, weil er die Frauen allzusehr auf seiner Seite hatte. Kurzum: man fühlte sich gemüßigt, ihm bald einen Zweiten auf die Nase zu setzen.

Wie der Zufall es mit sich bringt, waren zurzeit beide Ordinariate der Philosophie erledigt, denn der große Hegelianer zählte nur der Form nach mit.

Jener Zweite kam und wurde recht eigentlich der Erste. War er doch schon länger als seit einem Jahrzehnt als Außerordentlicher etatsmäßig angestellt gewesen, und brachte er doch die Gewißheit mit, nach einer stillschweigend gebotenen Bewährungsfrist in das andre der beiden Ordinariate einzutreten.

Von da an änderte sich die Haltung Sieburths. Er ließ — wenn auch immer im Bereich der besten Formen — seine Überlegenheit spielen. Sein Spötteln wurde für manchen zur Geißel, und je mehr der andre, ein braver propädeutischer Handwerksmann, sich in sein Amt hineinwuchs, desto häufiger regte sich das Bewußtsein, daß an dem Begabteren und Bedeutenderen ein Unrecht geschehen sei.

Zugleich begann ein Gemunkel, daß Sieburths Privatleben sich den Gesetzen der strengen Sitten, wie sie an Universitäten nun einmal gang und gäbe sind, nicht einfügen wolle. Viel schadete das Gerücht ihm nicht, denn er war ja unverheiratet, und manche Mutter lebte in seufzender Hoffnung, daß es den Reizen der flüggegewordenen Tochter gelingen werde, ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Dazu kam, daß auch sein Vorleben allerhand Romantik in sich bergen sollte. Vom Glück unerhört begünstigt, sei er aus den tiefsten Tiefen menschlicher Gesellschaft bis zu schwindelnden Höhen emporgestiegen. Fürstentöchter hätten ihn geliebt, und vielbegehrte Künstlerinnen wären ihm nachgelaufen.

Als Wahrheit ergab sich folgendes: Daß er dem niederen Volke entstammte, daraus

Digitized by Google

machte er selber niemals einen Hehl. Sein Vater, Wiegemeister in einer Malzfabrik, war eines Tages von seinen Gewichten erschlagen worden, und seine Mutter ging, um sich und ihren Knaben durchzubringen, als Wäscherin in vornehme Häuser.

Eines Abends, als er sie abholte, wurde er von der Hausfrau bemerkt und in die vorderen Räume mitgenommen. Man fand Gefallen an den aufgeweckten Antworten des Achtjährigen und beschloß, ihn die höhere Schule besuchen zu lassen. Als er neun Jahre später der Abgangsprüfung nahe war, starb seine Wohltäterin und bald darauf auch seine Mutter.

Nun begann eine schwere Hungerzeit. Ohne einen Pfennig in der Tasche ging er aus seiner rheinischen Heimat nach Berlin. Ein abenteuerlicher Kampf um das Notwendigste füllte die nächsten Jahre aus. Aber er kam vorwärts. Mit eiserner Gesundheit ausgestattet, überstand er alle Prüfungen des äußeren Elends und der inneren Not.

Aber schließlich wäre er doch unterlegen, wenn nicht der Zufall ihm einen Glücksumschwung gebracht hätte. In dem Kolleg saß öfters neben ihm ein unscheinbarer, wenn auch gutgekleideter junger Mann, mit blassem, sommersprossigem Milchgesicht und glatt zurückgestrichenem Blondhaar, anzusehen wie ein krankes Meerschweinchen, hüstelnd und schweratmig, recht eigentlich zum Sterben geboren. Der hatte ihn zwei- oder dreimal, da er unwohlseinshalber hatte fehlen müssen, um sein Heft gebeten, und Sieburth hatte es ihm, wenn auch ungern, anvertraut. Ungern, weil er die Gewohnheit hatte, kritische Bemerkungen, oft drastischer, als die Ehrfurcht vor der Weisheit des Lehrers es erlaubte, an den Rand zu schreiben. Aber gerade diese Bemerkungen waren es, die die Gunst des Schicksals auf ihn lenkten.

Eines Tages, als der junge Mann ihm wieder einmal mit höflicher Verbeugung das Heft zurückgab, sagte er: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich aus Ihren Randglossen mehr lerne als aus allem, was der Professor uns erzählt. Wollen Sie mir die Freude machen, mir ein paar Nachhilfestunden zu geben? Ich allein finde mich in diesen Dingen nicht zurecht." Und dabei nannte er seinen Namen: „Prinz Aribert," und fügte einen andern, den eines größern mitteldeutschen Fürstentums hinzu.

Das war die Wende, das der Tribut, den sein verwöhntes Schicksal ihm schuldete. Vier Wochen später konnte der Prinz, der nur von ein paar faden Schranzen umgeben war, nicht mehr ohne ihn leben und erreichte es, daß Sieburth als eine Art von Hofmeister oder Kollaborator in seinen Haushalt übersiedelte. So kam er, als die Ferien anbrachen, auch an des Prinzen väterlichen Hof. Diese Stellung festigte sich noch, als es ihm gelang, während er selber spielend promovierte, auch seinen Gönner und Schützling durch das Examen zu schleifen.

Aus dieser Zeit datierten seine Welt- und Menschenkenntnis, seine Leichtigkeit in der Beherrschung jeder gesellschaftlichen Form, aber auch seine Skepsis, sein geistiger Übermut und der Trieb, mit dem zu spielen, dem er sich überlegen fühlte.

Und noch ein anderes kam daher: der Prinz, der sich von Kindesbeinen an — und wohl mit Recht — umspäht und umspitzelt glaubte, liebte es, geheime Wege zu gehen. Trotz seiner Kränklichkeit, oder vielmehr gerade wegen ihr, fühlte er einen unstillbaren Lebensdrang in sich, der allem Fremden, insbesondere dem größten aller Rätsel, dem Weibe, galt.

„Ich muß doch bald sterben," pflegte er zu sagen, „ich will vorher noch alles genossen haben, was es für mich zu genießen gibt." Und in Sieburth, dem die zermürbende Arbeit ums tägliche Brot jede Möglichkeit verbaut hatte, auf seine Wünsche zu achten, brach der gleiche Hang nur um so schneidender und ungestümer, weil von gesunder Kraft getragen, jählings hervor. Leben, leben, leben! Alles nachholen, was versäumt, alles vorwegnehmen, was später unmöglich war! Das wurde der Wahlspruch seiner Tage. Doch dabei vernachlässigte er seine Studien nie.

Derweilen begann es seinem Pflegling schlechter zu gehen. Die Ärzte verordneten eine lange Seefahrt, und, nur begleitet von einem jungen, gewissenhaften Mediziner und einer treuen Dienerseele, traten sie eine Reise um die Erde an, mit dem wohlbedachten Plane, in den Breiten zu verweilen, in denen der Kranke die meiste Erleichterung verspürte. Nach anderthalb Jahren kehrte er im Sarge liegend zurück. Unter den blühenden Kirschbäumen Japans hatte der Tod ihn ereilt. Und als sein Testament eröffnet wurde, sah sich Sieburth mit einem Legat bedacht, das ihm erlaubte, sich ohne Furcht vor langjährigem Darben als Privatdozent der Philosophie zu habilitieren.

Ein paar erkenntnistheoretische Studien, in einem Stil geschrieben, den nur die Eingeweihten verstanden, und von geradezu herausforderndem Spott durchsetzt, sicherten ihm die Aufmerksamkeit maßgebender Männer. Die außerordentliche Professur ließ nicht lange auf sich warten, und ihr folgte

Digitized by Google

die Berufung nach der Albertina, einen Aufstieg verheißend, als dessen Ziel und Gipfel der Lehrstuhl Kants zu winken schien. Auch daß jener andere vor ihm Ordentlicher wurde, konnte nichts daran ändern.

Vier Jahre lebte er nun schon in der alten Krönungsstadt, und seine Hörerschaft wuchs von einem Semester zum andern.

Noch hatte er sich keinem Hause so weit genähert, daß man von Zukunftsplänen sprechen konnte. Wohl verband ihn herzliche Kameradschaft mit einem Schwesternpaar, das durch Schönheit und Geist weit über den sonstigen Nachwuchs des Lehrkörpers hinausragte. Die Töchter des berühmten Chirurgen waren es, zu dessen Klinik der ganze hilfsbedürftige Osten pilgerte. Die eine von ihnen war sogar bei einer mißglückten Segelpartie aus den Fluten der Ostsee von ihm gerettet worden, aber die entsprechenden Folgen ließen so lange auf sich warten, daß das Getuschel wieder verstummte.

Und ebensowenig hatte die Freundschaft zu Frau Follenius, die er mit wohlweiser Vorsicht pflegte, Anlaß zu zweifelnden Deutungen gegeben. Das Haus des Großkaufmanns Follenius galt mit Recht als eines der ersten und gastfreiesten in der Stadt, und die Zierden der Universität gingen von alters her darin ein und aus.

Follenius war ein stämmig behäbiger Mann Mitte Vierzig, dessen ostpreußische Herbheit allerhand Bildungsreisen wohltuend abgeschliffen hatten. Von einem Aufenthalt in Berlin war er schließlich mit einer vielgenannten Schönheit am Arm, die sich um seinetwillen von ihrem ersten Gatten, einem Musiker von weitverbreitetem Rufe, hatte scheiden lassen, in die strengere Luft des preußischen Ostens zurückgekehrt. Marion Follenius saß nun gebannt in diesen Erdenwinkel, dessen eingeengte Sitten und umständliche Manieren anzunehmen sie eifrig bemüht schien, war eine sorgsame Ehefrau, eine hingebende Mutter und lenkte daneben die Geselligkeit der oberen Kreise. Aus der geschmeidigen, hochschlanken Weltfahrerin war in dem aufregungslosen Wohlleben des alten Patrizierhauses eine üppig-behagliche Rubensgestalt geworden, mit feinmaschigem Rotweingeäder auf den vollgerundeten Wangen und einem gütereichen Blauaugenpaar, das mit immer gleicher Geruhsamkeit ihre Umgebung zu meistern verstand. Nur einer, der schärfer hinsah und die seltenen Augenblicke müden Selbstvergessens aufzufangen wußte, konnte dahinter den Brand fressender Lebenssehnsucht entdecken, der immer wieder schnell von gewohnter Beherrschtheit erstickt wurde.

Sieburth war so einer. Eines Tages, als er zum Tee bei ihr gewesen war, hatte er ihr die Ergebnisse seiner Beobachtungen kühn ins Gesicht gesagt. Sie erschrak nicht, sie leugnete auch nicht, sie bat ihn nur, nie mehr über diese Dinge mit ihr zu reden. Und so geschah es.

Aber jene Stunde hatte ein verschwiegenes Einverständnis zwischen ihnen geschaffen — und aus dem Einverständnis wurde Mitwissenschaft.

Eines Tages ließ sie ihn durch dringende Botschaft zu sich rufen. Er fand sie in ratloser Erregung. „Sie müssen mir beistehen, Professor. Sie sind der einzige, auf dessen Verschwiegenheit ich rechnen kann ... Mein erster Mann ist hier ... Er ist unter falschem Namen in einem obskuren Hotel abgestiegen und bombardiert mich mit Briefen. Er könne nicht mehr leben ohne mich, ich müsse mit ihm gehen und was noch mehr. Da lesen Sie.“ Und sie reichte ihm ein Bündel von Briefbogen, auf denen in taumelnden Schriftzügen der grause Irrwahn eines von hoffnungslosem Rückbegehren befallenen Mannes sich offenbarte.

„Ich muß ihn sprechen, muß ihn beruhigen,“ fuhr sie fort, „sonst weiß ich nicht, was geschieht. Aber allein kann ich nicht zu ihm. Sie müssen mich begleiten. Wollen Sie?“

Er überlegte. „Ich schlage Ihnen etwas anderes vor, gnädige Frau. Lassen Sie mich allein zu ihm gehen, und erst, wenn das nicht hilft — aber es wird helfen! Ich glaube, dafür kann ich mich verbürgen.“

In Dankbarkeit erglühend ergriff sie die helfende Hand.

Er hatte nicht zuviel versprochen. Der erinnerungs- und sehnsuchtstolle Mann, der ihn zu Anfang als eine Art von begünstigtem Liebhaber beargwohnt hatte, war teils durch mutlos machenden Hohn, teils durch begütigenden Zuspruch binnen einer halben Stunde so willenlos geworden, daß er sich wie ein Kind zur Bahn schleppen und in den nächsten Zug setzen ließ, der ihn schleunig von dannen führte.

Diese verdienstvolle Hilfeleistung schlang ein neues Band um ihn und die schöne Frau, das nur deshalb das nicht wurde, was es recht eigentlich war, weil keiner von ihnen bisher die Zuversicht gefunden hatte, es mit dem rechten Namen zu nennen.

So lebte jeder von ihnen sein Leben. Sie mit dem wackeren Mann, den schönen Kindern und dem nie abzutragenden Wust geselliger Verpflichtungen. Er mit seinen Büchern, seinen Schülern, den ernsten Lebenszielen und den kleinen Abenteuern, die den Weg dahin heiter umrankten. Jeder des

Digitized by Google

Augenblicks gewärtig, der sie einander in die Arme werfen würde.

*

In den ersten Tagen des Mai, als das Sommersemester seinen Anfang nahm, öffnete das Haus Follenius dem großen Kreise seiner Freunde noch einmal die gastlichen Pforten. Das war ein altes Herkommen. Wenn ihm diesmal mit größerer Feierlichkeit als sonst gefolgt wurde, so geschah es, weil ein Anlaß vorlag, den jeder kannte und zu würdigen verstand: die Berufung Frank Hildebrands, des genialen Historikers, der sich durch seine Forschungen über die Regesten aus der Ottonenzeit schon damals einen Namen gemacht hatte.

Trotz seiner dreißig Jahre bereits beim Ordentlichen angelangt, versprach er eine Leuchte der Albertina zu werden und eine Schar begeisterter Schüler aus dem Reiche nach sich zu ziehen. Ein Jünger Treitschkes war er, glühend in Vaterlandsliebe wie er, wie er ein Prophet künftiger deutscher Größe, dem hingegeben alles lauschte, was sich von dem neuerprobten Kriegsruhm der Hohenzollern tragen ließ.

Man war ihm mit offenen Armen entgegengekommen, und wer noch etwa an ihm zweifelte, wurde durch seine Persönlichkeit sehr bald entwaffnet. Eine anima candida, das fühlte man, sobald man ihm entgegentrat und in seine blitzenden Augen schaute, auf die ein bajuvarisch blonder Haarschopf tief herniederfiel. Seine Anrede erquickte durch eine biedere und ahnungslose Freudigkeit, und nur sein Händedruck tat weh.

Eine junge Frau hatte er sich mitgebracht, die nicht mindere Verheißung bot als er. Sie stammte aus einem hochadeligen, aber verarmten Geschlechte Frankens und war bis zu ihrer Verheiratung Hofdame an einem süddeutschen Königshofe gewesen, aus dem der zu einem Vortragszyklus hinberufene junge Gelehrte sie sich herausgefischt hatte. Und ohne Zaudern war sie ihm gefolgt, denn der Zauber seines Redeschwungs hatte sie mitgerissen.

Als Sieburth die festlichen Räume des Hauses Follenius betrat, herrschte darin schon helles Gewühl.

Nachdem Sieburth Marion mit fremdtuender Höflichkeit begrüßt und den vielsagenden Druck ihrer Finger empfangen hatte, nachdem er geräuschvoll und herzlich von dem Hausherrn bewillkommt worden war, zögerte er nicht, sich der Gruppe alternder Damen zu nähern, um die herum unwillkürliche Scheu eine kleine Leere geschaffen hatte. Das waren die drei Professorenfrauen, die er einmal die „Schicksalsschwestern“ genannt hatte, weil auf ihren Kaffeekränzchen mancher Gelehrtentochter Los geworfen und manches Dozenten Zukunft gestaltet wurde. Sieburth wurde mit Gönnerschaft empfangen. Jede erhielt ihren Handkuß und lächelte gnädig.

Und nun betrat das Ehepaar Hildebrand den Saal. Er unbekümmert und leuchtend wie immer, den gelbblonden Schopf beständig aus der Stirn schüttelnd. Sie — also das war sie! Dies zerbrechliche Püppchen mit dem überschlanken Vogelhalse, den keine Kette und kein Bandstreif verkürzte, mit dem aufstrahlend schwarzen Augenpaar und dem Gemmenprofil, das die Goldlinie eines Reifes, wagrecht durch dunkles Wellenhaar gezogen, noch nobler, noch griechenhafter erscheinen ließ. Also das war sie!

Sieburth verspürte einen Ruck, wie man ihn fühlt, wenn man im Straßengewühl eine bekannte, eine vertraute Gestalt plötzlich auftauchen sieht. Eine kleine Stille entstand. Auch die Schicksalsschwestern beobachteten schweigend, bis sie sich — beim Vorgestelltwerden — in Liebe erschöpfen durften. Und dann kam er selbst an die Reihe.

Die beiden Männer kannten sich schon vom Versammlungszimmer her und tauschten kollegiale Begrüßung. Sie aber — stutzend und scheinbar verwundert — erstarrte für den Bruchteil einer Sekunde, und die Hand, die sie ihm reichen wollte, hing zögernd in der Beuge des Armes. Doch sogleich legten sich ihre Finger kühl in die seinen, und im nächsten Augenblick durfte er ihren Nacken studieren, der die Schulterblätter in jungmädchenhafter Magerkeit hervortreten ließ.

Ein Schauer der Befriedigung rann an ihm herab. Was konnte es sein, das sie an ihm überraschte? Ein ähnliches Gefühl mystischen Wiedererkennens vielleicht, wie es ihn bei ihrem Anblick vorhin übermannt hatte. Grübelnd schaute er hinter ihr her.

Da stand Hagemann, sein Spezial- und Oberkollege, plötzlich vor ihm und streckte mit der gewohnten unsicheren Biederkeit die Hand nach ihm aus. Der gute Hagemann! der tüchtige Hagemann! der verdienstvolle Hagemann! Es gab kein Lob, das liebreich genug war, die Minderwertigkeit des Mannes zu kennzeichnen, der vor ihm die ordentliche Professur erreicht hatte. Der nirgends anstieß und überall die bequeme Mitte hielt. Da stand er in seiner ungeschlachten Massigkeit, strich sich über das dünnbebärtete, gutmütig feiste Gesicht und wartete in ängstlichem Verdachte die kleine Bosheit ab, die Sieburth sicherlich für ihn bereit hielt. Aber diesem fiel es heute nicht ein, sich

Digitized by Google

mit dem glücklicheren Rivalen zu befassen. Er warf ihm ein lässiges Kompliment über den starken Besuch seines Kantkollegs hin und wandte sich dann derjenigen Dame zu, die er zu Tisch führen sollte.

Und das war gerade die, die nach dem Spruche der Schicksalsschwestern sein Schicksal zu werden drohte. Gern hätte er sie deshalb in Grund und Boden verachtet, aber halb wider Willen mußte er sich gestehen, daß etwas Klügeres, Gütigeres, innerlich Vornehmeres und äußerlich Reizvolleres in der ganzen Stadt nicht zu finden war. Nur leider hatte sich diese Fülle von Vorzügen nicht an ein Exemplar, sondern an deren zwei geheftet.

Zwei Schwestern, kaum ein Jahr auseinander, tannenhoch und tannenschlank alle beide, mit dem Lächeln bescheidenen Selbstgefühls in den liebenswürdig runden Gesichtern, mit den gleichen slawisch-kurzen, gradsattligen Nasen und der gleichen urgermanischen Blondheit. Wenn man mit einer der beiden zusammen war, so gab man ihr unbedenklich den Vorzug, um sie, kam man der andern in die Nähe, zu deren Gunsten unweigerlich zu vergessen.

Cilly und Milly hießen die beiden. Dies aber war Cilly, die er vor anderthalb Jahren in seinen Armen an den Cranzer Strand getragen hatte, und die seither als die erste Anwärterin galt.

Sie empfing ihn frohgemut, doch gelassen, allzu gelassen, als daß man der Echtheit dieses Gleichmuts hätte Glauben schenken können.

Als er, Cilly am Arm, die Tafel entlangschritt, begegnete er jenen schwarz flammenden Augen von neuem, die ihn vorhin fast aus der Fassung gebracht hatten, doch diesmal waren sie in lächelndem Gruße auf ihn gerichtet. Und als er das Schmalende umschritten hatte und neben der schon Sitzenden angelangt war, da fand er des Rätsels Lösung: der Platz zu ihrer Rechten war ihm selber beschert worden. Sie hatte seinen Namen auf der nachbarlichen Karte gelesen und erwartete ihn.

Der Hausherr, der sie führte, sagte lächelnd an ihr vorbei: „Nun, hat meine Frau nicht gut für Sie gesorgt?“ Und er bedankte sich mit einer Verneigung zu Marion hinüber, die vom andern Ende der Tafel her die kleine Szene beobachtet hatte.

Aber fürs erste nahm Follenius die Fremde in Anspruch, und er selbst hatte ja auch mit Cilly zu tun. Endlich wurde sie von ihrem andern Nachbar mit Beschlag belegt, so daß er frei war, sich der ersehnten Fremden zuzuwenden.

Und: „Endlich!“ sagte er laut.

„Endlich — was?“ fragte sie lächelnd.

„Schade,“ sagte er.

„Schade — was?“ forschte sie weiter.

„Daß Sie fragen, statt mir zuzustimmen. Solch eine Wißbegier muß doppelseitig sein, wenn sie zu einem Resultat führen soll.“

„Und dieses Resultat wäre?“

„Kennenlernen!“

„Ich glaube, Herr Professor, uns Kollegenfrauen kennt man bald. Verheiratet sind Sie nicht. An meinem Mann und mir wird es nicht liegen, wenn Sie nicht ab und zu einen einsamen Abend bei uns zubringen sollten.“ Er gab seiner dankbaren Freude geziemenden Ausdruck, und sie sagte lachend: „Ich höre aus Ihrem Tone ein Aber heraus.“

„Sie haben recht gehört, gnädige Frau,“ erwiderte er. „Was ich unter Kennenlernen verstehe, ist nicht dieses, wie sehr ich es auch als Wohltat empfinde. Bei einem ersten Zusammensein sieht man sich zumeist, ohne es zu wissen, vor eine ausschlaggebende Wahl gestellt: entweder man wird in die Schar der vielen eingereiht, die das eigene Leben als Statisten umstehen, oder man wird zu diesem Leben selber zugelassen. Es ist mein Ehrgeiz, zu den letzteren zu gehören ...“

Sie drehte sich schweigend eine Kugel aus ihren Semmelkrumen. Nachdenken lag auf ihrer sich wölkenden Stirn. „Ich bin mir nicht im klaren,“ entgegnete sie dann, „ob ich Ihnen für Ihr Interesse dankbar sein darf, oder ob ich mich dessen erwehren muß!“

„Tun Sie ruhig das letztere, gnädige Frau! Dann habe ich meinen Urteilsspruch und werde nie mehr wagen, um Ihre Anteilnahme zu werben.“ Doch als sie mit einer kleinen Enttäuschung im Blick zu ihm aufsah, ergänzte er rasch: „Womit nicht gesagt ist, daß ich nicht fleißig bestrebt sein werde, die Zigarrenkisten Ihres Gemahls um ein bedeutendes zu erleichtern.“

Sie lachte hell und unbefangen auf. „Unter diesen Bedingungen fiele auch das Sich-Wehren nicht schwer. Aber wozu erst? Ich habe in den drei Wochen, die wir hier sind, genug von Ihnen gehört ... Bitte, zeigen Sie mir mal Ihre Hände! Das sollen ja fein konstruierte Maschinen sein.“

Er ließ ruhig die Gabel sinken und legte seine beiden Hände, die Rücken nach oben, vor sie hin.

„Wie kommt ein Mann zu Frauenhänden?“ fragte sie mißbilligend. „Man kann sich nicht vorstellen, daß diese Rechte zu einem treuherzigen Drucke fähig ist.“

„Und der sie hat, auch nicht zur Herzenstreue — wie?“

Digitized by Google

Digitized by Google

„Wohl möglich."

„Wollen Sie prüfen?" fragte er.

„Die Herzenstreue? — Nein!" wehrte sie lachend.

„Auch nicht die Treuherzigkeit?" Und er streckte die Hand nach ihr hin.

Sie besann sich ein wenig. „Gut," sagte sie dann entschlossen und streckte nun ihrerseits die Rechte gegen ihn aus.

Für den Bruchteil einer Sekunde ruhten die Hände ineinander, und die Augen taten dasselbe. „Bestanden?" fragte er.

„Bestanden," gab sie zur Antwort.

„Wenn Sie jemals an mir zweifeln sollten," sagte er mit Nachdruck, „dann werde ich Sie an diesen Augenblick erinnern."

„Sie sprechen das so feierlich," versuchte sie zu scherzen.

„Mir ist auch feierlich zumute," entgegnete er. „Mir ist, als habe ich einen Bund geschlossen. Den Bund, den ich mir wünschte, als ich Sie vorhin zum ersten Male sah."

Fast erschrocken blickte sie ihn an und wandte sich dann rasch nach der Seite des Hausherrn hin, der schon längst auf sie wartete. Damit war das Zwischenspiel zu Ende, denn auch Cilly wollte betreut sein.

Ihm war, als habe er in fünf Minuten eine Wegstrecke durchflogen, zu der sonst Wochen, vielleicht gar Jahre gehörten.

„Hermione" hieß sie. So stand auf der Tischkarte zu lesen. Hermione! Allerhand Erinnerungen an Euripides stiegen in ihm empor. Wie sagte doch ihre Namensschwester zu Andromache?

„Die Liebe wird zur Krone für ein jedes Weib." Und was erwiderte Andromache? „Nur wenn es keusch ist. Sonst zerbricht ihr ganzer Reiz."

Da ertönte von der andern Seite Cillys Stimme an seinem Ohr: „Wann segeln wir wieder einmal, Herr Professor?"

Mit Vorliebe gedachte sie des kleinen Abenteuers, das ziemlich ungefährlich gewesen war, aber das ihre beunruhigte Phantasie zu immer größeren Maßen anwachsen ließ. „Vor drei Monaten wird nicht viel daraus werden, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, sich rasch nach ihr umwendend.

Cilly, die in allen Winkeln seiner Wissenschaft Bescheid wußte, fragte ihn nach seinen Arbeiten. Mit größerer Aufrichtigkeit, als er sich sonst zu gönnen pflegte, sagte er: „Ich quäle mich sehr, denn ich sehe täglich klarer, daß mir die ursprüngliche Vorbildung fehlt. Was meinen Sie, wie ich zum Beispiel Sie beneide."

Sie lachte fröhlich. „Mich, Herr Professor? Um Gottes willen, mich?"

„Und zwar wegen der Naturwissenschaftsatmosphäre, in der Sie aufgewachsen sind. Wie oft schon habe ich Sie auf einem Gedankengange ertappt, wie er dem Biologen — und gerade nur ihm — geläufig ist. Während mir statt dessen allerhand gedankliche Rückständigkeiten einfallen, die seit zweitausend Jahren keinen Sinn mehr geben."

Sie war so sehr an sein Spiel mit Paradoxen gewöhnt, daß sie sich erst aus seinem Gesichte die Gewißheit holen mußte, wie unnachsichtig die Kämpfe waren, die diesem Geständnis zugrunde lagen.

„Sie sagten einmal," erwiderte sie, „Ihr Handwerk sei nichts wie ein Geduldspiel mit leeren Hülsen. Ich denke mir immer, Sie werden sie eines Tages über den Haufen werfen. Das wird Ihre Aufgabe sein. Und dem werden Sie einst Ihre Stellung verdanken."

In ihren Augen glomm ein Leuchten, das ihm das Herz heiß machte. Soviel aufblickende Schätzung, soviel gläubiges Zutrauen — wie hatte er das verdient? Dieses vierundzwanzigjährige Mädel mit der Stupsnase und dem aschblonden Wirrhaar sprach wie eine Seherin. Und schöne Schultern hatte sie, Frauenreize lagen in Bereitschaft, seelisch wie körperlich. Er hatte nur nötig, eine Frau, seine Frau aus ihr zu machen.

Immer wieder schlug der Gedanke an ihn heran, und wieder prallte er zurück. Noch nicht! Heute nicht! Nicht heute, da zu seiner Linken eine neue Rätselwelt sich aufgetan hatte und ein neues Frauendasein gebieterisch in sein Leben trat.

Da hob Frau Marion die Tafel auf. Als dankbarer Kamerad drückte er Cillys Hand, die sich ihm müde darbot wie ein fallendes Blatt, und von der linken Seite her traf ihn ein leuchtend verheißender Blick. Was an diesem Abend noch kam, ging in einer Wirrnis von Bildern und Phrasen zugrunde.

*

Im sogenannten Versammlungszimmer der Professoren wimmelte es vormittags zwischen Voll und Einviertel wie in einem Bienenhaus.

Sieburth, der seine Morgenvorlesung um zehn schon hinter sich hatte, pflegte erst dann nach Hut und Mantel zu greifen, wenn er eine Weile grüßend und plaudernd zwischen den Kollegen hin und her geglitten war. Nicht weil sein Geselligkeitsdrang danach verlangte — aber er wußte, daß er wegen seiner scharfen Zunge nicht allzu beliebt war, und da der Abwesende immer unrecht hat, so hielt er es für richtig, sich seinen Widersachern zu stellen, wo sich nur eine Gelegen-

heit bot. Und so drollig waren sie fast alle. Mit fliegenden Fahnen waren sie einst ausgezogen, um durch die Übermacht ihrer Persönlichkeit die Welt sich zu Füßen zu werfen, und fühlten sich nun zufrieden, ein Pöstchen erobert zu haben, von dem aus sie eine Familie ernähren und ein bürgerliches Ansehen behaupten konnten. Semester für Semester beteten sie ihr Sprüchlein her.

Der kleine, alte, zwischen roten Augenrändern forschend und menschenkennerisch um sich schauende Jude Professor Auerbach war einer der zwei oder drei Lehrer aus verwandten Gebieten, denen Sieburth einen unwillkürlichen Respekt entgegenbrachte. Durch ihn war er auch den politischen Streitfragen näher geführt worden, die nach Jahren vaterländischen Einklangs an Schärfe wieder zuzunehmen begannen. Die Albertina war immer eine Hochburg des Liberalismus gewesen, und die Verfassungskämpfe der fünfziger und sechziger Jahre hatten Lehrer und Schüler mit der gleichen leidenschaftlichen Anteilnahme erfüllt. Die Fortschrittspartei war als Erbin der Demokratie auf den Plan getreten, und die akademischen Kreise fühlten sich in selbstverständlicher Bundesgenossenschaft zu ihr gehörig.

Der rauscherfüllte Heroenkult, der den Siegen des Jahres siebzig und der Reichsgründung gefolgt war, hatte eine Stimmung geschaffen, die das gesamte deutsche Volk zum Hymnensang um den Fußschemel Bismarcks zu versammeln schien, bis dessen Abkehr zum Konservatismus die eingeschlafenen Gegensätze wieder erwachen ließ. Schreckhafte Erinnerungen an die Zeiten finsterster Reaktion spukten durch die kaum beruhigten Köpfe, und auch die Männer der Wissenschaft konnten sich ihnen schwerlich verschließen. Nur wenige waren es, um Professor Pfeifferling, den streitbaren Germanisten, geschart, die den bedauernswerten Mut bewiesen hatten, altpreußischer Zwangsherrschaft das Wort zu reden. Aber diese Gruppe wuchs von Semester zu Semester und zeigte ziemlich unverblümt, daß ihr zum Kultusministerium freundliche Beziehungen nicht fehlten. Damit empfahl sie sich allen strebefroh Emporblickenden, denen die Anwartschaft auf ein Ordinariat den Schlummer der Nächte schmälerte.

Zwischen diesen beiden Parteien war Sieburth bisher in scheinbarer Teilnahmlosigkeit still seines Weges gegangen. Ein wenig schadenfroh und ein wenig erhaben, wie es einem Manne geziemt, der an den Menschen, die ihn umgeben, vornehmlich die Schwächen erkennt und liebt. Bei den Freiheitsaposteln war es die Spießbürgerei, die ihn vergnügte, das hilflose Angeklebtsein an die pathetischen Bedrängnisse einer längst abgetanen Periode, bei den Reaktionären hingegen das stumpfsinnige Anbeten des brutalen Erfolges, die Preisgabe eigenwüchsiger Kraft und das Sichducken unter die Ansprüche jedweder Selbstsucht.

So lagen die Dinge, als eines blühenden Maivormittags Professor Auerbach den jüngeren Kollegen, der mit gefälligem Lächeln an ihm vorüberschlüpfen wollte, anhielt und beiseite zog. „Wir begegnen uns oft und sprechen uns selten," begann der kleine, alte Herr, „es wird Zeit, daß wir uns nähertreten. Das heißt, wenn Sie wollen."

Sieburth gab seinem Erstaunen über diese Einschränkung höflichen Ausdruck.

„Wir Juden haben Ursache, vorsichtig zu sein," erwiderte jener. „Jedesmal, wenn ein gesteigertes Nationalgefühl nicht wußte, in welcher Weise sich ausleben, mußten die Juden herhalten. Womit nicht gesagt ist, daß sie zum Mißfallen niemals Anlaß gegeben hätten ... Aber abgesehen davon! Was ich mit Ihnen besprechen wollte, ist ein anderes. Es scheint eine Zeit zu kommen, in der die Geister sich scheiden. Der bewußte Kürassierstiefel holt, wie es scheint, zu einem Tritt gegen den Liberalismus aus. Und was dann aus der Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten werden wird, das kann sich ein jeder ausmalen ... Und darum frage ich Sie: Wenn wir, die wir uns zur Linken zählen, uns jetzt zusammentun, um künftighin aktiv in die politischen Kämpfe einzugreifen, wollen Sie dann mitmachen?"

Sieburth wurde mit jedem Satz unbehaglicher zumute. Jetzt hieß es, sich die Unabhängigkeit bewahren, ohne daß irgendein Parteigänger sich verletzt zu fühlen brauchte. „Sie haben recht, Herr Professor," erwiderte er, „wenn Sie glauben, daß auch ich mit einer reaktionären Politik nichts zu tun haben möchte. Aber fast ebensowenig habe ich den Wunsch, mich der entgegengesetzten Richtung zu verschreiben. Was von dem Dichter gilt, daß er auf einer höheren Warte als der Zinne der Partei stehen solle, muß auch der Lehrer der Philosophie für sich in Anspruch nehmen. Und um dieses Wortes willen bitte ich Sie, Herr Professor, mich bis auf weiteres für Ihre Pläne nicht in Betracht zu ziehen. Ist die Stunde der Not da, dann werd' ich ganz von selber zu Ihnen stoßen."

Doch Professor Auerbach gab sich so leicht nicht zufrieden. „Ist diese Stunde da," erwiderte er, „dann dürfte es leicht zu spät sein. Und das Schweigegebot, das vor einem Jahrhundert Ihren großen Vorgänger

Digitized by Google

lähmte, könnte auch über Sie hereinbrechen, ehe Sie etwas davon ahnen. Sehen Sie sich vor. Ich glaube beinahe, Sie werden der erste bei uns sein, dem man am Zeuge flickt."

Sieburth stutzte. Es gab also Leute, die ihm auf die Finger sahen?

„Ich will nicht weiter in Sie dringen," sagte der alte Herr, „nur soviel möchte ich für heute von Ihnen gewinnen: Kommen Sie gelegentlich zu uns. Das verpflichtet Sie zu nichts, das gibt Ihnen sogar noch das Recht, sich der Gegenseite zuzuwenden, falls Ihr Geist Sie künftig einmal dorthin treibt."

„Keine Gefahr!" Sieburth lachte. „Aber damit Sie sehen, Herr Professor, daß ich kein Eigenbrötler bin, will ich Ihrem freundlichen Wunsche gerne Folge leisten und werde sogar Opposition machen, wenn der Brustton der Überzeugung sich für meinen Geschmack allzu sonor gestaltet."

Nun lachte auch der alte Herr, und beide trennten sich in Freundschaft.

Kaum acht Tage später geschah es, daß zu gleicher Stunde und am gleichen Orte Professor Pfeifferling, mit dem er bis dahin kaum anders als amtlich zu tun gehabt hatte, zwei freundschaftsgierige Hände nach ihm ausstreckte und, gönnerhafte Beflissenheit in den stechenden Augen, ihm entgegenrief: „Lieber Freund! Da habe ich Sie! Lieber, lieber Freund!" Und da ihm das Erstaunen in Sieburths Mienen schlechterdings auffallen mußte: „Nein, nein, Sie dürfen sich nicht wundern! Es hat mir schon lange wehe getan, daß Sie sich gar nicht um mich kümmern. Ich glaube wahrhaftig, mein bescheidenes Heimwesen ist von Ihren Füßen noch nie betreten worden. Das geht nicht so weiter, lieber Freund. Meine tapfere Lebensgefährtin fragt schon sowieso oft nach Ihnen. Darum suchen Sie sich einen der nächsten Abende aus — Sonnabend oder Sonntag, wie Sie wollen — und teilen Sie unser frugales Abendessen mit uns. Widerspruch wird nicht angenommen. Also morgen? — Basta!"

Dagegen war nichts zu machen. Dieser Mann als Todfeind in der Fakultät — und der Weg zum Ordentlichen war für immer verrammelt.

Am nächsten Abend trat er halb knirschend, halb belustigt den Weg zur Wohnung des Geheimrats an. Eine Gelehrtenklause wie tausend andere, mit Bücherschränken austapeziert, von erkaltetem Tabaksdampf durchzogen. Die Hausfrau, klein, rundlich, ein schwarzes Blondenhäubchen auf dürftigem Grauhaar, überströmend von mütterlichem Gerührtsein. Kinder nicht mehr im Hause. Die Töchter verheiratet. Die Söhne in aussichtsreichen Dozenturen des Aufstiegs harrend. Der Geheimrat in langem Bratenrock und schwarzseidener Halsbinde leuchtete von wohlmeinender Milde. Im Eßzimmer blinkte unter der geblümten Milchglasrundung der Lampe das Damasttischtuch mit dem guten Besuchsgeschirr, und die Teegläser dampften. Alles schien friedlich und froh, aber Sieburth fühlte sich als Sträfling im Kerker. Die Mahlzeit verlief in niveaulosem, doch von Klatsch ziemlich freiem Geplauder. ‚Was mag er nur von dir wollen?' dachte Sieburth, dem seine Lage immer unheimlicher wurde.

Erst als die beiden Herren sich in das Halbdunkel des Arbeitszimmers zurückgezogen hatten, kam beim Aufglühen der Zigarre und des Pfeifenkopfes langsam zum Vorschein, was im Hintergrunde den Abend über auf ihn gelauert hatte.

„Sehen Sie, lieber Freund, ich gehe gerne geradeswegs auf mein Ziel los. Und das tue ich heute, indem ich Ihnen so offen sage, wie es meine Natur mit sich bringt: Mir tut es schon lange weh, daß ich Sie in d e r Gesellschaft seh' . . . Was wollen die Leute drüben von Ihnen? Sie sind viel zu gescheit, um das lauwarme Abwaschwasser auszutrinken, das die Herren des fortgeschrittenen Liberalismus Ihnen vorsetzen. Was wir in der Wissenschaft treiben — Gott — wenn da ein lieber Kollege 'n bißchen über die Stränge schlägt, ho, ho, ho — man läuft sich die Hörner bald ab — und es bleibt ja auch unter uns . . . Darauf kommt's gar nicht an . . . Aber auf die Praxis kommt's an, und wer da den Widersacher spielt, der wird abgeschossen wie überzähliges Wild ... So macht Er es, und das sollen wir auch machen, soweit unsere armen Kräfte reichen."

„Was verstehen Sie unter dem ‚Er'?" fragte Sieburth, Begriffsstutzigkeit markierend.

„Nu, wen werde ich verstehen? Gibt es noch einen auf der Welt, den man mit Namen nicht zu nennen braucht? Glauben Sie mir, es ist Zeit, daß weitblickende Geister sich zu einer neuen Weltanschauung Maß nehmen lassen — vor allem Sie, lieber Freund! Und darauf werde ich warten als Ihr getreuer Eckart, schweigsam und geduldig, bis Ihnen der Tag von Damaskus naht."

Sieburth sah ein, daß er gut tun würde, sich wie nach links so auch nach rechts die Ellbogenfreiheit zu wahren. Er begann: „Ich habe mich in politischen Dingen bisher auf eine Zuschauerrolle beschränkt und dabei die Bemerkung gemacht, daß weder Programme noch Personen sich eine maßgebende Stellung

Digitized by Google

erobern, sondern immer nur Schlagworte ... Mit solchen Ansichten wird man sich schwer in das politische Getriebe einfügen können. Und darum bitte ich Sie herzlichst, mich bis auf weiteres meine stillen Wege gehen zu lassen ... Wohin ich mich später wenden werde, weiß ich noch nicht. Jedenfalls darf ich mich nicht vor der Zeit gebunden haben."

Der Geheimrat drehte Knoten in seine Bartserviette, aber die Enttäuschung ganz herunter zu schlucken war nicht seine Sache. „Ich sehe schon, Ihre Skepsis ist viel zu vornehm," sagte er, „um sich mit uns Überzeugungspöbel gemein zu machen. Aber wie ich schon sagte: ich kann warten. Und wenn Ihre bisherigen Freunde Sie einmal zuschanden geärgert haben werden — durch Spießbürgerei, durch Jammerlappigkeit oder was weiß ich — dann werden Sie schon noch an meine Türe pochen."

Als Sieburth gegen Mitternacht das Haus, das ihm so plötzliche Gastfreundschaft geboten hatte, aufatmend verließ, hatte er das Gefühl, als wäre er einem Hexenkessel entronnen.

*

Die Wirtschaft des Professors Hildebrand war endlich angekommen, nachdem das junge Ehepaar solange in einem Pensionat notdürftige Unterkunft gefunden hatte. Zwei Möbelwagen voll altmodischer und wunderlicher Dinge, die beim Hinauftragen ein Haufe klatschbereiter Weiber gierig umstand.

Sieburth war der erste, der zu Gast gebeten wurde. Der Bibliothekraum, dessen saalartig weite Maße ein zwischen zwei firnisglänzenden Säulen aufgehängter, mit Blumen bestickter Vorhang wieder verengte, tat sich vor Sieburths Blicken auf. Ein lieber Muffgeruch von altem Kirschenholz und lavendelhaltigen Truhen schlug ihm entgegen.

Hildebrand streckte aufstehend die Hand nach ihm aus. „Sie wundern sich über die Umgebung, in der ich hause," sagte er, Sieburths Rundblick gewahrend. „Meine Frau hat einen Teil von ihrer Väter Hausrat geerbt. Das Schloß, in dem sie ihre Jugend verlebte, ist zum Teufel gegangen, aber was Generationen darin aufhäuften, nahmen die Kinder mit."

In diesem Augenblick lüftete sich der Mittelvorhang, und die zartmächtige Gestalt der Hausfrau erschien. Ein langfließendes weißes Gewand bot die Vision eines byzantinischen Cherubs.

Dicht hinter dem Vorhang stand ein Sofa und weiter dahinter der hergerichtete Teetisch. Man setzte sich, und sie ging mit lächelndem Eifer ans Werk, den Tee zu bereiten.

„Wissen Sie, Kollege," begann Hildebrand, „daß ich Ihrem Kommen mit einiger Beklommenheit entgegengesehen habe?"

Sieburth fragte nach dem Grunde.

„Nicht allein, weil ich dummer Schwartenschnüffler vor euch Männern der Fachphilosophie schon sowieso einen Heidenrespekt habe, sondern weil ich herausfühle, daß Sie hierorts als eine Art von geistigem Gottseibeiuns gelten."

„Wie sollte das wohl zugehen?" fragte Sieburth. „Ich interpretiere brav meinen Kant, halte mich von jeder Eigenmeinung fern und bin so unbedeutend wie möglich."

„Das eben scheint es zu sein," sagte Hildebrand. „Man vermutet hinter Ihnen allerhand, was man nicht fassen kann, und glaubt sich von Ihnen an der Nase gezogen."

„Und doch bin ich nichts wie ein armseliger Streber," spottete Sieburth.

„Machen Sie sich nicht klein," warnte Hildebrand lachend. „Es gelingt Ihnen doch nicht. Was mir am meisten bei euch Philosophen imponiert, ist, daß ihr alle wißt, was auf Erden jemals gedacht wurde."

„Und das noch nicht einmal allein," erwiderte Sieburth. „Wir müssen auch wissen, was überhaupt gedacht werden kann."

„Wie ist das möglich?" fragte die Hausfrau, die sich inzwischen mit ihrer Tasse in die Sofaecke geschmiegt hatte.

„So möglich," erwiderte Sieburth, „wie daß der Kaufmann Inventur aufnimmt, wenn Neujahr herankommt. Er weiß genau, mehr als soundsoviel Stücke kann sein Lager nicht fassen. Was man darüber errechnet, ist Schwindel. Freilich bei uns ist das meiste Schwindel — auch von dem, was da ist. Jeder Hosenhändler ist moralisch ein Gott gegen uns."

Die Hausfrau machte erschrockene Augen, und Hildebrand lachte. „Sie scheinen ein arger Skeptiker," sagte Hildebrand mit einem ernsten Ausweichen des Blickes.

„Wär' ich's nur! Dann hätte ich wie jeder brave Hund meinen berechtigten Stammplatz, von dem man mich wie ihn nicht vertreiben darf. Nur muß auch der Skeptizismus mit Skepsis betrachtet werden, sonst wächst selbst er sich sofort zum Dogma aus."

„Stoppen Sie mal," sagte Hildebrand. „Ich muß erst verdauen." Und er wischte den blonden Puschel aus der verfinsterten Stirn.

Sie aber faltete die Hände und sah Sieburth an, halb Bewunderung und halb Entsetzen in ihren weitgeöffneten Augen.

Da kam das Dienstmädchen herein und zischelte Hildebrand so leise ins Ohr, daß es von den Wänden widerhallte, eine Deputation von Studenten sei da und bitte, den Herrn Professor zu sprechen.

Digitized by Google

Er lächelte ein verlegenes und jungenhaftes Lächeln. „Sie müssen schon verzeihen," sagte er. „Ich hab' mir die wirklich nicht herbestellt, um vor Ihnen Popularität zu markieren. Aber abweisen werde ich sie kaum können." Damit ging er nach dem andern Teile des Raumes.

Gleichzeitig klappte drüben eine Tür — dieselbe, durch die Sieburth eingetreten war — Füße scharrten, Kehlen räusperten sich, und eine Huldigung, augenscheinlich auswendig gelernt, haspelte sich ab. Die Frau des also Gefeierten fühlte sich wenig behaglich. Sie warf scheue, Vergebung fordernde Blicke zu Sieburth hinüber.

Sieburth empfand ein menschliches Rühren. „Lassen Sie sie schwefeln, gnädige Frau," sagte er. „Ich habe Grund, ihnen dankbar zu sein, denn sonst würde ich keine Gelegenheit gefunden haben, unsere Unterredung von damals fortzusetzen."

Sie antwortete nicht, sondern lauschte hoch auf, denn eben begann Hildebrand seine Erwiderung. Und es mochte beschämend sein, es sich zu gestehen: was er zu sagen wußte, war nach Ton und Inhalt von dem, was der Sprecher der Studiosen von sich gegeben hatte, nicht sehr verschieden.

Sie stand auf und sagte mit halber Stimme: „Kommen Sie ins Nebenzimmer, ich denke, daß es ihm lieber ist, wenn wir ihn mit der Jugend allein lassen." Damit öffnete sie die Tür zu einem Zimmer, in dem alte, schöne Empiremöbel sich zu goldglitzernden Bergen türmten, während an den Wänden eine Galerie dunkeltoniger Familienbilder sich ausbreitete.

Rasch hatte Sieburth zwei edelgeschwungene Sessel einander gegenübergestellt, deren Lehnen auf kreuzbeinige Greife sich stützten.

„Wissen Sie, daß ich eben eine große Angst ausgestanden habe?" fragte sie platzanweisend.

„Um was denn?"

„Um das Lächeln, das ich auf Ihrem Gesicht erwartete. Daß ich es nicht gefunden habe, dafür weiß ich Ihnen Dank."

„Man kennt ja dergleichen Überfälle," gab er achselzuckend zur Antwort. „Zwar bei mir kenne ich sie nicht, denn Begeisterung zu erwecken, ist mir nicht gegeben. Um so mehr freue ich mich, wenn sie einem andern entgegenschlägt."

„Ich dachte auch nicht an die jungen Leute," erwiderte sie. „Ich dachte eher an ihn. Sie glauben gar nicht, wie töricht bescheiden er ist, wie er jede Anerkennung von sich abwehrt und wie er bloß als Knecht seiner Ideen betrachtet sein möchte."

„Das möchten wir wohl alle," sagte er. „Aber leider sind die meisten Ideen nicht so strahlend fertig, daß man sie auf einen Thron setzen könnte und sich selbst als Diener ihnen zu Füßen. Um so glücklicher der, der es darf."

„Wenn ich Sie reden höre, weiß ich nie, ob Sie es ernst nehmen," sagte sie bedenklich.

„Meine Freundschaft zu Ihnen nehme ich ernst."

„Und die müssen Sie auch auf meinen Mann ausdehnen," rief sie lebhaft. „Ja, wollen Sie? . . . Sehen Sie, er kann Sie so nötig brauchen. Gerade weil Sie das gegebene Widerspiel seines Lebens sind. Was er zu viel hat an Phantasie und an Impuls, das könnten Sie dämpfen und klären."

„Noch wichtiger wäre es mir, daß Sie mich brauchen könnten," sagte er, ihr voll ins Auge schauend.

„Liegt das nicht schon darin? Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen: ja, auch für mich brauch' ich Sie. Das habe ich schon damals gefühlt, als wir bei Follenius beisammen saßen. Es war mir so, als wären Sie etwas, das mir solange gefehlt hat, als gehörten Sie zur Vollkommenheit meines Lebens. Ich weiß, Sie legen keinen unlautern Nebensinn in mein Geständnis, sonst hätte ich es Ihnen wahrhaftig nicht gemacht." Die hageren Hände im Schoße gefaltet, die großen, runden Sonnenaugen vertrauend zu ihm aufgeschlagen, so saß sie in ihrem Cherubskittel da. Ein Bild erhabener Wehrlosigkeit.

Er fühlte sein Herz schlagen und seinen Atem kürzer gehen. ‚Mein Gott, was kommt da auf mich zu?' dachte er. ‚Sieht das nicht gerade so aus, als ob Leidenschaft, als ob Schicksal draus werden will?'

„Es wird mir nicht leicht, gnädige Frau," erwiderte er, „Ihnen die gewünschte Antwort zu geben und dabei ein ehrlicher Mensch zu bleiben. Wenn ein Mann und ein Weib zu einem solchen Einvernehmen die Hände ineinanderlegen, so wissen sie nie, was daraus werden kann."

„Ich liebe meinen Mann," entgegnete sie und wuchs zurechtweisend empor.

Ein Schweigen entstand. Sie schaute zu einem der kahlen Fenster hinaus und kaute die Lippen. Wohl fühlte auch sie, daß Folgen sich entwickelten, die sie niemals vorausgesehen hatte. Ehrerbietig ergriff er ihre Hand und drückte einen leisen und langen Kuß darauf. „Ihr Gatte kommt nicht," sagte er, „und für mich wird es Zeit."

Doch da kam er. Mit leuchtenden Augen und heißgeredeten Backen trat er durch die aufschnellende Tür.

„Verzeiht! Verzeiht! Verzeihen vor allem Sie, lieber Kollege! Ich hätte ja die

Digitized by Google

Buben schon früher heimschicken können, aber es ist ein solches Glück, sich an diesen feurigen Seelen zu wärmen. Ist ihre Befangenheit einmal gebrochen, dann fühlt man mit Entzücken: das ist Geist von deinem Geist. Denn so warst auch du einmal.“

‚Und bist es noch,‘ dachte Sieburth.

Doch kein Hohn und keine Herablassung mischte sich darein. Höchstens ein kleiner Neid, daß er nicht fühlen konnte wie jener, daß er so herb und so hart und so bitter war.

Abschiednehmend drückte er dem andern die Hand. Hildebrand wehrte ihm verzweifelt, aber aus dem Munde der Hausfrau kam kein Laut, der ihn zum Bleiben genötigt hätte. Und als sie ihm die Hand gab, erinnerte kein Druck, kein Zucken der lasch auf den seinen liegenden Finger an alle die segnenden Verheißungen, durch die sie ihn zu sich emporgehoben hatte.

Mit heißem Schädel, mit zitternden Gliedern rannte er an den Wällen entlang, deren junges Grün der Löwenzahn in goldenem Wirrwarr durchsprenkelte. ‚Was wird mit dir? Was ist mit dir?‘ schrie es in ihm. ‚Wie kannst du Arbeit, wie kannst du Weiber genießen, wenn solch ein Gift in dir steckt?‘

Und dann plötzlich war der Neid da. Nicht jener lächelnde, harmlose Neid auf ihres Mannes Seelenkraft und Seelenwärme, nein, ein ganz gemeiner, finsterer, bissiger Proletenneid — so nannte er selber ihn — auf die Erfolge, mit denen der andere die Studentenschaft zu sich heranzog. Zu jenem kamen sie in Scharen, und zu ihm war seit langem keiner gekommen.

Nein, einer doch! Der lange Cheruskerfuchs, der mit den heißen, braunen Augen, der auch in diesem Semester nicht eine Stunde versäumte. Und er nahm sich vor, ihn im nächsten Kolleg zu sich heranzurufen. ‚Mein einziger,‘ dachte er und hatte ihn lieb.

*

So geschah es, daß der Cherusker Fritz Kühne eines Tages bei Beginn des Kantkollegs vom Professor angeredet und zu einem Besuche aufgefordert wurde. An einem blütenverhangenen Spätmaitage war's, um die Vesperzeit etwa, als er den Gang zu dem Hause antrat. Diesmal war es die Mutter, die auf sein Läuten öffnete. Ein duldsames Willkommenlächeln glättete die arbeitsmüden Züge. Er erkundigte sich mit geziemender Steifheit, ob sein Lehrer zu Hause wäre.

„Nein. Aber wenn Sie nähertreten wollen — —“ O ja, er wollte. Doch als er in den verhangenen Sonnendunst des Zimmers hineinspähte, da fand sich von der Gesuchten keine Spur. „Lenchen ist auch nicht zu Hause,“ sagte die Mutter. „Sie ist bei einer Freundin, mit der sie Schularbeiten macht, und wird vor Abendbrot wohl nicht wiederkommen. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Sie wies ihm die Sofaecke an und setzte sich vor die Nähmaschine, in deren Klammern ein Linnenstück sich bauschte. „Wenn ich nicht störe,“ sagte er. „Gewiß nicht,“ erwiderte sie, „es tut mir sehr gut, Füße und Augen ein wenig ruhen zu lassen.“ Und dann erzählte sie von ihrer Arbeit, von dem Weißzeuggeschäft, für das sie tätig war.

Dann plötzlich horchte sie hoch auf. „Er ist da,“ sagte sie mit einem beklommenen Einziehen der Luft. „Wenn ich Sie anmelden darf!“ Schon zweimal hatte das gleiche sich abgespielt, und noch immer fühlte er den Herzschlag im Halse —

Und dann stand er vor ihm.

Sieburths Gesicht war vom Gehen gerötet, und der Schweiß blinkte in perlenden Streifen auf seiner Stirn. „Endlich habe ich Sie also,“ sagte er, lebhafter, freudiger als sonst, und selbst sein Händedruck zeigte Teilnahme und Warmblütigkeit.

„Mir ahnte schon,“ fuhr er fort, „daß die Intimitäten jenes Bummels Sie mir eher entfremden als näherführen würden.“

Da von den Vorkommnissen jener Nacht nun einmal die Rede war, so raffte Fritz seinen Mut zusammen, um sich vor allem das vom Herzen zu wälzen, was ihn am schwersten bedrückte. „Viel mehr als jene kleine Rempelei ist mir was anderes in dieser Zeit im Kopf herumgegangen. Darf ich davon reden?“

„Nur zu,“ sagte jener und rückte sich lächelnd in dem Schreibstuhl zurecht.

„Schon seit meinem letzten Besuch bei Ihnen, Herr Professor, weiß ich in einer Frage nicht mehr aus, nicht ein. Soll ich's mit den Fortschrittlern halten, die in Bismarck den Feind der deutschen Freiheit sehen, oder mit den andern, die ihn als Schöpfer des Reiches vergöttern? . . . Sie haben damals auf ihn gescholten, und um die Frage: Für oder wider Bismarck? dreht sich doch alles!“

Von Sieburths Gesicht schwand die Frische des erquickenden Ganges, und die Backen, die sich scheinbar gefüllt hatten, zeigten wieder die Schatten ihrer Höhlungen. „Es tut mir leid, daß ich Ihren Frieden gestört habe,“ sagte er, „aber warum wollen Sie diese Dinge statt von der politischen nicht lieber von der ästhetischen Seite sehen? Ihre unverbrauchte Phantasie erlaubt es Ihnen ja. Ein Recke wie aus Urweltstagen, der sich schützend vor seinen greisen König stellt,

Digitized by Google

dieser König selbst ein schlichter Diener Gottes, der ihm Macht und Sieg verliehen hat und dem er durch bescheidene und aufopfernde Pflichterfüllung dafür dankt, der edle Erbe des Thrones, in langwallendem Blondbart, eine Heldengestalt wie er — wahrhaftig ich sehe schon die Sänger künftiger Jahrtausende in die Harfe greifen, um die Lieder des neuen Mythos einer poesielosen Nachwelt zu verkünden."

„Und ich sehe nichts wie ein schlechtes Schulgedicht fürs nächste Sedanfest," erwiderte Fritz halb lachend, halb gekränkt.

„Oder wenn diese Betrachtungsweise Ihnen nicht paßt — übrigens selbst große Gelehrte huldigen ihr — warum müssen Sie sich von einer der Parteien Ihre Losung holen? Es gibt Gedankengänge, so dunkel, daß kein noch so wütiger Gegner des großen Kanzlers sich je hineingewagt hat. Und andere wiederum, so schillernd blank, daß jede jungdeutsche Großmannssucht erblinden müßte vor ihrem Glanze. Sie haben die Wahl. Bedienen Sie sich."

Fritz, der sich gegenüber seinen früheren Besuchen freier und reifer fühlte, wagte ein Wort energischer Abwehr. „Fast immer, wenn ich das Glück hatte, außerhalb des Kollegs mit Ihnen zusammen zu sein, Herr Professor, habe ich von Ihnen über denselben Gegenstand zwei entgegengesetzte Ansichten erfahren und bin dadurch nur noch mehr an mir und an allem irre geworden. Haben Sie ein Einsehen mit meiner Unerfahrenheit und sagen Sie mir ein einziges Mal, was Sie selbst im Grunde Ihres Herzens hierüber denken."

Sieburth kniff überlegend die Lippen zusammen. „Wenn ich auch sonst mit meiner Einstellung zu solchen Fragen nicht zu Markte gehe: weil Sie so treu zu mir gehalten haben, will ich heute aus meinem Herzen keine Mördergrube machen. Wir tun gut daran, lieber Freund, die Geschicke Deutschlands — rückblickend sowohl wie vorausschauend — als eine große Tragödie aufzufassen."

„Warum das?" fragte Fritz erschrocken.

„Wenn irgend einmal der Weg in die Höhe ging," erwiderte Sieburth, „wenn eine kraftvolle Zusammenfassung die auseinanderfallenden Teile in einen eisernen Ring band, oder wenn bloß ein inneres Gleichgewicht sich bilden wollte, alsbald war die Katastrophe da. Die Hohenstaufen endeten im Kerker und auf dem Schafott, die Habsburger wurden die Knechte hispanischer Pfaffen. Im siebzehnten Jahrhundert, als alle Länder ringsum blühten, versank das Reich, das blühte wie sie, in Blut und Brand. Napoleon benutzte es als Schachbrett für seine Welteroberungsspiele, und als die Befreiungskriege ihm endlich einen Platz an der Sonne verschaffen wollten, warfen seine eigenen Fürsten ihm alle Hoffnungen über den Haufen."

„Aber jetzt," fiel Fritz aufleuchtend ein, „jetzt haben wir den Platz an der Sonne doch, und niemand macht ihn uns streitig."

„Deutschland hat ihn. Das mag sein. Aber ich frage: der Deutsche auch? Und ich frage weiter: wo ist der Deutsche? Sechzig Millionen davon sollen da sein, aber ich sehe ihn kaum ... Bin ich es, der ich mich mit solchen Ideen herumschlage? ... Oder sind Sie es, der sich mit andern Halbgöttern auf die Bierbank pflanzt und, weil er ein paar Risse auf der linken Backe trägt, jeden, der sie nicht hat, verachtet? ... Oder die Arbeiterschaft, die an das Evangelium der Internationale glaubt? ... Oder sind es die Schützenfestbrüder, die zwar alte Demokraten sein wollen, aber devot vor das Haus des Landrats oder des Gutsherrn ziehen und sich glücklich fühlen, wenn ihnen ihre Begeisterung von ihm kommandiert wird? ... Ja, der Landrat und der Gutsherr, die sind es noch am ehesten. Die haben *ihr* Deutschtum von oben her patentiert erhalten ... In den Städten aber nistet ein fremdes Volk, das sich mehr und mehr darauf einrichtet, dem deutschen Denken die Richtung zu geben ... Jene sind die Deutschen nicht — diese sind es auch nicht, wo also sind sie? ... Eingeklemmt zwischen wendischer Barbarei und jüdischer Intelligenz sitzen sie hilflos da, lassen sich ihren Gedankenabsud bald von dieser, bald von jener brauen und sind beseligt, Hurra schreien und dabei die Faust in der Tasche ballen zu können. Beseligt auch, wenn von den zwei Dutzend Fürstenhöfen und den zweihundert Dynastenschlössern ab und zu jemand zu ihnen herabsteigt und sie fühlen läßt, daß sie zu Höherem bestimmt sind, dadurch, daß man ihnen huldvoll die Hand reicht."

„Nein, nein, nein," rief Fritz in schmerzlichem Groll. „So ist es nicht. So kann es nicht sein. Das Volk ist fleißig und redlich und treu. Das liebt den Wahrhaftigen und empört sich gegen den Heuchler. Das hat ein Herz im Leibe und Haare auf den Zähnen. Gewiß, Herr Professor, wollten Sie mich nur zum Widerspruche reizen, denn das kann Ihre Meinung nicht sein."

Sieburth lehnte für einen Augenblick den Kopf zurück und schloß wie ermüdet die Augen. Auch in sein Gesicht standen schmerzliche Falten gegraben. „Wer sagt Ihnen, daß nicht auch Sie recht haben?" fragte

Digitized by Google

er dann. „Denn ebenso tragisch wie das Schicksal dieses Volkes ist sein Charakter. In Widersprüchen verzehrt es sich selbst. Steifnackig und krummbucklig zugleich. Schwarmgeistig und stumpf. Weltumfassend in Liebe und voll von hämischem Neide. Knickerig und opferfroh . . . Das schlimmste aber ist, daß es sich schon wieder einmal zunichte hat machen lassen, was ihm am dringendsten not tut: das Zusammengehörigkeitsgefühl... So war es immer und so wird es auch bleiben. Das Wort Reichsfeind hören Sie auf allen Gassen. Bald wird es einem einfältigen Bäuerlein angehängt, das seinen Kaplan zurückhaben will, bald einem braven Gastwirt, der mißliebigen Leuten Bier verkauft hat — von den Leuten selber gar nicht zu reden . . . Und wer hat diese Diffamierung geschaffen? Er, Ihr Abgott, der den Deutschen nur brauchen kann, wenn er ein Spielzeug seines Willens ist. Sehen Sie nicht, wie er ihn sich zurechtgeknetet hat in dem Jahrzehnt, in dem er an der Spitze steht? Großmäulig — prahlhansig — speichelleckend vor allem, was über ihm, mit Füßen tretend alles, was unter ihm steht... Und wenn Sie etwa glauben, die, die seinem Geiste Widerstand leisten, seien mehr wert — sehen Sie sich dieses Spießergesindel an, das das Maul reißt um Freihandel und Schutzzoll, um Septennat und Reptilienfonds und nur darauf erpicht ist, sich die Taschen zu füllen."

Fritz hatte ein Gefühl, als bräche der Boden unter ihm zusammen. Schon einmal hatte der Professor seiner Abneigung gegen den großen Kanzler drastischen Ausdruck gegeben, aber das war nur ein gutmütiger Scherz gewesen verglichen mit den Flammenworten, die ihm jetzt die Seele verbrannten. Er ahnte, daß das Bild des Vergötterten ihm für immer verleidet war.

„Aber eines werden Sie doch nicht verneinen können, Herr Professor," sagte er, und jedes Wort klang wie eine Bitte, ihm sein Idol nicht vollends in Stücke zu schlagen, „daß er uns das Deutsche Reich geschaffen hat und daß wir ihm wenigstens dafür ewigen Dank schuldig sind."

„Sie hätten mich lieber nicht drängen sollen, lieber Freund," erwiderte Sieburth, und das gewohnte Lächeln glitt wieder über sein hageres Gesicht. „Von deutscher Tragik sprach ich vorhin, und diese Tragik brachte es mit sich, daß das Reich nicht von denen geschaffen wurde, die diesen Gedanken seit Jahrzehnten als ihr Eigentum propagierten, sondern von einem der Kreise, die bislang dessen erbitterte Feinde waren. Und darum ist zwangsgemäß etwas anderes daraus geworden, als was es seiner Natur nach hätte werden sollen. Aus Pulverqualm und Blutdunst ist es entstanden, und dieser Geruch muß ihm anhaften, ob es will oder nicht — solange es besteht ..."

„Um Gottes willen," rief Fritz, „wollen Sie damit sagen ...?"

„Ich will damit nur sagen, daß das Deutsche Reich bismarckscher Observanz nicht das ist, was da werden wollte und was uns Deutschen frommt. Womit ich des Mannes Verdienste hierum nicht im mindesten antasten will. Er nahm eben, was er vorfand, und Deutschlands Tragik fand er auch. Die wirkt nun weiter . . . So, lieber Freund, heute haben Sie tiefer in mich hineingesehen als irgendeiner, der mich kennt. Ich erwarte, daß Sie, was ich sagte, ebenso für sich behalten werden wie das Geheimnis jenes bebrillten und bebärteten Nachtschwärmers. Beides ist nicht für jedermann."

Fritz erhielt seinen Händedruck und ging von dannen.

Draußen glühte die Maiabendsonne, als wollte sie die Welt zur Nacht in eine Purpurdecke wickeln. Fritz sah nichts davon. Zu schwer lag die Last des eben Gehörten auf seiner Seele, als daß er des Frühlings hätte froh werden können.

Da, wie er, auf seine Füße starrend, taumlig an den Mauern entlangzog, hörte er von einer Mädchenstimme seinen Namen rufen. Und da stand sie, blutübergossen, den Bücherranzen pendelnd am linken Arme, und streckte ihm in bedachtloser Wiedersehensfreude beide Hände entgegen. Da versank Bismarcks Hagengestalt, und Deutschlands Sorgen versanken.

Jawohl, er komme von ihrem Hause, sei beim Professor gewesen, habe auch einige Zeit mit ihrer Mutter gesprochen, und daß er sie nicht vorgefunden, habe ihm eine schwere Enttäuschung bereitet.

Und dann erinnerten sie sich gleichzeitig an ihren winterlichen Gang neben der Festungsmauer dahin, als der Eisnebel durch die Gucklöcher hindurch sie angeblasen hatte. „Und jetzt grünen die Wiesen," sagte er, „und die Sträucher blühen auch, und wenn wir eine Landpartie machen wollen, steht uns keiner im Wege."

„Oh, wenn's aufs Wollen ankäme —"

„Wissen Sie was?" erwiderte er. „Ich werde morgen um vier am Königstor auf Sie warten, und kommen Sie nicht, dann gehe ich wieder nach Hause."

„Wie lange werden Sie warten?" fragte sie zaudernd.

„Immer und immer," entgegnete er, „eine Stunde, zwei Stunden, was weiß ich? Und

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wenn Sie etwa nicht kommen wollten, dann müssen Sie sich stets denken: da steht einer und wartet."

„Das ist ja Seelenzwang," tadelte sie.

„Das soll es auch sein," erwiderte er.

„Dann sag' ich lieber schon jetzt nein."

„Und ich werde warten!"

So schieden sie, und keiner von beiden sah sich noch um.

*

Am nächsten Nachmittag um die festgesetzte Stunde stand Fritz vor dem Königstor und schaute die lange und menschenleere Straße hinab.

Kolleg und Fechtboden hatten den Tag ausgefüllt, aber die Unterredung mit dem Professor war nicht aus seinen Gedanken gewichen. Nur wenn er des verstohlenen Glückes gedachte, das seiner wartete, hatte der Druck sich gemildert, der sein Denken umspannt hielt.

Und dort kam sie. Kam wirklich. Kaum eine Viertelstunde hatte sie ihn warten lassen. So eilends schritt sie daher, daß der schwüle Wind die Kleiderfalten nach rückwärts trieb und die Beinlinien sich formten. Ein Florentiner Strohhut umschattete tief das blondrosige Gesicht, und die blauseidenen Bänder wirbelten hoch drüber hin. Fast erschrak er, so groß und so reif erschien sie ihm mit einemmal.

„Also doch!" frohlockte er.

„Ich habe ganz recht gehabt," schalt sie. „Es ist ein richtiger Seelenzwang gewesen."

Ohne zu wissen wie, waren sie draußen auf freiem Felde und schritten die Wälle entlang und am Dohna-Turm vorbei, schritten weiter und weiter dem Oberteich zu, jenem langgestreckten Gewässer, das wie ein blaues Auge zwischen dunklen Wimpern von Röhricht ihnen lockend entgegensah.

„Wie ist das seltsam!" sagte Helene. „Nun ist etwas wahr geworden, was ich gar nicht zu träumen wagte — und ich wundere mich nicht einmal."

„Über das Wunderbarste wundert man sich nie," erwiderte er, „sonst würden Sie aus dem Staunen gar nicht herauskommen."

„Worüber?" fragte sie.

„Über sich selbst," erwiderte er. Und dabei riß er einen blühenden Schlehdornzweig herunter und legte ihn ihr in die Arme.

Die Straße ging eine Strecke unweit des Wassers entlang, schwenkte dann aber nach rechts hin ab, so daß sie den Fußsteg wählen mußten, der gerade drauflos führte. An Häusern war ringsum nichts zu erblicken, nur eine Badeanstalt hob ihr graues Bretterwerk aus dem Schilfdickicht empor. Unweit davon bereiteten sie sich im hohen Grase ein Lager.

Der Wind fauchte in lauen, dunstigen Stößen, und hinter dem jenseitigen Röhricht hing ein schwarzblaues Wolkentuch, das nicht viel Gutes verhoffen ließ, aber über ihnen stand der Himmel noch hoch und licht.

Drum kümmerten sie sich auch nicht um überflüssiges Drohen und schraubten die Sehnsucht so hoch, wie die Schwalben flogen, die dicht unter der blaugläsernen Kuppel beutesuchend daherstrichen. Jeder von ihnen hatte einen Grashalm ausgerissen und wickelte Ringe um seine Finger. Er pfiff, sie sang, und wenn die Lieder auch nicht die gleichen waren, so schien es ihnen doch, als stimmten sie immer, und die Welt gehörte ihnen beiden allein.

Inzwischen war die Wolkenwand drüben immer höher gestiegen. Helene wurde bedenklich und verlangte nach Hause. Aber Fritz riet ab. „Sollte wirklich ein Unwetter kommen, dann sind wir patschnaß, ehe wir das erste Haus erreicht haben. Darum wird es das beste sein, wir bleiben hier liegen, wo die Badeanstalt ganz nahe ist. Beim ersten Regentropfen laufen wir hin und haben Obdach." Da beruhigte sie sich und streckte noch einmal die Glieder.

Drüben war es nun kein Tuch und keine Wand mehr, sondern ein schwarz gähnender Schlund, über den ab und zu ein schwefliges Feuer fegte.

Und dann plötzlich stob ein nasser Schauer zu ihnen hernieder.

Schleunigst sprangen sie hoch und rannten und rannten über sumpfigen Rasen, über Bohlen und Stege dem Badehaus zu. Aber da gab es nichts als die Badekabinen, die in langer Flucht, eine so schmal wie die andere, sich aneinanderreihten. Nichts drinnen als eine Bank, die, kaum für zwei Sitze ausreichend, in die Hinterwand eingefügt war.

„Machen Sie schnell!" rief Fritz durch das Toben des Wirbelsturmes zu ihr hinüber. „Lange zu wählen hat keinen Zweck."

Und da kam sie auch schon auf den hallenden Bohlen dahergetrippelt, trat in die Bude und warf sich auf die Bank, die sie zu zwei Dritteln erfüllte.

Das Unwetter, das bis dahin gewartet zu haben schien, legte nun los, ohne Scheu und ohne Zwang. Ein Hagelschwarm prasselte durch die Türöffnung und füllte mit seinen Kristallen Boden und Ritzen und Kleider. Fritz eilte hinaus, enthakte die Tür und schloß sie so sorgsam, daß für den Hagel als Angriffsfläche nur das eingesägte Herz noch übrigblieb, an dessen Rändern die eindringenden Körner kraftlos zerstoben.

Digitized by Google

Nun war es fast Nacht in der verdunkelten Zelle. Nur wenn ein Blitz draußen zuckte, flammte das Herz wie ein Opferfeuer und warf ein violettes Licht auf die leichenfarbenen Gesichter.

„Warum setzen Sie sich nicht?“ fragte Helene zu ihm hinauf.

„Ich dachte, es sei kein Platz für mich da.“

Da rückte sie rasch gegen die Seitenwand, so daß auch für ihn noch Raum genug blieb. Aber eng hatten sie's beide, und Schultern und Arme ruhten dicht aneinandergeschmiegt.

Solange das Wetter raste, schwiegen sie still. Aber gestrenge Herren regieren nicht lange. Die Blitze wurden schwächer und der Donner ferner. Wohl trommelte der Regen noch immer, doch durch das Herz der Tür fegte kein Schauer mehr. Helene zeigte auf sie. „Ich denke, wir könnten sie öffnen.“

Rasch tat er nach ihrem Wunsche, und als sie nun wieder beieinander saßen, lag die Fläche des Sees in schwarzblauen Tinten, ganz gleich dem Himmel dahinter, ob auch düster, so doch schon friedlich, vor ihren friedesuchenden Augen. Das junge Röhricht drüben schüttelte sich nicht mehr, und schon flog eine naß gewordene Krähe schwerfällig klatschend über das Wasser. —

„Haben Sie Angst gehabt?“ fragte Fritz die Gefährtin, die, den Kopf in die Ecke gelehnt, halbgeschlossenen Auges in die Weite hinaussah.

„Wenn ich aufrichtig sein soll, ja,“ erwiderte sie.

„Und hatten's so gar nicht nötig,“ lachte er.

„Man hat oft Angst und hat es nicht nötig,“ entgegnete sie.

„Da haben Sie recht,“ sagte er, der Sorgen gedenkend, die ihn seit gestern beherrschten. Und dabei kam ihm zu Sinn, daß hier eine war, der er manches vertrauen durfte, und er begann ihr von der Unterredung zu erzählen, die ihn so tief erschüttert hatte.

„Ich kann machen, was ich will,“ sagte er am Ende seines Berichtes, „ich sehe nun alles mit seinen Augen. Ich sehe Zwist, wo früher Einklang war, ich sehe Feigheit, was mir früher als Begeisterung erschien. Und Unterwerfung — Knechtschaft — was weiß ich? ... Und hinter allem die Angst, die Angst, was daraus werden wird.“

„Ja, so hat jeder seine Angst,“ flüsterte sie.

„Sie auch?“ fragte er.

„Ach wie sehr!“ gestand sie ein. „Und das traurigste ist, daß man nichts ändern kann — und daß alles seinen Weg geht. Und man verzehrt sich und weiß keinen Rat. Da geht's mir grad so wie Ihnen, und da bleibt einem bloß ein einziger Trost und eine einzige Richtschnur: was auch geschieht, man muß gut sein.“

„Was kann es nur sein, das Sie so quält?“ fragte er in ernsthafter Besorgnis.

Noch war sie zaghaft und rang mit einem Entschluß. „Es kommt — es kommt — ja, es kommt auch — vom Professor her,“ stammelte sie.

„Das, was Sie durch die Wand gehört haben — ist es das?“

„Ja, das ist es. Und heute werd' ich's Ihnen sagen. Sie versprechen mir aber, daß Sie nicht übel von ihm denken werden — und auch nicht von mir?“

Er versprach alles.

„Also — manchmal — meistens nach dem Dunkelwerden — und sogar abends ganz spät — hört man — hört man — Frauenstimmen durch die Wand... Und Mama fährt dann immer hoch und will mich hinausschicken... Aber meistens traut sie sich's nicht, weil es dadurch noch auffälliger wird... Und dann setzt sie sich rasch vor die Maschine und klappert drauflos... Aber ich hör' doch mehr als genug... Gelächter und Schreie und was weiß ich... Sobald es losgeht, soll ich zu Bett, und daß ich in den Hausflur hinausgehe, erlaubt Mama schon gar nicht, denn ich könnte ja einer begegnen... Aber da sorgt sie sich unnütz, denn er hat seinen eigenen Aufgang vom Hofe her. Den benutzen diese Besuche wohl immer, denn auf der Vordertreppe hört man ihre Schritte nie.“ Sie hielt inne, gleichsam erschöpft von der Schwere ihres Geständnisses, und sagte dann: „Sie werden nun ganz gewiß Schlechtes von ihm denken,“ stammelte sie.

„Das werde ich ganz gewiß nicht!“ erwiderte er. „Im Gegenteil, wenn ich's nicht schon wüßte, dann würde ich daraus nur bestätigt finden, daß er kein trockener Stubengelehrter ist und daß er fühlt, wie die Jugend fühlt.“

„Fühlt denn die Jugend so?“ fragte sie erschrocken. „Und wenn es selbst so ist,“ fuhr sie fort, „mit der Jugend, die sich austoben darf, soviel sie will, hat er ja nichts gemein ... Er ist in einer hohen, einer verantwortungsvollen Stellung. Und auf ihn wartet eine noch viel höhere, in der die ganze Welt auf ihn sehen wird... Und Feinde hat er mehr, als man sich denken kann. Wenn die nun erfahren, daß er — daß er — nicht so lebt, wie ein Erzieher der Jugend doch soll — was glauben Sie wohl, wie die das ausnützen werden? Den ordentlichen Lehrstuhl kriegt er dann nie.“

„Wer wird's denen hinterbringen?“ fragte er. „Sie nicht und ich nicht, und wie

Digitized by Google

ich Ihre Mutter kenne, die erst recht nicht. Im übrigen wird er sich schon vorsehen."

Aber sie wollte sich noch immer nicht beruhigen. „Das ist es ja nicht allein," flüsterte sie.

„Was denn noch?"

„Ich kann das nicht so ausdrücken, ich bin mir wohl selber nicht klar. Die Mädchen rings um einen reden dies und reden das ... Und man sucht's zu verstehen ... Aber auch dabei kommt einem die Angst ... Denn wenn das Leben so ist, daß junge Mädchen, vielleicht nicht viel älter als ich ... und die haben doch einmal ebenso gefühlt wie ich — und gehen doch zu ihm ..." Sie schlug die Hände vors Gesicht. Eine Bewegung, die halb ein Schaudern, halb ein Schluchzen war, erschütterte ihren Körper.

Wie Fritz sie so mit sich ringen sah, wurde ihm ganz heilig zumute. Er dachte nichts weiter, als sie zu trösten, und darum löste er den an ihre Schulter festgeklemmten Arm, schlang ihn um ihre andere Schulter und zog sie zu sich herüber. Und dann geschah es von selber, daß ihre Lippen sich berührten und aufeinander liegen blieben. ‚Denk an dein Ehrenwort,' fuhr es ihm durch den Kopf. Aber noch ehe er dieser Mahnung Folge gegeben hatte, war sie erschreckend aufgezuckt, stemmte die Fäuste gegen seine Umschlingung und sprang, sich auf diese Weise befreiend, vor ihm in die Höhe. Zwei entsetzt aufgerissene Augen starrten ihn an.

„Was ist denn?" fragte er mit bösem Gewissen.

„Ich d — denke —, wir — w — ollten gut Freund sein!" stammelte sie.

„Sind wir das nicht?"

Sie warf den Kopf traurig und mit bescheidener Hoheit in den Nacken zurück. „Nicht mehr," sagte sie. „Zwischen uns ist nun alles aus."

Mit vielen Worten versuchte er sie umzustimmen. Aber sie antwortete kaum. Und schließlich gingen sie schweigend nach Hause.

*

Ein Wunder geschah in Sieburths Leben. Der große Hegelianer, den seit Jahren kaum jemand mehr zu Gesicht bekommen hatte, der in seiner Einsamkeit fast zur Legende geworden war, hatte ihn zu sich gebeten.

Mit etlicher Bangigkeit trat er zur befohlenen Stunde den Weg zu dem großen Manne an, der, wenn er sich auch innerhalb des Lehrkörpers aller Macht entäußert hatte, doch auch jetzt noch fähig war, gerade in seinem Leben Schicksal zu spielen.

Eine alte, nicht sehr saubere Person öffnete ihm und führte ihn wortlos durch den Hausflur nach dem Arbeitszimmer hin. Die Danneckersche Schillerbüste auf der Ecke des Schreibtisches. Bücherreihen, ungepflegt und ungeordnet in den Schränken. Die Dielen des Fußbodens hügelig und teppichlos.

Und nun drehte sich die Zwischentür. Mit kurzen und sorgsam abmessenden Schritten kam der Hausherr ungeleitet ihm aus dem Nebenzimmer entgegen.

Wenn man Greise nach Jahren wiedersieht, so erscheinen sie meist ein Erkleckliches in die Erde gesunken. Hier war das Gegenteil der Fall. Eher gewachsen schien er seither. Die Brust dehnte sich in entschlossenem Zusammenraffen, und der Kopf saß steil auf den nach hinten gepreßten Schultern.

Und da erklang auch die Stimme wieder, in der noch nichts von ihrem dunklen Klang erloschen war. „Ich sehe nicht mehr viel," sagte er, die Hand zum Druck gegen seinen Besucher ausstreckend. „Darum müssen Sie Geduld haben, Kollege."

Damit wies er nach der Richtung des Sofas hin, während er für sich selber den Schreibstuhl suchte.

„Sie werden sich gewundert haben, daß ich Sie plötzlich zu mir rief. Ich habe das Bedürfnis dazu manches liebe Mal verspürt, wenn ich von Ihrer Lehr- und Lebensweise hörte. Aber ich sagte mir, daß es mir schwerfallen würde, den Anschein zu vermeiden, daß ich Sie beeinflussen oder beirren wolle. Und diese Absicht lag mir fern. Nun aber ist es so weit mit mir, daß ich meinen Abgang aus diesem Leben vorbereiten muß. Und da erscheint es mir von Wichtigkeit, mit dem Manne, der ungeachtet mancher Widerstände höchstwahrscheinlich auf meinem Platze stehen wird, ein Wort der Verständigung zu sprechen. Sind Sie auch dieser Ansicht? Wenn nicht, sagen Sie es offen! Wir können ja von andersgearteten Dingen reden."

Sieburth fühlte eine widersinnige Weichheit in sich emporsteigen, und seine zustimmende Antwort schien den alten Mann zu befriedigen.

„Um so besser," erwiderte er. „Ich weiß wohl, daß es unter den lebenden Philosophielehrern kaum etwas Gegensätzlicheres geben kann als uns beide. Das bringt schon allein der Wechsel der Generation mit sich. Wenn selbst die Schüler, die sich mit Freuden zu ihrem Meister bekennen, dessen Widersacher werden können und müssen, um wieviel mehr Männer, die von vornherein aus — wie soll ich sagen? — aus feindlichen Heerlagern will ich nicht sagen — aber schließlich kommt's darauf hinaus."

„Die Freunde liefert uns meistens der Zufall," sagte Sieburth. „Wenn ich könnte,

Digitized by Google

würde ich sie mir immer im feindlichen Heerlager suchen."

Der alte Mann lächelte in nachsichtiger Zustimmung. „Sie haben nicht unrecht," erwiderte er. „Erst aus den Wunden, die wir am eigenen Leibe verspüren, erkennen wir den Wert des Menschen, der sie uns schlug... Leider sind sie ja zumeist vergiftet. — Mir wenigstens ging es so. Das hat einmal sehr weh getan. Jedenfalls," fuhr er fort, „hat es mir Freude gemacht, zu erfahren, in welcher rücksichtsvollen Weise Sie vom Katheder her mit mir verfahren sind. Und hieran will ich gleich die Bitte knüpfen, die ich gern an Sie richten möchte."

Sieburth horchte hoch auf. Was konnte der große, alte Mann, dem ungezählte Lobredner zu Gebote standen, sich von ihm, dem unbekannten und einflußlosen Verfechter gegnerischer Meinung, wohl zu wünschen haben?

„Sie haben einmal über Schleiermacher geschrieben... Die Hochachtung, mit der Sie als sein ausgesprochener Gegner ihn behandelt haben, ist der eigentliche Grund, daß ich mich mit meinem heutigen Anliegen an Sie wende: Wenn ich tot bin, schreiben Sie auch über mich!"

Sieburth fuhr empor. „Das ist so überraschend —" stammelte er.

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie stünden mir gedanklich in noch viel schrofferer Weise gegenüber als jenem liebenswürdigen Gottesmann. Sie würden sich entweder an der hiesigen Universität unmöglich machen, oder sich zur Heuchelei gezwungen sehen und so weiter... Nein, lieber Kollege, Sie sollen schreiben, wie es Ihnen ums Herz ist. Und wenn Sie nur dieselben Formen wahren, die Sie damals beobachtet haben, wird Sie kein Vorwurf treffen... Mir aber ist gerade für die Ausgestaltung des Bildes, das man sich später von mir zurechtmachen wird, das Urteil des Gegners von Wert."

„Wenn Sie die Darstellung eines Menschen brauchen können," sagte Sieburth in unwillkürlicher Ergriffenheit, „der Ihr Widersacher und Ihr Verehrer zugleich ist, dann verfügen Sie, bitte, über mich."

Der alte Gelehrte, der mit gesenkten Lidern dagesessen hatte, schlug bei diesen Worten das nichts mehr sehende Auge groß und voll zu Sieburth auf; überirdisch fast sandte es seine Strahlen ins Leere. „Ich danke Ihnen für diese Zusage, mein lieber Freund," sagte er, und die Feierlichkeit seines Tones bewies, wie schwer die Sorge auf ihm gelastet hatte. „Es liegt etwas Erfreuliches — Erlösendes möchte ich fast sagen — in solch einer Übereinkunft." Dann aber bebte ein Lächeln um seinen Mund, sorgend und doch voll geheimer Humore. Und er fragte: „Nicht wahr, Kollege, Sie sind Anfang der Dreißig? Sie sind, wie man mir gesagt hat, materiell unabhängig. — Warum zögern Sie noch immer, in die sittliche Einheit einzutreten, die sich Ehe nennt?"

‚Also auch du!' dachte Sieburth. Und laut antwortete er: „Weil ich die Ehe nur da als sittliche Einheit betrachte, wo zwei Seelen die Tendenz haben, einander zu heiligen. Und diese zwei Seelen haben sich in meinem Leben noch nicht zusammengefunden." Dabei fühlte er einen kleinen Gewissensbiß, denn der Name Cilly fuhr ihm durchs Hirn. Aber sofort schob ein anderer Name sich sieghaft darüber hin.

„Das bedaure ich," entgegnete der Greis. „Es gibt wohl trockene Gesellen, denen die Ehelosigkeit k e i n e Gefahren bringt... Zu diesen gehören gerade Sie, wie ich weiß, durchaus nicht. Im Gegenteil, man sagte mir, daß Sie Ihre Freiheit in vollen Zügen genössen... Dies soll kein Vorwurf sein — beileibe nicht! Und unsere Kollegen — oder vielmehr deren Frauen — denn sie sind ja in solchen Fällen der eigentliche Gerichtshof — lassen sich diese — wie soll ich es nennen? — ‚Willkür' — mit einer ungewöhnlichen Nachsicht gefallen. Ich aber gebe Ihnen den väterlichen Rat: nehmen Sie diese Dinge nicht leicht. Gar mancher unter den gesellschaftlich Gebundenen fühlt sich zu einer gewissen Unordnung nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet. Der Motive dazu gibt es viele, und klingende Namen tragen sie auch... Das geht, solange es geht ... aber eines Tages — ganz unversehens — kommt dann irgendeine dumme Kleinigkeit — an sich durchaus unwürdig, beachtet zu werden — aber gerade die bricht ihm den Hals... Es wäre mir leid um Sie, Kollege, sollte es Ihnen ebenso gehen... Verzeihen Sie mir die wohlgemeinte Mahnung, die ich mir lange überlegt habe. Und noch einmal: probieren Sie's mit einer baldigen Heirat, es wird Sie nicht gereuen!"

Sieburth schwieg. Durch seine Seele jubelte ein geliebter Name, und alle Schrecknisse ehelicher Pflichterfüllung grollten dazwischen.

Über das von tausend Furchen zerwühlte Gesicht flog aufs neue jenes sorgende Lächeln, in dem die verschwiegenen Humore geisterten. „Mir ist, als sähe ich Sie in diesem Augenblick ganz genau, ja, — als sähe ich sogar ein wenig in Sie hinein. Es ist vielen von uns, die die Ehe nicht gerade als Sprungbrett benutzten, genau so wie

Digitized by Google

Ihnen ergangen ... Man zögert und wählt ... Das eklige Kinderwiegen — und der abendliche Alkovenstreit ... und die allstündliche Rechenschaftsablegung — und die behinderte Denkarbeit — und das mähliche Altern, das man ja immer bloß an dem andern Teile bemerkt — und dann vor allem, die mit der Deformation nun einmal verbundene Vernachlässigung des Äußeren, die schließlich in dem rotwollenen Unterrock gipfelt ... Das scheut man natürlich mit Recht. Und jeder, der ein Leben der Ehe hinter sich hat, weiß ähnliches zu berichten ... Am Ende, mein Lieber, bleibt man ja dann wohl allein und alles, was einen mal gequält und geärgert hat, das liegt fünf Schuh tief unter der Erde ... Elf Jahre. Ja, ja ... Lange elf Jahre ... Da sollte man meinen, daß das Gefühl des Verlustes sich verwischt oder abstumpft ... Aber im Vertrauen, Kollege: wenn ich noch eine Sehnsucht habe auf dieser Erde, dann ist es die: Jenen rotwollenen Unterrock mit dem, was in ihm war, für einen einzigen Augenblick zwischen meinen zwei Händen zu halten ... Ja, ja. — So ist das. Ja, ja."

Er schwieg und stützte den Kopf in die zitternde Linke, mit den lichtlosen Augen vor sich niederschauend wie ein Träumender.

Dieser große Gelehrte, der Stolz der östlichen Lande, dessen Patriarchengestalt begeisterte Huldigung umgab, soweit der Klang seines Namens reichte — nicht hinter seinem Ruhme träumte er her, nicht hinter den Siegen über erbitterte Gegner, nicht hinter der stolzen Göttlichkeitslehre vom verkörperten Logos, deren Ausgestaltung und Verjüngung er sein ganzes Leben dargebracht hatte, von einem rotwollenen Unterrock träumte er, der einst sein Entsetzen gewesen.

Lange verharrte er so in geistesferner Erstarrung. Erst als Sieburth sich erhob, kam wieder Leben in ihn. Gleichfalls aufstehend, streckte er ihm beide Hände entgegen. „Wir werden uns nicht mehr wiedersehen," sagte er. „Denn ich hab's im Ohr: Mir wird zum Abmarsch geblasen."

„Nicht so, Herr Geheimrat," wehrte mehr als pflichtgemäß Sieburth. „Sie, so jugendlichen Geistes, so voll ungebrochener Kraft in jeder Bewegung ..."

„Ruhig, ruhig, ruhig," unterbrach ihn der Greis, „was braucht's da viel Tröstung? Einer, der Ihnen näher stehen wird als mir — ich meine Montaigne — hat gesagt: Philosophieren heißt Sterben lernen! — — Was wären wir Philosophen wohl wert, wenn wir uns nicht einmal auf dieses kleinste aller Kunststücke verständen? — Leben Sie wohl, Kollege!"

Und damit war die Unterredung zu Ende.

Drei Wochen später eilte eines Morgens die Kunde von Haus zu Haus, von Hörsaal zu Hörsaal, daß der große Hegelianer gestorben war.

Die ganze Stadt klagte, wie sie einst um ihren Mitbürger Kant geklagt hatte, bis zu den Kleinkramhändlern und den Radiesfrauen hinunter. Mit allem Pomp, den die Albertina bei feierlichen Anlässen zu entfalten vermag, wurde er beerdigt. Der „andere", der „Ordentliche", hielt ihm die Trauerrede.

‚Ich werde ihm ein besseres Denkmal setzen,' dachte Sieburth. Und seine Seele neigte sich tief vor dem, den er einst den „alten Idioten" genannt hatte und der in der Aula im blumenbeladenen Sarge lag.

*

Lange Zeit wußte Sieburth ihr keinen Namen zu geben. „Hermione", das war zu lang, und ein wenig gespreizt klang es wohl auch. Ihr Mann nannte sie „Herma". Es ebenso zu machen, dazu gab er sich nicht das Recht. Aber schließlich schwanden seine Bedenken, und als sie erst ganz überwunden waren, klang der kurze, metallische Laut allzeit in seinem Ohre.

Denn er dachte nur noch an sie. Morgens und mittags und abends. Selbst wenn er mit seinen kleinen Mädchen zusammenkam, blieb ihr Bild nachsichtig lächelnd in seiner Nähe. Und seine Arbeit litt nicht. Im Gegenteil. Er brauchte sich nur vorzustellen: ‚Was würde sie dazu sagen?' — und die Gedanken brachen in überstürzender Fülle der eine aus dem andern hervor.

Doch in diesen Bereichen war sie es nicht allein, die die Herrschaft führte. Hier verquickte sich ihr Bild mit dem Cillys. Und oft ertappte er sich darüber, wie er mit Cilly redete statt mit ihr.

In jenen gesegneten Frühsommertagen wurde das gedankliche Gerüst der „Drei Stufen der Ethik" vollendet. Keinen Bruch und keine schwankende Stelle gab es darin, alles war fest gefügt und gegliedert, und die Ausarbeitung wurde zum Spiel.

Inzwischen sah er sie selten. Ein einziges Mal war er zum Abend geladen worden, aber in diesen Stunden hatte er kein unbewachtes Wort mit ihr geredet. Ihr Gatte führte die Unterhaltung, die, wie sich von selber ergab, politische Fragen behandelte und von Klippen und Fangnetzen wimmelte, denen auszuweichen nicht immer leicht fiel. Als vom Kulturkampf gesprochen wurde, erfuhr er ganz nebenbei, daß sie katholisch war und daß sie des Morgens öfter die Messe besuchte. Seitdem wich der Gedanke, daß er

Digitized by Google

ihr auf diese Weise mit Leichtigkeit begegnen könne, nicht mehr aus seinem Kopfe.

Aber statt mit ihr, traf er eines Tages mit seiner alten Freundin Marion zusammen. In lichtem Frühjahrskostüm kam sie rosig, süß lächelnd, doch mit dem Spähblick der Suchenden auf Königsgarten ihm entgegen.

„Also sieht man sich doch einmal auf dieser Erde?“ sagte sie, indem sie stehen blieb und ihm die weiß behandschuhte Rechte bot.

„Ich hoffte, gerufen zu werden,“ sagte er, versuchend, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Sie lachte hell auf. „Solchen Hoffnungen hätten Sie leicht etwas nachhelfen können, nachdem Sie zwei-, dreimal behindert gewesen waren.“

Er bat pflichtschuldigst, über ihn zu verfügen. So wurde Tag und Stunde bestimmt.

„Das muß durchgemacht werden,“ tröstete er sich, nachdem er Abschied genommen hatte, auf die Gewandtheit vertrauend, die ihn schon aus mancher verzwickten Lage heil herausgeführt hatte.

Zwei Tage später trat er den Gang zu ihr an. Er brachte ihr Rosen, wie er auch sonst getan, und sie ließ sich die Spende mit einem müden Lächeln gefallen, hinter dem ein Bösesein saß, wie er es der allgütigen Herrin niemals zugetraut hatte.

Doch als sie dann selber den Tee bereitete, da war sie wieder die alte, geruhsam und friedevoll und den leise zitternden Schein glühenden Erzes aushauchend, den sie allzeit über ihn herströmen ließ.

Das Blondhaar über der Stirn, das sich sonst großwellig scheitelte, hatte sie zu Fransen verkürzt, wie es der Geschmack des Tages verlangte, sie, die sonst stolz darauf war, ihm nicht nachgelaufen zu sein. Und als Sieburth sie nach dem Grunde fragte, kräuselte sie die Lippen und sagte: „Weil es schon beinahe banal wird, sich als etwas Besonderes zu zeigen.“

Auf wen konnte sie zielen? Auf Herma etwa? Die war die einzige in diesem Krähwinkel, die ihre Gestalt nach eigenem Gefallen modelte. Aber er hütete sich wohl, ihren Namen heraufzubeschwören.

Da hatte auch schon Marion das Gespräch auf sie hingelenkt. „Da wir gerade von Besonderem sprechen, wie gefällt Ihnen der Hildebrandsche Haushalt?“

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mich darin umzusehen.“

„Man hat mir im Gegenteil gesagt, Sie seien höchst intim darin.“

„Wenn Ihnen ein zweimaliger Besuch als Zeichen der Intimität genügt!“

„Bei Ihnen wohl schon.“

„Warum das?“

„Weil Sie einen Dietrich besitzen, mit dem Sie überall einbrechen können, wo es Ihnen lohnend erscheint.“

„Wo bin ich denn schon eingebrochen?“ fragte er lachend, während alles in ihm zu Ingrimm erstarrte. „Etwa bei Ihnen?“

„Das fehlte auch noch,“ gab sie zur Antwort und sah ihn unter halbgeschlossenen Lidern herablassend an.

Dieses Geplänkel, das sich als Scherz ausgab, wollte nachgerade feindselig werden, darum beschloß er, ihm sofort ein Ende zu machen. „Liebe Freundin,“ sagte er, „mein bloßes Ausbleiben kann der Grund Ihrer Gereiztheit nicht sein. Was also haben Sie mir vorzuwerfen?“

Aber es paßte ihr nicht, Rede zu stehen. Alles, was sie zugab, war, daß sie seinen steten Versuchen, die Arbeit als Hinderungsgrund vorzuschieben, nicht unbedingten Glauben schenke.

„Was sollte es denn sonst sein?“ fragte er.

„Mein lieber Professor,“ erwiderte sie, „wir sind zwei freie Menschen. Nichts bindet uns aneinander als Vertrauen von meiner und Ritterpflicht von Ihrer Seite. Den Dienst, den Sie mir geleistet haben, werde ich Ihnen nie vergessen, aber damit kann's auch sein Bewenden haben, und nur um Ihnen den zu vergelten, möchte ich noch einmal in Aktion treten. Wenn Sie mich also brauchen können, Sie wissen meine Adresse.“

Er bedankte sich gerührt und dachte dabei: ‚Wo will sie hinaus?‘

„Einmal,“ fuhr sie fort, „glaubte ich schon, die Stunde habe geschlagen — damals als Sie Cilly Wendland näherzutreten schienen — und tat das meinige, in aller Diskretion natürlich, Ihnen die Wege zu ebnen ... Aber das scheint ein Fehlschluß gewesen zu sein ... Wenn wir wirklich Freunde sind, so würden Sie gut tun, mir zu sagen, wie Sie eigentlich darüber denken.“

Das schien die Pistole auf die Brust gesetzt, aber eine Ausflucht war es doch. Er zögerte. Es zu verleugnen oder es als Deckmantel zu gebrauchen, für beides war das liebe, vornehme Geschöpf zu schade. Andererseits gab es nichts Notwendigeres, als sein Gefühl für die neue Freundin von jeder Entdeckung fernzuhalten. Schließlich war das Einfachste, man spannte Marion dazu an und ließ sie glauben, was ihrer Eitelkeit am meisten schmeichelte.

Als er immer noch schwieg, sagte sie spottend: „Sie sind doch sonst nicht um Worte verlegen?“

„Wenn ich — gerade Ihnen gegenüber ...“

Jetzt schon leuchtete sie auf. Das war es, was ihr fehlte.

Digitized by Google

„Kurzum, ich bitte, mich über diesen Punkt nicht auslassen zu dürfen, denn was ich auch sagen würde, müßte die Grenzen überschreiten, die innezuhalten ich Ihnen schuldig bin.“ Das war deutlich und verpflichtete zu nichts.

Sie besah mit befriedigtem Lächeln ihre Fingerspitzen. „Ich verstehe Sie nicht, mein Lieber. Von welchen Grenzen sprechen Sie?“

„Ich werde mich hüten, Ihnen irgendwelche Geständnisse zu machen, meine Fürstin,“ erwiderte er.

Sie saß da, die Hände vor der Brust gefaltet, und starrte in die leere Teetasse. Endlich fand sie eine Erwiderung: „Mein Freund, Sie spielen mit mir!“ Brüsk stand sie auf.

Fast erschrocken erkannte er, was sich da offenbarte. Und um zu retten, was sich noch retten ließ, sagte er: „Um Gottes willen, Marion, was haben Sie gegen mich?“

Aber sie antwortete nicht. Sie ging, die Hände auf dem Rücken, mit fast männlichen Schritten im Zimmer hin und her. Er stand wartend hinter seinem Stuhle. Da blieb sie vor ihm stehen, sah ihm mit zusammengekniffenen Lidern von ganz nah her ins Gesicht und sagte: „Es wird das Beste sein, wir unterlassen in Zukunft dieses Zusammensein unter vier Augen, das uns nur Mißverständnisse bringt.“ Damit gab sie ihm die Hand und geleitete ihn rauschend zur Tür.

Betroffen holte er sich Hut und Mantel aus der Garderobe.

‚Noch ein solcher Sieg . . .‘ dachte er.

Aber Gott sei gelobt! Sie — Herma — war aus dem Spiel geblieben.

Und der Wunsch, ihr zu begegnen, wurde von einem Tage zum andern stärker in ihm.

⋆

Sieburth, der als ein Nachtarbeiter den Morgenschlaf brauchte und sonst erst aufstand, wenn die Stunde des Kollegs bedrohlich heranrückte, war von nun an um sechs schon wach und verfolgte minutenweise den Weg zur Kirche, den Herma wahrscheinlich heute nahm.

Und eines Morgens hielt es ihn nicht länger in Bett und Haus. Das Rotgold der Frühe drang ihm jauchzend entgegen. Jeder schlenkernde Schuljunge, jeder anspannende Fuhrknecht brachte ihm Hoffnung entgegengetragen. Und er hatte Glück. Als er eine halbe Stunde lang zwischen Tragheim und Sackheim hin und her gependelt war, sah er sie auf der Schloßteichbrücke daherkommen. Sie hatte eine Mantille lose über die Schulter geworfen und nicht einmal einen Hut auf dem Kopf.

Als sie ihn erkannte, fuhr sie ein wenig zusammen. Dann breitete sich ein Rot unbefangener Freude über ihr bräunliches Gesicht. Und in ihren Augen erglomm das Sonnenaufgangsfeuer, das er mehr als alles andere an ihr liebte. „Aber Herr Professor!“ Und damit lag ihre Hand fest in der seinen.

„Sie haben mich zum Frühaufsteher gemacht, gnädige Frau. Seit ich weiß, daß Sie um diese Stunde schon unterwegs sind, schäme ich mich meines Faulenzertums.“

„Wenn ich auch an Ihr Faulenzen nicht glaube,“ erwiderte sie, „so scheint mir doch, Sie tun recht, denn einen Blick wie diesen bringt keine spätere Stunde mehr.“ Und sie wies voll Entzücken über die lichtblau gekräuselte Wasserfläche, auf der violette Morgennebel sich wiegten. Sie ahnte nichts von seinem Wegelagerertum und ließ sich auch seine Begleitung ohne Zögern gefallen.

„Wenn ich jetzt heimkomme,“ sagte sie, „ist mein Mann gerade zum Frühstück bereit. So entbehrt er mich gar nicht.“ — ‚Mein Mann‘ und immer wieder: ‚mein Mann‘! — „Sie müssen übrigens nicht glauben,“ plauderte sie weiter, „daß ich gar so fromm bin. Aber diese halbe Stunde Kirche ist wie ein Morgenbad. Und eine liebe Gewohnheit aus Kinderzeiten her.“

„Sie Glückliche,“ sagte er.

Sie seufzte. „Nein, nein,“ erwiderte sie, „so einfach ist das nicht mit dem Glück. Man sorgt sich um vieles, und schließlich kommt man dahinter, daß das meiste nur Eigensucht ist.“

„Und wenn alles nur Eigensucht wäre, so hätte man auch noch ein Recht darauf.“

„Das dürfen Sie sagen,“ erwiderte sie, „der Sie für sich allein auf der Welt sind — oder vielmehr für das Werk, das Sie zu vollbringen haben. Aber eine wie ich! Wenn ich nicht diente, was wäre ich wohl wert?“

„Liebe gnädige Frau,“ sagte er, „für so schwere Fragen ist dieser gemeinsame Gang zu kurz und zu wenig gewollt.“

„Sie haben recht, lieber Freund,“ erwiderte sie, „und wenn ich mir unsere letzte Unterredung vergegenwärtige, haben Sie doppelt und dreifach recht. Ich will Ihnen auch gestehen, daß mich seither der Wunsch nicht verläßt, ein einziges Mal ausgiebig mit Ihnen allein zu sein. Es gibt so vieles, was ich mit Ihnen zu besprechen hätte und Sie zu fragen und so . . . Aber ein solches Zusammensein ist nicht so einfach. Wenn ich meinem Manne sagte, ich möchte irgendwohin mit Ihnen — nach Luisenwahl oder weiter hinaus auf die Landstraße — dann würde er das nur richtig finden. Denn er weiß, wer ich bin, und engherzig ist er nicht. Aber man muß Rücksicht nehmen. Sie könnten so oft abends zu uns kommen; ich dachte,

Digitized by Google

Sie würden es auch ... Schon meines Mannes wegen, der einen großen Respekt vor Ihnen hat, wie ich übrigens auch." Und dabei lachte sie gar nicht. „Einmal haben Sie's getan, und dann nicht wieder."

„Selbst darauf paßt man auf," sagte er.

„Wer?" fragte sie rasch und erschrocken.

Er zuckte ausweichend die Achseln. „Was machen Sie in den Ferien?"

„Mein Mann ist ein leidenschaftlicher Kraxler," sagte sie, „und ich mit meinen schwachen Lungen drücke mich derweilen in den Berghotels herum. Drum möchte ich ihn diesmal für ein paar Wochen allein lassen und vielleicht die Einladung der Frau Follenius annehmen, in ihrem Cranzer Strandhause bei ihr zu wohnen."

Nun war's an ihm zu erschrecken. ‚Sie denkt, sie unschädlich zu machen,' überlegte er, ‚indem sie sie unter Bewachung nimmt.' Aber er sagte nur: „Dort hätte ich weniger von Ihnen als hier, denn dort glaubt jeder zur Polizeiaufsicht verpflichtet zu sein."

Längst waren sie vor dem Hause angelangt, das sie bewohnte, und beim Umkehren schon zwei- oder dreimal daran vorübergeschritten.

„Kommen Sie bald," sagte sie nun, ihm die Hand zum Abschied reichend, dann war sie im Hausflur verschwunden. In einem seltsamen Schwebezustand, mit Plänen spielend, die er in demselben Augenblick verwarf, in dem er sie faßte, klarsichtig und verworren zugleich, des Glückes froh, das ihm diese Stunde geschenkt hatte, und doch unzufrieden, es nicht gründlicher ausgekostet zu haben, blieb er zurück.

*

Das Sommersemester ging zur Neige, und die Vorlesungen rollten vor leeren Bänken ihrem Ende zu.

Die Hospitanten waren zuerst ausgeblieben. Aber auch viele Beleger verkrümelten sich. Eines Tages ließ selbst Fritz Kühne sich nicht mehr blicken. Wunder auch! In den Zeitungen stand zu lesen, daß vor Semesterschluß das Sommerfest der Cherusker in Rauschen gefeiert worden war. Dabei hatte er unmöglich fehlen können. Fackelzug um den Dorfteich herum. Scheiterhaufen hoch oben auf dem Kamm der Düne. Tanz auf dem Rasen bis gegen Morgen. Eine unausmeßbare Fülle von Wohlsein und Jugend sprach aus den wenigen Zeilen.

Rauschen! Der bloße Name strömte Fluten von Meer und Wind und Glück und Sonne, von Einsamkeiten ohne Störung, von Denkorgien ohne Alltagskram über den Zufluchtsuchenden hin.

Aber so leichten Kaufes, wie er gehofft hatte, kam er nicht aus der Stadt.

Kurz vor Semesterschluß trat eines Morgens Professor Auerbach an ihn heran: „Sie erinnern sich, lieber Kollege, daß Sie mir vor einiger Zeit versprochen haben, an einer Sitzung des neuorganisierten fortschrittlichen Vereins teilzunehmen. Die Landtagswahlen stehen vor der Tür. Wir müssen an die Arbeit gehen."

Sieburth entschuldigte sich mit seiner bevorstehenden Abreise. Aber das ließ der andere nicht gelten, und wohl oder übel sagte Sieburth zu.

Die Frühaugustsonne brannte auf grellweiße Mauern hernieder, und die erhitzten Straßen erschienen leer und müde. Erst zum September mußte sich alles wieder beleben, denn aus Anlaß der in der Provinz stattfindenden Manöver hatten die Majestäten ihren Besuch angesagt, und große Festlichkeiten standen bevor.

Da auch der erlauchte Rektor der Universität, Kronprinz Friedrich Wilhelm, erwartet wurde, so hatten die akademischen Würdenträger sich entschlossen, ihre Ferienreise zu verschieben, um des Empfanges gewärtig zu sein. Und die farbentragenden Verbindungen hatten sogar Rückkehr sämtlicher Angehörigen befohlen, um den geplanten Festkommers so glanzvoll wie nur möglich auszugestalten.

Sieburth hoffte sich drücken zu können, denn als Außerordentlicher stand er allem Repräsentieren noch fern. Hildebrand dagegen wollte aus bloßer Lust am Glanze des Herrscherhauses seine geliebte Dolomitenkletterei unterbrechen und die weite Reise nicht scheuen, um für ein paar Stunden mit dem Kaiserpaare die gleiche Luft zu atmen.

Er hatte für sich und seine Frau in Cranz Quartier genommen, wo sie nach seiner Abreise als Marions Gast verweilen sollte.

‚Warum geh' ich nicht auch nach Cranz?' fragte Sieburth sich oft, wenn das Verlangen nach Hermas Nähe ihm keine Ruhe gab. Nein doch! Er wollte nicht. In ihrem Fahrwasser daherzutreiben, dazu fühlte er sich noch zu stark und zu freiheitsbegierig. Im Untergrunde von allem aber saß ein Gefühl des Unbehagens, das allemal hervorbrach, wenn er an Marion Follenius dachte und die wachsende Intimität, mit der sie Herma in ihre Nähe zog. — —

Am Tage nach der Versammlung gedachte er nach Rauschen überzusiedeln. Die Bücherkisten waren schon gepackt, das Fuhrwerk schon gemietet, und Frau Schimmelpfennig, die bis zum letzten Augenblick gehofft hatte, mitgenommen zu werden, ging mit großen, vergrämten Augen umher. Helene aber war

Digitized by Google

Prozession. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ihm böse. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, gab patzige Antworten, und die Augen standen ihr stetig voll Wasser.

Am Tage vor ihrer Abreise hatte Herma ihn zu sich bitten lassen. Als er eintrat, fand er sie wartend — allein.

„Mein Mann wird gleich hier sein," sagte sie, als müßt'e sie sich darob entschuldigen. „Wir wollten nicht fort, ohne Ihnen noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Schade, daß Sie nicht mitkommen! Wir hätten sicher manche gute Stunde miteinander verlebt. Aber wir sehen uns doch später in Cranz, wenn die Festlichkeiten vorbei sind?"

„Ich fürchte, Sie werden durch das Haus Follenius so in Anspruch genommen sein, gnädige Frau, daß für mich nicht viel übrigbleiben würde."

Sie schwieg und sah in die Weite. Ihr Nachdenken schien seinen Einwurf nur zu bestätigen. „Halt, ich hab's," sagte sie dann. „Während der Trubel in Königsberg sich abspielt, bleibe ich natürlich hübsch am Strande. In die Folleniussche Villa ziehe ich erst später, und wenn auch Sie keinen Wert darauf legen, unter den Jubilierenden mitzumachen — —" Sie stockte und wurde rot. „Das heißt, Sie müssen nicht denken," verbesserte sie sich rasch, „daß ich meinem Manne die Begeisterung verüble. Und er meint auch, er dürfe nicht fehlen — des Lehrkörpers wegen ... übrigens Frau Follenius auch nicht ... Wenn die Kaiserin das Krankenhaus der Barmherzigkeit besucht, muß sie dabei sein, und zu den Vorsteherinnen des Frauenvereins gehört sie ja auch ..."

„So würden wir also wirklich einmal ein paar Stunden für uns haben. Ich weiß von nun an, worauf ich mich freuen darf."

„Auch ich freu' mich darauf." Sie sagte es mit jener kokettierielosen Schlichtheit, die sie immer wehrlos erscheinen ließ und zugleich über jedes Wünschen hinaushob. — — —

Der Abend der Versammlung kam heran.

In einem dunstigen Gasthaussaal, dessen Fenster etwaiger Horcher wegen fest geschlossen waren, eine langgestreckte Tafel, und an ihr vor gerippten Biergläsern zwei Reihen alter oder doch alternder Männer, unter ihnen Follenius und Professor Auerbach. Sieburth erhielt als Gast seinen Platz neben dem Vorsitzenden angewiesen, einem bebrillten weißbärtigen und weißmähnigen Herrn, der Herr Gerichtsrat genannt wurde.

Die Präsenzliste wurde festgestellt und andere Formalien erledigt, dann hielt der Vorsitzende die Eingangsrede. Sein Kopf war prächtig. Irgend etwas vom Jupiter tonans lag darin, und auch sein Pathos war das eines zürnenden Gottes. Schade, daß ihm ein Schneidezahn fehlte, was die Zischlaute erheblich vermehrte.

Als Kern- und Grundthema diente ihm der neue Zolltarif, der nach Bismarcks Forderungen durch das konservativ-klerikale Bündnis zustande gekommen war und nach des Redners Meinung den Mittelpunkt aller reaktionären Machenschaften bildete. Während er auf Einzelheiten einging, ertönten wütende Zwischenrufe. Sieburth glaubte mit Recht folgern zu dürfen, daß jeder der Schreienden sich bis ins Mark der eigenen Interessen hinein getroffen fühlte und daß seine politische Meinung hierdurch Schwung- und Schlagkraft erhielt.

Sodann ging der Redner auf die von Bismarck geplante Verstaatlichung der Privateisenbahnen über und erklärte, daß damit eine so ungeheure Menge politischer Macht in die Hände eines Mannes gelange, daß fortan in Wahrheit der Absolutismus die herrschende Staatsform sein würde. „Darum zurück auf die Schanzen!" schrie er in den Saal, und ein Widerhall antwortete ihm, so tobend und kampfbereit, als gäbe es nur noch ein Ziel: Barrikaden zu bauen.

Doch gar so ernst war es den wackeren Männern nicht mit dem Schanzenkampf. Das ergab sich alsbald aus der nun einsetzenden Diskussion, die sich unterschiedslos in Klagen und Ziffern auflöste. Professor Auerbach, der schon seit einiger Zeit mit vor Verlegenheit zitternden Lippen zu Sieburth hinübergeblickt hatte, erbat sich das Wort und versuchte in kluger und ruhiger Rede den Wortkampf auf eine angemessene Höhe zu heben. „Auch was wir soeben hörten, ist lehrreich für uns," sagte er. „Aber wir tun besser, den Blick künftigen Gefahren zuzuwenden. Und daß das neue konservativ-klerikale Bündnis nichts Gutes bringen wird, das ahnen wir alle!" Und dann sprach er von den geplanten Einschränkungen und Ausfällen auf die persönliche Freiheit, wie sie in der Luft lägen, immer bemüht, Kleinlichkeiten als bedenksam hinzustellen, ohne sie doch bis ins Lächerliche aufzuplustern. Aber mit dieser Zurückhaltung hatte er nicht viel Glück. Man besah Fingernägel oder Zimmerdecke und begann sogar, sich in halblauten Sondergesprächen zu ergehen, bis er beifallslos sich wieder setzte.

Da war sein Nachfolger, der Rektor Handtke, schon ein anderer Kerl. Breitbeinig, pausbäckig, mit einer vergnüglichen Doppelknolle als Nasenrücken und verschwollenen Augenspalten, aus denen ab und zu ein pfiffiges Lichtchen hervorschoß, so stand er da, von denen, die ihn kannten, mit lachendem Beifall empfangen.

Digitized by Google

„Wissen Se auch, meine Härren," begann er im breitesten Akzent seiner ostpreußischen Heimat, „wer der Ochse aus Sizilien war? Na, dann wer' ich's Ihnen sagen. Das war nämlich ein Heiliger. Der heilige Thomas von Aquino war's. So hatten ihn nämlich seine Mitschieler, als er beim Albärtus Machnus in die Lehre jing, bespitznamt, und Albärtus Machnus sachte: ‚Laßt ihn man in Ruh! Das Brillen dieses Ochsen wird noch einmal die chanze Wält vernähmen!' Na, und hat er nich rächt jehabt? Am 4. August hat der Papst eine Enzyklika erlassen, worin er ihn als jreesten Kirchenlährer den Jleibigen anpreist. Sechshundertfünfzig Jahre also vernähmen wir ihn schon. Da kann man, warrhaftigen Gott, sagen: ‚Chut jebrillt, Ochse!' — was? (Gelächter. Bravo!) Nun aber, meine Härren, was hat er denn eijentlich jelehrt, der heilige Thomas von Aquino? Dem reemischen Pontifex, hat er jelehrt, missen sich alle Keniche der Christenheit unterwärfen. Das hat er jelehrt. Und wenn der Papst das heit nich für wahr hält und Bismarck sich mit so 'nem Mänschen einläßt, denn in Kissingen wird er mit dem reemischen Nuntius neechstens zusammenträffen, dann is uns auch schon klar, wohin der Weg fiehrt: Nach Canossa fiehrt der Weg!" Er stieß die letzten Worte posaunenhaft in den Saal hinaus, und jauchzender Beifall gab Antwort.

Das war die Tonart, die diesen schlichten Männern fehlte. Sie hob sie über die Enge der Bürgerlichkeit zu einem Rausche der Empörung empor, der sie nichts kostete und ihnen die Würde von Vaterlandsrettern verlieh.

Und als er schloß: „So, meine Härren, sehen wir unser lutherisches Bekänntnis, sehn wir die Kraft und die Sälbständigkeit des Deitschen Reiches, durch den, der sie jeschaffen hat, sälber zu Chrunde jehen," da gab es wohl nicht einen einzigen, der es ihm glaubte, aber nur wenige, die nicht durch tobende Begeisterung kund taten, daß sie sich einen solchen Glauben einzureden versuchten.

Sieburths Blick fiel auf Follenius, der, das Seidel in der erhobenen Hand mit lautem „Bravo" den Redner begrüßte. Selbst dieser umsichtige und welterfahrene Mann, dessen scharfem Auge — außer den Wirrnissen in der Seele seines Weibes — nichts entging, was rings um ihn geschah, hatte sich von der wohlfeilen Rhetorik des Bierbankpolitikers überwältigen lassen. Nur Auerbach schaute verkniffen vor sich nieder.

Was nun folgte, war ein wirres Nach- und Durcheinander von Klagen, Forderungen, Mahnungen und Hochflügen in irgendein demokratisches Wolkenkuckucksheim. Und immer wieder ertönte das Wort „Parlamentarismus" als Inbegriff aller Sehnsüchte, deren die lammfrommen Seelen fähig waren. Zum Schlusse ereignete sich ein Überfall, den der Vorsitzende gegen Sieburth ins Werk setzte. „Wir haben einen hochgeschätzten Gast in unserer Mitte," sagte er, nach ihm hingewandt, „den wir hoffentlich demnächst als unser Mitglied betrachten werden. Es würde uns von höchstem Wert sein, auch von den Meinungen und Urteilen eines noch Außenstehenden etwas in Erfahrung zu bringen."

Nach dieser Anzapfung mußte Sieburth sich wohl oder übel zum Reden bequemen. Er machte das bescheidene und harmlose Gesicht, das ihm immer sehr gut gelang, und begann: „Sie irren, meine Herren, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen irgend etwas Bedeutsames zu sagen hätte. Ich muß gestehen, daß ich, als ich herkam, den Argwohn hegte, daß der Federbusch der bürgerlichen Demokratie von dem Sturmwind, der sich Bismarck nennt, ein wenig zerrupft sei, ersehe aber aus der Vehemenz, mit der sie an ihrer Erneuerung arbeitet, wie sehr ich im Irrtum war. Eine Postkutschenreform ist sicherlich auch im Zeitalter der Schnellzüge von hoher Bedeutung, denn die Freunde dieser Fortbewegungsart werden nicht aussterben, solange der Sinn für die Freude an der Natur lebendig ist. — Ich gebe auch zu, daß die neue Wirtschaftsordnung ein hervorragendes Motiv sein kann, politische Ideale im Volke wieder aufleben zu lassen. Die Fischbrut, von der die Hechte groß und fett werden, ist schließlich nicht allein zum Gefressenwerden da, obgleich es ihr nicht viel helfen wird, wenn sie plötzlich Stacheln an sich entdeckt, denn die Hechte fressen sie leider auch mit den Stacheln."

„Ich verstehe kein Wort," hörte er eine flüsternde Stimme, und eine andere, welche sagte: „Jedenfalls sehr geistreich."

„Was die Gefahren einer gedanklichen Reaktion betrifft," fuhr er fort, „so bin ich allerdings nicht so pessimistisch wie Sie, meine Herren, denn man kann mir wohl die Wurst aus der Kammer, aber nicht so leicht den Rauch vom Dache stehlen . . . Trotzdem ist Unruhe auch hier die erste Bürgerpflicht. Jedenfalls danke ich Ihnen, meine Herren, daß Sie mich an Ihren Besorgnissen haben teilnehmen lassen."

Damit setzte er sich und heimste den Beifall ein, der durch den letzten Satz herausgefordert war. Aber aus den Augen des Mannes, der ihn hergebracht hatte, traf ihn ein Blick des Unwillens und der Enttäuschung. Und als die Sitzung aufgehoben war, trat Auerbach an ihn heran und sagte:

Digitized by Google

„Glauben Sie nicht, daß ich die Lächerlichkeiten, die in einer solchen Gesellschaft losgelassen werden, weniger scharf sehe als Sie. Trotzdem halte ich an ihr fest, denn eine andere Möglichkeit, darüber hinaus zu wirken, gibt es nicht. Und ich hoffe, Sie werden zu dem gleichen Ergebnis kommen."

Damit drückte er ihm die Hand und begab sich still auf den Heimweg.

⋆

Geh ins Licht, mein Freund! Geh dorthin, wo die Sonne mit dir spielt, wo im Sande Kristallfunken aufblitzen und der Grashalm feuerwerkend sich als Flamme im Äther verliert! Geh ins Licht, laß dich durchtränken von Licht, atme Licht und gib es von dir als Lachen! Wirf die Feder aufs Schreibzeug, schichte die Bogen, soweit sie schon trocken, und ziehe hinaus auf die Düne . . . Deine Arbeitsgedanken kannst du ja mitnehmen, du mußt es sogar, denn die halten dich enger umklammert denn je. Die schleppst du mit dir als Qual und als Glück, als Fessel und als Geschmeide!

So ungefähr sprach Sieburth zu sich an jenem Mittag, an dem er die erste Ferienwoche hinter sich hatte. Reckte sich in wohliger Hirnmüdigkeit und stand auf.

Das kleine, einstöckige Holzhaus, das er gemietet hatte, lag wohl eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, dessen Hütten und Gehöfte in der Talsenkung am Fuße des Dünenhangs um einen von uralten Linden beschatteten Weiher sich dicht aneinanderreihten. Mit dem Wirte des einzigen Gasthauses dort unten hatte er das Abkommen getroffen, daß ihm durch einen dienstbaren Geist das Essen heraufgeschickt und auf dem Herde gewärmt würde. Derselbe dienstbare Geist bereitete ihm morgens das Frühstück und räumte das Zimmer auf. Alle die anderen Stunden war er allein.

Auch von den übrigen Gästen, die bei dem Wirte und in den Bauernhäusern Quartier genommen hatten, wußte er nichts. Ja nicht einmal wer in den sogenannten „Villen" — Holzhütten, wie die seine — Sommerwohnung hatte, war ihm bekannt.

Hatte er den Wunsch zu baden, dann wanderte er auf der Dünenhöhe eine Strecke nach Neukuhren zu, dorthin, wo der Sassauer Wald in jähem Absturz mit schiefgelagerten Stämmen, freigelegten Wurzeln und wagerechten Kronen bis zum Strand hinuntersank. Auch heute schritt er in den Wald hinaus, der in seiner Mittagsschwüle einen Dunst von Harz und Moos und faulem Holze über ihn herströmen ließ. Nur Augenblicke noch, dann war die Dünenhöhe und mit ihr Salzwind, Licht und Kühle da.

Der Länge nach warf er sich in den Sand zwischen Eryngiumstauden, die ihre blauen Stachelblätter schützend gegen das Allzuviel des Lichts über ihn breiteten. Unten kamen weißsträhnige Brandungsstreifen gegen den Strand hin gewandert. Eile hatten sie nicht — nichts und niemand hatte Eile hier.

Auch die Badenden unten eilten sich nicht. Ihr Puppenspiel zwischen dem ersten und zweiten der weißen Streifen verlängerte sich ins Endlose, obwohl die Sonne schon um Mittag stand und bis zur aufgetragenen Mahlzeit hin ein weiter Weg war. Erst unten am Strande entlang, dann die Steiltreppe empor, die eigentlich gar nicht Treppe genannt werden konnte.

Doch wer mühte sich dort den Abhang hinauf? Nicht auf den Stäben, die die Stufen ersetzten, sondern im Sandhang nebenher, der bröckelnd und stäubend die haltsuchenden Füße wieder und wieder zurückgleiten ließ? Zwei Frauen-, nein, Mädchengestalten, lichtweiß gegen lichtweiß stehend und nur dort in den schmalen Umrißlinien deutlich erkennbar, wo das dunklere Meer den Hintergrund abgab. Sie lachten und trotzten — der Wind trug ihr Gelächter empor — aber der Sand ließ nicht mit sich spaßen, er zog sie immer von neuem hinab, bis sie den übermütigen und aussichtslosen Kampf einstellten und, friedlich geworden, die Treppenstäbe benutzten. So verschwanden sie wieder, denn der Absturz wurde oben fast senkrecht, und kamen mit Kopf und Brust erst zum Vorschein, als sie die Höhe erklommen hatten. Da erkannte er sie und erschrak. Reglos blieb er liegen und wartete, welchen Weg sie einschlagen würden. Aber sie kamen geradeswegs auf ihn zu.

„Wir wußten natürlich, daß Sie hier sind," sagte Milly, „und Papa meinte schon, er wolle Sie aufsuchen —"

„Aber Mama und wir beide rieten ihm so dringend ab," fuhr Cilly fort, „daß er es sein ließ, weil Sie augenscheinlich wie allen auch uns aus dem Wege gehen wollten."

„Wenn ich die leiseste Ahnung gehabt hätte, daß Sie hier sind —" beteuerte er.

„Ausnahmsweise glauben wir Ihnen," scherzte Cilly, „denn uns hat erst in letzter Stunde ein glücklicher Zufall hergebracht. Stadtrat Weber will oder muß wegen der Vorbereitungen zum Kaiserbesuch in Königsberg bleiben und hat uns sein Häuschen zur Verfügung gestellt. Ist das nicht fein?"

Im Anschluß daran erzählte er, wie er zu seinem Häuschen gekommen war, erzählte von seinen Arbeiten und führte die Schwestern durch den Wald zu seinem Heimwesen hin. Er wagte sogar, sie für einen Augenblick in sein Arbeitszimmer zu bitten, aber sie

Digitized by Google

lehnten ab und erklärten, sofort heimgehen zu müssen, da Milly sich bei dem leichtsinnigen Aufstieg den Fuß ein wenig verknackst habe.

So geleitete er sie ins Tal hinab zu dem Holzhause hin, das, wenige Schritte vom Dorfe entfernt, inmitten eines bäuerlichen Gemüsegartens verwöhnten Städtern bescheidene Zuflucht bot.

Der Geheimrat, ein Gnom mit mächtigem Apostelkopf, begrüßte ihn herzlich, und seine Gattin, die mit ihrem blaßblonden Scheitel und ihrer hageren Hochgestalt aus dem Landedelhof ihrer Geburt geradeswegs hierher verschlagen schien, lud ihn ein, ohne viele Umstände an dem wartenden Mittagstische Platz zu nehmen. Aber er dankte und erbat sich nur die Erlaubnis, im Laufe des morgigen Tages die jungen Damen zu einem Spaziergang abzuholen.

Als er wieder allein war, ärgerte er sich über seine Anbiederung und die voraussichtlich verschwendeten Stunden.

Am folgenden Nachmittag sprach er bei Wendlands vor, und siehe da: Millys Knöchel war geschwollen und verlangte nach ausgiebiger Ruhe. So machte es sich, daß er mit Cilly allein auf die Wanderung ging.

Heiter, voll freundschaftlicher Schelmerei, nahm sie die Beziehungen da wieder auf, wo sie einst abgebrochen worden waren, und zögerte nicht lange, ihn nach seinen Arbeiten zu fragen. „Denn das ist nun einmal das Beste, das mich mit Ihnen verbindet," fügte sie, um ihre Neugier zu rechtfertigen, lachend hinzu.

Hierin war er ganz mit ihr einig und bald war die schöne geistige Vertrautheit aus vergangenen Tagen wieder wach.

Alles, was sie sprach und lächelte und blickte, tat seinem Wesen wohl. Sie war wie der Sommerwind, der laulich streichelnd ihn umgab. So gelangten sie zu dem Erdsturz, der ihr Ziel war. Durcheinandergeworfen, sich gegenseitig stützend, von Lebensgier am Leben gehalten, hingen Stämme und Kronen über der Tiefe.

„Wollen wir hinunter?" fragte er.

Sogleich kletterte sie ihm voran — über ragendes Wurzelwerk und sinkende Stümpfe, durch das Buschwerk der Kronen, an dürren Ästen entlang — von Baum zu Baum, von Sandriff zu Sandriff. Und als sie an einer Gabelung anlangten, die sich weit in die Lüfte streckte und von der aus ein Weiterkommen unmöglich war, hielt sie tiefatmend inne und rief nach ihm zurück: „Hier ist's gut sein, hier wollen wir ausruhen!"

„Über dem Abgrund?" fragte er.

Sie lachte. „Hängen wir nicht immer über dem Abgrund? Wir wissen's nur nicht."

Irgend etwas in diesen Worten traf ihn mit Messerschärfe. Und er sagte, die Worte wägend: „Sie mögen recht haben, aber gerade dieses Nichtwissen, dieses Schlafwandlertum hält und erhält uns. — Doch es ist unrecht von mir, daß ich Sie so halsbrecherische Wege führe."

„Bitte sehr," lachte sie, „geführt habe ich, und ich bin stolz darauf. Denn wir hängen nun wirklich über dem Abgrund."

„Wie kam Ihnen eigentlich jener Einfall?" fragte er. „Eine Familientochter wie Sie! Geehrt und gehütet — vor jedem Wirrsal des Geschehens. Denn was man in der bürgerlichen Welt wohl Schuld oder Sünde nennt —"

„Bloß in der bürgerlichen? Ich denke, die Pflicht, die einen bindet, bindet auch alle."

„Wenn es so etwas wie Pflicht überhaupt gibt," sagte er.

Erschrocken versuchte sie, sich nach ihm umzudrehen. „Und Sie wollen ein Nachfolger Kants werden?" rief sie. „Sie wollen die drei Stufen der Ethik schreiben?"

Nun war es an ihm zu erschrecken. „Was wissen Sie von meinen drei Stufen der Ethik?" fragte er.

„Sie haben mir doch im vorigen Sommer davon gesprochen und gesagt, daß die Arbeit daran Ihre nächsten zwei Jahre ausfüllen werde. Ich habe mir oft genug den Kopf darüber zerbrochen, was diese drei Stufen wohl sein könnten, denn mehr als den Titel weiß ich ja nicht."

„Wenn ich Ihnen sagte, welch ungefähre Bewandtnis es damit hat, würde es Ihnen Vergnügen bereiten?" Er sah, wie die Freude sie hoch aufzucken ließ. „Gut denn!"

Er hielt inne, um Atem zu sammeln, und sie horchte gespannt.

„Was mich schon lange geärgert hat," begann er, „ist, daß die meisten Ethiker von den Menschen, wie ungleich sie auch sein mögen, immer das gleiche verlangen. Damit bleiben ihre Systeme in der Luft hängen. Drum hab' ich mir die Stufenfolge ausgedacht, die in einem verwandten Sinne auch nicht neu ist — schon seit Aristoteles nicht — bis auf Schopenhauer, der — aber ich will nicht abschweifen. Neu ist bei mir nur die Einteilung, mit der ich wohl erbittertem Widerstande begegnen werde."

Und dann setzte er ihr auseinander, daß jede Ethik, wie viele Denker schon seit Jahrtausenden getan, beim Eigennutz oder der Selbstliebe einsetzen müsse. „Willst du, geehrter Mitmensch, dich über deine urwüchsigen Instinkte nicht erheben, willst du von deinem Dasein nichts als Lust und Reichtum und eigenes Gedeihen, gut, es sei dir vergönnt,

Digitized by Google

und kein Sittenlehrer kann dir dran tippen . . . Sei unbarmherzig, soviel du willst — gib einen Ellenbogenstoß jedem, der dir im Wege steht — schätze deinen Nächsten nur, soweit er dir Vorteil oder Vergnügen bringt — alles gut, alles berechtigt. Und die göttliche Mutter Natur lehrt dich täglich das gleiche.„

„Aber was Sie da schildern," rief Cilly, „ist doch höchst tadelnswert, unethisch, böse."

„Sie irren," erwiderte er, „ich tadle nichts. Selbst den Proleten nicht, den ich Ihnen hier vorführe. Und Gut und Böse gibt's für mich ebenso wie für Spinoza und andere nur im Sinne des Nützlichen oder Unnützlichen."

„Nützlich — wem?" fragte sie.

„Sehen Sie — darauf kommt's an. Und nun steigen wir zur zweiten Stufe empor. Hier ändert sich das Bild. Hier hat die Erziehung reichere Früchte getragen, hier herrschen Rücksichtnahme, Einfühlung, Opferfreude, Wahrheitsglut, Lust am Leiden um der Allgemeinheit willen, alle die Errungenschaften jahrtausendealter geistiger und seelischer Bildung. Hier formen sich die geeichten Lehrer und Führer. Hier werden die Goldbarren der Menschheitsideen zu gängiger Münze geprägt, hier vollzieht sich unmerklich der Wandlungsprozeß, der jeder Generation ihr eigenes Blühen bringt."

„Und hierüber hinaus soll es noch etwas Höheres geben? Sind mit dieser Seelenverfassung nicht schon die Besten der Menschheit gekennzeichnet?"

„Die Besten, ins Griechische zurückübersetzt mit Aristoi. Sehr gut! Aber über den Aristoi des griechischen Stadtstaates gab es zu zeiten noch etwas ganz anderes — das waren die Tyrannen. Und zu den Menschheitstyrannen kommen wir jetzt. Das sind die Männer der obersten Stufe. Sie weisen dem Menschheitsgeschlecht seine Wege. Sie zwingen ihm die eigenen Ideen auf, so daß es schmachvoll und lächerlich wird, anders zu denken als sie. Sie pfeifen auf jedes geschriebene oder nachgefühlte Gesetz und geben sich selber Gesetze, wenn sie nicht gerade nach der Willkür des Augenblicks handeln. Dahin gehören die Eroberer und die Staatenbildner, die Genies im Reiche der Gedanken und der Kunst. Man nennt sie Persönlichkeiten und ärgert sich an ihnen allewege, wenn man sie nicht unschädlich macht."

Cilly hatte sich bei seinen letzten Worten jählings in ihrer Astgabel aufgerichtet und den Körper soweit nach ihm umgedreht, daß sie ihm voll ins Gesicht schauen konnte. Aber er war zu sehr im Bann seiner Gedanken, um hierauf acht zu geben. „Ich wette, Sie haben eine Frage in petto," sagte er, „Sie fürchten, die Leute der obersten Stufe würden mit denen der untersten leicht zu verwechseln sein. Aber nein doch. Jene handeln nach Instinkten, diese nach Erkenntnissen. Jene stehen unter, diese stehn über der zünftigen Moral. Nur in einem gleichen sie sich: die Gefahr der gesellschaftlichen Ächtung droht ihnen beiden. Und über dem Abgrund hängen sie immer ... Genau so wie wir in diesem Augenblick. Und darum glaube ich, ist's Zeit, daß wir den Rückzug antreten."

Damit streckte er, sich auf die Füße stellend, die Hand nach ihr aus, um ihr den Gang über den runden, glitschigen Stamm zu erleichtern. Dann klommen sie auf dem Wege, den sie herabgestiegen waren, die Dünenhöhe wieder hinauf.

„Mir ist's, als komme ich aus einem fremden Lande," sagte Cilly, in die dunkle Tiefe zurückblickend. „Fremd für Körper und Geist. Ich werde viel daran zurückdenken. Und ein wenig Angst hab' ich. Für mich wie für Sie."

„Warum das?"

„Für mich, weil ich dadurch vielleicht aus meiner Bahn geworfen werde. Für Sie, weil —, weil —. Ich nehme an, daß Sie in der Bewertung Ihrer selbst mit keiner der zwei niederen Stufen zufrieden sind."

„Da können Sie recht haben," sagte er.

„Dann würde die Gefahr, von der Sie sprechen, auch Sie selber bedrohen."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte er lachend, „mich fängt man nicht so leicht. Im übrigen wird meine Zeit schon kommen. Und dann folgt man mir auf meinen Wegen oder man läßt mich allein. Mir soll's egal sein."

Sie sah leuchtenden Blicks zu ihm empor. ‚So hab' ich's von dir erwartet,' sagte der Blick.

„Aber wär's nicht besser," fuhr er fort, „wir ließen bei Behandlung allgemeiner Fragen uns selber ganz aus dem Spiele?"

„Sie müssen Geduld mit mir haben," erwiderte sie mit halbem Lachen. „Die Generalien sind uns Frauen noch immer zu Personalien geworden. Ich werde lieber einen Blumenstrauß pflücken." Und sie bückte sich und sammelte, was rings um sie dem sandigen Boden entwuchs, Grasnelken und Widerstoß und das kriechende Milchkraut.

Er seinerseits bewunderte derweilen die weiche Senkung der Rückenlinie und den üppigen Bogen, in dem beim Sichneigen die Hüften sich wölbten. ‚Welch herrliches Weib!' dachte er. ‚Und was für ein kostbarer Besitz würde sie sein, wenn jene nicht wäre.' Und der Gedanke stieg in ihm auf: ‚Reiße sie an dich! Dann hast du, was du brauchst, und bist aller Versuchung ledig!' Aber er wies

Digitized by Google

ihn sogleich wieder von sich. Nicht umsonst wollte er an Herma gedacht und gehofft und geplant haben Nacht für Nacht und ein Spielball gewesen sein von tausend schwelgenden Phantasien.

Und dann — sie wartete ja auf ihn. Nicht umsonst hatte sie ein Gehege geschaffen für ihn und für sie, in das kein Dritter eindringen konnte, in dem sie beide waren wie auf eine einsame Insel verschlagen, die jedes Verliebten Sehnsucht ist.

„Woran denken Sie?“ weckte ihn Cillys Stimme. „Sie klettern doch sicherlich wieder auf Ihren drei Stufen herum?“

„Ich suche mir eine vierte,“ erwiderte er. „Auf der das alles nicht gilt, was ich da aufgebaut habe.“

„Und finden sie nicht?“

„Ich fürchte, es ist kein Platz für sie in meiner Gedankenfabrik.“

„Ich wüßte schon eine.“

„Und die wäre?“

„Gedankenlos dem Augenblick leben!“

Das liebe, liebe Geschöpf! Wie sie sich selbst verleugnete, um ihm Entspannung zu bringen!

Und hierauf warf sie sich in den Sand und versuchte, das Bündel hängender Blumen zum Strauße zu ordnen. Aber sie hatte nichts, was die einzelnen Stengel zusammenhielt. „Versprechen Sie mir, nicht eitel zu werden?“ Er versprach. „Dann mach' ich es so!“ Mit raschem Griff riß sie sich ein paar lichtsilberne Fäden aus dem lockeren Haarbusch und wand sie um die fügsamen Stiele.

Wieder wallte es heiß in ihm hoch. Das war keine schielende Gefallsucht, kein nachhelfendes Sichpreisgeben war's, nur der schlichte Erguß einer übervollen, ihm zugehörigen Seele. ‚Dies ist der Augenblick,‘ schrie es in ihm, ‚dies ist deines Lebens Wende.‘ Doch eine andere Stimme sprach dagegen: ‚Sie bleibt dir ja, sie geht dir ja nicht verloren.‘ Und so absichtlos war, was sie tat, daß sie noch nicht einmal die Augen aufschlug, um sich zu vergewissern, wie er es aufnehmen würde. Leise vor sich hinsingend machte sie den Strauß fertig.

Zum Abendessen blieb er im Wendlandschen Hause. Milly war aufgestanden und saß mit zu Tische. Doch als man in der Spätdämmerung die Plätze in den Garten verpflanzte, bekam sie von neuem ihr Lager zurechtgemacht.

Ihr silberbuschiges Haar sprühte Funken, genau wie das Cillys es tat. Und in dem schelmisch verkniffenen Blick, mit dem sie die Schwester verfolgte, lag ein heimliches Leuchten. Das hieß: ‚Du Glückliche!‘

*

Sieburth und die beiden Schwestern gingen von jetzt ab nur noch zu dreien auf die Wanderschaft, und nie mehr war von anderen als landläufigen und gleichgültigen Dingen die Rede. Fast schien es, als vermiede es Cilly, mit ihm allein zu sein, und verlor sich die Schwester einmal, so hielt sie auf der Stelle ängstliche Umschau.

Es kam der Tag, der ihn von hinnen führte. Der Geheimrat, der gerade das Dekanat innehatte und in dieser Würde an den Festlichkeiten teilnehmen mußte, hatte ihm den Vorschlag gemacht, den Wagen zur Stadt mit ihm zu teilen. Und so fuhren sie an einem feuchtwarmen Septembermorgen, von lachenden Wünschen und wehenden Tüchern geleitet, in die graudunstige Weite.

Da Sieburth aus seiner Abneigung vor dem höfischen Gepränge keinen Hehl gemacht hatte, gab er als Motiv seines Dabeiseinwollens den Wunsch an, die allgemeine Stimmung kennen zu lernen, um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie tief der monarchische Gedanke im Volksleben verwurzelt sei. Auch daß er in Cranz Quartier zu nehmen gedachte, verschwieg er nicht. Cilly hatte ihn dabei groß und fragend angesehen, als ahnte sie, daß allerlei Geheimnisvolles ihn aus seiner Ruhe heraustrieb. —

Während des Weges sprach der Geheimrat lebhaft und vertraut von Arbeit und Verdienst und Haus — auch das Glück seines Familienlebens berührte er — aber nicht der Schatten einer Andeutung verirrte sich in jene Bereiche, in denen die Gedanken besorgter Väter zu verweilen pflegen, wenn Verehrer da sind, deren Erklärung auf sich warten läßt. Als die beiden Männer gegen Mittag in Königsberg einfuhren und voneinander Abschied nahmen, fühlten sie sich einander befreundeter denn je.

Ringsum wehte aus Fenstern und von Dächern ein Fahnenwald. Jeder Hausbesitzer hatte seine Fassade nach Kräften herausgeputzt. Wo der Kalk abgefallen war, hatte er die Schmach mit einem Teppich oder einer Girlande zu verdecken gesucht.

Der Lärm in dem wogenden Gedränge wuchs. In den Gesichtern, von Schweiß und Dunst wie mit Öl überzogen, saß das schreiende Mundwerk als schwarzklaffendes Loch. Eine fahle Blondine mit käsiger Gesichtsfarbe hatte sich eine grelle, schwarz-weiß-rote Flagge als Schärpe um die Schulter gebunden und warf in gewissenhaften Abständen ein keifendes Hurra schluckend und krampfhaft in die Luft. Eine schwindsüchtige Savoyardenleier gab die Töne einer schwer Leidenden von sich, und Kinderklappern und Maultrommeln knarrten dazwischen.

Digitized by Google

Sieburth hatte bald genug gesehen. Im weiten Bogen um sein Heim herum — denn er wünschte nicht, ausgefragt zu werden — eilte er, dem Strom der Zuziehenden sich entgegenstemmend, dem Abfahrtsort des Stellwagens hin, der mehrere Male täglich die Verbindung zwischen der Stadt und dem besuchtesten der Badeorte aufrecht erhielt. Zeit hatte er genug. Denn Herma heute noch zu begegnen, konnte er kaum hoffen.

In dem Wagen, der ihn wegführte, war er der einzige. Wunder auch! Wollten doch alle in Königsberg sein. Das im Kurhaus vorbestellte Zimmer wartete auf ihn. Jawohl, die Herrschaften Hildebrand seien gestern angekommen, sagte das Zimmermädchen, aber ob sie heute hiergeblieben oder zu den Festlichkeiten zurückgefahren seien, wisse sie nicht.

Mißmutig trat er um die Abendbrotstunde den Weg zum Speisesaal an. Sein Blick ging suchend in die Runde. Hier war sie nicht — dort auch nicht. Da hörte er ein Männerlachen dicht hinter sich und fühlte den Schlag einer Männerhand fast allzu heftig auf seiner Schulter.

Hildebrand war's. Er selber. Lohbraun und straffbackig und mit Augen, die den Himmel der Höhen noch immer widerspiegelten. Und von einem der Tische lächelte, umgeben von fremden Gesichtern, sie ihm entgegen. Allein essen? Keine Rede davon. Bei ihnen Platz nehmen. Alles gute Freunde, wenn auch von gestern her. Und so war das Schicksal des Abends besiegelt.

Schweigend hatte sie die Hand zu ihm emporgestreckt. Der Platz an ihrer Seite war für ihn freigemacht, nichts hemmte ihn, sich in seligem Wohlsein an ihrer Nähe zu freuen.

Eben seien sie aus der Stadt gekommen, erzählte Hildebrand, denn seine Frau habe sich die Gaudi auch einmal ansehen wollen. Aber nun sei sie befriedigt und denke nicht daran, sich noch ein zweites Mal hineinzubegeben. Mit ihm sei es was anderes. Er könne sich gar nicht sattsehen und dabeisein müsse er auch für den Fall, daß die Audienz bei dem erlauchten Rektor ihn mit einbegreifen solle. Und dann schilderte er die Vorbeifahrt der Allerhöchsten Herrschaften und zu welchen maßlosen Ekstasen sich die Begeisterung der Menge gesteigert habe.

Sieburth berichtete nur, daß auch er unter der Menge geweilt habe, die Vorbeifahrt aber habe er leider versäumt. „Im übrigen geht's mir wie Ihrer Frau Gemahlin," sagte er, „ich habe für's erste genug und ziehe die Stille des Strandlebens vor."

„Auch zum morgigen Kommers wollen Sie nicht kommen?" fragte Hildebrand. Und als er verneinte: „Nun, könnten Sie dann nicht meiner Frau Gesellschaft leisten? Ihr müßt irgend etwas unternehmen, damit euch die Zeit nicht zu lang wird."

Sieburth war sich nicht klar, ob er sich dieses ahnungslosen Vertrauens schämen oder sich daran freuen sollte. Herma jedoch schaute so unbefangen fragend zu ihm herüber, als ob ein lächelnder Zufall ihn hergeführt hätte. „Schlagen Sie etwas vor," sagte sie. „Ich bin ja fremd hier."

Und da auch er nichts wußte, legte Hildebrand sich von neuem ins Mittel. „Ich habe soviel von der Kurischen Nehrung gehört, die man die ostpreußische Sahara nennt," sagte er. „Setzt ihr euch auf den Dampfer, der morgens übers Haff nach Memel fährt, so seid ihr in zwei Stunden mitten darin und könnt des Abends wieder zurück sein."

Man fragte den Kellner, der um Ort und Stunde der Abfahrt Bescheid wußte, und bestimmte, daß Herma, sobald sie ihren Gatten zum Wagen gebracht hätte, Sieburth treffen würde, um sich dessen Führung anzuvertrauen.

Groß und gläubig sah sie ihn an. Sein Blick glitt an ihr vorüber ins Leere. —

*

Und nun war die Stunde da. Im Kurgarten stand sie in weißwollenem Kleide, den Reisemantel über dem Arm, einen blauen Staubschleier um die Kappe gebunden. „Endlich!" rief er ihr entgegen.

„Mein Mann läßt grüßen," sagte sie, „und Sie möchten fein acht auf mich geben." Mit großen, treuherzigen Augen sah sie ihn an. Kein Wimperzucken, kein Lächeln des Einverständnisses verriet, daß Geheimes und längst Geplantes so zur Vollendung kam.

Und dann gingen sie nebeneinander her durch die verschlafenen Straßen, durch das Sumpfgebiet der Plantage, durch Erlen- und Kiefernwald bis zu der flußartig schmalen Bucht des Haffes, wo der Dampfer zur Abfahrt bereitstand.

Herma erzählte von den neuesten Halsbrechereien ihres Mannes, und wie es mit Harren und Herzklopfen und Nach-der-Uhr-sehen immer das gleiche gewesen sei.

„Könnten Sie nicht darauf dringen, daß er Ihnen zuliebe die Klettereien zum Teufel schickt?"

„Ich habe schon oft daran gedacht. Und wenn ich ihn sehr bäte, würde er es gewiß auch tun. Aber sehe ich ihn heimkommen, strahlend und mit dem Auge des Siegers, dann habe ich nicht mehr den Mut dazu. Er freut sich darauf das ganze Jahr — und nun soll ich's ihm nehmen? Da leide ich schon lieber ein bißchen."

Der Dampfer stieß ab und glitt mit ge-

Digitized by Google

botener Vorsicht ins offene Haff hinaus, das im spätsommerlichen Morgendunst rötlich verschleiert vor ihnen lag. Von den Ufern des Festlandes war nichts zu erblicken. Nur die Wälder der Nehrung verloren sich als tintenschwarzer, allmählich sich verfärbender Streif in der vernebelten Ferne.

Dann hörte der zu den Höhen steigende Wald auf. Ohne Ausläufer, wie mit dem Messer abgeschnitten, nahm er ein Ende. Und an seine Stelle trat rotgelb und purpurn die Dünenwildnis, bald in zackiger Steilwand aus dem Wasser emporsteigend, bald in abgerundeten Hügeln aneinandergereiht.

„Wissen Sie schon, daß diese Berge wandern?“ fragte Sieburth. Sie wollte Näheres wissen. Und er erzählte ihr, wie der Sand, der drüben aus dem Meere steige, vom Winde fortgewirbelt werde, bis er sich zu diesen Dünen türme, die, gleichfalls vom Winde getrieben, unaufhaltsam weiterschritten, bis sie nach Jahren auf der Haffseite anlangten und sich im Wasser ertränkten.

„Der Wind allein kann doch solche Berge nicht bewegen,“ rief sie voll Entsetzen.

„Aber er kann die Sandkörner vom Gipfel in die Tiefe jagen und alle folgenden Sandkörner hinterher, bis sich die Tiefe auffüllt und unmerklich ein neuer Gipfel entsteht, der dann dem gleichen Schicksal anheimfällt.“

„Aber wenn ihm etwas in den Weg gestellt ist, Bäume oder Häuser, das hält ihn doch auf?“

„Nichts hält ihn auf. Ganze Wälder, ganze Dörfer verschlingt er.“

„Um Gottes willen! Und die Bewohner?“

„Die bauen sich woanders an, wo sie für eine Reihe von Jahren Ruhe haben. Aber das eigentlich Unheimliche kommt erst: wenn der Berg über den Wald oder die Ortschaft hinweggewandert ist, wozu Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert gehören, dann kommen ihre toten und zermorschten Überbleibsel auf der andern Seite gespenstisch wieder zum Vorschein.“

„Das ist ja grauenvoll! Glauben Sie, daß man da, wo wir hinfahren, dergleichen zu sehen bekäme?“ fragte sie.

„Wir müssen Erkundigungen einziehen. Möglich wäre es schon.“

In ihren Augen dunkelte die Begierde nach dem Grausigen, in der Frauen allzeit Kinder bleiben.

Wohl eine Stunde währte es noch, da war die Haltestelle da. Zugleich hatte die Landschaft sich verwandelt. Viehweiden, Kartoffelfelder und Gemüsegärten breiteten sich längs des Strandes aus, zu dunklen Waldungen emporsteigend, die nur an einer einzigen Stelle ein Dünenhaupt weißleuchtend überragte. Und in die Oase hineingebettet rohrgedeckte Hütten mit buntbemalten Fensterläden, an den Giebelecken von hölzernen Pferdeköpfen, auf denen kunstvoll geschnitzte Blumen und Vögel sich schaukelten, phantastisch gekrönt. „Wie glücklich muß sich's hier leben!“ rief Herma, von der Lieblichkeit des Bildes überrascht, aber dann wies sie voll Angst nach der leichenfarbenen Kuppe, die wie eine drohende Faust über dem allen lag.

Über die Landungsbrücke schritten sie und die Dorfstraße hinan, zu deren Seiten hinter sauberen Staketenzäunen Sonnenblumen und Stockrosen blühten. Ein Gasthaus kam mit einer von Pfeilern getragenen Veranda und Tischen und Bänken darin. „Hier wollen wir einkehren!“ rief Herma. „Und Hunger habe ich auch.“

Der Wirt, ein stattlicher Mann von altpreußischem Zuschnitt, maß wohlwollend das städtische Paar und versprach, das Beste zu bringen, das da war.

Und bald darauf standen ein Teller mit flink gebratenen Speckschnitten, ein Topf mit Buttermilch und zwei Kornschnäpse vor den lächelnd zulangenden Gästen.

„Den Wirt müssen Sie ausfragen,“ flüsterte Herma.

Und Sieburth fragte. Wie weit der Weg sei bis zur nächsten Wanderdüne. Und ob es einen Ort gebe hier in der Nähe, der nach seiner Verschüttung wieder zum Vorschein gekommen sei.

Nun war es die Sache des Wirtes, zu staunen. Ja, wie man das nicht wissen könne. Das wisse doch jeder, der herkomme. Das alte Wentainen sei doch da. Die neue Ortschaft habe man vom Dampfboot aus wohl gesehen. Die liege ja dicht am Ufer, — eine Viertelmeile von hier. Und eine Viertelmeile weiter fände man auch das alte Dorf, das vor einem Menschenalter aus dem Sande aufgetaucht wäre.

Ob man einen Führer haben könne, fragte Sieburth.

Aber gewiß. Jungens im Dorf seien genug da. Nicht lange währte es, da stand ein vierzehnjähriger Barfüßer mit hemdloser Brust und dunkelhäutigem Flachskopf, eine Wade an der andern scheuernd, erwartungsvoll vor ihnen, und der Wirt, der inzwischen im Innern hantiert hatte, hängte ihm einen Deckelkorb über den Arm.

„Für wen ist denn das alles?“ fragte Herma.

„Na, fier Ihnen, Madamchen,“ sagte der Wirt. „Lachen Sie man nich ... Sie werden schon hungrig werden in all dem Sand.“

Digitized by Google

Hauskonzert. Gemälde von Ernst Mandler-Wien

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Und so wanderten sie los. Zuerst durch Gärten und Wiesen, dann an Sümpfen und Teichen vorbei, an deren Rändern stelzbeinige Reiher standen, von Erlengebüsch den Blicken beinahe verborgen. Dann durch junge Kiefernpflanzungen. Hier und da quälte sich eine Weide zerzaust und verkrüppelt in dem stäubenden Erdreich, und dann plötzlich war die Wüste da. Kein Halm, keine Wurzelfaser, kein verwehtes Blättchen warf sich als Zeichen der Vermittlung und Versöhnung dem zögernden Fuße in den Weg.

Nichts als raschelnder, knirschender, würgender Sand. Sand in Hügeln, Sand in Mulden, Sand in Klippen, Sand in Flächen, Sand in Trichtern, Sand in Knollen, Sand gekräuselt und gefältelt, wellenschlagend wie irgendein Wasser, — höckerig, warzig, löcherig hier, seidig eben, blank gebügelt und geschliffen dort; — Sand, soweit nach vorn das Auge reichte, nur in der klaren Ferne durch einen schmalen Waldstrich abgegrenzt.

Rechts aber und links blaute tief unten ein Meer. Das zur rechten Hand in der Unendlichkeit verloren und in weißem Brandungsgischt ans Ufer schlagend, das zur Linken weich glänzend, wellenlos und jenseits seines Spiegels einem dunstigen Gestade Raum gewährend, das violett mit weiß-schraffierten Linien draus emporstieg.

Herma breitete die Arme aus. „Wie ist das schön, wie ist das groß!“ rief sie.

„Auch ich kenne nichts Schöneres auf deutschem Boden,“ bestätigte Sieburth.

„Wenn der Bursche da nicht wäre,“ sagte sie, „ich glaube, ich wüßte vor Glück nicht wohin.“

„Mich stört er weniger,“ meinte er, „aber sobald wir den Weg wissen, können wir ihn ja zurückschicken.“

„Ach ja, tun Sie das!“ rief sie. „Zu verfehlen ist die Rückkehr nicht, und dann sind wir Herren über das alles.“

Weitausholend wies sie in die Runde, und er dachte: ‚Das bist du schon jetzt! Und Herrin über mein Leben bist du auch!‘

Der Junge war derweilen stumpfsinnig pfeifend auf dem Kamm des Dünenzuges vor ihnen hergegangen. Für Augenblicke tauchte er in einer Senkung unter und erschien wieder, den jenseitigen Abhang hinanklimmend — der einzige Schattenstreif in der flimmernden Lichtwelt.

Und so schritten sie weiter in die ungeheure Öde hinein.

„Ich finde, der Sand trägt wider Erwarten gut,“ sagte sie. „Hier und da hat er eine Kruste, als wäre er gefroren.“

„Das sind wohl Überbleibsel vom letzten Regen her,“ erwiderte er, „das wird die Sonne ebenso schmelzen wie Eis.“

Mit schwingenden Schritten ging sie ihm voran, und er maß in Entzücken die dunkle Linie des schlanken Leibes. Doch als sie sich voll Übermut weiter von ihm entfernte, da verlor sich das Dunkel, und das Weiß ihres Kleides verschwand beinahe in dem Weiß der ansteigenden Düne. Auf der nächsten Kuppe machte sie halt und wartete, bis er sie eingeholt hatte.

„Was mag das da unten sein?“ fragte sie, auf ein paar grau bedachte Hütten weisend, die auf der Haffseite nahe dem Ufer im grünen Vorgelände sich schattenhaft gegen den Boden duckten.

„Das wird das neue Wentainen sein,“ erwiderte er, „von dem der Wirt uns sprach. Und dann ist sicher auch das alte nicht weit.“

Er rief den Jungen heran und befragte ihn. Das neue Wentainen, ja, das sei's. Aber das alte, das könne man von hier nicht sehen, das liege noch weit.

„In welcher Richtung?“

Der Junge wies irgendwohin die Dünenhügel enlang.

„Wir werden schon hinkommen,“ rief Herma, voll Ungeduld, ihn los zu sein.

„Gut also,“ sagte Sieburth, „hier hast du dein Geld. Du kannst deinen Korb hinsetzen und nach Hause gehn.“

„Wollen se den denn hier lassen?“ fragte der Junge, nachdem er sich bedankt hatte.

„Hast du was dagegen, mein Sohn?“

„Na, wenn Se'n man finden.“

Um sicher zu gehen, steckte Sieburth seinen Stock als Wahrzeichen neben den Korb in den Sand.

Und nun waren sie allein. Allein in der leuchtenden Öde, wie nur je zwei Menschenkinder auf Erden allein gewesen sein mochten.

Sie preßte mit einem Seufzer — ob der Erleichterung oder der Beklommenheit — die Hände gegen die Brust. Ihm war, als müsse er vor ihr niedersinken und ihren Körper umklammern. „Wie lange hab' ich auf diesen Augenblick gewartet!“ stammelte er.

„Auch ich habe immer daran gedacht,“ sagte sie und sah ihm voll und groß in die Augen. „Ich weiß nicht, ob ich recht daran tat. Denn schließlich — was will ich von Ihnen? Alles, was ich auf Erden brauche, hab' ich. Ja, mehr noch als das. Und doch zieht mich etwas zu Ihnen — etwas Geheimnisvolles, ganz Unerklärbares... Ich habe nie einen Bruder gehabt. Vielleicht

Digitized by Google

sind Sie der Bruder, der mir immer gefehlt hat."

Er kniff die Lippen zusammen und schwieg.

„Sie sagen gar nichts," hörte er im Weitergehen ihre Stimme neben sich.

„Wenn ich Ihnen jetzt sage, daß ich Sie liebe, würden Sie fürchten, in Gefahr zu sein?"

„Nein," erwiderte sie, „dafür kenne ich Sie zu gut."

Er faßte leise nach ihrer Hand und legte sie in seinen Arm, wo sie willig liegen blieb, doch ohne eine Stütze zu suchen.

Schweigend gingen sie dahin.

Ein Wind hatte sich aufgemacht und trieb den Sand in raschelnden Tromben vor ihnen her. Wenn sie einen Abhang hinunterschritten, löste das Erdreich sich zu ihren Füßen; es war, als glitten sie ins Bodenlose.

„Wohin führen Sie mich?" fragte sie, ihren Arm befreiend.

„Ins Leere," entgegnete er.

„Das ist nicht richtig," sagte sie, „wir hatten ja ein Ziel. Wenn's auch bloß eine Totenstätte war."

„Warum fragten Sie dann?"

„Weil ich Sie hieran erinnern wollte. Sie suchten nicht, Sie sahen nicht in die Weite, Sie gingen bloß so vor sich hin."

„Finden Sie nicht, daß ich allerhand zu bedenken habe?"

„Warum das? Den Augenblick erleben, was braucht es sonst?"

„Und wenn er nie mehr wiederkehrt? Wenn er mich bis an die Schwelle des Tores trägt — und das Tor schlägt zu — und ich stehe wartend mein Leben lang?"

„Das soll nicht sein," sagte sie leise, „und wenn es wäre, dann müssen Sie wissen, daß ich an der anderen Seite des Tores stehe und warte wie Sie."

„Herma!"

„Nicht so! Nicht so!"

Da war er wieder, der zaghaft flehende Laut. Er glich dem ängstlichen Zwitschern der in ein Menschenhaus verirrten Schwalbe — und befahl seinem Munde zu schweigen, seinem Arm zu erstarren.

Wieder gingen sie schweigend ihres Wegs.

Aber jetzt spähte er wirklich hinaus — dem Ziele entgegen, das inzwischen sichtbar geworden schien. Auf der Haffseite, in einer nahen Senke gelegen, erhob ein Gemäuer sich, das in Menschenhöhe hier, kaum aus dem Sande ragend dort, rostrot und lehmfarben auf der lichtgelben Bodenfläche stand. Im weiteren Umkreis zerstreut schwärzliche Flecken und unbestimmbare Gegenstände gleich Steinen und Scherben.

Er wies darauf nieder. Sie folgte seinem Finger und schrak zusammen. „O Gott," sagte sie, „so wenig läßt der Tod zurück!"

„Mir scheint es viel," antwortete er, „sonst läßt er gar nichts."

Und dann glitten sie im lockeren Sande hernieder, bis die Mauerreste dicht vor ihnen standen. Deren Geviert war zu groß, als daß sie zu einer menschlichen Wohnung gedient haben konnten. Offenbar war es die Ortskirche gewesen, und das sagte er ihr.

„Wo mag der Altar gestanden haben?" fragte sie.

Er fand kein Anzeichen in dem alles ausgleichenden Schutte. Aber sie hatte die Stelle entdeckt, an der einst die Haupttür den Frommen Eingang gewährt hatte. Durch sie trat sie in das Geviert, maß sorgsam ihre Schritte ab und kniete dann nieder, als stünde der Altar leibhaftig vor ihr. So lieblich, so kindhaft, so ungewollt war das alles, daß auch er eine Andacht auf sich zuströmen fühlte, war sie auch anders geartet als die, die sie zum Beten zwang.

Dann suchten sie weiter und erkannten, daß jeder der schwärzlichen Flecke eine Herdstätte gewesen war. Angekohlte Ziegel steckten vermauert im Boden, und Aschenreste bargen sich in den Ritzen. Sonst war kein Zeugnis menschlicher Wohnungen mehr zu erblicken.

Sie war ihm vorangeeilt und stöberte und scharrte. Da plötzlich schrie sie laut auf, kam zu ihm zurückgestürzt und umklammerte mit allen Zeichen des Entsetzens seinen Arm.

„Was gibt's?" fragte er mit beruhigendem Lächeln.

Sie zog ihn schweigend mit sich fort. Er fühlte sie zittern über den ganzen Leib hin. „Da! Da!" Mit scheuen, verängstigten Händen wies sie vor sich hin.

Freilich, sehr wohlgefällig war der Anblick nicht, der sich hier bot. Die weiter wandernde Düne hatte tiefer ins Erdreich hineingeschürft, und die Särge der Toten gefunden. Nun lagen sie ihrer Deckel entledigt in mitleidloser Entblößung. Knochenarme und Beckenwirbel streckten sich aus dem Sande empor, Brustkörbe wölbten sich kraftvoll, und Schädel lagen verstreut, wie zum Kegelspielen geschaffen. Er nahm einen von ihnen in die Hand, wog ihn und dachte: ‚Jetzt könnt' ich den Hamlet spielen.'

Da gewahrte er, wie sie die Hände vors Gesicht schlug und bitterlich zu schluchzen begann. Er streichelte ihre Arme, ihre Schultern, er redete mit leiser Stimme besänftigend auf sie ein, und als das alles nichts half, umfing er sie vorsichtig und führte sie zu dem Kirchengemäuer zurück, wo er sie

Digitized by Google

zum Niedersitzen bewog, so daß ihr Rücken sich gegen den Wandrest lehnte. Aber kein Zeichen meldete sich, daß sie die Herrschaft über sich wiedergewann. Die Knie hochgezogen, den Kopf in die Arme gestützt, hockte sie da und weinte sich die Seele aus dem Leib.

Da setzte er sich neben sie und versuchte weiter tröstend die Hände von ihrem Antlitz zu lösen. Aber sie gab nicht nach. Bis plötzlich mitten im Weinen ihr Körper sich ihm entgegenneigte und ihr Kopf Halt suchend an seine Brust sank.

‚Nun ist sie mein,' dachte er, sie leise umschlingend, ‚und soll es bleiben.'

Allerhand Schwüre und Gelübde schwirrten ihm durch das Hirn, und über alles hinaus wuchs die Seligkeit, die höchsten Freuden des Lebens mit einem geliebten Weibe zu teilen.

Dann allmählich kam ihr die Sprache wieder. „Verlassen Sie mich nicht, verlassen Sie mich nicht," flüsterte sie noch immer schluchzend zu ihm empor.

„Wie sollt' ich Sie verlassen, Kind?" sagte er, „da ich doch nur einen Gedanken habe: bei Ihnen zu sein."

„Und doch — und doch — wird das nie geschehen."

„Warum nicht?"

„Es wird etwas kommen, das Sie für immer von mir trennt. Ich fühl's. Ganz sicher fühl' ich's. Denn was wir jetzt tun, das ist wider die Natur . . . Ich liebe meinen Mann . . . Ich habe nie einen geliebt außer ihm . . . Ich glaub' auch nicht, daß ich je einen andern lieben könnte . . . Und wie das mit Ihnen gekommen ist, das weiß ich nicht — das versteh' ich nicht . . . Es geht eine Kraft von Ihnen aus . . . Man muß fühlen wie Sie . . . Man muß wollen wie Sie . . . Haben Sie mich wenigstens lieb?"

Statt der Antwort faßte er ihren Kopf mit der freien Rechten, drehte ihn zu sich empor und küßte sie auf den Mund. Sie wehrte ihm nicht, aber sie wimmerte leise dabei. „Was ist?" fragte er zärtlich.

„Es tut weh! Du darfst es nicht noch einmal machen! Es tut so weh!"

Doch dann, als er ratlos von ihr ablassen wollte, schlang sie beide Arme um seinen Nacken, nestelte ihren Kopf an seinem Halse fest und weinte von neuem.

So lag sie lange. Er sprach leise Liebesworte zu ihr nieder, und allgemach beruhigte er sie. Als sie sich aufzurichten wagte und aus verweinten Augen zu ihm emporsah, lag sogar ein Lächeln auf ihrem Angesicht. „Würde es noch immer weh tun?" fragte er.

„Versuch's!" flüsterte sie.

Nun hing sie hingegeben an seinem Munde, aber plötzlich schauderte sie, wandte sich weg und wischte sich den Sand von den Lippen.

Da blickte er um sich und gewahrte, daß sie mitten in einer Sandwolke steckten, die vielleicht schon lange über sie hergeweht war, ohne daß sie ihrer gewahr geworden. Hermas Kleidfalten, sein Schoß, seine Schuhe waren mit Sand gefüllt — Sand war in seine Ärmel, seinen Kragen gekrochen. Sand saß in breiten Streifen auf ihrem Halssaum und rieselte aus dem Haar in blitzenden Strähnen ihr über die Wangen.

Dann, als er den Blick zur Höhe wandte, sah er weißleuchtende Schwaden über den Dünenkamm stäuben, hier in Wirbeln sich aufwärts schraubend, dort gleich dürstenden Zungen den Boden leckend. Soweit das Auge reichte, war die Luft mit einem pulverigen Nebel erfüllt, in dem die Sonnenstrahlen wie in einem Goldregen flimmernd sich brachen.

„Wir müssen zurück," sagte er, ein Erschrecken verbergend. Auch sie schaute nun aufwärts, aber sie empfand nur Freude über das nie Erlebte.

Er ergriff sie bei der Hand und führte sie aus dem Bezirk des Todes den nächsten Abhang hinan — dem Sandsturm entgegen, der nun mit seltsamen Tönen keuchend, knirschend, schrillend über sie herstrich.

Von dem vorhin zurückgelegten Wege war nichts zu erblicken. Ihre Spur hatte sich längst wieder gefüllt. Haff und Meer standen gleich milchfarbenen Kulissen am Himmel. Und wo die Sonne sich befinden mußte, spielten konzentrische Feuerkreise regenbogenfarbig bis zu ungeheuren Durchmessern hin. „Halten Sie ein Tuch vor Mund und Nase," sagte er, „und treten Sie in meine Fußtapfen. In einer halben Stunde sind wir geborgen." Aber es beliebte ihr nicht, hinter ihm herzutrotten. Mit einer Art von Jubelschrei stürmte sie ihm voran über Höhen und Senkungen, wie der Wellenschlag des Dünenzugs es wollte. Ihr Kleid flatterte wie eine weiße Fahne, und der halbgelöste Schleier wie ein blauer Wimpel darüber. Ein Glück war's, daß die Möglichkeit, sich zu verirren, ausgeschlossen blieb. Das Haff rechts, das Meer links — so mußten sie schließlich zum Ziele kommen.

Da sah er sie plötzlich anhalten und auf eine Stange hinzeigen, auf der eine Tafel angebracht war. Ein Wegweiser ohne Zweifel. Das schien auch sie anzunehmen, und weil des Weges Richtigkeit zum Überflusse dadurch bestätigt war, sah sie gar nicht erst hin und wollte weiter. Ein dumpfes Ge-

Digitized by Google

fühl riet ihm, ihr durch die hohlen Hände ein Halt zuzurufen . . . Sie hörte ihn und gehorchte. Und als er sie erreicht hatte und zu der Tafel hinaufsah, las er durch die Sandschauer hindurch, die dauernd darüber hinstoben, die halberloschenen Worte: „Achtung! Triebsand!“

Der Schrecken rieselte kalt an seinem Rückgrat herunter. Er hatte zuviel von den Gefahren gehört und gelesen, die um dieses Wort herumgewitterten, um nicht zu wissen, daß sie, hätte sie den Weg weiter verfolgt, dem Tode entgegengegangen wäre, daß er sie vielleicht hätte versinken sehen müssen, ohne ihr Rettung bringen zu können.

Er grub seine Finger so tief in das Fleisch ihrer Schulter, daß sie hell aufschrie.

„Was hab' ich getan?“ rief sie wehklagend.

„Bleiben Sie bei mir. Ich erklär' es Ihnen später.“

Und nun schritten sie schweigend nebeneinander durch den schüttenden, berstenden, rinnenden Sand, in dem jeder mitgetriebene Brocken, der eines Kornes Größe überstieg, eine Furche zog, die der nächste Augenblick schon wieder verwischte, um einer folgenden Platz zu machen.

Als sie das erste Grün vor sich liegen sahen, vor dessen schützender Macht der wandernde Sand heute noch haltgemacht hatte, da fiel ihm ein, daß mitsamt dem Korbe, dessen Inhalt sie nötig brauchen konnten, denn sie zitterten beide vor Hunger, auch sein alter Spazierstock, der schon auf der Weltreise bei ihm gewesen war, im Sande vergraben lag. Und nun erzählte er ihr auch, was auf der Tafel gestanden und welche Gefahr ihr gedroht hatte. Sie sah ihn mit großen, erschrockenen Kinderaugen an, und dann gingen sie weiter.

Der Wirt empfing sie mit gutmütigem Vorwurf, weil sie den Führer zurückgeschickt hatten.

„Solche Böen jiebt es hier oft,“ sagte er, „und wer die Wege nicht kennt, kann leicht zu Schaden kommen.“ Der Verlust des Korbes sei weiter nicht schlimm, und der Stock liege sicher schon tief begraben, bis er nach Jahren oder Jahrzehnten wieder einmal auftauchen würde.

Mit keinem Worte, keiner Miene gedachte Herma dessen, was an der versandeten Kirchenmauer zwischen ihnen geschehen war. Erst als sie bei sinkender Dämmerung im Schutze des Radkastens dicht nebeneinandersaßen, und in der lauen Wärme, die der Maschinenraum zu ihnen emporsandte, den fröstelnden Frühherbstabend vergaßen, kam von selber zurück, was ein wohltätiger Instinkt solange verdrängt hatte.

„Es ist alles wie geträumt,“ sagte sie, mit geschlossenen Lidern in sich hineinredend, dann aber die Augen groß und bedeutsam zu ihm aufschlagend, „und geträumt soll es auch bleiben.“

„Wir können ebensowenig ausstreichen, was gewesen ist,“ sagte er, „wie wir uns zurückschrauben können in die Beziehungen, die noch heute früh zwischen uns walteten. Wenn ich jetzt Ihre Hand in die meine nehme und du zu Ihnen sage — Ihnen ist es zuerst über die Lippen gekommen — so gilt uns das als das Gegebene, das Selbstverständliche beinahe — heute früh wäre es ein Mangel an Ehrerbietung, man könnte sagen, ein Verbrechen gewesen . . . Wollen wir nun tun, als wäre alles wie vordem, so würden wir einander Komödie vorspielen, und auf die Dauer ertrüge das keiner von uns.“

„Aber was soll werden?“ stammelte sie.

„Sagt Ihnen das kein Vorgefühl, kein innerer Befehl? Haben Sie nichts in sich von Drang nach Erfüllung?“

„Wenn Sie so reden, habe ich nichts als Angst,“ flüsterte sie.

„Ich aber habe mein Leben ganz auf Sie eingestellt . . . Seit dem Tage schon, an dem ich Sie zum ersten Male sah . . .“

Sie griff mit beiden Händen nach seiner Rechten und umklammerte sie. „Quälen Sie mich nicht. Lassen Sie mir Zeit. Ein paar Tage nur. Ich bitte Sie so sehr.“

„Und ich will hier niemand mehr begegnen. Ich reise morgen in der Frühe ab.“

„Und kommen nicht wieder?“

„Ich darf nicht!“

„Sobald mein Mann zurückreist, vielleicht morgen schon, siedle ich zu Follenius über ... Haben Sie Geduld . . . Ich weiß noch nicht wie, aber ich werde es einrichten, daß wir uns wiedersehen . . . In allernächster Zeit schon . . . Und daß wir für uns sind. Ganz für uns. Dann werde ich wissen, was ich darf — was ich muß — was ich — —. Bitte, bitte, solange haben Sie Geduld.“

Er küßte zustimmend ihre Hand, und dann redeten sie nichts mehr davon. — —

Als sie durch den finsteren Wald dem Kurhause zuschritten, hing sie, von den Anstrengungen des Tages übermüdet, leidend und in äußerster Erschöpfung an seinem Arm.

Er stützte sie, er trug sie fast, aber ihren Mund berührte er nicht mehr.

Vor ihrer Tür sagte sie ihm ein kurzes, scheues Lebewohl und war verschwunden.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Digitized by Google

Gesellschaftliches Leben im Pflanzenreich

Von Univ.-Prof. Dr. R. Scharfetter

Versteht man unter „Gesellschaft“ das Zusammenleben einzelner Individuen und die Beziehungen, die sich aus diesem Zusammenleben ergeben, so kann man mit vollem Recht von einem Gesellschaftsleben im Pflanzenreiche sprechen, denn nur selten leben die Pflanzenindividuen einzeln für sich allein, in den meisten Fällen treten zahlreiche Individuen zu Verbänden zusammen, die uns als Wald, Wiese, Moor, Steppe usw. bekannt sind. Die Beziehungen der einzelnen Pflanzen zueinander, die sich aus diesem Zusammenleben ergeben, sollen den Inhalt unserer Plauderei bilden.

Zuerst ein paar Worte über Pflanzen, die einzeln, also außerhalb eines Pflanzenverbandes leben: wir finden solche nur in den unwirtlichsten Gegenden der Erde als die letzten Ausläufer pflanzlichen Lebens im Hochgebirge und in der Wüste, ferner in den Spalten schroffer Felswände. Es sind Pioniere der Pflanzenwelt, die im Kampf mit der Natur das Äußerste im Ertragen von Kälte und Trockenheit leisten. A. F. Wollaston hat auf der ersten Mount Everest-Expedition die Arenaria musciformis Wallich, das moosartige Sandkraut, bei 6222 Meter gesammelt. Das ist nach unserer jetzigen Kenntnis die absolut höchststeigende Blütenpflanze der Welt. In den Alpen wurden Ranunculus glacialis (der Gletscher-Hahnenfuß) und Achillea atrata (die schwarze Schafgarbe) bis 4270 Meter am Finsteraarhorn als höchststeigende Pflanzen beobachtet.

So sehr diese Kampfnaturen unter den Pflanzen geeignet sind, unser Interesse zu erregen, so wollen wir uns doch heute nicht näher mit ihnen beschäftigen, da sie, wie erwähnt, außerhalb jedes Pflanzenverbandes stehen. Der erste, einfachste Pflanzenverband entsteht, wenn einzelne Individuen, die durch Ausläufer oder Sprosse ungeschlechtlich entstanden sind, sich nicht voneinander trennen, sondern im Familienverbande bleiben. Als bekanntestes Beispiel eines Familienverbandes sind die Moospolster zu nennen. Hunderte von einzelnen Moospflänzchen stehen dicht gedrängt beieinander, und es scheint, daß das einzelne Moospflänzchen außerhalb des Familienverbandes überhaupt nicht zu leben vermag. Der Vorteil der Wasserspeicherung, der in diesem Zusammenleben für die Einzelpflanze liegt, ist zu bekannt, als daß wir dies näher ausführen müßten. Die Horstpolster vieler Felsenpflanzen schließen sich hier an. Auch für diese Pflanzen ist das Zusammenhalten der Feuchtigkeit als Ursache des Polsterwuchses erkannt worden. Der immergrüne Steinbrech (Saxifraga Aizoon), die immergrüne Hungerblume (Draba aizoides), viele Hauswurz- (Sempervivum) und Seggen- (Carex) Arten mögen als Beispiele dienen.

Der Familienverband erweitert sich zum Pflanzenverein, wenn zahlreiche Einzelindividuen, sei es derselben, sei es verschiedener Art, sich zu natürlichen Einheiten zusammenschließen. Wie kommt es zur Bildung solcher Pflanzenvereine? Stellen wir uns vor, daß ein umgeackertes Stück Ackerland sich selbst überlassen wird. Von allen Seiten, vom benachbarten Wald, von Wiese, Acker, Sumpf, kommen Pflanzensamen, durch Wind oder durch Tiere verbreitet, herbei. Schon bei der Keimung dieser zusammengewürfelten Samengesellschaft kommt es zu einer Auslese. Boden, Feuchtigkeit und Klima des Standortes begünstigen das Aufkommen bestimmter Keimlinge und verurteilen andere zum Tode. Und nun beginnen die Wirkungen des Zusammenlebens in ihrer brutalsten Form. Raschwüchsige Arten überholen die langsam heranwachsenden und nehmen diesen den Raum weg, lichtliebende Arten gehen zugrunde, weil die raschwüchsigen Arten sie von der Sonne abschließen. Es werden also durchaus nicht alle Arten aufkommen, sondern nur solche, deren Ansprüche gegenseitig nicht gestört werden. Das ungeschriebene, wahrlich eherne Gesetz der Auslese sorgt dafür, daß nur immer bestimmte Pflanzen zusammen wachsen können; es bildet sich immer nur eine bestimmte Pflanzengesellschaft und von tausend möglichen Gesellschaften wird immer nur eine praktisch realisiert. Und darum sehen wir trotz allen Wechsels im einzelnen in jeder klimatisch bestimmten Gegend immer dieselbe Pflanzengesellschaft wiederkehren: hier den Nadelwald, dort den Laubwald, hier die Steppe, dort Sümpfe und Moore, hier die Alpenmatten, dort die Prärien und den tropischen Hochwald. Wiesen und Äcker aber sind Pflanzengesellschaften, deren Geschick der Mensch mit Sense und Sichel bestimmt.

Der knappe Raum, der mir zur Verfügung steht, erlaubt es nicht, alle Wechselbeziehungen, die zwischen den Pflanzen infolge des sozialen Zusammenlebens in einem Pflanzenvereine geknüpft sind, auch nur übersichtlich zu verfolgen. Wir können nur ein paar interessante Fälle herausgreifen.

Zunächst die Ständegliederung.

In der menschlichen Gesellschaft heben sich einzelne Gruppen von Menschen, deren Lebensführung annähernd dieselbe ist, ab; wir nennen sie Stände: Handwerker, Arbeiter, Unternehmer, Beamte usw. Auch in einem Pflanzenverbande lassen sich Gruppen, deren Mitglieder eine ähnliche Lebensweise führen, ausscheiden; so zerfällt

Digitized by Google

der Hochwald in die Waldschichte, Strauchschichte, Feldschichte und Bodenschichte. Wie interessant wäre es nun, die Abhängigkeit dieser Schichten — fast hätte ich Stände gesagt — voneinander zu schildern! Greifen wir nur eines heraus: wie sehr werden die Lebensverhältnisse der Feldschichte des Waldes, d. i. die Schichte der im Walde lebenden Kräuter und Stauden, von der Waldschichte, d. i. die Schichte der hochstämmigen Bäume, beeinflußt. Gehen wir der Kürze wegen einmal systematisch vor. Es werden geändert die Verhältnisse:

1. der Wärme ... die Waldschichte hält die direkte Sonnenbestrahlung fern. Im Waldinnern ist es kühl.
2. der Feuchtigkeit ... das Wasser wird in der Feld- und Bodenschichte festgehalten, weil der austrocknende Wind fehlt.
3. des Windes ... zarte, dünne Blätter, die im Toben des Windes im Freien zerfetzt würden, können sich hier entfalten.
4. der Beleuchtung ... direktes Sonnenlicht und mit ihm die Fülle der buntgefärbten Blumen fehlt.

Diese wenigen Schlagworte müssen genügen, zu zeigen, wie sehr durch das Zusammenleben die Lebensbedingungen geändert werden, wie sehr die Pflanzen aufeinander wirken.

Ein zweites Beispiel! Täglich hören wir rings im Land davon sprechen, daß uns zum Aufblühen der Volkswirtschaft Kapital fehlt. Als Kapital bezeichnet eine ältere Schule der Volkswirtschaftslehre jene Werte, die über den Bedarf hinaus erzeugt werden, also nicht verbraucht, sondern aufgespeichert werden. Kapital ist gespeicherte Arbeit. Kapital dient aber weiter zur Erzeugung neuer Arbeit. Im Pflanzenverbande haben wir nun eine ganz analoge Erscheinung: den Humus. Wir müssen da ein wenig weiter ausholen. Die Pflanze baut in den grünen Blättern aus den Nährstoffen, die sie aus der Erde und der Luft entnimmt, unter dem Einfluß des Lichtes Pflanzensubstanz auf. Es wird also Arbeit geleistet und das Produkt der Arbeit ist die Pflanzensubstanz. Stirbt nun die Pflanze, so zerfällt ihr Körper, d. h. Stamm, Stengel, Blätter usw. nicht sogleich wieder in die mineralischen und gasförmigen Bestandteile, aus denen er aufgebaut wurde, sondern es tritt ein allmählicher Abbau der hochorganisierten Pflanzensubstanz ein. Geschieht der Abbau bei Zutritt von Sauerstoff, so sprechen wir von Verwesung, erfolgt er bei Abwesenheit von Sauerstoff, so nennen wir den Vorgang Fäulnis. Die Zersetzungsvorgänge verlaufen je nach den gegebenen Bedingungen verschieden schnell. Die entstehenden Zwischenprodukte nennt man Komposterde (Dünger) und Humus.

Die abgestorbenen Pflanzen liefern also Dünger und Humus (schwarze Erde). Ihrer Entstehung und ihrer Rolle im Pflanzenverbande nach können wir diese Zersetzungsprodukte mit dem Kapital vergleichen. Sie sind aufgespeicherte Pflanzenarbeit und dienen zur Belebung neuer Pflanzenarbeit. Da sie nämlich die für den Aufbau neuer Pflanzensubstanz nötigen Stoffe in einer für die lebende Pflanze leicht aufnehmbaren Form enthalten, fördern sie, dem Boden, d. i. Sand und Lehm beigemischt, den Pflanzenwuchs aufs beste, wie jeder Landwirt und Gärtner weiß. Der Vergleich Dünger und Humus = Kapital läßt sich aber noch weiter ausspinnen. Wie es Menschen gibt, die nur mehr vom Kapital und von dessen Zinsen leben, so gibt es auch Pflanzen, welche sich nur von faulender Pflanzensubstanz ernähren. Wir nennen sie Fäulnisbewohner oder Saprophyten, z. B. alle höheren Pilze oder Schwämme. Wir sehen den Vorteil dieser Ernährungsweise ein — sie ersparen Arbeit, indem sie bereits organische Substanz aufnehmen, statt anorganischer wie die grünen Pflanzen; wir sehen aber auch den Nachteil — die volle Abhängigkeit vom Vorhandensein der faulenden Substanz, den sichern Tod, wenn diese aufgezehrt ist. Denn diese Pflanzen verlieren das Blattgrün (Chlorophyll) und damit die Fähigkeit zur selbständigen Ernährung. Wer denkt nicht an Selbstmord mancher Menschen, die sich bei Verlust des Kapitals unfähig fühlen, sich durch eigene Arbeit fortzubringen?

Aber noch weiter: ebenso wie die übermäßige Anhäufung von Kapital der Volkswirtschaft Schaden bringt — erinnern wir uns an die Schweiz in der Nachkriegszeit — ebenso zeitigt die übermäßige Anhäufung dichtgelagerter Humusschichten ungünstige Folgen für die Pflanzenvereine, sie verwandelt üppigen Waldboden in unfruchtbare Heide. Befruchtend wirkt der Humus nur dort, wo er mit mineralischer Substanz, Sand und Ton gemischt, den Pflanzen zur Verfügung steht, wie z. B. im Ackerboden, wo die jährliche Bodenbearbeitung mit dem Pflug für stete Mischung sorgt. Oder in der freien Natur an Waldbächen, wo Wasser reich an mineralischer Substanz, die es beim Überrieseln der Felsen aufgenommen hat, Humusanhäufungen durchtränkt. Hier entwickelt sich an Gebirgsbächen die üppigste Vegetation: die Hochstaudenflur; hier können wir Blätter des Huflattichs oder der Pestwurz von einem halben Quadratmeter Größe finden, die an wahrhaft tropische Blattgestalten erinnern.

Die Bande, welche die Individuen eines Pflanzenvereines miteinander verknüpfen, können am besten als Tischgenossenschaft (Kommensalismus) bezeichnet werden. Alle Arten, die sich an einem bestimmten Ort zu einem Pflanzenvereine (Wald oder Wiese) zusammenfinden, speisen gleichsam an demselben Tische, weil sie den Nahrungsvorrat in Luft und Boden miteinander teilen. Wird ein Pflanzenverein nur von Individuen derselben Art, z. B. ein Buchenwald nur aus

Digitized by Google

Buchen gebildet, so spricht man von gleichartigen Tischgenossen (Kommensalen). Zwischen diesen wird der Wettbewerb um die Nahrung am größten sein, da alle Einzelindividuen dieselben Anforderungen an Nahrung, Licht und die anderen Lebensbedingungen stellen. Die ungünstig gestellten und schwächern Individuen werden verdrängt; sie sind zum Absterben verurteilt. Durch den Zusammenschluß von Individuen derselben Art zu einem Verein sind sicher Vorteile für die Art verbunden: z. B. wird bei Windblütlern, bei denen der Blütenstaub durch den Wind auf die Narben übertragen wird, die Bestäubung gesichert. So ist es denn auffällig, daß unsere Waldbäume und Gräser Windblütler sind und zu den ausgedehnten Pflanzenvereinen der Wälder, Wiesen und Getreidefelder sich zusammenschließen. Wie wir unter den Tieren einzellebende wie Löwe, Adler von gesellig, in Herden lebenden wie Rind, Elefant unterscheiden können, so zeigen auch viele Pflanzen einen ganz ausgesprochenen sozialen Zug, stets in Massen gesellig aufzutreten. Man denke an die Moose, das Schilfrohr, die Schachtelhalme, das Heidekraut, aber auch an Waldmeister, Buschwindröschen, Huflattich, Maiglöckchen. Selten wird man diese Pflanzen einzeln finden, zumeist stehen sie in Gruppen zusammen. Die Gründe für die Anhäufung der Individuen derselben Art liegen meist in den Vermehrungsverhältnissen und können hier nicht ausführlicher besprochen werden. Wir wollen nur festhalten, daß es auch unter Pflanzen gesellige und ungesellige Arten gibt, von denen sich die einen zur selbständigen Bildung von Pflanzenvereinen eignen, die andern nicht.

Den Fall, daß ein Verein nur von Individuen derselben Art (also z. B. nur von Buchen) gebildet wird, trifft man, streng genommen, kaum irgendwo an. Fast immer finden sich viele verschiedene Arten in den verschiedensten Mischungsverhältnissen zu einem Pflanzenvereine zusammen. Dadurch entsteht ja erst das anziehende Bild einer blühenden Wiese, daß Pflanzen in allen Farben bunt durcheinanderwachsen und Blätter in mannigfachster Form ausbilden. Durch dieses Zusammenvorkommen verschiedener Tischgenossen (Kommensalen) auf einer Bodenfläche wird erst der Raum vollständig ausgefüllt und ausgenützt, denn selbst wenn eine Art den Platz so vollständig ausgefüllt hat, als es die Natur des Bodens zuläßt, werden andere Arten doch Raum finden. Man lege sich nur einmal an einem schönen Sommertag auf eine Wiese und betrachte das Gewirre von Blättern und Halmen, das den Rasen zusammensetzt. Soll der Boden lückenlos bedeckt werden, so muß die Vegetation sicher immer ungleichartig sein. Der Landwirt sät daher Samenmischungen auf seine Wiesen. Und es zeigt sich auch der Vorteil dieses Zusammenwachsens verschiedener Arten; wenn sie auch alle auf denselben Grundton abgestimmt sind, d. h. im großen und ganzen dieselben Anforderungen an die Lebensverhältnisse, wie sie im Walde, auf der Wiese oder im Sumpfe herrschen, stellen, so sind diese Anforderungen doch im einzelnen höchst mannigfach. Je verschiedener sie sind, desto freier wird der Wettbewerb sein. Hier zeigt sich so recht, wie gut der Ausdruck Tischgenossen gewählt ist: wie an einem Tische sitzen zahlreiche Pflanzengäste auf einer Wiese beisammen, aber nicht alle verlangen dieselbe Nahrung, die einen verlangen Kalzium, die anderen Ammoniak, die dritten Eisen usw. in verschiedener Menge, wie sich aus der Aschenanalyse der einzelnen Arten ergibt. Ihr Nahrungswettbewerb ist also viel weniger heftig, als wenn nur Individuen derselben Art mit vollständig gleichen Nahrungsansprüchen eine Pflanzengesellschaft bilden. Aber die Pflanzen einer Wiese weichen einander direkt aus, um sich gegenseitig nicht zu behindern. Die flachstreichenden Wurzeln des Veilchens, Maßliebchens, des Frühlingsenzians, der Gundelrebe, des Wiesenschaumkrautes, der Wiesenglockenblume und andere, suchen mit ihren Wurzelhaaren die oberen Bodenschichten nach Nahrung ab, während Löwenzahn, Kuhblume, Bocksbart, Möhre und andere tiefe Pfahlwurzeln in die unteren Bodenschichten treiben. So wird in sinnreicher Weise die Wurzelkonkurrenz ausgeschaltet. Speisen die Wiesenpflanzen aus verschiedenen Schüsseln verschiedene Speisen, so wechseln auch im Laufe der Mahlzeit — des Jahres nämlich — die Gäste: Viele Frühlingspflanzen, wie Frühlingsenzian, Schneeglöckchen, Schlüsselblumen sind bereits abgestorben, wenn die Sommerpflanzen sich erst zu entwickeln beginnen. Unschwer wird der aufmerksame Beobachter erkennen, daß nach der ersten Mahd wieder andere Gäste die Wiesentafel besetzen, bis die Herbstzeitlose den Reigen schließt. Von den Tischgenossen des Waldes besonders der Waldbodenflora, oder den Unkräutern des Ackers, hätten wir ähnliche Züge der gegenseitigen Abstimmung im gesellschaftlichen Leben erzählen können.

Ich bin heute friedlich gestimmt und habe nur von dem sinnreichen Zusammenleben verschiedenster Pflanzenarten berichtet, ich könnte auch erzählen von erbitterten Kämpfen zwischen den einzelnen Tischgenossen. Wie sich die Gesamtheit der eng zusammengedrängten Pflanzen gegen Neuankömmlinge wehrt. Wie sich die „bodenständigen“ Pflanzen gegen die „Zugereisten“ wehren und keine Eindringlinge in ihren Verein dulden. Mohn, Kornblume und Kornrade des Ackers senden ihre Samen gewiß auch in die benachbarte Wiese, aber diese finden dort kein Keimbett. Ich könnte erzählen vom Kampfe der Pflanzenvereine untereinander, wo nicht mehr die Einzel-

Digitized by Google

pflanze um ihr Dasein ringt, sondern Gesamtheit gegen Gesamtheit steht, und wie auch hier der Stärkere über den Schwächeren siegt: z. B. der Wald über die Wiese, der Wald über die bunte Pflanzengesellschaft des Holzschlages.

Nun wollen wir uns ein wenig besinnen und fragen, wie weit wir mit unserem Vergleich zwischen Pflanzenvereinen und den Staaten der Menschen und den Tiervereinen gehen dürfen. Gewiß gibt es Ähnlichkeiten, wie den Nahrungswettbewerb, der beiderseits zwischen den gleichartigen Individuen stattfindet und die Unterdrückung oder den Untergang der schwächeren verursacht. Weit größer sind jedoch die Unterschiede. Warming sagt: Die Pflanzenvereine stellen die niedrigste Vereinsform dar, zunächst nur eine Anhäufung von Einern, zwischen denen es kein Zusammenwirken zum gemeinsamen Vorteile, eher einen beständigen Kampf aller gegen alle gibt. Wenn die am Rande des Waldes wachsenden Bäume die im Innern wachsenden Individuen gegen Wind schützen, so besorgen sie diesen Schutz nicht aus besonderem Antriebe, wofür wir in den Tiervereinen Beispiele finden, und sind in keiner Weise besonders angepaßt, als Wache gegen gemeinsame Feinde aufzutreten. In den Pflanzenvereinen herrscht nur die Selbstsucht. Sie haben auch keine höheren Einheiten oder Individualitäten in dem Sinne, wie z. B. die Menschenvereine, die eine innere Organisation mit einem Mittelpunkt und einer Reihe von Mitgliedern haben, welche in gegenseitiger, gesetzmäßig geregelter Wechselwirkung jedes für das Wohl des Ganzen arbeiten. Es gibt in den Pflanzenvereinen ganz gewiß oft (oder immer) eine gewisse natürliche Abhängigkeit und eine gegenseitige Rücksicht der vielen Glieder eines Vereines von- und aufeinander; sie bilden bestimmt organisierte Einheiten höherer Ordnung; aber es gibt keine solche Arbeitsteilung wie in den Menschen- und in gewissen Tierstaaten, daß gewisse Individuen als Organe des ganzen Vereines dienen.

Es ergibt sich daraus, daß wir wohl von einem Gesellschaftsleben der Pflanzen sprechen können, wohl auch den Ausdruck „Pflanzenvereine" gebrauchen dürfen, nicht aber von einem „Pflanzenstaate" sprechen können: der Ausdruck „Tischgenossenschaft" dürfte die Art des Zusammenlebens am richtigsten bezeichnen.

Ich glaube, daß einem großen Teil meiner Leser diese Art, die Pflanzenwelt zu betrachten, neu sein wird. In der Tat finden solche Gedankengänge erst am Ende des vorigen Jahrhunderts Eingang in die Wissenschaft. Im Jahre 1910 wurde auf Anregung von Flahault, Schröter und Jaccard auf dem Brüsseler Botanikerkongreß die Bezeichnung „Pflanzensoziologie" offiziell eingeführt.

Längst schon hat man sich daran gewöhnt, die Kunst als den bezeichnendsten Ausdruck der in einer Zeitepoche wirkenden geistigen Ideen anzusehen; Renaissance, Barock, Biedermeier usw. sind uns nur verständlich als Erscheinungen ihrer Zeit. Nicht viel anders ist es mit der Wissenschaft — auch ihre Entwicklung ist vom Geist der Zeit beeinflußt; ich spreche nicht von der Technik, deren Großtaten ja vielfach aus den Forderungen der Zeit nach immer schnelleren Maschinen, immer weitergespannten Brücken, immer größeren Versammlungsräumen direkt bestimmt werden. Auch eine scheinbar so abseits liegende Wissenschaft, wie die Botanik, ist vom Zeitgeist nicht unberührt geblieben. Darwins epochemachendes Werk ist auf dem Boden der Malthusschen Bevölkerungslehre entstanden, und die Lehre vom Kampf ums Dasein, der nach Darwin das treibende Element bei der Entstehung der Arten bildet, ist eine Naturbetrachtung, gesehen mit der Brille der Zeit. Der praktische Engländer aus der Zeit des Freihandels und der unbeschränkten Konkurrenz führt solche Gedankengänge in die botanische Wissenschaft ein. Hier setzt die soziale Betrachtung der Pflanzenwelt ein. Die einzelne Pflanze wird nicht mehr für sich allein studiert, ihre Lebenslage wird — wie es ja auch tatsächlich der Fall ist — durch das Zusammenleben mit anderen Arten bestimmt. Aus der Einwirkung dieser Mitkämpfer um den Standort leitet Darwin seine weittragenden Schlüsse ab. Man beachte, daß das Hauptwerk von Malthus 1798, Marx (Beginn der Sozialdemokratie) 1848 und Darwin 1859 erschien. Darwin betrachtet die Wirkungen des sozialen Zusammenlebens auf das einzelne Individuum; die moderne Pflanzensoziologie erfaßt das Zusammenleben der Pflanzen als Gesamterscheinung und spricht von soziologischen Pflanzeneinheiten wie Wald, Wiese, Steppe, Alpenmatte; sie untersucht die Lebenslage des einzelnen Pflanzenindividuums, das in diese Gesellschaft hineingestellt und dessen Wohl und Wehe nun vom Schicksal der Gesamtheit abhängig ist. Wie viele Menschen fielen im Weltkriege dem Schnitter Tod zum Opfer, als Angehörige eines Staates, während sie als Einzelwesen in ihrem Privatleben niemals in solche Gefahren gekommen wären — und im Pflanzenvereine wird das Vergißmeinnicht von der Sense beim Wiesenschnitt mit vielen Tausenden Schicksalsgenossen hinweggemäht, während es als Einzelwesen am Bachrande ein ungefährdetes Eigenleben geführt hätte. Mitgefangen — mitgehangen, hineingerissen in das Schicksal der Gesamtheit.

Ja, auch die Pflanze führt ein Einzelleben und die Pflanze führt ein soziales Leben, weil sie nicht allein lebt. Und wenn wir heute mehr als frühere Geschlechter das soziale Leben der Pflanzen betrachten und zum Gegenstande des Studiums machen, so liegt dies ganz im Zuge der Zeit, denn auch die Wissenschaft ist nur das Werk der jeweils lebenden Menschen.

Digitized by Google

Digitized by Google

seiner Kunst dem Verständnis hindernd in den Weg. Zwar wurden die beiden starken Bände seiner „Hinterlassenen Schriften", die sein Bruder Daniel 1840 herausgegeben hatte, und die seine Briefe, theoretischen Aufsätze und Dichtungen enthalten, eifrig kommentiert und ein Gebäude seiner Kunstanschauungen daraus erbaut, das bis in die letzten Feinheiten ging und allen Beziehungen zu seinen Zeitgenossen sorgfältig nachspürte: aber seine Kunstwerke blieben nach wie vor im Grunde ungewürdigt. Man sah in ihm den Theoretiker und einen Vorläufer des Impressionismus, weil er manchmal von Licht sprach und in den „Huelsenbeckschen Kindern" auch wirklich Sonnenlicht gemalt hatte. Wie unendlich fern aber Runge solchen Problemen stand, beweist seine ganze Entwicklung, die auf Darstellung romantischer Ideen abzielte, beweisen zum Überfluß seine geschriebenen Bekenntnisse, die als Grundlage der Kunst Religiosität, als ihr Ziel die Verherrlichung Gottes und seiner Natur in Symbolen aufstellten.

Keiner unter den Romantikern, die um 1800 ein neues Zeitalter in stürmischer Jugendkraft heraufzuführen gedachten, ist sich seiner Aufgabe so klar, seiner Mittel so bewußt wie Runge; der einzige Novalis vielleicht ausgenommen, der ihm in vielen Stücken wahlverwandt erscheint. Ja letzten Endes hat keiner von den romantischen Dichtern seine Sehnsucht in so durchsichtiger und überzeugender Form ausdrücken können wie der Maler Runge. Sie, die Dichter, rangen mit dem romantischen Mittel der Sprache, einem Gefühlszustand Worte zu leihen, der so mystisch vertieft, so im Musikalisch-Unendlichen verwurzelt war, daß ihnen eigentlich immer die Musik fehlte, um ihr Bestes auszudrücken; daß ihre Absichten darum auch erst viel später von Richard Wagner, wenn schon in vergröberter Weise, erfüllt wurden. Runge aber ist der Romantiker, der jenes Geheimnis des Romantischen unmittelbar in Linien und Farben zu bannen verstand. Was die anderen Dichter wollten, das gelang ihm bildhaft-sinnbildlich darzustellen. Denn was ihnen, dem Dichter und dem Maler, gemeinsam war, ist das romantische Grundgefühl: das Aufgehen der Seele in einem Gefühl der Einheit mit Gott und der Natur, die Sehnsucht nach Erlösung, und darum die Umschreibung alles Göttlichen, Unsichtbaren, Unendlichen durch ein Sichtbares, Endliches und Diesseitiges: durch Symbole. Die vernunftgemäße Schilderung der Wirklichkeit als eines absolut Existierenden verachten sie als unkünstlerisch, ja gottlos: ihnen gilt nur die höhere Wahrheit, die sie mit Recht Poesie

Ausschnitt aus „Arions Meerfahrt". (Entwurf für einen Theatervorhang)

Digitized by Google

Lehrstunde der Nachtigall. Zweite Fassung 1805. Gemälde

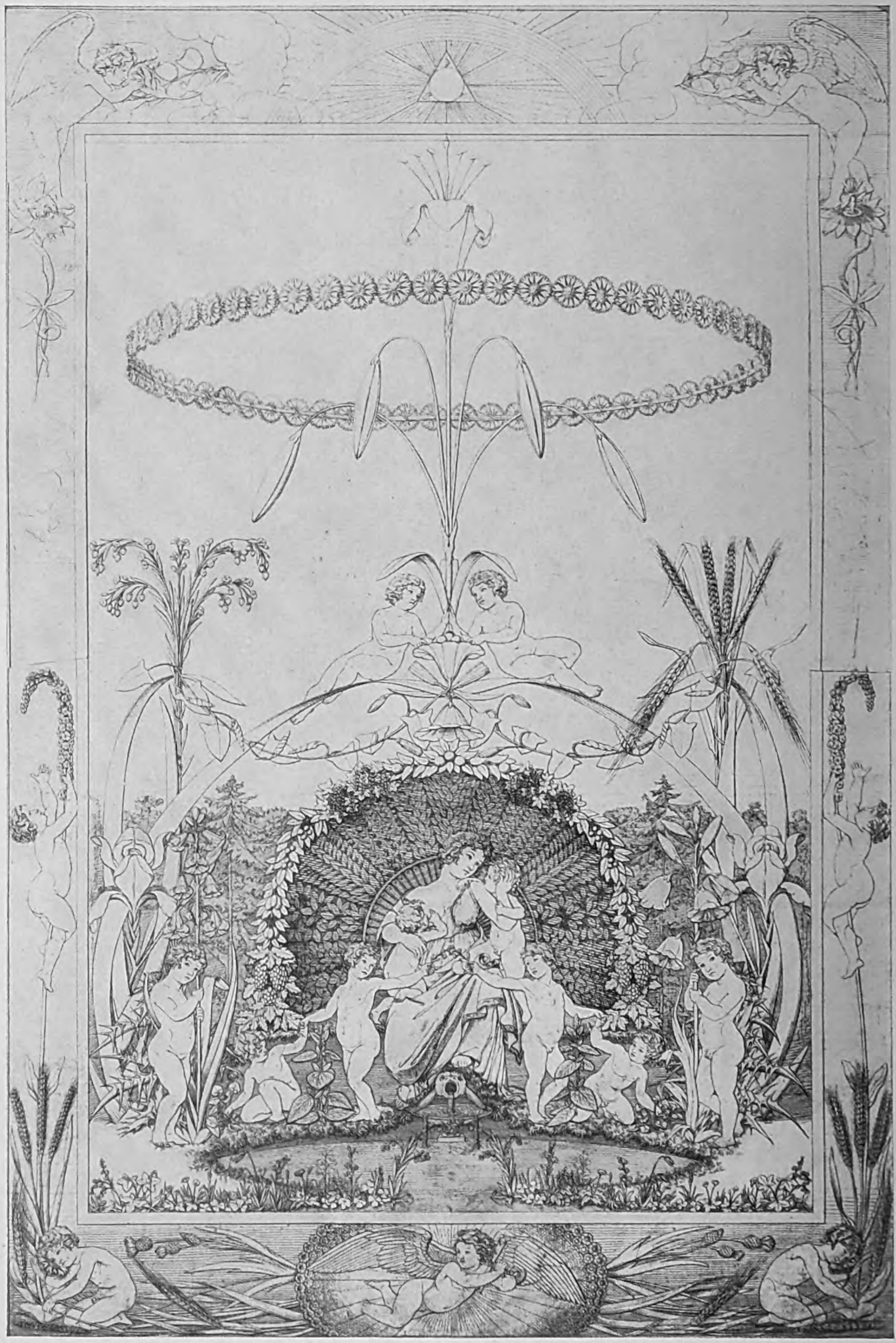
(oder Kunst) nennen, die eine Angleichung unseres beschränkten Erdendaseins an das Ewige ist, nach dem wir uns immer sehnen sollen. So entspringt in der Tat Religion und Kunst aus einem Gefühl: dem der Sehnsucht nach Gott.

Eine Zeit, die in der Schilderung der Wirklichkeit das letzte Ziel der Kunst sah, wie es um 1900 mit dem Impressionismus und Naturalismus der Fall war, konnte solchen hohen Gedanken naturgemäß wenig Berechtigung zuerkennen. Und so ist es gekommen, daß erst die Gegenwart von ihren eigenen idealistischen Bestrebungen im sogenannten „Expressionismus“ aus ein inniges Verhältnis zur Romantik und zu Runge gefunden hat. So sehr seine Kunst von der Gegenwart sich unterscheiden mag: der Trieb, Höheres als den Schein der Sichtbarkeit zu geben, ist ihnen gemeinsam. Die tiefere Bedeutung der Rungeschen „Tageszeiten“ ist uns nicht mehr verlorener Überschwang und Phantasmagorie: wir empfinden durch die Schönheit ihrer Linien hindurch das Göttliche, das eine inbrünstige Seele in der Natur als Offenbarung anbetet.

*

Philipp Otto Runge wurde am 23. Juli 1777 als neuntes Kind des Schiffsreeders Daniel Niklaus Runge in Wolgast geboren. Frühe Kränklichkeit des Knaben und die patriarchalische Frömmigkeit im Elternhause legten einen Grund zum Grüblerischen und Religiösen in ihm; die angeborene Kunstfertigkeit äußerte sich sehr rasch in ungemein anmutigen Scherenschnitten, mit denen er

Digitized by Google



Der Mittag. Federzeichnung. (Aus den „Tageszeiten".) 1803

Digitized by Google

Freuden der Jagd. Aquarell. 1808/09

Digitized by Google

Die Huelsenbeckschen Kinder. Gemälde. 1805/06

Menschen, Tiere, am liebsten aber Blumen und Pflanzen aus Papier bildete. Noch Goethe erhielt 1806 eine große Sendung solcher Blumensilhouetten von ihm nebst Anweisung, sie zu einem Ofenschirm zu verwenden: was sehr dazu beitrug, ihm über die Leiden nach der Schlacht bei Jena hinwegzuhelfen. Auch von diesen vergänglich zarten Werklein bewahrt die Hamburger Kunsthalle, in der sich fast sein ganzes hinterlassenes Werk befindet, eine gute Anzahl.

Doch war bei dem realen Geist in seinem Vaterhause vor der Hand nicht daran zu denken, daß Runge sich der Kunst widmete. Vielmehr bestimmte man ihn, da er zum Landwirt nicht stark genug schien, zum Kaufmann, und so kam er 1795 nach Hamburg zu seinem geliebten Bruder Daniel, der mit einigen Freunden eine Kommissionshandlung gegründet hatte. Hier aber trat seine kaufmännische Ungeeignetheit und der Drang zum Künstlerberuf bald so überwältigend hervor, daß der Familienrat beschloß, ihm seinen heißesten Wunsch zu erfüllen: auf die Kopenhagener Akademie zu gehn, um Maler zu werden.

So verweilte er denn von 1799 bis 1801 in der dänischen Hauptstadt und suchte sich unter der Leitung des bewährten Bildnismalers Jens Juel die malerische Fertigkeit seiner Zeit anzueignen. Doch trat hier schon die grundsätzliche Verschiedenheit seines Kunstwollens von dem seiner Zeitgenossen hervor: diese begnügten sich mit der äußerlich glänzenden Fertigkeit des Malenkönnens, im Geiste der virtuosen Rokokoporträts; Runge aber suchte in der Kunst etwas Höheres, das Mittel zum Ausdruck seiner Empfindungen. Und wenn dieses zu jener Zeit unerhörte neuartige Wollen sich bei ihm auch zunächst in einer antikisierenden Komposition entlud: „Triumph des Amor", so lag doch in der Art der Ausführung bereits der Keim des Widerspruchs enthalten.

Dieser entwickelte sich zum vollkommenen Bruch mit der Tradition aber erst in Dresden, wohin er im Sommer 1801 übersiedelte. Das Treiben an der dortigen Akademie und seine

Digitized by Google

Erfahrungen mit den reaktionären „Weimarer Kunstfreunden", deren Seele niemand anders war als Goethe, öffneten ihm die Augen über die Kluft zwischen dem Alten und dem Ungestüm seines jugendlichen Wollens. Und als er vollends kurz darauf den romantischen Dichter Ludwig Tieck zum Freunde gewann, festigten sich seine Überzeugungen so rasch und kräftig, daß er mit dem Freunde gemeinsam das Programm einer völlig neuen Kunst in tief erregenden Gesprächen aufstellen und sich selber als den Bahnbrecher dieser neuen, symbolisch gemeinten Landschaftskunst betrachten konnte.

Diese Bekanntschaft mit Tieck wurde also bestimmend für sein ganzes Schaffen. Doch ist das nicht so zu verstehen (wie es leider manchmal aufgefaßt wird), als ob Tieck ihm seine romantischen Ideen erst übermittelt hätte. Vielmehr sind sie beide Gebende und Nehmende, Runge wahrscheinlich noch mehr der Gebende, ganz gewiß aber der größere Erfüller. Denn er war kein so oberflächlicher und leicht beweglicher Mensch, daß ihn das Gespräch mit einem Tieck erst zum Romantischen hätte bekehren sollen. Seine tiefgründige norddeutsche Natur war prädestiniert zum Romantischen, die Entwürfe, die er vor dem Zusammentreffen mit Tieck ausführte, beweisen es. Denn Tieck selber wurde sogleich von seinem „Triumph des Amor" und dessen geheimnisvoller Schönheit aufs heftigste ergriffen, und noch stärker und fast vernichtend später, als er in Runges „Tageszeiten" die Erfüllung ihrer gemeinsamen Träume erkennen mußte, die ihm nur unbestimmte Träume geblieben waren, bei Runge aber die bestimmteste und vollkommenste Gestalt angenommen hatten. Was Tieck dem Maler gab, ist wohl nichts als der Anstoß, seine eigenen gärenden Ideen zu kristallisieren; und die höchst wertvolle Vermittlung der mystischen Schriften Jakob Böhmes, aus denen Runge eine Bestätigung seiner naturreligiösen An=

Sohn und Neffe Runges
Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Eltern des Künstlers". 1806

Digitized by Google

Scherenschnitt

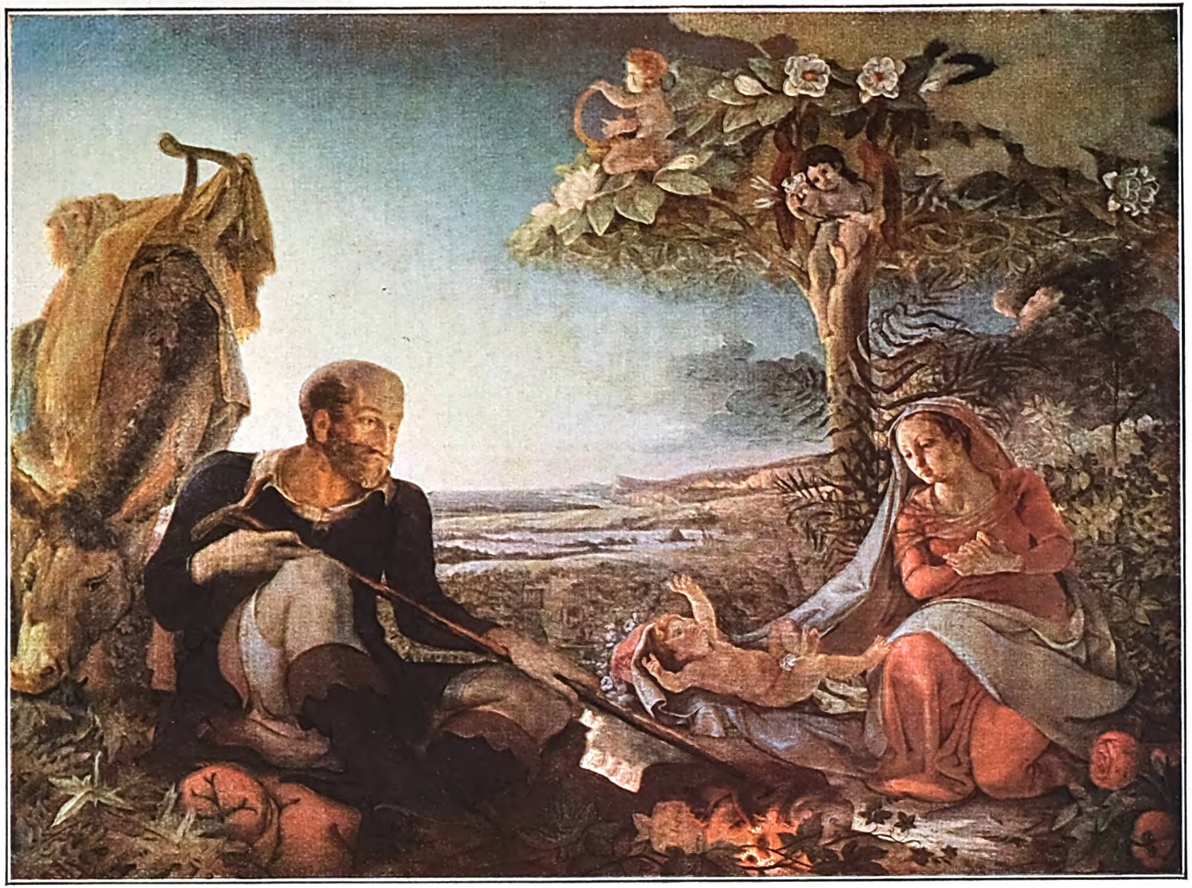
schauungen und mannigfache Anregung symbolischer Bildideen empfing.

Die erste Frucht romantischer Empfindungen war die in Dresden gemalte „Lehrstunde der Nachtigall“, in der optische und musikalische Erlebnisse zusammenklingen zu dem lieblichen Sinnbilde der Psyche, die ihre Kleinen, Verkörperungen des Naturgesanges, das Nachtigallenflöten lehrt und selber die Züge seiner heißgeliebten Pauline trägt, die er im folgenden Jahre als Gattin heimführte. Weit bedeutungsvoller aber stellen sich die Zeichnungen der „Vier Tageszeiten“ dar, die er Anfang 1803 entwarf: sie sind zum sichtbarsten Kennzeichen seiner Kunst, ja der ganzen Romantik geworden. Nicht nur ihr Ruhm bei der jüngeren Dichtergeneration der Brentano, Arnim, Görres, Kleist usw., sondern vor allem der Konzentration des romantischen Gefühles in ihnen macht sie zu solchen hohen Sinnbildern ihrer Zeit. Denn in diesen feinen, klaren, überaus sauber und lieblich gezeichneten Umrissen (die ihre Verbreitung dem Kupferstich verdankten, der sie vervielfältigte) ist nicht nur ein Sinnbild des Tageslaufes gegeben: sondern diese Blumen mit ihren bedeutsamen Farben und der Begleitung gleichgestimmter Musikinstrumente, diese ernsten, schönen Geister in Knaben- und Frauengestalt bedeuten den Kreislauf der ganzen Natur in Tages- und Jahreszeiten, in Weltaltern und im Menschenschicksal zugleich, das Entstehen, Aufblühen und Vergehen in der ganzen Natur, den Ablauf alles Geschehens nach den unabänderlichen Gesetzen des Kosmos.

Was Runge leichthin, im ersten Feuer, als Entwürfe zu „Zimmerverzierungen“ begonnen hatte, wandelte sich ihm unter den Händen zum schwersten und gewaltigsten Probleme seines Lebens. Er hatte nicht nur das Geheimnis des Romantischen mit hineinverpackt, er hatte vor allem die Farbe in ihrer absoluten wie ihrer symbolischen Herrlichkeit in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt und damit nun die Aufgabe übernommen, aus den bloßen Umrissen Gemälde von tief bedeutsamer Farbigkeit zu gestalten. Liest man die Briefe, mit denen er seine Zeichnungen begleitete, und vergleicht die dort immer an der Spitze einhergehende Bedeutung der Farbe mit den Umrißstichen, so wird sofort das eine klar: daß es mit deren bloßen Kolorierung nimmer getan sein konnte; daß

Scherenschnitt

Digitized by Google



Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Gemälde. Hamburg, Kunsthalle

Digitized by Google

sie vielmehr aufs gründlichste zu Gemälden umgearbeitet werden mußten.

Das sah Runge auch in dem Moment ein, wo er an ihre Ausarbeitung ging. Und nun begann die Tragödie seines Lebens: er hatte sich sein Ziel so ungemein weit gesteckt, mit dem Ehrgeiz, sich alle dazu nötigen Mittel selber zu erobern, daß sein kurzes Leben über den Vorbereitungen zu diesem Werke verrann. Hätte er ein paar Jahrzehnte Zeit gehabt zu schaffen: er hätte sein Ziel erreicht, dem deutschen Volk die große romantische Monumentalmalerei geschaffen und eine Schule von gleichgesinnten tüchtigen Malern gebildet, mit denen er jede, auch die größte Aufgabe bewältigen konnte. So aber sollte es nicht sein. Wie es das Unglück der deutschen Kunst war, daß seine besten Kräfte verkümmerten oder verkamen, die akademischen Talente aber ein sehr weites und unheilbringendes Tätigkeitsfeld fanden: so mußte Runge in dem Augenblick sterben, da er reif geworden war, seine Lebensaufgabe zu beginnen, und Peter Cornelius war ein langes Leben beschieden, um seine Irrtümer in einer Flut riesiger Werke und einer grenzenlos fortwirkenden Schule von Akademikern und Historienmalern, bis auf unsere Tage, zu befestigen.

Genius aus den Tageszeiten (Federzeichnung)

Als Runge Ende 1803 nach Hamburg zurückkehrte und sich an das Gemälde des „Morgens“ machen wollte, fand er eine Lücke in seinem malerischen Können. Diese auszufüllen, unternahm er, neben einigen Lehrstunden im Technischen bei einem alten Praktiker namens Eich, die Reihe seiner mächtigen Bildnisse von Eltern, Verwandten, Selbstdarstellungen, in lebensgroßem Format und

Der Dichter an der Quelle. Zeichnung

Digitized by Google

Wir drei. Der Künstler mit seiner Frau und seinem Bruder Daniel. Gemälde. 1805

mit der Wucht der wahrhaft monumentalen Auffassung. Diese sind es nun in erster Linie, die uns das Bild seiner Kunst bestimmen und seinen Ruhm als größten Porträtisten der Zeit festgestellt haben. Daß sie ihm selber nur Vorübungen zu seinem eigentlichen Ziele bedeuten, daß er an ihnen lernte, die Menschengestalt in lebensgroßer Form zu beherrschen, sagt nichts über ihren wahren Charakter aus. Sie gehören zu den großartigsten Menschendarstellungen der deutschen Kunst. Denn in ihnen spricht sich der Geist einer heroischen Zeit — der der napoleonischen Kriege — in einer Form aus, die mit schärfster Beobachtung der Natur eine monumentale Gesinnung und romantisches Weltgefühl von höchstem Schwunge ausdrückt. Nicht das erstaunliche Erlebnis des Sonnenlichts macht die „Huelsenbeckschen Kinder" bedeutungsvoll, sondern ihre Ewigkeitsgebärde; es sind Kinder, aber sie scheinen einer Heldengeneration zu entstammen. Und die kaum zu überbietende Schärfe der plastischen Modellierung in dem Bildnis seiner Eltern ist nur der formale Gegenwert ihrer erhabenen Gesinnung, ist eines Geistes mit ihrer straffen Monumentalität und der menschlichen Seelengröße, die aus ihnen spricht. Wir denken unwillkürlich daran, daß in denselben Monaten, da dieses Bildnis gemalt wurde, Nettelbecks Heldenmut im Verein mit Gneisenau die furchtbaren Schrecken der Belagerung Kolbergs überwand; und daß Männer wie Seume, Arndt, Frhr. vom Stein den Typus des damaligen Deutschen repräsentierten. Ihr Geist weht auch aus diesen Werken Runges. Und endlich: wie die fleischgewordene Romantik spricht es uns aus seinen Selbstbildnissen und aus dem herrlichen Dreiklang des Bildes mit Frau und Bruder Daniel an, das er „Wir drei" nannte. So und nicht anders mußten die Menschen aussehen, die im Leben wie in der Kunst keine Kompromisse schlossen und das Höchste von sich selber forderten; die in allen Dingen den göttlichen Kern erblickten und ihre Kunst nur als Anbetung Gottes betrachteten. Hat ihre Tiefgründigkeit und Mystik

Digitized by Google

Das Schiff mit den Jüngern
Ausschnitt aus dem nebenstehenden Gemälde „Christus auf dem Meere wandelnd"

die Deutschen verhindert, das Große klar auszusprechen: hier schuf sie einmal Werke, deren Ewigkeitswert in ihrer doppelten Wahrheit ruht, in der Wahrheit des Fleisches und der Wahrheit des Geistes.

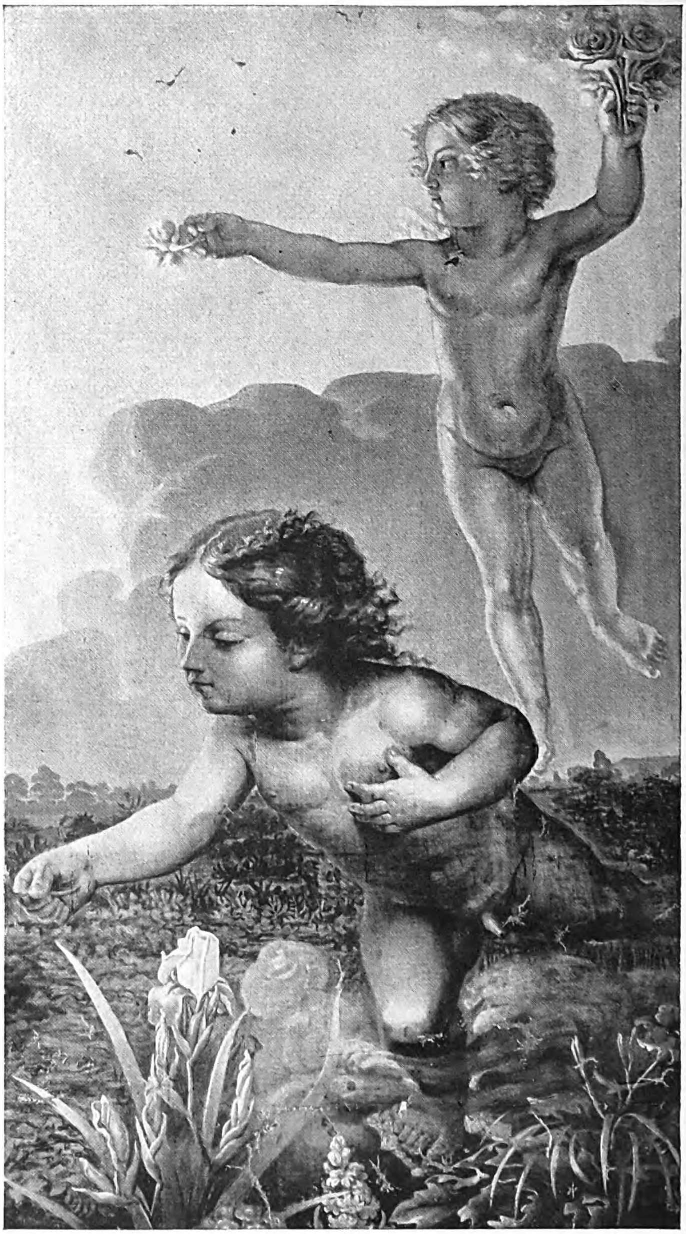
Runges Werk ist aber nicht einseitig auf das wenige beschränkt, das hier erwähnt wurde. Die Hamburger Kunsthalle birgt neben den vielen kostbaren Entwürfen und Studien zu ausgeführten Bildern auch große religiöse Kompositionen, leider in unvollendetem Zustande, und Aquarelle und Federzeichnungen von selbständiger Bedeutung. Zu den ersten gehören die beiden als Gegenstücke empfundenen „Ruhe auf der Flucht" und „Christus auf dem Meere wandelnd"; die Ruhe als Bild des Morgens, der uns zugleich das Licht des Christentums aus dem Orient bringen soll, in Gestalt des Jesusknaben; der auf den Wogen wandelnde Christus, wie er den sinkenden Petrus zu sich emporzieht, als Mondscheinbild, in dem das Wunder sich deutlich in dem stillen Widerschein des Lichtpfades auf dem Wasser spiegelt, den der Herr gegangen ist. Zu den Federentwürfen gehören die Heldendarstellungen, welche einer Illustrierung Ossians dienen sollten und ebenso wie die Aquarelle von Arions Meerfahrt, Jagd der Diana und Nachtigallengebüsch den starken Einschlag von Klassizismus verraten, der Runges Form kennzeichnet. Diese an der Antike, Raffael, noch mehr aber an Flaxmans Radierungen zu Homer und Äschylos geschulte klassizistische Linie widerspricht keineswegs dem romantischen Ideal, sie dient Runge mühelos, seine Gedanken auszudrücken. Ja, sie wirkt am vollendetsten in seinem letzten Werk, dem „Nachtigallengebüsch", und zugleich mit dem reinsten Erfolg romantischer Stimmung, die sich in das Arabeskenhafte und Spielende dieses köstlichen Aquarells wie in ein Sinnbild voll

Digitized by Google

Christus auf dem Meere wandelnd. Gemälde. 1806/07. Hamburg, Kunsthalle

Digitized by Google

heiterer Blumenanmut kleidet. — Erst nach Vollendung jener großen Bildnisse und Kompositionen kam Runge zur Wiederaufnahme seiner Idee der Tageszeiten. Er führte, gleichsam als Probebild, 1808 das kleinere Gemälde des „Morgens“ aus und begann unmittelbar darauf seine Wiederholung in großem Maßstab. Dieses letzte, wohl immer noch nicht endgültige Zeugnis seines Ringens ist uns nur in einigen Bruchstücken erhalten, da er auf seinem Krankenlager die Zerstückelung des unvollendeten Gemäldes anordnete. Aber auch diese Fragmente, kostbarste Dokumente seines hochgespannten Wollens, geben uns im Verein mit dem kleineren Gemälde des „Morgens“ einen deutlichen Beweis seiner Schöpferkraft. Aus beiden zusammen und aus seinen brieflichen Äußerungen muß man sich das Bild nicht nur dieses einen Teils, sondern aller „vier Zeiten“



Studie zum „Morgen“ (letzte Fassung)

Digitized by Google

Ölstudie mit dem Neugeborenen aus dem „Morgen" (3. und letzte Fassung). 1809

in monumentalem Maßstab, als Freskenschmuck eines feierlichen Raumes, vorzustellen suchen. Hier ist erreicht, was er von Anfang an mit diesem Zyklus erstrebte: die Farbe als Stimmungsträger und als Ausdruck des göttlichen Wesens der Dinge. Wie vorauszusehen war, und wie sich von selbst versteht, ist die Darstellung gegenüber jener Federzeichnung von 1803 völlig verändert. An die Stelle der Blumenarabeske ist der wirkliche Raum einer Landschaft mit dem aufsteigenden Morgen getreten. Das Neugeborene auf der Wiese, das seine Händchen dem Licht entgegenstreckt, ist als Sinnbild der erwachenden Menschenseele und der Natur zu deuten. Die Kindergenien sind deutlicher in ihrer Funktion geworden, Elfen des Zwielichts, des Zwiespalts zwischen dem kühl silbernen Licht der Nacht und dem warmen Goldrot des Morgens. Und so erhebt sich gleichlautend in dem Hauptbild, wie verstärkt im Rahmen, die Farbenskala vom Erdendunkel über Rot und Gelb der Morgentöne bis zum Silberblau des Himmels und des Paradieses über ihm: ein klares Sinnbild der Natur, die uns Menschen nur in der Spiegelung schöner Farben, im Schleier der Maja erscheint. Was Runge darüber hinaus in den Genien und Symbolen an Mystik hineingelegt hat, braucht uns weniger zu beschäftigen, so tiefsinnig und anmutig diese Dinge auch sind und so dankbar ein Vertiefen in ihren Sinn auch ist: für die künstlerische Bedeutung genügt die Betrachtung der Hauptzüge. Die innige Schönheit in allen Gestalten und die Überzeugungskraft der Farben führt tiefer in das romantische Wesen, den höheren Sinn alles Dargestellten, hinein als alle Einzelbetrachtung.

Nicht einmal dieses erste Probestück seiner Lebensaufgabe durfte Runge vollenden. Die Schwindsucht, deren erste Anzeichen ihn seit Jahren verfolgten, überfiel ihn mit dem Jahre 1810 in erbarmungsloser Heftigkeit.

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem „Nachtigallengebüsch". Fries für ein Musikzimmer

Er konnte sehr bald nicht mehr Stift oder Schere handhaben, und nach qualvollem Krankenlager verschied er am 2. Dezember 1810 in den Armen seines Bruders und seiner Frau, die am nächsten Tage ihr jüngstes Kind gebar.

Es ist wie ein Symbol seines künstlerischen Schaffens, daß er nicht einmal den letzten Sohn erleben durfte.

Nicht die Romantik, deren größter Künstler er war, ging mit ihm zu Grabe — denn er hatte Nachfolger und Gleichgesinnte, wie vor allem den Landschaftsmaler C. D. Friedrich —: wohl aber die Möglichkeit einer freien deutschen Tradition, die sich in bewußtem Gegensatz zu allem von der Renaissance her bedingten Akademikertum gestellt hätte. Darum ist der vorzeitige Tod dieses edlen und großen Mannes ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Kunst geworden. Was er uns an vollendeten und unbeendeten Werken hinterließ, gehört zu unserm kostbarsten nationalen Besitz; aber es ist doch nur wie die Anweisung auf ein unvergleichlich Höheres zu betrachten. —

Die Mehrzahl aller Arbeiten Runges befindet sich in der Hamburger Kunsthalle. Von der Leitung dieser reichen Sammlung wurde uns liebenswürdigerweise die Erlaubnis zur Aufnahme der Gemälde erteilt.

Familienbild. Gemalte und geschnittene Silhouette. Leipzig, Sammlung Kippenberg

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Aus meinem Leben. Von Rudolf Eucken

Die verschiedenen Lebensalter stehen verschieden zur Zeit und zu ihrem Verlauf. Dem jugendlichen Geist erscheint die Zeit als unbegrenzt, er gewahrt keine Beschränkung seines Wirkungskreises, zugleich erfüllt ihn die Bedeutung dieser besonderen Zeit, sie scheint durchgreifende Wendungen einzuleiten, wichtige Fortschritte zu bringen, ihn selbst aber zu kräftiger Mitwirkung zu berufen. Das besagt keinen flachen Optimismus, auch die Nöte der Gegenwart lassen sich schmerzlich empfinden, aber das eigene Vermögen scheint ihren Forderungen gewachsen; so werden sie zu willkommenen Anregungen, alle Kraft aufzubieten. Demnach bleiben Mut und Zuversicht die Herren des Feldes.

Ganz anders das Alter. Die Erfahrung zeigt sichtlich die Grenzen des eigenen Vermögens, die Gebundenheit an starre Bedingungen, die Schwere von Hemmungen und Enttäuschungen, das Mißlingen wohlerwogener Pläne, auch die zeitliche Begrenzung des Einzellebens; wir müssen uns überzeugen, daß geistig betrachtet unser Leben bestenfalls nur ein Bruchstück bedeutet. Das läßt uns weit bescheidener von unserem Unternehmen denken, Kleinmut und Mißstimmung liegen nahe. Aber zugleich mag die Hoffnung Boden gewinnen, daß in dem wenigen, das wir erreichten, innerlich mehr steckt, als nach außen hervortritt, daß die Tiefe der Seele gewann. Das aber nur, wenn wir unser Streben größeren Zusammenhängen einfügen und dem Wirken überlegener Mächte vertrauen.

★

Die Lebensbahn des einzelnen wird zum guten Teil dadurch bestimmt, an welcher Stelle er sich gemeinsamen Bewegungen anschließt und ihnen dient. Für meine geistige Entwicklung war entscheidend, daß meine Bildung sich in einem religiösgestimmten, aber freisinnigen und der Philosophie freundlichen Kreise vollzog; nach dem frühen Tode meines Vaters lag meine Erziehung gänzlich in der Hand meiner Mutter, welche als einzige Tochter eines ostfriesischen Geistlichen vollauf die Denkweise ihres hochverehrten Vaters teilte (1776—1848). Er gehörte zu den wenigen ostfriesischen Geistlichen, welche einer gemäßigten Aufklärung folgten. Diese Art der Aufklärung war grundverschieden von der französischen, sie entbehrte keineswegs eines metaphysischen Grundes, sie vertraute auf das Walten eines weltüberlegenen Willens, und sie schöpfte daraus einen starken Antrieb, nach besten Kräften für die Veredelung des gemeinsamen Lebens zu wirken; vor allen Dogmen stand ihr die erhabene Persönlichkeit Jesu. Diese ethisch-religiöse Atmosphäre umfing auch mein geistiges Werden; ihre Eindrücke wurden verstärkt durch schmerzliche Erfahrungen meiner frühen Jugend. Ich hatte von Haus aus eine zarte Gesundheit, sie wurde erschüttert, als Nachwehen des Scharlachfiebers Wucherungen auf der Hornhaut erzeugten und die Sehkraft beider Augen gefährdeten; ich mußte eine Reihe von Wochen im dunklen Zimmer zubringen und mich mit schmerzlichen Medikamenten plagen. Schließlich gelang durch Heranziehung hervorragender Spezialisten die Heilung, und das Augenlicht wurde mir gerettet, aber natürlich ging diese Hemmung nicht spurlos an meiner Seele vorbei.

Etwa gleichzeitig wurden mir mein Vater, der mit treuer Liebe an mir hing, und auch mein einziger Bruder und Spielgenosse genommen. Alle liebevolle Fürsorge meiner Mutter konnte nicht verhindern, daß ich mich oft verlassen und einsam fühlte; im Gegensatz dazu gewannen der Gottesgedanke und das Vertrauen auf göttliche Hilfe eine große Macht über mich, nur sie gab mir einen festen Halt. Aber zugleich regten sich bald Zweifel an der dogmatischen Lehre von der Vermittlung und Stellvertretung, sie schien meinem kindlichen Gemüt die unmittelbare Gegenwart Gottes zu schwächen.

Als später meine Entwicklung fortschritt, war es unter den einzelnen Fächern zunächst die Mathematik, welche mich anzog; ich habe in den oberen Klassen auf Wunsch der Lehrer wiederholt angehenden Kadetten Hilfsstunden erteilt, es war zeitweise meine Absicht, mich ganz der Mathematik zu widmen. Aber bald gewann die Philosophie für mich die Oberhand, und zwar auch unabhängig von der Religion. Was mir an philosophischer Literatur zugänglich war, wurde heißhungrig verschlungen; die damals vordringende materialistische Welle (Karl Vogt, Moleschott usw.) machte mir nicht den mindesten Eindruck; eher befriedigte mich Schopenhauer

Digitized by Google

mit seinem packenden Weltbild und seiner kräftigen Ablehnung des Optimismus, aber ich fand kein näheres seelisches Verhältnis zu ihm. Die Hauptschriften der spekulativen deutschen Idealisten waren mir zunächst nur in Bruchstücken zugänglich, erst die Universität brachte mir das lebhaft begehrte systematische Studium der Philosophie. Diese Erfahrung hat mich gelehrt, daß vor Abschluß des gelehrten Schulunterrichts eine Einführung in die Philosophie in dieser wirren Zeit dringend notwendig ist. Auf der Universität Göttingen habe ich mich zunächst mit ganzer Hingebung mit Kant beschäftigt. Er hat mich in tiefe Bewegung versetzt, und er ist ein wesentliches Stück meiner Gedankenwelt geblieben, immer von neuem mußte ich mich mit ihm auseinandersetzen, ich befand mich in einem steten Kampf mit ihm. Erst später fand sich hier eine Ausgleichung.

Das erste größere Werk, das ich mir von der Göttinger Bibliothek bestellte, war Strauß' „Leben Jesu". Mir erschien dieses Werk in der Kritik großartig, in der positiven Leistung aber dürftig; ich habe mich schriftlich in einer längeren Untersuchung mit jenem Werk sorgfältig auseinandergesetzt.

Meine Studienjahre fielen in eine politisch sehr bewegte Zeit. Eine Einigung Deutschlands stand auf dem Plan, aber die Art der Ausführung ergab schroffe Gegensätze. 1863 war der Fürstentag in Frankfurt, 1864 der Krieg der Großmächte gegen Dänemark, 1866 die endgültige Entscheidung zwischen Preußen und Österreich.

Der Krieg von 1866 berührte Göttingen unmittelbar, ich selbst habe frühmorgens den letzten Ausritt des Königs von Hannover gesehen, es mußte als ein ungünstiges Zeichen wirken, daß der blinde König sein Pferd in eine verkehrte Straße lenkte und erst durch den Adjutanten auf den richtigen Weg geführt wurde.

In Göttingen war in jenen Jahren wenig innerer Zug zur Philosophie, die politischen und nationalen Fragen beherrschten leidenschaftlich die Seelen. Wohl standen die Vorlesungen des ebenso universalen wie scharfsinnigen Lotze in hoher Schätzung, es fand namentlich seine Vorlesung über Psychologie zahlreiche Hörer, er war ein moderner Leibniz; aber es war damals in den studentischen Kreisen wenig Bewegung nach den Zielen, welche den ganzen Menschen angehen; manchen Studenten erschien die Philosophie als ein Kuriosum, das keine ernste Arbeit verdiene.

*

Das Ganze meiner Gedankenwelt wurde in wachsendem Maße durch das Gewahren eines schroffen Gegensatzes innerhalb der Neuzeit aufgeregt. Diese hatte das Christentum zur Grundlage, und sie folgte weithin seiner Wertschätzung der Dinge, aber es wurde mir immer klarer, daß im modernen Leben widersprechende Grundströmungen vorhanden sind: dort der Kern des Lebens in dem Verhältnis des Menschen zu einer überweltlichen Macht der Weisheit und Liebe, die allein die schroffen Verwicklungen unseres Standes überwinden kann — hier die Richtung zur sinnlichen Welt, das Streben, sie dem Menschen intellektuell, technisch, wirtschaftlich zu unterwerfen und ihre Beherrschung lustvoll zu genießen. Die leitende Macht ist hier die Kraftidee mit ihrer unablässigen Steigerung. Wer immer diesen Gegensatz deutlich empfindet, der muß an erster Stelle sein Streben daransetzen, eine überlegene Einheit jener Bewegungen zu suchen, welche jeder Seite ein Recht gewährt, aber sie in keiner Weise vermengt. Von hier aus betrachtet erscheint das moderne Leben nicht als ein fertiger Abschluß, sondern als eine schwere Frage, an deren Lösung das Gelingen alles inneren Aufstieges hängt; der schlimmste aller Konflikte ist der Konflikt zwischen der Seele und der modernen Arbeit, der Zug über die Welt hinaus und der Zug in die Welt hinein, unmöglich kann sich hier das Leben in getrennte Stücke zerlegen, es gilt dem ganzen Menschen eine Einheit zu erringen. In meinen „Lebenserinnerungen" habe ich diese Gedanken näher ausgeführt.

*

Je mehr mich dieses Grundproblem in Bewegung versetzte, um so dankbarer muß ich es anerkennen, daß meinem Leben und Streben volle Ruhe und Stille gewährt wurde. Mein äußeres Leben hatte einen recht einfachen Rahmen, es verlief vornehmlich in meiner Vaterstadt Aurich und in Jena, der Hauptstätte meiner akademischen Tätigkeit; die anderen Orte waren für mich nur Übergänge, freilich Übergänge fruchtbarster Art, die ich dankbar in meiner Erinnerung festhalte. Meine Jugend bis zur Universität habe ich in Aurich zugebracht, es ist mir eine aufrichtige Freude, daß auch der Schluß meiner Lebensbahn die Beziehungen zu meiner Heimatstadt liebenswürdig verstärkt hat. Aurich ist im äußeren Umfang eine Kleinstadt, aber es ist mehr als eine durchschnittliche Kleinstadt. Es ist der Mittelpunkt des ostfriesischen Lebens, dessen Hauptorte an der Peripherie gelegen sind; es ist kein Zufall, daß der altberühmte Versammlungsort der Friesen, der Upstallsbom, nahe bei Aurich liegt. Aurich ist der Sitz fast aller Behörden und hat dadurch manche Beziehungen zum übrigen Lande, die Märkte, namentlich die

Digitized by Google

Pferdemärkte, bringen manchen Verkehr und durchbrechen die sonstige Stille, den geistigen Charakter beherrscht ein angesehener und hochgebildeter Beamtenstand, der die wichtigsten staatlichen und wirtschaftlichen Zweige des Lebens umfaßt; in dieser Stadt von 6000 Einwohnern wohnen nicht weniger als 100 akademisch Gebildete. Einen Hauptreiz des Ortes liefern die anmutigen Wälder und Gehölze, welche ihn von allen Seiten umsäumen. In dieser Umgebung konnten geistiges Streben und innere Bildung gedeihen.

★

Das verband auch meine Vaterstadt mit meinem langjährigen späteren Wohnort Jena, in dem ich mehr als 50 Jahre zugebracht habe. Jena hat viele Vorzüge: eine ruhmreiche Tradition, eine wundervolle Natur, ein frisches, in seiner Weise einzigartiges akademisches Leben. Diese Universität hat keinen provinziellen Charakter, sie wird aus allen Gegenden Deutschlands und auch von zahlreichen Ausländern besucht, aus diesem überprovinziellen Charakter ergeben sich manche Vorzüge: die meisten Studenten besuchen Jena nicht wegen der Staatsprüfungen, sondern wegen des ihnen zusagenden Charakters des Lebens, so können sie die Vorlesungen nach eigenem Gefallen auswählen und mit gleicher Liebe auch solche Dozenten hören, welche keinen offiziellen Lehrauftrag besitzen; das gibt hier den Privatdozenten eine angenehmere Stellung, als oft bei anderen Universitäten. Das jenaische Leben trägt den Charakter der Frische und Fröhlichkeit, auch die Alten Herren fühlen sich diesem Ort besonders innig verbunden.

Eigentümlich ist das Verhältnis von Jena und Weimar. Wir wissen, wie eng die Goethezeit beide Orte miteinander verband, und daß Goethe selbst sich in Jena besonders produktiv fühlte. Aber sonst verfolgten beide Städte verschiedene Bahnen. Auch Weimar hat über die klassische Zeit hinaus viel für die allgemeine Kultur getan, so im Schauspiel, so in der Musik (Liszt), so in den bildenden Künsten. Ein edles Fürstenhaus war eifrig bemüht, bedeutende Kräfte nach Weimar zu ziehen, so namentlich der Großherzog Carl Alexander, er hatte noch Unterricht von Goethe empfangen, er suchte möglichst an jedem Tage sich durch irgendwelche Stellen aus Goethe zu erbauen, wie er mir selbst wiederholt erzählt hat. Die Vergangenheit übte hier noch eine große Macht.

Völlig anders stand es in Jena. Die Universität hat in den verschiedenen Jahrhunderten einen merkwürdigen Wechsel erfahren. Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte hier in Theologie und Philosophie eine durchaus konservative Denkweise, mit aller Energie sträubte man sich gegen das Eindringen moderner Gedanken, wie sie von Descartes, von Grotius und schließlich von Wolff an die jungen Dozenten kamen, ein Reskript von 1733 verfügt darüber: „Alle und jede Privatdozenten sollen sich an bewährte nützliche Principia, die weder der Religion, noch Moralität, noch denen Professoribus publice docentibus, soviel insonderheit die Fundamente betrifft, zuwiderlaufen, halten!" Erst Friedrich der Große führte in Deutschland die Aufklärung zu vollem Siege, und nun erscheint auch in Jena im Oktober 1756 eine neue Ordnung für die Privatdozenten, es wird hier für die Denkfreiheit, „libertas cogitandi", gesorgt, es werden „das Gewissen, die Tugend, gute Sitten und andere ersprießliche Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft" als Ziele vorgehalten. Dann kam für Jena die klassische Zeit und bald auch die Romantik, welche besondere Freude an der jenaischen Natur hatte, es gab einige Jahre, wo Jena sich als den Mittelpunkt des europäischen Kulturlebens fühlen durfte. Diese Zeiten gingen natürlich rasch vorüber, aber Jena hat nicht auf seinen Lorbeeren geruht, es hat immer neue Bewegungen erzeugt: Jena war die Hauptstätte für die nationale Bewegung der Burschenschaft, durch das ganze Jahrhundert wahrte Jena seine Stellung als ein Hort einer freisinnigen, dabei maßvollen Theologie (Hase), in Jena erwarb sich Schleiden größte Verdienste um die Botanik, in Jena wurde Kuno Fischer ein hinreißender Wortführer der klassischen deutschen Philosophie, in Jena hat Ernst Haeckel die moderne Entwicklungslehre zum Durchbruch gebracht, in Jena endlich haben Abbe und Schott die Optik auf neue Wege geführt und zugleich Jena zu einer stattlichen Fabrikstadt gemacht.

So war hier ein unablässiges Werden, der Blick war nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft gerichtet. Das hat manche Vorteile, aber es hat auch manche Nachteile, leicht kann der jeweilige Augenblick übergroße Macht gewinnen, und die Pietät gegen die Vergangenheit hemmen. Hier ist ein weiter Abstand von der Beständigkeit und dem treuen Hängen an der Überlieferung, das dem friesischen Leben eigentümlich ist.

Das Auseinandergehen von Jena und Weimar bei größter äußerer Nähe legte das Streben nahe, auch auf modernem Boden eine innere Annäherung der beiden Kulturzentren zustande zu bringen, dies Streben führte in den ersten Jahren des Jahrhun-

Digitized by Google

derts zur Begründung eines Vereins der Kunstfreunde in Jena und Weimar; hier am ehesten schien es möglich, eine engere Beziehung von Wissenschaft und Kunst auszubilden; bedeutende Persönlichkeiten von hier und dort suchten sich in einem geschlossenen Kreise über ihr eignes Streben auszusprechen, der Aussprache pflegte ein freundschaftliches Beisammensein zu folgen. So kamen zu uns Männer wie van de Velde, Ludwig von Hofmann, Hans Olde, Graf Keßler, der mannigfachste Beziehungen zu anderen Ländern hatte, Gelehrte wie Wölfflin, Goldschmidt, George, Simmel; verschiedene Jenaer Freunde haben uns in die nähere Umgebung (Erfurt, Naumburg, Rudelsburg, Orlamünde) eingeführt. Besonders förderlich war diesem Streben Professor Botho Gräf, den nicht nur ein feiner Kunstgeschmack, sondern auch eine enge Verbindung antiker Forschung und moderner Denkweise auszeichnete; auch er wurde ein Opfer des Weltkrieges.

Auf Anregung dieser Kunstfreunde ist das monumentale Bild Hodlers: „Auszug der deutschen Studenten in den Befreiungskrieg" entstanden, das auf jeden Unbefangenen einen tiefen Eindruck macht. Es wurde von jenem Verein der Universität geschenkt, und es behauptet in ihren Räumen einen hervorragenden Platz.

In dieser künstlerischen Vereinigung hatten wir beste Gelegenheit, wichtige Fragen und Eindrücke zu erörtern; es konnte bei weiterer Entwicklung daraus manches Wertvolle hervorgehen. Aber so warm ein Teil der Freunde die Sache verfocht, es fehlte schließlich der nötige Gesamtwille; wir erlebten ein Beispiel der deutschen Neigung, die Bedenken eines Unternehmens voranzustellen und möglichst die besondere Meinung durchzusetzen. An den Schaden des Ganzen wurde weniger gedacht.

⋆

Ein Beispiel dessen, wieviel Anziehungskraft Jena auf schaffende Geister ausübt, war Max Reger, mit dem und mit dessen Familie unser Haus in herzlicher Freundschaft verbunden war. Reger hatte sich Jena ausgewählt, um sich hier ausschließlich seinem künstlerischen Schaffen zu widmen, er war voll neuer Aufgaben. Den tatkräftigen Mann trieb es zu neuen Plänen auch für den weiteren Kreis: er hatte die Absicht, von Jena aus feste Zusammenhänge von Symphoniekonzerten zu organisieren, und er hatte für diesen Plan auch die Sympathie verschiedener mitteldeutscher Fürsten gewonnen. Da kam sein plötzlicher Tod und verhinderte alles solches Streben. Uns zusammen war der Verlust Regers ein rechter Schmerz. Reger verband mit liebenswürdigem Humor einen großen Ernst des Schaffens; die strengethische Gesinnung, mit der er die vielfache Laxheit künstlerischen Treibens ablehnte, war wohltuend; er war ein wahrhaftiger Mensch, ein Mensch aus einem Gusse.

⋆

Bis zu dem Ausbruche des Weltkrieges befand sich meine Lebensarbeit in einem fortwährenden Aufstieg. Besonders das Ausland brachte mir eine freundliche Schätzung entgegen und gab mir manche Zeichen warmer Anerkennung. Die französischen Philosophen Boutroux und Bergson stellten sich überaus liebenswürdig zu meinen Bestrebungen, die Akademie dei Lincei in Rom, die älteste der modernen Akademien, ernannte mich zum auswärtigen Mitglied, zwei englische Universitäten wollten mich zum Dr. h. c. promovieren, im Sommer 1914 sollte mir in London von einem hochangesehenen Kreise ein festlicher Empfang bereitet werden, auch die Leitung der auswärtigen Presse in London (Foreign Press Association) lud mich zu einem Lunch ein und teilte mir dabei mit, daß dieser Entschluß einstimmig gefaßt sei, und daß er besonders warm von französischer Seite befürwortet sei. Eine Reise nach Japan und China, zu der überaus liebenswürdige Einladungen für mich und meine Frau vorlagen, stand im August 1914 unmittelbar bevor, die Eisenbahnkarten für die große Reise waren schon bestellt. — Da entlud sich plötzlich das furchtbare Ungewitter. —

⋆

Es widerstrebt mir zu schildern, wie sehr der Weltkrieg auch unser Haus und unsern Wohlstand geschädigt hat, wohl aber muß ich mit einigen Worten der trüben Erfahrungen gedenken, die auch mein Wirken berührten. Im Juni 1914 waren der bekannte französische Philosoph Boutroux und seine Frau, eine Schwester des hochgeschätzten Mathematikers und Philosophen Poincaré, in Jena zum Besuch, beide wurden dort in gebührender Weise gefeiert, im September 1914 hat derselbe Boutroux die verletzendsten Schmähworte gegen das deutsche Volk geschleudert; in England, wo ein sehnliches Verlangen nach einem ethischen Idealismus bestand, war unmittelbar vor dem Kriege die Absicht, für meine philosophische Denkweise systematisch zu wirken, eine angesehene Persönlichkeit hatte bedeutende Summen für diesen Zweck zugesichert, es sollte auch eine besondere Zeitschrift dafür begründet werden; das alles fiel mit dem Ausbruch des Krieges weg, der treueste dortige Anhänger von mir

Digitized by Google

ist in das deutschfeindliche Lager übergegangen; als ich im Winter 1912/13 in Amerika als Austauschprofessor tätig war, wurde ich in übertriebener Weise gefeiert — das amerikanische Leben bewegt sich oft in Gegensätzen —; als der Krieg 1914 ausbrach, da habe ich nach besten Kräften für das gute Recht der deutschen Sache zu wirken gesucht, aber ich fand taube Ohren, und mancher, der vorher die Unentbehrlichkeit des deutschen Geistes nicht genug rühmen konnte, hat sich später in einen heftigen Gegner verwandelt.

Ein solcher schroffer Gesinnungswechsel muß besondere Gründe haben, diese liegen vornehmlich darin, daß im modernen Leben das Individuum durch Massenwirkungen, wie sie namentlich die Presse liefert, erdrückt und seiner inneren Selbständigkeit beraubt wird, es ist wehrlos gegen seine Umgebung; diese geistige Schwäche erklärt sich namentlich aus der Gesamtlage der modernen Menschheit, aus dem Mangel eines festen, ethischen Haltes. Die Neuzeit gedachte anfänglich keineswegs, die christliche Grundlage des Lebens aufzugeben, aber sie wollte jene enger mit der Welt und dem Menschen verbinden, sie wollte Religion und Kultur möglichst einander annähern; unsre unablässig fortschreitende Arbeit hat tatsächlich in der Erfahrungswelt weit mehr gefunden und weit mehr Aufgaben entdeckt, als frühere Zeiten ahnten, wir haben in dieser Richtung unvergleichlich mehr geleistet als alle Epochen der Vergangenheit. Durchgängig wurde der Mensch und das menschliche Dasein in Schätzung und Leistung gehoben. Aber im Verlauf der Jahrhunderte hat sich der Hauptzug des Strebens immer mehr von aller selbständigen Geistigkeit und von ihren schaffenden Gründen abgelöst und das menschliche Leben immer ausschließlicher auf das eigne Vermögen des Menschen gestellt; man erwartete einen unermeßlichen Vorteil von daher, daß alle Beziehungen zu übermenschlichen Mächten aufgegeben würden. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß das nicht so leicht ist, daß das sich selbst vertrauende Menschenwesen weder die Kraft zu geistigem Schaffen noch zu einer echten Moral findet. Immer deutlicher wird ein unablässiges Sinken, wenn alles Streben bloß menschlichen Interessen und Affekten dient. Peinlich ist namentlich die heutige Unklarheit, das matte Schwanken zwischen Ja und Nein. Diese Zeit möchte nicht prinzipiell mit aller Geistigkeit brechen, aber sie glaubt mit einer wurzellosen, freischwebenden Geistigkeit auskommen zu können, das erzeugt schließlich einen bloßen Schein; Halbheit und Unwahrhaftigkeit entstellen das Streben der Zeit. Eine geistige Krise des gegenwärtigen Kulturlebens ist in der ganzen Menschheit unverkennbar.

*

Wie diese Krise schon vor dem Kriege bestand, so beherrscht sie auch die Zeit nach dem Kriege; wir Deutschen möchten hoffen, daß die furchtbaren Verluste und Schädigungen mehr Ernst in die Gesinnung und mehr Sehnsucht nach inneren Zusammenhängen des Lebens erzeugen, aber wir haben manche Zweifel daran, ob die Bewegung genügend zur Wurzel geht, und ob sie sich nicht oft in bloße Äußerlichkeiten verliert. Wir können nur weiterkommen, wenn uns mit voller Klarheit und mit eindringlicher Forderung gegenwärtig ist, daß das menschliche Dasein zwei Stufen enthält: Die Stufe einer nur gehobenen Natur und die einer selbständigen Innenwelt. Dieses Zusammentreffen zweier Welten in unserm Bereich enthält ungeheure Verwicklungen, die alle politischen und wirtschaftlichen Leistungen weit überragen; nur eine Reformation des ganzen Lebensstandes, nur eine Wesenserhöhung aus der Macht eines überlegenen Weltwillens kann uns von den gegenwärtigen Nöten befreien.

Was immer aber bei uns in der Richtung einer Wesenserneuerung erstrebt wird, das sei nicht auf die einzelnen Individuen beschränkt, es fordert ein Zusammenwirken der Gleichgesinnten, eine Verbindung der Menschen guter Gesinnung, nur das kann den Gesamtstand weiterführen.

Nach dieser Richtung gehen heute im deutschen Leben manche Bewegungen, sie können sich gegenseitig ergänzen, wenn sie als Hauptziel die geistige und ethische Hebung der Menschheit und deren Einfügung in das Ganze einer weltüberlegenen Ordnung festhalten; dafür bedarf es aber einer metaphysischen Begründung aus dem Ganzen, damit sich nicht die Kraft verzettele.

*

Aus solchen Erwägungen haben meine Freunde und Gesinnungsgenossen einen Euckenbund gegründet; dieser Bund hat keine Gemeinschaft mit den üblichen ethischen Gesellschaften, welche nur die dürftigen Mittel der bloßen Menschenkultur einsetzen. Es wurde von jenem Kreise eine besondere Zeitschrift geschaffen „Die Tatwelt". Dieser Bund hat sich in zahlreichen Ortsgruppen über ganz Deutschland und über Deutschland hinaus ausgedehnt, er gewinnt zusehends Freunde namentlich in der geistig aufstrebenden Generation. So darf der Rückblick auf mein Leben mit einer erfreulichen Hoffnung für die Zukunft schließen: wir müssen glauben und wir müssen kämpfen.

Digitized by Google

Der Marschall und die Eva

Novelle von Wolfgang Goetz

Von weitem nahte summendes Gedröhn, Glocken, zitternd helle und brausige, schwollen heran und zerschlugen verworrenen Traum. Der hatte wohl zwei dicke Männer gezeigt, die Befehle schleuderten: der eine, dessen Kopf einer Birne glich, mit Armen und Händen wedelnd, und der also wohl Frankreichs König sein mußte; der andere sandte nur seinen Blick: das war der Kaiser gewesen. In dem läutenden Chaos war er verschwunden, eine lichte Spur zwischen den Tönen lassend.

Also erwachte Alexander Berthier, Fürst von Wagram, ehemals Herzog von Neufchâtel, Marschall und Vizeconnetabel des französischen Kaiserreichs, Majorgeneral der Armee, durch seines Königs Gnade Pair und Marschall von Frankreich und Kapitän der königlichen Garden; erwachte also unter dem erzenen Rufe von Bambergs Glocken am 1. Juni des Jahres 1815. Er griff nach dem perlengestickten Band neben seinem goldenen Bett und mischte in die schmetternde Luft das klägliche Gebimmel eines Glöckchens, daß er nicht allein wäre in dem furchtbaren Gelärm des Himmels.

„Herr Marschall befehlen?“

Alexander Berthier starrte in den Holzschnitt von einem Gesicht, das im Dunkel über bunter Livree schwebte. Dies war die Anrede nicht, die sich ziemte von einem geschniegelten Lümmel, der noch in der Mistgrube mit den Schweinen gespielt haben mochte, als man vor neun Jahren hier, eben hier in dieser Residenz frohlockend Streusand über des Kaisers Namenszug geworfen hatte, und damit in die Augen der Preußen, daß sie erblindeten für Jahre.

Wo aber die Stimme hernehmen, ihn niederzubrüllen, den geschniegelten Laffen bei dem heulenden Gewoge ringsum! Auch schmerzte der Kopf.

Und war er noch ein Fürst, war er noch ein Marschall selbst? Das wußte keiner. Eines nur wußte man bestimmt: er war ein Flüchtling — ein Fremder unter kalt gewährtem Obdach.

„Die Fenster auf! Das Frühstück!“

Helle brach schreckend herein, daß der Marschall die Augen schloß und zaghaft nur wieder öffnete. Dann aber mußte er lächeln. Draußen über dem Gewimmel der Dächer, der verzwickten Geschäftigkeit von Giebeln und Firsten zogen bedächtig, unbekannten Ziels gewiß Berge ihre geruhigen Linien, als wanderten sie wahrhaftig wie die Hügel der Sahara.

Allah il Allah il Allah il Allah verschwammen die Glocken in den Himmel.

Man muß Karree formieren. Esel und Gelehrte in die Karrees. Das stach und tat so weh im Kopf. Tausend Pferdehufe überm Sand vertrappeln dumpf. Kein Schrei gellt mehr. Gewiß sind alle umgebracht, weil der Konsul Gefangene nicht machen darf, drum müssen sie alle niederkartätscht werden.

Aber von fernher bricht es klingend durch die Luft, Folgen von Tönen, geliebte Klänge heldischer Art, wie einst bei Marengo, als Desaix anrückte, ein Retter, ein Heiland, ein Gott des Siegs. War es nicht gestern gewesen? Dort sitzt der erste Konsul und peitscht mit der Gerte den Staub der Straße und horcht; mitten durch das Gefluche der flutenden Flucht schmettern rettende Gewißheiten, Aufruf und Befreiung zugleich, daß der Konsul die Augen schließen muß vor allzu jähem Glück und ein wenig wankt, wie später, dreizehn Jahre später, noch keine zwei Jahr ist's her, zu Leipzig im Gewühl des Johannisgäßchens der Kaiser wieder schwankt, zum zweiten Male und zum letzten Male mit seinem Blick sich an Alexander Berthiers Augen klammert. Fanfare der Zukunft damals in der Bormida-Ebene, Requiem der Vergangenheit in dem Schacht der sächsischen Straße.

Doch! Ein drittes Mal hat ihn der Kaiser so angeschaut mit dem Blick nach ihm haschend. Noch eben im Traum.

Der Marschall fährt herum.

Der Lakai hält die Kleidung bereit, einen Rock wie ihn Bürger tragen, wie sich's ziemt für Leute, die beim Herzog von Bayern-Birkenfeld Durchlaucht eine Zuflucht suchen. Nicht goldgestickter Kragen blitzt ihm entgegen und keine blinkenden Schnüre.

Er reißt das Hemd entzwei und gießt die Kanne über den Leib. Wie ein Wolf wirft es sich auf ihn, der Atem stockt, als stünde der Wind der Beresina wider ihn. Die Kanne zerbirst am Boden, liebliches Geräusch, dem Kaiser machte es Spaß, Geschirr zu zerschlagen, weil die andern erschraken. Wie haben sie gelacht, minutenlang, wenn die Österreicher oder Piemontesen oder Päpstlichen draußen waren, sein Kaiser und er, Alexander Berthier, Fürst von Neufchâtel, er, der seit drei Jahrhunderten zum erstenmal wieder den Papst bedroht hatte.

Digitized by Google

„Die Uniform!"

Da ist sie. So stand er, Statthalter des Weltbeherrschers, mit Österreichs Kaisertochter vor dem Traualtar, dem Weib, das ihm die griechische Götterlehre klarmachte, denn sie war wahrlich eine Kuh, der Zeus sich nahen sollte, nicht der Verachtung für den Verrat wert, den widerwärtige Brunst dies Erdenkind begehen ließ, indes man dem Adler die Flügel zerrenkte.

Ein Glöckchen wimmert. Sie haben wohl einen zum Tode verurteilt? Wen denn? Einen Hochverräter? Ei bravo!

Becken zischen auf. Pauken. Kopf ab! Wo hörte er das? In Wiens infernalischer Musik wahnsinnig gewordener Tagediebe?

„Frühstück!" lallt er und stampft mit dem riesigen Lackstiefel, daß der Sporn klingelt wie ein Echo des Glöckchens draußen.

„Amen!" sagt er unvermittelt und weiß nichts mehr.

Lautlos schimmert Porzellan und Silber herein, Eier, Früchte, Fleisch und Brot.

Da ist nur ein Mensch, weil Hunger ist. Hunger in Ägypten, Hunger in Rußland und dazu ein Marschall und Hunger in Bamberg in der Residenz des Herzogs von Bayern-Birkenfeld. Wer ist der Mensch? Er blickt auf, in den Spiegel: er sieht sehr närrisch drein.

Hier Tee. Für Bürger weichliches Geschlapp. Hier Schokolade. Das ist was für Herzöge. Und dort Kaffee. Das ist für Helden. Wie liegt der Fall, wenn man Herzog und Held ist? Man kann Schokolade und Kaffee nicht mischen. Durchaus nicht. Dennoch ist es möglich. Es muß nur einer befehlen. Entscheidung ist schwer. Schwer ist, Diplomat zu sein. Will man's mit keinem verderben, verdirbt man's mit beiden. Hie Kaiser-Kaffee, dort bourbonische Schleckerei. Nur die Erzlumpen bleiben oben; wer's redlich meint, wird verstoßen. Wie scherzte die ergaunerte Durchlaucht des Herzogs von Benevent, Herr von Talleyrand? Rein wie ein Engel, schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, süß wie die Liebe!

Komm, Kaiser! Bourbonen-Schokolade war immer ein Greuel.

Der Marschall versengt sich fast den Schlund.

Warum weiß der Kaffee nicht, daß man nur ihn liebt, den reinen Teufel und schwarzen Engel mit heißer Höllenliebessüßigkeit? Zwanzig Jahre Treue und noch reden, erklären müssen? Was ist das für eine Welt! Weil man Treue hält, drum wird man ein Flüchtling. Oder ist es die Strafe, weil man geschickt sein will, weil man das nicht kann, weil man kein Gauner ist?

„Den Degen!" — Leder saust durch Leder. Das Stichblatt klingt leise auf, wie vor Freude. Tausendmal gehört — zehntausendmal gehört — und er steht erschüttert.

Dann klirrt er an Spiegeln und einsamen Tischen vorbei, auf denen Uhren stumpfsinnig die Zeit hersagen, über klatschendes Parkett durch Säle und Säle.

Soll er der Gattin mit dem zähen Gesicht seine Aufwartung machen? Er schreitet nach kurzem Lachen die Freitreppe hinunter.

Draußen liegt der Platz in mächtiger Sonne. Er schließt die Augen. Warum umstarren ihn nicht die Bärenmützen hinter den flammenden Bajonetts vor den schmunzelnden Gesichtern der Todesverächter? Ist kein Vive l'empereur! in der Luft? Der Platz zu seiner Rechten ist leer. Ein krummbeiniges Etwas in Uniform hält das Gewehr vor sich, so jammervoll, daß er's dem Ding richten muß, schwankend zwischen Ärger und Gelächter. Nur noch ein barfüßiger Junge ist da, der in der Nase bohrt und davonflitzt, als der Marschall weiterschreitet.

Wohin? Er weiß nicht.

Vier Türme jauchzen gen Himmel. Ein Dom. Für Feinde des Papstes so das Rechte. Ein alter Kaiser schläft drinnen, ein Heiliger sogar. Ob es auch Heilige der höllischen Einigkeit gibt? Vermutlich, machen doch die da unten alles nach und mit Geschick, wie man sagen muß.

Ein Pfäfflein wölkt sich vorbei, er tut, als grüße er, aber seine Miene ist übelwollend und bedenklich, da sein Blick die Uniform streift. Weltlicher Tand. Freilich, Monsignore oder Bruder, oder was du sonst bist, gebt nur der Welt, was der Welt ist. Gott wird sich sein Teil schon nehmen; ihr mögt fackeln und reden und klagen, soviel ihr wollt. Eure Vorfahren in der Soutane waren gescheiter als ihr. Gleich an die Kirchenpforte setzten sie ein nacktes Weib, Urmütterchen Eva, damit der Beter entronnen frommem Dunkel gemahnt werde an der Welt Gewalt. Wollen wir wetten, daß hier auch dergleichen angebracht ist? Topp, da steht sie, die Erbsünde, wie ihr Gottes heiligstes Gebot lästernd nennt.

Da stand sie nun auch, und der Marschall stand vor ihr und der Federschmuck seines Zweispitzes rührte an dies steinerne Fleisch.

Sie lächelte; nicht mit dem Mund nur, mit ihrer ganzen Nacktheit lächelt sie in die Welt und spielerisch hält sie ein büschiges Zweiglein vor ihr Geheimnis, spielend es zu enthüllen, wenn ihr es Zeit dünkt. Wer weiß, was die abgeschlagene Rechte anstellte mit Winken oder kosender Gebärde oder befehlendem Finger.

Digitized by Google

Da waren sie wieder, die Becken und Pauken der infernalischen Musik eines Wieners. Klang's nicht aus dem Steinklotz? Wo kam er her, der Ruf?

Der Marschall stützte die Hand auf den steinernen Fuß und riß den Zweispitz vom glühenden Schädel.

Die Visconti, die Haussonville, die Georgette, die Hamilton, Sinaida Iwanowna, die Pereira, Grittli Zumsteeg, die Nubierin — was für ein Zug von Leibern! Doch schal und ohne Geheimnis, so gräßlich weihelos, lachend nur und ohne Lächeln.

An seinen Lippen spürte der Marschall kühle Rauheit. Seine Augen sahen dicht vor sich die Spanne des steinernen Weibsfußes. Er warf den Kopf zurück, das unergründliche Wesen lächelte lauschend in die Ferne, wo Beckenschlag herklang und Klingeln durchmischt von köstlich trostreichem Donnern.

Soviel Geheimnis und soviel Lächeln war in der Welt? Nicht nur Gekreisch der Gierenden und Satten? Man vergißt derlei, wenn man Fürst von Wagram und Herzog von Neuschâtel ist. Man hat keine Zeit darauf zu achten. Erst muß man Gewehre richten, dann Bataillone, Heere. Entmannt, das war's! Entmannt aus Liebe, ein Leben lang, zum Handlanger eines Ungeheuren! Wie soll man wissen von nacktem Leben und seinem lächelnden Geheimnis — wenn man nur treu ist und nichts sonst?

Noch aber ist Zeit. Es rauscht heran, der Zug des Dionysos. Ihm nach.

Wo kommt er her? Zu sühnen und zu reinigen vom mächtigsten Verrat, der alles Spiel und Wägen zwischen Altem und Neuem, zwischen Kaiser und König in Schatten stellt.

Hinauf, hinauf! Zu schauen, zu schauen, Geheimnis zu wittern und zu wissen, endlich lächeln zu dürfen! Wie die Steinerne!

Er stürmt über den Platz.

Hinter ihm schreit die Schildwache nach einem Lakaien.

Wie Kastagnetten klappern die Sohlen des Knechtes dem Dom zu.

Die Treppe.

Die Säle.

Sein Zimmer. Das Fenster.

Es rauscht über den Fluß her. Noch ist es Zeit. Das nackte Weibswesen lächelt, kein Busch mehr deckt Geheimstes und ihre Rechte, die abgeschlagene Rechte winkt Befehl, wie nicht der Kaiser süßer zu befehlen wußte.

*

Der Diener hatte vor der Eva den Zweispitz des Marschalls gefunden. Er stürzte rechts und links fragend dem Fürsten nach. Das Zimmer, in das man ihn bestimmt hatte laufen sehen, war leer. Der Lakai beugte sich zum Fenster hinaus. Er schrie, wie ein Tier. Tief unten lag im Sonnenglast des ersten Junitages blutige Uniform, der Degen war durch die Scheide gefahren und starrte funkelnd in die Luft, — und über die Brücke klingelten die Schellenbäume und wetterten die Paukenschläge der russischen Garden.

Träumendes Echo. Von Börries, Frh. v. Münchhausen

Das Echo schläft, geduckt auf schmalen Grat,
Wo längs der Wand hinführt der Gemsenpfad,
Ganz an die Glut des Felsgesteins verloren ...
Im Schlafe zucken lauschend seine Ohren.

Das Echo träumt ...
Von Murmelpfiff in Felsenwüstenei,
Von eines Bussards schnabelkrummem Schrei,
Von Windessausen in den Berggras-Halmen,
Von leisem Menschenruf an fernen Almen ...

Das Echo träumend einen Namen lallt,
Der greift sich hin am glühenden Basalt,
Hebt vorm Kamin das Eulenflaumgefieder
Und schwebt versingend in die Wiesen nieder.

Der Jäger streckt sich dort im Sonnenschein,
Und dann — warum? — fällt ihm sein Mädchen ein,
Wie gestern abend, als die Sterne kamen,
Er sie herausgelockt an ihrem Namen ...

Digitized by Google

Deutsche Fechtkunst im 16. Jahrhundert

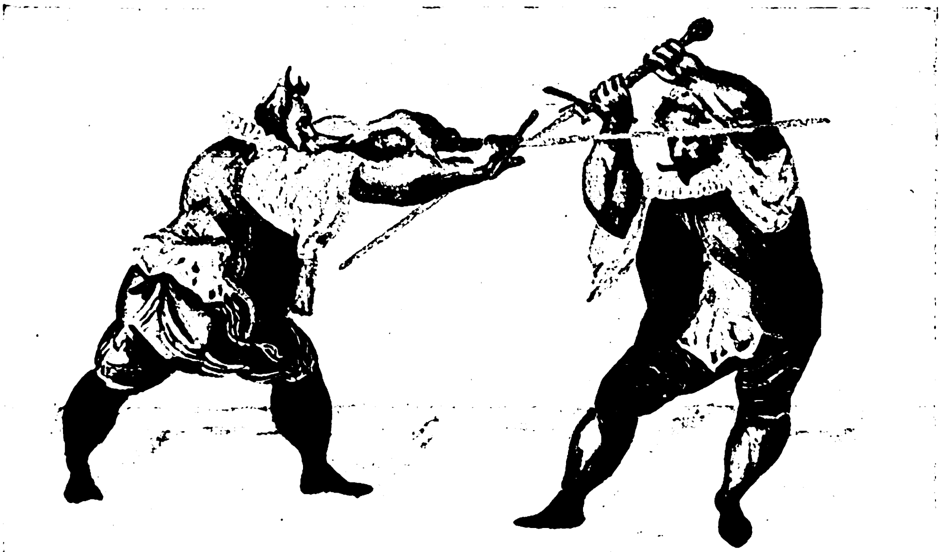
Von Prof. Dr. G. Panconcelli-Calzia

Wer heute zum ersten Male einen Fechtsaal betritt, wird sofort von dem bunten, beweglichen Bilde, das sich ihm bietet, gefesselt. Zuerst sieht er allerdings nur ein Gewimmel von weiß gekleideten Gestalten, die, den Kopf mit Masken verkappt, die rechte Hand mit einem ledernen Handschuh geschützt, sich rasch und entschlossen bewegen und Rufe ausstoßen. Allmählich aber gewöhnt sich der Laie an diesen scheinbaren Wirrwarr.

Er sieht zwei Fechter mit zierlichen, dünnen, biegsamen Waffen daherkommen, die sich einander gegenüberstellen. Sie halten die Maske in der Hand, heben die Waffen hoch und strecken sie zum Gruß zuerst dem Gegner zu, dann nach links und rechts, setzen die Maske auf und nehmen die Kampfstellung ein. Der Besucher hat Glück, denn vor ihm stehen zwei erfahrene Fechter, die wohl bedacht sind, dem Grundsatz der Fechtkunst, „möglichst oft den Gegner treffen, ohne getroffen zu werden“, volle Ehre zu machen, dabei aber die vorgeschriebenen Bewegungen nicht nur regelrecht, sondern auch schön auszuführen. Die Waffe ist das nur zum Stich bestimmte Florett; es wird damit ausschließlich zwischen Schlüsselbein und Hüftknochen gezielt. Diese Aufgabe hört sich sehr einfach an, es ist aber nicht leicht, ihr zu entsprechen. Der eine Fechter führt rasche und enge Bewegungen aus, der Bedrohte läßt sich aber nicht verblüffen, verfolgt seinen Gegner mit scharfem Blick — er ist getroffen, meint der Zuschauer — nein, er hat mit einer einfachen Kreisbewegung den Angriff abgewehrt, mit einem ebenso einfachen, aber blitzschnellen geraden Stoß geantwortet und den Gegner getroffen. Der Kampf geht weiter! Angriff und Paraden werden schneller. Mit einem Male gibt sich der Gegner links beim Ausführen eines Stoßes eine Blöße in der Flanke, der Fechter rechts bückt sich geschwind und stößt gegen die entblößte Stelle, indem die Spitze der gegnerischen Waffe über seinen Körper hinweggeht. Der letzte Treffer! Die Fechter spannen sämtliche Muskeln ihres Körpers aufs äußerste und versuchen durch leise Berührungen die Klinge des Gegners zu gewinnen; jeder strebt durch allerlei Schliche danach, dem anderen irgendeine „Aktion“ zu suggerieren, um im letzten Augenblick eine andere auszuführen und ihn dadurch zu überrumpeln. Da — zwei blitzartige Bewegungen des Fechters rechts, vergebens! ... er findet die Brust, worauf er gezielt hat, nicht mehr; der Gegner links hat rasch aufgefaßt, sich noch rascher um seine vertikale Achse nach der Seite gedreht, ist dem ihm zugedachten Stoße entgangen und hat dem Gegner die Spitze seines Floretts mitten auf die Brust gesetzt. Hochheben der Schutzmaske, Gruß, Händedruck — der Waffengang ist aus.

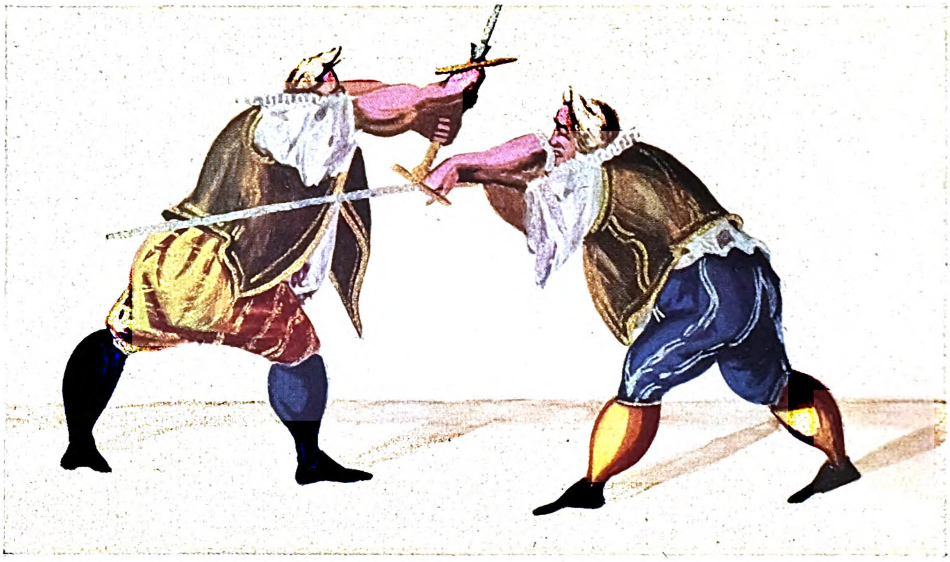
Der Laie versteht wohl die Einzelheiten und Feinheiten der Technik nicht, ist er aber ein scharfer Beobachter und hat Verständnis für Bewegung und Kampf, so kann er sich dem Zauber nicht entziehen, der von einem schönen Waffengange ausgeht.

Schon bietet sich dem Besucher ein neues



Querhieb auf die Brust mit dem Bidenhander, pariert durch einen Gegenhieb auf den Arm

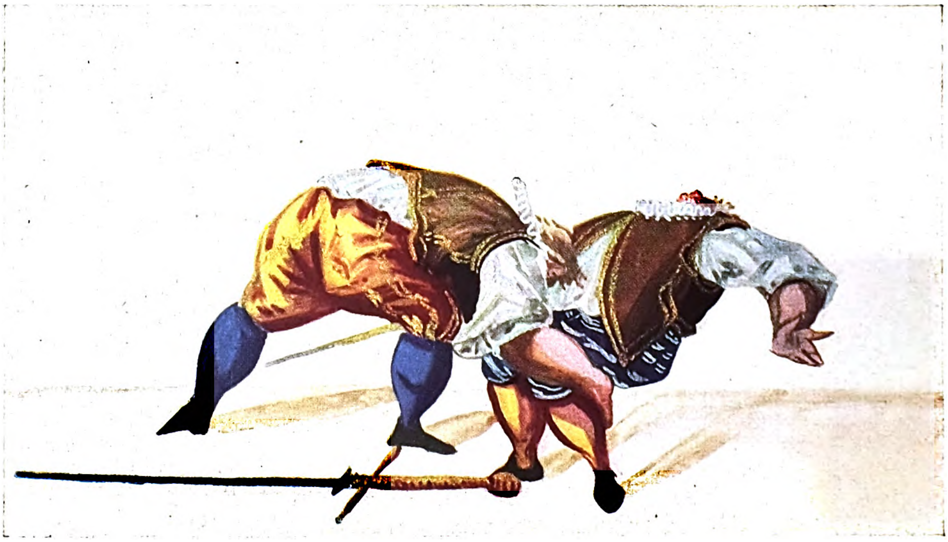
Digitized by Google



Beabsichtigter Kopfhieb, vereitelt durch einen Flankenhieb

Schauspiel. Es stellen sich jetzt zwei grundverschiedene Fechter gegeneinander. Der eine blutjung, groß, gut entwickelt, mit muskulösen unteren Extremitäten und klugen Augen, die sich lächelnd und doch im voraus siegesbewußt auf den Gegner richten. Dieser ist nicht alt, aber auch nicht mehr jung. — Auch er lächelt seinem Gegner zu, aber nicht im sicheren Gefühl des Sieges ... im Gegenteil ... er weiß, daß jener ihm bei weitem überlegen ist, stellt sich aber trotzdem ihm gegenüber und will sich zusammennehmen; so verlangt es der Sportgeist! Die Waffen sind anders als die des ersten Paares: kein Florett mehr, sondern ein leichter Säbel, der für Hieb und Stoß verwendet wird. Das „Spiel“ ist hierdurch abwechslungsreicher als beim Florett, weil jetzt Kopf, Gesicht, Hals, Brust, Bauch, Flanke und Arm als Ziel gelten, aber um so schwieriger.

Die Gegner wechseln den üblichen Gruß und nehmen die Stellung ein. Wie aus Erz gegossen steht der junge Säbelfechter da und harrt ruhig der kommenden Dinge, er wird den andern „schon kriegen“. Der „andere“ versucht ihn durch allerlei Schliche zu täuschen.



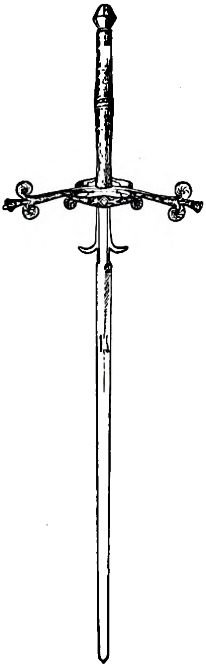
Nach Fortwerfen der Waffe faßt der linke Fechter den Gegner hinter die Knie und wirft ihn rücklings zu Boden

Digitized by Google

Fechten mit dem Dusack aus Holz. Abwehr des Angriffs mit der linken Hand und Kopfhieb

Er berührt leise seine Klinge, führt einige Finten aus, stampft mehrmals laut mit dem rechten Fuße, erreicht aber nichts. Der Gegner nimmt keine Notiz davon, höchstens ändert er seine „Einladung“. Da glaubt der Ältere den Augenblick gekommen, geht mit einem raschen Schritt vorwärts auf seinen Gegner los, wird aber durch einen Hieb auf seinen Vorderarm angehalten. Er hat sich bei der Ausführung einer Finte etwas — vielleicht nur um 1—2 Zentimeter — entblößt, was sofort von seinem geschickten Gegner ausgenutzt wurde. Es gibt keinen Stich oder Hieb, der mehr demoralisiert als derartige „Arreststöße“. Der Kampf geht weiter; das Glück steht aber nicht auf der Seite des älteren Fechters Er hat keinen Treffer zu verzeichnen, sein Gegner dagegen hat schon drei für sich, und da man beim Säbel bis fünf Treffer ficht, so wird es brenzlig; er muß sich noch mehr zusammennehmen. Der Kampf wird bewegter: Doppelsprünge rück- und seitwärts, Verfolgen des fliehenden Gegners erhöhen den Reiz des Waffenganges. Am Ende hat der Ältere doch noch einen Treffer angebracht — es ist ihm gelungen, den Gegner zu verblüffen — worauf er — und mit Recht — stolz ist. „Versöhnung“ durch Gruß und Händedruck.

Das war sehr spannend, gesteht der Zuschauer sich selbst, trotzdem hat ihm das Florettfechten besser gefallen. Das Säbelfechten verlangt mehr Bewegung und gestattet ein abwechslungsreicheres Spiel, aber das Florett hat etwas Leichteres und Gefälligeres ... Ah, jetzt wird wieder Florett gefochten ...



Ein neues Fechterpaar nimmt Stellung. Aber merkwürdigerweise geht das Fechten dieses Mal sehr bedacht vor sich, und sogar unser Zuschauer merkt nach kurzer Zeit, daß die Fechter vorwiegend auf die Hand und den Vorderarm des Gegners zielen. Das Erstaunen des Zuschauers wächst, wenn er sieht, daß der eine Gegner auf den Fuß getroffen wird und daß der Treffer gilt. Er wird nun aufmerksamer. Die jetzt verwendete Waffe erinnert wohl an das Florett, ist aber anders gebaut: der Griff ist massiver, die Klinge dreikantig und steifer als die des Floretts, die Glocke, die zum Handschutze dient, bedeutend größer. Es ist der Duelldegen, mit dem man wohl nur stechen, aber den ganzen Körper als Zielscheibe benutzen kann. Im Ernstfalle eine fürchterliche Waffe; bei weitem gefährlicher als der leichte Säbel, denn ein Stich hat meist schlimmere Folgen als der Hieb. Der Zuschauer hat keine Freude an diesem Degenkampf, was begreiflich ist, weil zur Beurteilung dieser Waffe tiefgehende technische Kenntnisse gehören.

Der Besucher ist überrascht, daß alle Fechter auch nach einem verhältnismäßig kurzen Waffengange schneller atmen, erhitzt sind und schwitzen. Er kann sich das nicht erklären, denn das Verhalten der Fechter ließ nicht auf übermäßige Körperanstrengungen schließen. Der Zuschauer irrt sich!

Die Bewegungen guter und er-

Digitized by Google

Der Fechter rechts kommt seinem Gegner zuvor und trifft ihn auf die Flanke, bevor er den ihm zugedachten Kopfhieb erhalten hat

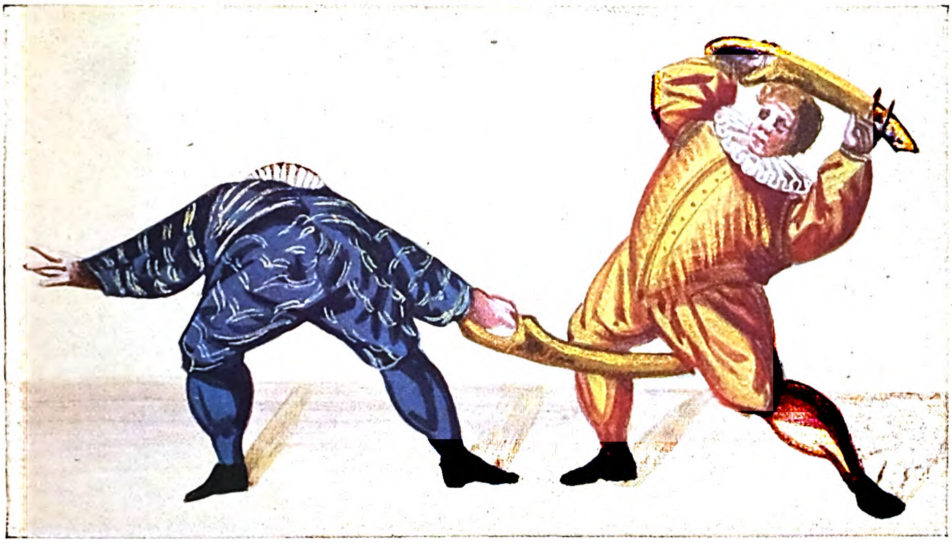
fahrener Fechter sehen geschmeidig, behend, abwechselnd gespannt und entlockert aus; Sprünge vor-, rück- und seitwärts werden blitzschnell ausgeführt; auf einen Angriff folgt die Parade und Antwort so schnell, daß es den Eindruck einer einzelnen Bewegung erweckt. Der Waffengang sieht sich daher leicht und mühelos an. Daß es das Ergebnis von langjährigen Übungen, die die Geduld und Ausdauer des Betreffenden auf eine harte Probe gestellt haben, und daß die Mühelosigkeit nur scheinbar ist, ahnt der Zuschauer nicht. Hat man doch je nach den an den Fechter gestellten Anforderungen und je nach seiner seelischen Veranlagung und körperlichen Beschaffenheit festgestellt, daß ein freier Waffengang Temperaturerhöhungen bis 1,4° C, Gewichtsabnahmen bis 750 gr, Blutdruckzunahmen von 35 Quecksilbermillimeter und eine Puls- und Herzbeschleunigung von über 100 Prozent hervorrufen kann; auch die Kohlenstoffbildung beim Fechten ist bei weitem größer als bei den schwersten Berufen. Diese körperlichen Erscheinungen sind hauptsächlich auf die geistige Anspannung zurückzuführen, denn, so merkwürdig es auch klingen mag, man ficht mit dem Geiste; der Körper muß allerdings so geschult sein, daß er jedem Willensantrieb sofort entspricht.

Mancher Leser wird daher fragen, weshalb die Fechtkunst, die den Körper in so hohem Maße stählt und den Geist ausgezeichnet schult, nicht so verbreitet ist, wie sie es eigentlich verdient. Das Boxen wird z. B. viel mehr getrieben als das Fechten. Das hat mehrere Gründe. Zunächst sind die technischen Grundsätze des Boxens bei weitem einfacher als die des Fechtens. Weiter sind zum Boxen keine Waffen und auch — abgesehen von dem Handschuh — keine Schutzvorrichtungen nötig; das Boxen kann außerdem überall, im Zimmer und im Freien, ausgeübt werden, lauter Umstände, die die Verbreitung dieses Kampfsportes begünstigt haben. Auch sieht jeder die praktische Anwendung des Boxens ein. Endlich herrscht eine gewisse Abneigung gegen das Sportfechten, weil in ihm eine Vorbereitung zum Zweikampf und folglich ein Mittel zur Züchtung von Raufbolden gesehen wird; die Sache verhält sich freilich umgekehrt, denn gerade gute Sportfechter gehen ernsten Streitigkeiten aus dem Wege, weil sie zu gut wissen, von welchen Zufälligkeiten der Ausgang eines Zweikampfes abhängt! Mancher andere kann dem Sportfechten wegen der Stichwaffen, der Finten, des „Auskneifens“ durch Zurück- und Seitwärtsspringen keine Zuneigung abgewinnen. Er sagt, das sei keine deutsche Art zu kämpfen. Der Deutsche lauere nicht, hüpfe auch nicht hin und her, denn er könne einen ehrlichen Hieb, ohne mit den Wimpern zu zucken, gut vertragen. So sei es immer gewesen und auch die „alten“ Deutschen hätten in dieser Weise gefochten.

Wir wollen diese letzte Äußerung näher ins Auge fassen und prüfen, ob sie auch den Tatsachen entspricht.

Die deutsche Fachliteratur weist seit dem 14. Jahrhundert manche wertvolle Manuskripte und Fechtbücher auf, die Einsicht in die Vergangenheit der deutschen Fechtkunst gewähren. Aus der Menge der Handschriften fiel mir jüngst ein Prachtexemplar aus dem 16. Jahrhundert auf. Es befindet sich in der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel und zeigt wunderschöne Handmalereien und große Mannigfaltigkeit des Stoffes. Dank dem Ent-

Digitized by Google



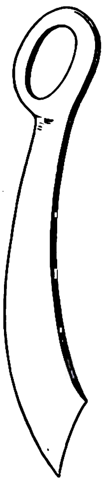
Der Fechter rechts ist zu lange in seiner Stellung geblieben, was ihm einen Beinhieb einbringt

gegenkommen der Leitung der Wolfenbütteler Bibliothek war es mir möglich, dieses Kleinod seiner Verborgenheit zu entreißen und einige darin enthaltene Malereien in ihrer Originalfarbenpracht hier überhaupt zum ersten Male zu veröffentlichen.

Treten wir unsere Forschungsreise an und begeben uns auf einen Fechtboden des 16. Jahrhunderts. Die Handschrift soll dabei unser geschichtlicher Führer sein.

★

Ein alter Mann mit langem Barte und martialischem Aussehen ist der Fechtmeister. Er stützt sich auf eine Stange und beobachtet die Fechter; diese sind einfache, kraftstrotzende und behende Leute. Zwei Burschen holen Waffen. Wir trauen unseren Augen nicht ... kaum haben sie mit beiden Händen den Griff des mächtigen Schwertes gefaßt, so greifen sie sich schon gegenseitig an. Es ist kein Gruß ausgetauscht worden, auch hat der eine Gegner nicht gewartet, bis der andere Stellung nahm. Die Burschen tragen keine Maske! Das ist doch Verwegenheit! ... Beruhigen wir uns! Die Waffen sind stumpf, und die Burschen vertragen einen herzhaften Hieb. Können sie das noch nicht, so müssen sie sich daran gewöhnen, werden sie doch auf dem Schlachtfeld oder beim Preis- und Schaufechten ganz andere Hiebe ertragen müssen, die mit scharfen Waffen versetzt werden. Wie die Burschen ihren Bidenhander geschickt führen! Sie fechten aber anders als wir heute! Sie warten nicht ab, bis der Gegner seine „Aktion“ ausgeführt hat, um zu parieren und erst dann zu antworten, sondern wehren meistens



einen Hieb mit einem Gegenhieb ab, wie uns der Bursche links soeben gezeigt hat. Sein Gegner hatte ihm einen Querhieb auf die Brust zugedacht, er hat aber seine Waffe so entgegengehalten, daß nicht nur der Hieb pariert, sondern gleichzeitig der Gegner am Arm getroffen wurde. Aber Finten in unserem heutigen Sinne kennen sie doch! Der Bursche da rechts tut jetzt so, als ob er auf den Kopf des Gegners schlagen wollte; der Gegner hat kaum sein Schwert hochgehoben, so erhält er einen mächtigen Hieb gegen die Flanke; es war ein mit gekreuzten Armen ausgeführter Streich. Das muß schmerzen, da die Waffe schwer ist und der Hieb mit voller Wucht von kräftigen Armen ausgeführt wurde. Der Getroffene schreit in der Tat wütend auf, stellt den linken Fuß vor und legt sein Schwert auf die rechte Achsel, die Klinge hängt hinter ihm herab. Er will den sogenannten „Zornhieb“ ausführen, der seinen Namen der seelischen Verfassung des Fechters verdankt. Wehe, wenn der Hieb sitzt, denn er kommt mit einer niederschmetternden Wucht, ist aber in Wirklichkeit nicht so gefährlich, weil er viel zu weit hergeholt werden muß, und läßt daher eine Zwischenaktion leicht zu! Der Bursche, dem ein solcher Streich galt, ist in der Tat auf der Hut: dem Zornhieb entgeht er durch eine einfache tiefe Verbeugung und durch Einziehen des Bauches. Der schwere Bidenhander findet keinen Widerstand, saust in der Luft weiter und zieht den Fechter in einem großen Bogen mit sich; rasch läßt der Angegriffene von oben herunter einen mächtigen Hieb auf den Rücken des

Digitized by Google

Der Dolchfechter rechts hat seine rechte Hand unter den Arm des Gegners geschoben, mit der Linken dessen Handwurzel gefaßt und sticht ihn in den Oberschenkel

Gegners sausen. Jetzt entsteht aber eine wilde Jagd! Der Getroffene springt seitwärts hin und her, bückt sich tief bis auf den Boden, um wie eine Feder wieder emporzuschnellen, umkreist den Gegner, macht unglaublich viele und schnelle Finten und versucht Hiebe, die — wenn sie das Ziel erreichten — keine angenehme Berührung für den Gegner wären. Aber der junge Bursche hat ein scharfes Auge ... trotzdem sehen wir ihn plötzlich auf den Rücken fallen. Was ist geschehen? Seinem wütenden Gegner ist endlich ein so starker Schlag auf das gegnerische Schwert gelungen, daß dieses nach der Seite geschleudert wurde. Schnell hat er nun seine Waffe hingeworfen, sich mit einem Sprung dem Gegner genähert und blitzartig gebückt, ihn hinter die Knie gefaßt und rücklings auf den Boden geworfen. Wir meinen nun, der Hingestürzte sei verloren, weil die lange Waffe, die er noch in der Hand behält, ihn im Nahkampf nur behindere. Wir irren uns, denn die früheren deutschen Fechter waren im Ringkampf so ausgebildet, daß sie darin meistens dieselben guten Leistungen wie im Fechten aufwiesen. Es war allerdings nicht etwa der griechisch-römische Kampf, sondern ein Ringen, in dem alle Griffe ausnahmslos gestattet waren. Mit der Zeit geriet in Deutschland diese Art zu ringen in Vergessenheit. Erst als sie Anfang dieses Jahrhunderts nach Deutschland unter dem exotischen Namen jujits' (dschudschits) von Japan eingeführt wurde, kam sie wie manches andere ursprünglich Einheimische wieder zu Ehren. — Unsere Aufmerksamkeit wird jetzt von einem anderen Fechterpaar beansprucht, das mit kurzen und eigentümlich krummen Waffen kämpft. Es sind Dusäcke aus Holz. Aber, was sehen wir? Der eine Fechter pariert mit der linken Hand und schlägt gleichzeitig seinen Gegner auf den Kopf! Das entspricht ganz und gar den Regeln. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde stets die linke Hand benutzt, einerlei ob man nach der deutschen oder welschen Weise focht. In romanischen Ländern und besonders in Italien hielt man im 16. Jahrhundert sogar einen Dolch oder einen Mantel in der linken Hand. Der etwa siebzig Zentimeter lange und ein Pfund wiegende Holzdusack ließ ein verhältnismäßig rasches und bewegtes Spiel zu, auch waren Hieb und Paraden äußerst abwechslungsreich.

Deutscher Fechtlehrer des 16. Jahrhunderts

Wenden wir uns nun nach jenem Teil des Fechtbodens, wo es merkwürdig leise und ruhig zugeht. Halten jene Burschen nicht einen Dolch? Ja, und sie wollen damit fechten. Es wird keine Stellung genommen, kein Gruß gewechselt — der bis Mitte des 17. Jahrhunderts überhaupt unbekannt war — es werden keine allzu lebhaften oder überflüssigen Bewegungen ausgeführt. Jeder Bursche lauert und läßt keinen Augenblick seinen Gegner aus dem Auge; es kommt darauf an, ob der Mann „hoch oder niedrig“ auf den andern losgeht . . . „Gehet er hoch / so darffstu dich nichts besorgen / und

Digitized by Google

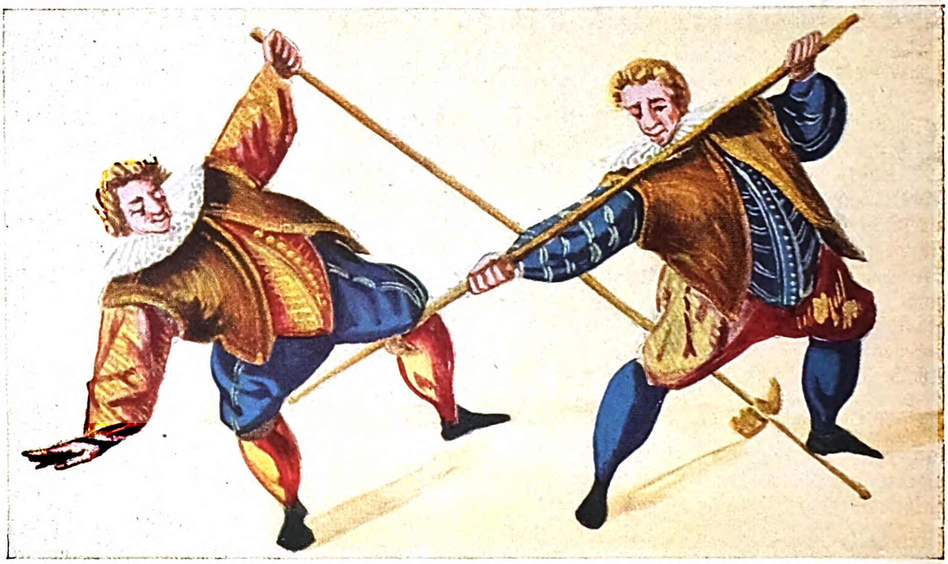
Dem Unbewaffneten (links) ist es gelungen, den bewaffneten Arm des Gegners zu fassen. Er hebt das Bein des Gegners hoch und bringt ihn dadurch zu Fall

magst die stücke / so du im sinn hast / frey nemen / Gehet er aber nidrig / so habe dein inn guter acht" ... sagt Meister Auerswald. Eine Bewegung des einen Fechters, um den Gegner von oben zu treffen! Rasch packt ihn der Gegner an seiner rechten Handwurzel, dreht ihm den Arm herum, daß ihm die Sinne vergehen und sticht ihn auf den Oberschenkel. Verliert der eine Fechter seinen Dolch, oder ist er von einem Gegner unbewaffnet überrascht worden, so ist er ausschließlich auf die Kunstgriffe des Ringkampfes angewiesen. Das zweite Dolchfechterpaar hat soeben einen prachtvollen Augenblick dieses scheinbar ungleichen Kampfes gezeigt: der Unbewaffnete hat mit seiner rechten Hand den bewaffneten Arm des Gegner gefaßt, sich rasch gebückt und durch seitliches Hochheben des rechten Beins des Gegners diesen zu Fall gebracht.

Was ist aber für ein lärmvoller Betrieb im benachbarten Hofe neben dem Fechtboden? Es wird auch hier gefochten. Diese Burschen können nur draußen üben, weil ihre Waffen viel zu lang sind. Die langen Stangen, womit unsere Burschen im Hofe fechten, sind die Übungswaffen zur Erlernung der Handhabung der langen Lanze. Im Kriege

Fechten mit halben Stangen

Digitized by Google



Fechten mit der Hellebarde. Das Einhaken des Gegners mit der Beilklinge war sehr beliebt

benutzten die Landsknechte auch kürzere Waffen und darauf bereiteten sie sich durch die sogenannten Halbstangen vor. Neben den Burschen mit den Halbstangen stehen auch andere mit der Hellebarde, die wegen ihrer Beilklinge — womit der Gegner eingehakt werden konnte — und ihrer Spitze im Nahkampf noch mehr zu fürchten war als die übermäßig langen Lanzen.

★

Vor-, rück- und seitwärtsspringen, auf den Gegner lauern, fintieren, mit der linken Hand parieren, Entwaffnung des Gegners durch Schlag oder Greifen und Festhalten der Klinge, Ringen, alles war den deutschen Fechtern des 16. Jahrhunderts bekannt. Daß „früher" in Deutschland so gefochten wurde, wissen heute nur wenige. Mit der Zeit traten Änderungen ein. Die Vervollkommnung der Feuerwaffen einerseits und das Aufblühen der Fechtkunst in den romanischen Ländern, insbesondere in Italien, übten seit dem 16. Jahrhundert einen tief gehenden Einfluß auch in Deutschland aus. Gegen eine verhältnismäßig leichte Waffe wie den Degen konnten schwere, lange Waffen nicht aufkommen. Das Degenfechten eroberte sich schnell das Feld und behauptete es. Schon zur Zeit, aus der die Wolfenbütteler Handschrift stammt, war das welsche Degenfechten gang und gäbe in Deutschland. Auch deutsche Studenten erledigten ihre Ehrenhändel von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis etwa zu den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Stoßdegen. Also bringt die historische Betrachtung den Beweis, daß die „alten" Deutschen nicht ausschließlich im festen Abstand, ohne zu lauern und nur auf den Hieb gefochten haben.

Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn neben den neuen Waffen auch die Handhabung der alten der Vergangenheit entrissen und wieder gepflegt würde. Planmäßige Versuche zur Belebung der früheren deutschen Fechtkunst hat der Verfasser dieser Zeilen schon 1924 angestellt. Die Vorführungen, die jedesmal die wissenschaftlichen Vorlesungen ergänzten, fanden den Beifall der Zuschauer, einerlei ob sie Fechter oder Laien waren. Käme das Fechten der früheren Deutschen wieder zu Ehren und würde diese Fechttechnik wieder gebührend gepflegt, so könnte sich jemand, dem die modernen Sportwaffen nicht zusagen, vielleicht des Bidenhanders bedienen, besonders wenn er stämmig und kräftig ist; ein anderer, der leichter und behender ist, würde sich wahrscheinlich für den Dusack entschließen usw. Das sollte nicht nur aus rein sportlichen, sondern auch aus kulturgeschichtlichen Gründen vereinzelt bleiben, denn Pflege und Neubelebung alter Sitten bedingt das Kennenlernen vergangener Kulturgüter und trägt so zur tieferen Würdigung der Geschichte eines Volkes bei.

Pfeiffer und Trummenschläger, die damals an jedem Preisfechten teilnahmen

Digitized by Google

Der Mann, der die Straße hinaufgeht...

Novelle von Will Scheller

Im April, eines Abends um elf Uhr, als die Luft von jener zerrüttenden Milde war, die gewissen kurzen Abschnitten jeder Übergangszeit eignet, schloß die Tür der alten Weinstube „Zum ewigen Faß“ hinter einem älteren Herrn, der sie genau vor einer Stunde, jedoch von außen her, durchschritten hatte — ein Vorgang, der in eben der gleichen Folge, mit eben der gleichen Szenerie und eben den gleichen Akteurs an jedem Abend sich abzuspielen pflegte.

Der in Rede stehende ältere Herr, dessen unauffälliges Äußere nicht weiter von Belang ist, hatte, was zu erwähnen allerdings unumgänglich scheint, seine üblichen drei halben Schoppen einer weißen Burgundermarke, die eigens für ihn im Keller lagerte, zu sich genommen, schweigend, von den zwei oder drei ebenfalls üblichen, knappen, aber gewürzten Zwiegesprächen mit dem nicht viel redseligeren Wirt abgesehen, und war dann mit der gleichermaßen üblichen Handbewegung aufgebrochen, worauf das eingangs geschilderte Begebnis abgeschnurrt war.

Da es übrigens gar keinen Zweck noch überhaupt einen Sinn hätte, ein Geheimnis daraus zu machen, soll nun, obwohl es eben nicht viel zur Sache tut, gleich gesagt sein, daß es sich hier um den noch im Dienste befindlichen Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur handelt, einen nicht nur durch gute Handschrift und flüssigen Stil, sondern auch durch Scharfsinn und Geistesgegenwart ausgezeichneten Beamten, der bei seiner vorgesetzten Behörde verschiedene Steine von recht ansehnlichem Gewicht in dem bekannten Brett besaß, wozu sein überaus regelmäßiger, unscheinbarer Lebenswandel zweifelsohne nicht wenig beigetragen hatte.

Dieser Herr verließ also nach dem gewohnten, in gewohnter Weise vollzogenen Genusse eines nicht üblen Tropfens die Weinstube „Zum ewigen Faß“ und schritt bedächtigen Ganges, den gut gewickelten Regenschirm in den auf dem Rücken verschränkten Händen, in den lauen Frühjahrsabend hinein. Da er in einer Stadt von gediegener Lebensart sich befand, begegneten ihm nicht viel Menschen außer einigen vom halben Mond nachgiebig beschienenen Liebespaaren, einem Wachmann, etlichen Herren, teils in Uniform, teils in Zivil, und weiblichen Gestalten immerhin, die sich im Schatten der Häuser zögernd hin und her bewegten.

Der Herr Gerichtsrat Nebenbaur fühlte, wie ein gänzlich begriffsloses Behagen von den mittleren Teilen seines Körpers auf alle Gliedmaßen überging und schließlich auch zu seinem Kopfe emporstieg. Er empfand ein leises Prickeln in den Blutgefäßen, ein sanftes, kaum noch merkbares Brausen in den Gehörsnerven, zugleich eine traumhafte Frische der Muskeln und geradezu ruckweise sich verstärkende Fähigkeit des Blicks, der, hell und kühl glänzend, ohne besondere Teilnahme die Formen der Umwelt aufzunehmen beschäftigt war. Indessen, dieser Zustand hatte nichts Befremdendes, ja nicht einmal etwas Neues an sich, denn in ihm trat ja der bezeichnende Erfolg der allabendlichen Sitzung hervor. Nichts anderes konnte sich auch dieses Mal in den Schwingungen des Allgemeinbefindens offenbaren, und so ließ der Herr Gerichtsrat nicht davon ab, seinen Gang in der wie stets gemessenen Weise zu verfolgen. Das alles wäre nun gewiß nicht des Erzählens wert, wenn es nicht die Voraussetzungen einer kleinen Sonderbarkeit umfaßte, die nunmehr nicht zögerte sich zu ereignen.

Der Heimweg führte nämlich den Herrn Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur durch die Hauptstraße, welche über und an mehreren Plätzen vorbei, beziehungsweise hinlief. Dem größten Platze, den sie links liegen ließ, gegenüber strebten zwei hügelan steigende Straßen von mäßiger Breite spitzwinklig auseinander, oder, wie es vielleicht nicht weniger gut zu verdeutlichen ist, in einen kleineren, schiefebnigen Platz zusammen, dessen Höhe von einer bescheidenen gärtnerischen Anlage gekrönt wurde. Herr Nebenbaur pflegte sich, da er ja täglich zwischen diesen beiden Plätzen seinen Weg nahm, nicht besonders um diese topographische Tatsache zu bekümmern, der ja auch keine ungewöhnliche Bedeutung innezuwohnen schien. Sei es nun, daß an diesem Abend infolge der Luftstimmung eine unerwartete Anziehungskraft in den Gebäuden und ihrer Lage wachgeworden war, sei es, daß in der ganz persönlichen Verfassung des Gerichtsrats, vielleicht auch infolge der Jahreszeit, irgendwelche so vorübergehende wie plötzliche Störungen der geheimnisvollen Richtschnur seines Bewußtseins eingetreten waren — jedenfalls blieb der sonst so unauffällige ältere Herr mit einem gelinden Ruck stehen, stützte die Hände auf die Krücke des Regenschirms vor seinem schmächtigen Leibe und starrte mit einer gewissen Anspannung des Gesichts die zweite Straße hinauf.

Digitized by Google

War da etwas Erstaunliches zu sehen? Keineswegs; die saubere, ziemlich steil ansteigende Straße war durchaus frei von Passanten, und nur ganz oben, wo sie in eine andere mündete, stand eine kleine, kaum erkennbare Gruppe von Menschen. Die Miene des Gerichtsrats wurde aber von einem eiligen Lächeln überlaufen, dem ein zweites, listig verzwicktes folgte. Der Schirm wanderte wieder auf den Rücken, und der ganze Mann setzte sich der Mitte des Fahrdamms der fraglichen Straße zu in eine behaglich kostende Bewegung.

Seine Gedanken waren in einem fröhlichen Aufruhr begriffen. Als er die nach der Schnur gebaute, leere, sichtbar emporklimmende Straße zufällig wahrgenommen hatte, war ihm etwas bewußt geworden, das er vordem, so oft ihm doch dieser Anblick zu widerfahren pflegte, bemerkt zu haben nicht sich entsann. Da war eine Straße, eine tadellos gerichtete Straße von angenehm scharfen Linien, eine Straße, die mit einladender Breite die Höhe erklomm, überdies eine ziemlich leere Straße, die dem untenstehenden Beschauer ihr ganzes Wesen frei darbot. Wie mußte es wirken, wenn jemand ganz allein diese Straße hinaufging, in ihrer Mitte, langsam und würdevoll, und so dem Gesamtbild eine zurückhaltend belebende und doch einmalige, nicht wiederkehrende Abstufung verlieh? Welche Möglichkeit sonach, dies in eigener Person zu unternehmen, er, Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur, er selbst der Mann sein zu können, er und kein anderer, der Mann, der die Straße hinaufgeht? Ein Feigling, wer sich das entgleiten ließe!

Die schattenhafte Gruppe war inzwischen von irgendeiner Hausöffnung verschluckt worden, und er, Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur, spazierte als einziger Mensch die Straße hinauf in einer Gangart, als bereite ihm jeder Schritt einen unendlichen Genuß.

In der Tat, es war auch eine tief in alle Kammern des Gemüts hinabsteigende und berauschend in das Bewußtsein zurückströmende Wonne, was ihn erfüllte. Von heimlichem Glück erstrahlend, spiegelte er sich in der einfachen Tatsache seines unversehrten Entschlusses, und hatte Mühe, seine Seligkeit nicht in allerlei Gesängen laut werden zu lassen. Siehe, ich vermag es also, aus heiler Haut der Mann zu sein, welcher die Straße hinaufgeht — gerade ich, obwohl mir doch gar nicht soviel daran gelegen war! Frei von allem Zwang habe ich es für gut befunden, den von warmem Leben erfüllten Fleck in diesem sonst leblosen, mondkalten Bilde zu bilden, denjenigen Punkt, auf den sich alle Blicke mit inniger Beruhigung richten, wenn sie die Straße betrachten. Ich bin es, der ihnen, unbekannt und doch voll herzhafter Anziehung, einen unmittelbaren Frieden spendet, eine Sicherheit, hier sei Leben von vertrauenswürdiger Wirklichkeit, und nicht ein verständnisloses, hart und böse zurückweisendes Wesen von gespenstischer Starrheit, hinter dem niemand Freundliches zu denken wagt. Aber wie? Bin ich nicht, in dem so von dieser meiner sonst wohl kaum sehr erheblichen Person etwas ausgeht, worin mehr ist als Persönliches, bin ich da nicht auch selber mehr als diese Wein getrunken habende Person, was? Bin ich da nicht eine Kraft, jenseit aller persönlichen Form entquellend, wie?

Er lachte vor sich hin; dieses vergnügte Kichern wurde jedoch bald ein wenig zögernd, und nachdem sich seine Schritte verlangsamt hatten, blieb der Herr Gerichtsrat Nebenbaur stehen, stemmte mit einem kräftigen Ruck den Regenschirm vor sich hin und sagte laut und lallend: „Silentium!" Und ohne vor dem Widerklang seiner Worte zu erschrecken, versuchte er über den Charakter seiner augenblicklichen Situation größtmögliche Klarheit zu gewinnen.

„Meine Herren! Ihnen, die Sie so freundlich sind, mich anzuhören, möchte ich zunächst als eine durch nichts zu bestreitende Tatsache zur Kenntnis bringen, daß ich der Mann bin, welcher die Straße hinaufgeht. Erfassen Sie es wohl, ich, der Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur, bin es, der zwischen elf und zwölf Uhr abends den Entschluß gefaßt hat, der Mann zu sein, der die Straße hinaufgeht. Nun erlaube ich mir, Sie zu fragen, und wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären, was ist es, das mich zu dieser freien Handlung bewog, oder, wenn es nichts außer mir ist, was bin ich, daß es mir möglich wurde, zu diesem mehr als persönlichen, von geradezu dämonischer Anonymität getragenen Belang meiner gegenwärtigen Existenz urplötzlich aufzurücken?

„Es gibt, wie Sie zu wissen wahrscheinlich das Vergnügen haben, zweierlei Bestimmungen des menschlichen Handelns: entweder der darin sich offenbarende Wille ist Eigentum des tätigen Subjekts, und dann ist es der gewöhnliche unfreie Wille, oder es ist gar kein persönlicher Wille, dann ist das tätige Subjekt eben verrückt oder, welcher Ausdruck Sie vielleicht angenehmer dünkt, besessen. Letzteres von mir in diesem Augenblick zu vermuten, sehe ich keinen zureichenden Grund, denn ich bin, wie Sie zugeben werden, meiner Sinne durchaus mächtig: dort erblicke ich eine Laterne, meine Hände umschlingen den Knauf meines Regenschirms,

Digitized by Google

als Kopfbedeckung trage ich einen steifen schwarzen Filzhut, über mir am Horizont ist die Hälfte des Mondes zu sehen, eines Gestirns, das unserem Planeten zur Begleitung beigefügt ist — wünschen Sie noch mehr Belege meiner Zurechnungsfähigkeit?

„Indessen kann auch von dem gewöhnlichen unfreien Willen bei dem fraglichen Entschlusse nicht die Rede sein; ich hatte weder den Wunsch, hier heraufzugehen, noch gab es einen Zwang, dem ich hätte gehorchen müssen. Es machte mir lediglich Spaß, der Mann zu sein, der die Straße hinaufgeht, jawohl, und ich habe durchaus nichts davon, was ich damit hätte erreichen können, noch gab es etwas, das mich dazu hätte veranlassen können. Wieso konnte dies nun zustande kommen, hä, wenn die allgemeine Determination nicht mitspielt und wenn ich nicht verrückt bin? Halten Sie mich vielleicht für den lieben Gott oder für seinen Widersacher, der über die allgemeine Weltordnung sich stets hinwegzusetzen beliebt? Ich verlange keine Komplimente von Ihnen, meine Herren, i bewahre, wir sind allesamt schlichte Bürger eines vortrefflich . . .“

Er hielt inne, denn es war ein Mensch neben ihn getreten und betrachtete ihn mit Mißtrauen und Verwunderung. Der Gerichtsrat sah ihm voll in die Augen und lüftete mit großer Höflichkeit den Hut.

„Ah mein Herr, ich erlaube mir, Sie zu begrüßen! Auch Sie gehören, Ihrer sympathischen Erscheinung nach, zu den Bürgern dieses vortrefflich eingerichteten Staatswesens, als dessen Glieder wir uns zu schätzen die Ehre haben. Sehen Sie dort das Phänomen mit der Gießkanne? Es ist ein gut besoldeter Mann, der seine innere Gesittung in dem Pflichtgefühl des öffentlichen Beamten zu erkennen gewohnt ist. Wir alle wünschen, auf sauberen Straßen einherzugehen, und haben kraft unserer Verfassung diesen Wunsch in der Existenz des Mannes mit der Gießkanne verwirklicht, welchen Sie deshalb als ein Symbol der allgemeinen Gesetzlichkeit des Lebens und Treibens auf diesem Fleck des Planeten erblicken mögen; einer Gesetzlichkeit, mein Herr, von der wir kaum annehmen dürfen, daß nicht eine höhere Ordnung sie begründe. Dennoch habe ich soeben die Erfahrung gemacht, daß es möglich ist, außerhalb dieser Gesetzlichkeit zu handeln, und dies nicht nur ohne Störung des Ganzen tun, sondern sogar durch diese Handlung zum allgemeinen Besten beitragen zu können, indem ich aus einer gewissen Entschließung heraus der Mann wurde, welcher die Straße hinaufgeht und sie dadurch aus ihrer gespenstischen Starrheit zu einem Anblick von warmer Lebendigkeit erhebt. Haben Sie die Güte, mir zu erklären, was ich aus dieser Erkenntnis entnehmen muß! Bin ich unvermutet die Verkörperung einer Kraft geworden, die über den Dingen dieser Welt waltet? Ich fühle mich gedrängt, dies anzunehmen, ja, es ist eine starke Freudigkeit in mir, welche mich veranlaßt, an das Vorhandensein einer übermenschlichen Freiheit in meiner Person zu glauben und zum Beispiel Sie, mein Herr, dessen Wert ich im übrigen keineswegs zu unterschätzen geneigt bin, ein wenig aus der sogenannten Vogelperspektive zu betrachten . . . Aber Sie brauchen nicht zu erschrecken, nein, fürchten Sie nicht, ich würde meine Macht mißbrauchen. Ich stehe Ihren politischen Einrichtungen zu wohlwollend gegenüber, als daß ich deren Gang durch meine göttlichen Launen unterbrechen möchte.“

Der Herr Gerichtsrat Cornelius Nebenbaur machte eine Pause, denn er fühlte sich ein wenig erschöpft von seinem Exposé; indem er jedoch in die Taschen seines Überrockes griff, um das gelbseidene Schnupftuch behufs Abtrocknung seiner Stirn hervorzuziehen, kam diese Bewegung zu einem plötzlichen Stillstand. Ein leises Zittern durchlief den Körper Nebenbaurs, denn er sah sich unvermutet von einem Haufen fremder Menschen schattenhaft umgeben, deren offenkundige Teilnahme mehr so etwas wie schadenfrohe Neugier als wirkliches Interesse zu verraten schien. Einer hatte nach der Tiefe der Straße zu gewinkt, von woher alsbald die gewichtige Figur eines Polizisten sichtbar wurde. Der Gewaffnete trat in den Kreis und legte dem Gerichtsrat eine schwere Hand auf die Schulter.

„Mein Herr, es ist nicht erlaubt, die Nachtruhe durch lautes Reden zu stören. Die Straße dient lediglich dem Verkehr, und ich muß Ihnen zu Ihrem eigenen Besten raten, Ihren Weg fortzusetzen. Hat jemand etwas Besonderes gegen den Herrn vorzubringen?“

Die Umstehenden zuckten die Achseln.

„Der Kerl ist ja besoffen. Er soll sich in die Klappe legen. Der dumme August gehört in den Zirkus.“

Zur Hälfte belustigt, zur Hälfte gelangweilt ging die Gruppe nunmehr auseinander, um aus einiger Entfernung den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten.

Der Gerichtsrat war ganz verwirrt. Aus welcher Höhe hatte man ihn heruntergerissen? Sein Hirn brauste wie nach einem gewaltigen Sturz, er vermochte nicht, sich klar zu werden. Er wandte sich an den Schutzmann, der mit einer gewissen Ungeduld neben ihm stehen geblieben war.

Digitized by Google

„Sagen Sie mir doch, hochgeehrter Herr, was dies zu bedeuten hat. Wo befinde ich mich? Es war eine höchst angeregte Unterhaltung im Gange über die Ordnung dieser Welt, man sprach in durchaus ehrfürchtiger Weise von unserem Staate, und mir schien, als gelte es den Versuch, über ein wichtiges Problem Klarheit zu gewinnen. Was für eine Kraft hat dieses geistige Unternehmen zerstört?“

„Ach was, gehen Sie heim und schlafen Sie Ihren Rausch aus. Ich habe nur dafür zu sorgen, daß die Verordnungen des Magistrats befolgt werden. Wenn Sie den Weg nicht allein finden können, dann sagen Sie mir Ihre Wohnung, damit ich Sie führen kann.“

Dem auf so grausame Weise von seinem Gedankengang getrennten Herrn Nebenbaur gelang es endlich, das gelbseidene Schnupftuch seiner vorgedachten Bestimmung zuzuführen, was ihn denn auch einigermaßen erleichterte. Dann aber wurde er des ungeduldigen Blickes gewahr, mit welchem ihn der Wachmann musterte, und er stürzte von neuem hilflos in den Strudel der Verwirrungen dieses Abends.

Hatte er nicht Göttliches in sich gespürt, war ihm nicht in einem anonymen Ereignis eine neue Bedeutung des Lebens aufgegangen, schlug sein Herz nicht noch in diesem Augenblick unter dem Schauer einer unerhörten Offenbarung? Wie konnte es dieser Wirklichkeit gegenüber auch nur möglich sein, daß er als ein Trunkenbold bezeichnet wurde? Können zwei sich ausschließende Gegensätze unmittelbar aufeinander folgen, ohne daß die Welt vor solchem Sturz der Dinge aus den Fugen geht? Hier aber geschah nichts dergleichen. Unerleuchtete Häuser standen regungslos an ihrer gewohnten Stelle, der Geruch des besprengten Bürgersteigs kräuselte sich in das laue Zwielicht hinauf, und auf der Montur des bewaffneten Beamten spiegelten sich die Strahlen des Mondes und der nächsten Laterne.

Was war Traum, was war Leben? Den Unterschied hiervon klar zu bestimmen dünkte den Gerichtsrat eine Aufgabe, schwieriger zu lösen als die Schlichtung eines hundertjährigen Erbschaftsstreits. Er wandte sich zu dem Polizisten, grüßte wehmütig und begab sich schweigend von hinnen. Nach einer Weile vor seinem Hause angelangt, stieg er die zwei Stufen zur Türe empor und lehnte sich, ohne sie aufzuschließen, mit dem Rücken an das dicke, altmodische Holzornament und hob das Gesicht gegen den Himmel. Nach einer Weile ließ er es wieder sinken, machte eine halbe Wendung und sagte, als der Schlüssel schon in der Lagerung knirschte, traurig und in einer dumpfen Gewißheit, niemals von dieser Mitternacht genesen, keinen dauernden Trost finden zu können: „Ja, nun will ich meinen Rausch ausschlafen.“

Er vergaß weder, den Schlüssel innen zweimal herumzudrehen, noch auch, die gerahmte Photographie seiner verstorbenen Frau vor dem Auslöschen des Lichts mit dem gewohnten Seufzer zu betrachten, worauf er von den weichen, unwiderstehlichen Armen der Müdigkeit umfangen und für einige Stunden dem Gefühl unlösbarer Zweifel immerhin entrückt wurde.

Fahrt durch die Nacht. Von Hilda Bergmann

Es war eine Fahrt in schwerer Nacht
Durch südliche Flur und Blütenpracht.
Die Reise ging in Finsternis
Von Ungewiß zu Ungewiß,
Und wetterwolkenüberspannt
Lag Schienenspur und Zukunftsland.
Es stöhnte, klirrte, dröhnt' der Zug,
Zerriß die Stille, wie der Pflug
Das Erdreich aufreißt, und es schrie
Der Pfeife schrille Melodie.
Wie war die Fahrt so endlos lang,
Wie schlug das Herz so bang, so bang...
Doch auf den Stationen allen,
Da sangen tausend Nachtigallen.

Wie das Geächz der Räder schwieg
In weiter Landschaft, stieg und stieg
Der reingestimmte süße Chor
Aus nachtverhangnem Blühn hervor.
Sekunden, Augenblicke lang
Schwoll, — ebbte, — schwoll Psalm und Gesang
Und überflutet' Raum und Zeit
Und Nacht und Welt mit Seligkeit.
Dann rollte der Zug und fuhr und riß
Durch Finsternis und Ungewiß,
Die Stunden rannen bang und schwer
In ein verschattet, düstres Meer, — —
Doch auf den Stationen allen,
Da sangen tausend Nachtigallen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Franz Werfel: Verdi (Wien 1925, Paul Zsolnay) — Wilhelm Schmidtbonn: Die Geschichten von den unberührten Frauen (Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt) — Erna Grautoff: Jahreszeiten der Seele (Berlin 1925, Eigenbrödler) — Franz Schauwecker: Ghavati — Hilde Roxh (Halle 1925, Diekmann) — Hermann Bahr: Liebe der Lebenden, Tagebücher (Hildesheim, Franz Borgmeyer) — Anselma Heine: Mein Rundgang, Erinnerungen (Stuttgart, Dewa) — Ina Seidel: Die Fürstin reitet (Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt) — Vicki Baum: Tanzpause (Stuttgart 1926, Fleischhauer & Spohn) — Mia Munier-Wroblewska: Der rote Geiger (Stuttgart 1926, Cotta)

Es gibt ein offenes Geheimnis schriftstellerischen Erfolges, das vielleicht nur darum so spärlich praktisch angewandt wird, weil es mehr offen als Geheimnis ist und daher vielen zu plump erscheint: unbedingte Aufrichtigkeit! Man merkt es bald, ob einer mit seinem Blut schreibt und — mag man sich auch in manchem zum Widerspruch gereizt fühlen — man folgt ihm doch lieber, angespannter, als dem Schaumschläger und Leisetreter. So bekenne ich, Franz Werfels Roman Verdi trotz seiner fast 600 Seiten ohne eine Spur von Entspannung gelesen zu haben, obwohl er, technisch nicht sehr geschickt mit Lehrmeinungen vollgestopft, mit überklugen Kunstgesprächen beladen, unter der Handfahne einer deutlichen Tendenz auffährt. Diese Zielrichtung ist indessen nicht, wie es bei flüchtigem Lesen erscheinen könnte: Für Verdi, gegen Wagner, obwohl beide fort und fort gegeneinander ausgespielt werden. Vielmehr scheint Werfel in einer nebenläufigen Bemerkung den Sinn seines ganzes Romans deutlicher gefaßt zu haben als da, wo er ihn dialektisch zu formen suchte. Ein junger Musiker sieht Venedig an einem kalten Regentage. Arbeiter, Kleinbürger, lauter unfrohe Menschen, steigen auf dem Lidodampfer ein und aus. Und er seufzt: „Es war eine der Stunden, wo auch diese Stadt, verraucht vom nordischen Elend des Jahrhunderts, ein ordinär-verwelktes Gesicht zeigt . . . O, bald wird sie der Norden ganz verschlungen haben, sie und alle goldenen Denkmäler der Mittelmeer-Gezeiten.“ Und er bezeichnet als die „Satansmoral“ des Nordens: „die eckige Form, den Kubus, die Barschheit, die Maschine, die exakte Grimasse, die innere Nebel-Verschwommenheit, die Kaserne in tausend Formen, den leidenschaftslosen Mord, die Leistung aus Lebensleere, das Laster aus Unsinnlichkeit, den alkoholischen und intellektuellen Fusel, die amerikanische Hatz... die hoffnungslose Trauer derer, die auf dem Eise Korn bauen müssen und keine Stimme zum Singen haben.“ Diesen „Lastern“ stellt er die „leichtfüßigen Tugenden der Sonne“ gegenüber. Da ist: „Der Adel der Trägheit, die ruhevolle Genügsamkeit inmitten des Überflusses, der herrliche Kuß ohne Nebengedanken und Reue, das Aufkochen des Blutes, seine abrupte Kälte, das tägliche Fest, der Dolchstoß ohne Besinnung, der rasche Krieg mit Fahnengeflatter“ usw.

Man kennt diese Gegenüberstellung, die hier, in ihrer Einseitigkeit und Verbogenheit, nicht einmal glücklich genannt werden kann, sie ist in gewissen Kreisen gang und gäbe. Sie erklärt die ganze Richtung des Romans: Nicht um Verdi und Wagner geht es, sondern um den Gegensatz zwischen Süd- und Nordländer, um Abkunft und Rasse. Werfel ist sogar bemüht, Wagner gerecht zu werden. Er schildert ihn einmal, wie er allein die Straße herabkommt: „Er monologisierte, wie immer. Seine Gestalt schien hier in Venedig voller geworden zu sein. In dem kurzen Mantel, den Hut in der Hand, bot er, breitausschreitend, das Bild eines alten Seemanns oder Schiffsreeders. Mit festem Schritt trat er den Boden. Man merkte seiner muskulösen Bewegung an, daß er sich freue, Tritt um Tritt den Raum in Besitz zu nehmen, ein Auserwählter, dem nichts mehr widerstehen kann.“

Es ist das Jahr 1883, also Wagners Todesjahr. Verdi, ein Siebenziger schon, reist unerkannt von seinem Landgut nach Venedig, wo Wagner sich aufhält, Genesung zu suchen. Verdi treibt eine innere Not. Er sieht sich vereinsamt und vergessen. Sein einst so schnell aufgeschossener Weltruhm ist verblüht, alles wendet sich dem Magus aus dem Norden zu, dem Neuerer, dem selbstsicheren Triumphator. Schwerer als diese äußere Wendung bedrückt eine so feine Natur wie Verdi die innere: sein eigenes Künstlergewissen ist ihm verwirrt, der Glaube an sich selber wankt angesichts des deutschen Phänomens. Schon hat er zehn kostbare Jahre mit einer von Wagnerscher Musik stark beeinflußten Oper „König Lear“ vergeudet, ohne vorwärtszukommen. „Wer ist an allem schuld als er? Wäre er nicht, könnte ich arbeiten,“ wimmerte der Maestro. Es gibt keinen Ausweg, er muß zu ihm, ein dunkler Drang, von dem er selber nicht weiß, ob er

Digitized by Google

zu Gutem, ob zu Bösem führen wird, zwingt ihn zu diesem Magneten. Unerkannt umkreist er Wagners Spuren. Er sieht ihn im Theater, in der Gondel, auf der Straße, immer umschwärmt von Verehrern, immer selbstsicher, eine Eroberernatur. Zuerst abgestoßen durch diese Rassenfremdheit, vernichtet Verdi sein Lear-Manuskript, dann aber liest er Wagners Tristan-Partitur und fühlt nun: wenn er je einen Bruder als Künstler hatte, so war Wagner es. Er beschließt ihn aufzusuchen. Aber als er bei ihm anklopft, ist Wagner schon für immer abgereist, es ist der 13. Februar 1883, Wagners Todestag.

Verjüngt, befreit, schaffensfroh kehrt der Greis auf sein Landgut zurück. Sein „Othello“, sein „Falstaff“ entstehen unter dem Einflusse Wagnerscher Kunst, als Achtzigjähriger noch steht er im neuen Frühling seines Schaffens.

Ein Vorwurf, der gewiß einen Dichter reizen kann. Nur ergeht es Werfel wie so manchem anderen unserer neueren Schriftsteller: sie übernehmen sich am Stoff. Vielleicht war er ihm im ersten Aufblitzen der Idee gewachsen gewesen, aber später, bei der Ausführung, zeigte es sich, daß die Persönlichkeit, die seelische Größe des Autors ihm nicht ebenbürtig war: zu früh mußte er den Verstand als Nothelfer herbeirufen und obendrein noch die persönliche Tendenz. So hat dieser — trotz allem bedeutende — Roman nicht das erfüllt, was sein Stoff ursprünglich dem Dichter versprochen haben mag. Um seinem Maestro den Glorienschein zu wahren, muß Werfel mancherlei Verschiebung vornehmen. So berücksichtigt er mit keinem Wort die Tatsache, daß schon Verdis „Aida“ (1870) von Wagner beeinflußt war; Werfel dürfte wenig Glauben finden mit seiner Behauptung, daß Verdi erst im Jahre 1883 die Tristan-Partitur (1859) kennengelernt habe, und wenn er gar im „Othello“ und „Falstaff“ Zeugen der Treue zur Kunst der italienischen Rasse erblickt, so wird das wohl unter musikalischen Fachleuten ein „allgemeines Schütteln des Kopfes“ hervorrufen. Unglaublich sind Werfels Urteile über Beethoven (diesem „Beelzebub gelang es, die Eitelkeit, Hohlheit, Brutalität, Beschränktheit seiner Person in Musik zu setzen,“ heißt es wörtlich).

Schade um den schönen Stoff, der durch so kleinliche Polemik wie diese herabgezogen, obendrein mit belanglosen Nebenhandlungen und musikästhetischen Privaterörterungen aufgeplustert ist; manche starke Szene läßt erkennen, was Werfel hätte gelingen können, wenn er über die reine künstlerische Größe und Unbeirrtheit verfügte, die er seinem greisen Verdi zuschreibt. Übrigens scheint Werfel immerhin sich schon hier von dem Krähenschwarm der Sippe abzuwenden und eigene Luft- und Höhenpfade zu suchen. Wenigstens deuten ein paar Aussprüche darauf hin, die er seinem Maestro mit sichtlicher Überzeugung in den Mund legt: „Wenn sie wüßten, wie sie alle komisch sind mit ihrem welterschütternden Ich. Ach, es kommt auf Kunst, auf Kunstschwatz und dergleichen nicht an.“ Oder: „Sie schienen alle jung zu sein und trugen hydrozephale Denkerstirnen über wehleidigen Milchgesichtern. Waren es die Jungen, die, von ähnlich idiotischem Ehrgeiz besessen, haßverzerrt gegeneinander, immer neue Akkordarten ausspekulierten, immer schreckhaftere Modulationen, immer feinere Wendungen ertüftelten, als ob es von Wichtigkeit wäre, sich zu übertrumpfen?“

Freilich: nur weitab von diesen kleinlichen Gesichtspunkten kann das wirkliche Kunstwerk entstehen. Das ist für starke Könner keine Neuigkeit, so etwa für **Wilhelm Schmidtbonn**. Er bleibt der sorgfältige, immer der Sache zugewandte Künstler, auch wenn es sich um kleine Erzählungen handelt, doch sei bei dieser Gelegenheit der Wunsch nicht unterdrückt, bald einmal wieder einen großen, einheitlichen Wurf zu sehen.

Nicht weniger als fünfundzwanzig Erzählungen bietet Schmidtbonn in seinem neuen Buch: **Geschichten von den unberührten Frauen.** Aber kaum eine davon (allenfalls Pygmalion) möchte man missen, denn auch die schwächeren weisen immer noch die Erzählungskunst dieses Dichters auf, die ihre Vollkommenheit schon lange erreicht hat und der keines anderen Erzählers unserer Zeit nachsteht. Ich habe hier schon wiederholt von ihr gesprochen und es bedarf keiner ausführlichen Würdigung mehr, aber man ist immer wieder überrascht von dieser anpackenden Frische, dem frühlinghaften Erdgeruch und der klugen, reinen Menschlichkeit, die fast Seite für Seite zu spüren sind. Jede Sachlage, jede Seelenstimmung ist eigener Art erfaßt, mag es sich nun um einen kurzen Besuch des Pennälers bei seinem dreiundneunzigjährigen Großohm in Holland und dessen lieblicher Enkelin handeln („Orsoy“), oder um die Bäckerwirtschaft in Frankreich mit der flinken Yvonne („Bäckerladen in Frankreich“), mag ein kluger Hund den Dichter und die Frau seines Freundes vor — gelinde gesagt — Unbesonnenheiten bewahren („Die Frau des Malers“), oder mag ein simpler Koffer tiefmenschliche Gefühle aufrühren. Die ganze Kunst Schmidtbonns, auch das Heikelste und Abwegigste nicht nur genießbar, sondern auch genußreich darzustellen, entfaltet er im „Quartier in Serbien“. Das Erlebnis mit dieser bildschönen blutjungen Serbin würde abstoßend oder lächerlich wirken, wenn es einem Dutzendschreiber, einem Sensationsmacher oder windigen Spaßvogel in die Hände gefallen wäre — so aber ist eine jener kleinen Tragödien daraus geworden, die nur das Leben (nicht die Bühne) in einzelnen, unscheinbaren Szenen kennt. Auch der „Turm in Brügge“, „Die Freunde“, „Die mitbegrabene Frau“ gehören zu den Kostbarkeiten des anziehenden Novellenbuchs.

Digitized by Google

Es ist nicht ohne Reiz, zu vergleichen, wie im Gegensatz zu diesem vollblütigen Dichter, der alles Lebendige an sein Herz reißt, eine Erzählerin arbeitet, die ein großes Romangewebe planvoll anlegt, wie auf einen Gobelin ihre Gestalten auswirkt, daß jede dem Zuschauer in charakteristischer Stellung erscheint. Erna Grautoff ist eine ebenso liebenswürdige wie gescheite Schriftstellerin. Sie sieht in dem Wirrwarr unserer Zeit: in der Brutalität, dem Machthunger, der Ratlosigkeit vor jeder ethischen Frage, der Zersetzung der Ehebegriffe, der Veräußerlichung, der Selbstsucht bei modernen Menschen mit weiblichem Gefühl eine drohende Gefahr und zugleich eine Kette von Widerwärtigkeiten. Aber weit entfernt, sich darüber sichtlich und sittlich zu entrüsten, oder gar eine salbungsvolle Moralpredigt zu halten — zieht sie es vor, einige der ausgeprägtesten Typen dieser Zeit herauszugreifen und zu formen. Jeder ihrer Figuren merkt man es an, daß sie zu einem bestimmten technischen Zweck ausgewählt ist, alles was für die Verwicklung der „Fabel" und ihre Entwirrung wichtig ist, steht in starken Strichen da, namentlich sind die Gestalten der Männer so in scharfer Abgrenzung skizziert, während die Frauen allgemeiner gehalten, durch Lieben und Leiden enger miteinander verschwistert erscheinen.

Die Paare gruppieren sich. Da ist der rheinische Großindustrielle Menkhoff, eine jener robusten, energischen Kraftnaturen, die nicht gerade zu den Seltenheiten im modernen Romanbau gehören, sein Sohn Heio, ein Maler, selbstsüchtig und stark erotisch veranlagt wie sein Vater, ferner Erich Solmssen, ein stiller, vornehmer Privatgelehrter, der die Schwester von Heios Frau geheiratet hat und endlich, weniger im Vordergrund, der Arzt Dr. Kohlbaur. Alle sind verheiratet. Und nun beginnt ein „Wechselt-das-Bäumchen"-Spiel, das mit seinem Hin und Hierher gar nicht nachzuzeichnen ist. Der Tatmensch, der Genießer, der Denker, der Mittelmäßige — sie alle sind unfähig zu einer richtigen Ehe, sie haben gar nicht mehr die Willenskraft dazu; der eine aber, der das Ideal einer wirklichen Ehe bis dahin erfüllt, wird durch einen Schicksalsschlag unfähig dazu gemacht — ein etwas seltsamer Einfall, der übrigens auch als Argument nicht gerade sehr wirksam ist.

Erna Grautoff unterscheidet sich im übrigen dadurch vorteilhaft von vielen ihrer Kolleginnen, daß sie streng an ihrem Bericht stürmischer Schicksale hält und weder geistreiche psychologische Untersuchungen anstellt, noch mehr von Äußerlichkeiten beschreibt, als gerade zweckmäßig für den Lauf der Erzählung ist. Freilich wirkt die Charakteristik der Personen oft direkter, die Sprache herkömmlicher, als man es bei einem im übrigen so vollendeten Roman wünschen möchte.

*

Der jetzt sechsunddreißigjährige Schriftsteller Franz Schauwecker schrieb vor fünf oder sechs Jahren einen merkwürdigen Tierroman Ghavati, der nicht mehr und nicht weniger darstellt, als den Untergang der großen afrikanischen Tierwelt. Eine Tierdämmerung, heraufgeführt durch den Verderber Mensch. Der Dichter schenkt den Kreaturen eine Schutzgöttin Ghavati, die auf Befehl des Weltvaters dem Verderben Einhalt gebieten soll. Ghavati aber muß ihre Ohnmacht erkennen, und wir spüren am Ende dieses sehr anschaulich und lebendig geschriebenen Werks einen Hauch der Tragik, die über dem Weltgeschehen, nicht nur über der Menschensiedlung dieser Erde webt.

Jetzt liegt ein Gegenwartsroman von Franz Schauwecker vor: Hilde Roxh. Gegenwartsroman im besten Sinne. Auf den Trümmern von Krieg und Revolution will der schauende Dichter neues Leben erwecken (Schauwecker könnte ein Wahlname sein), und es ist bezeichnend für ihn, daß er diese vita nuova nur durch Kampf und inneres Erleben, nicht durch Kluggeschwätz und politische Rezepte für erreichbar hält. Ein Norddeutscher, Tomas Oldehuus, und eine Wienerin, Hilde Roxh, sind die beiden handelnden Menschen dieses Romans, starke Gegensätze: Mann und Weib, Nord und Süd. Ihr Ringen miteinander, ihr Kämpfen gegeneinander, ihr Sich-umschlingen und wieder Loslösen (so sich gegenseitig zur Höhe schwingend) — macht nun den eigentlichen Inhalt des Romans aus. Hilde geht unter, sie verunglückt auf einer Bergpartie, Tomas schließt sich, als Heizer, einer deutschen Südpolarexpedition an. Zu seinen Eltern, die dagegen sind, sagt er: „Für das Land ist es besser, Männer zu haben, die sich Kraft erlebt haben," statt hier zweck- und nutzlos im Wirrwarr zu stehen. „Wir Deutsche müssen erst durch die Welt hindurch, eh' wir zur Heimat, ins Vaterhaus kommen."

Und Tomas fährt. Habe ich keine andere Freiheit, sagt er sich, so habe ich doch die Freiheit zu kämpfen ... Der Roman zeichnet sich durch eine ungewöhnlich schöne Sprache aus. Plastisch gemeißelt und bilderreich, gestählt in Kraft und doch voll Musik und Sonne. Man muß Schauwecker zu den Sprachschöpfern der gegenwärtigen Erzählungskunst zählen, aber nicht zu denen, die im möglichst Verzwickten, Verrenkten und Sinnlosen ihren Stil suchen, — er steht auf der Seite derer, die wissen, wo Anschaulichkeit, Schwung und Wahrheit in der Sprache liegt. Freilich tut er manchmal — für eine Erzählung — des Guten zuviel in lyrischem Überschwang.

*

Hermann Bahr veröffentlicht seine Tagebücher aus den Jahren 1921—23 unter dem Titel: Liebe der Lebenden. Er begründet diese Aufschrift mit den Versen Hölderlins:

Digitized by Google

Und die Liebe der Lebenden trag',
Ich auf und nieder; was einem gebricht,
Ich bring' es vom andern und binde
Beseelend und wandle
Verjüngend die zögernde Welt,
Und gleiche keinen und allen.

Ein schwerwiegendes Geleitwort! Und doch — wenn man diese drei Bände durchgearbeitet hat, wird man keine Anmaßung darin finden. „Durchgearbeitet" muß man schon sagen, denn wenn Bahr auch durchweg in einem leichten, man darf schon sagen: geistreichen Plauderton schreibt, so ist der Inhalt doch zu wertvoll, als daß man ihn flüchtig nur betrachten dürfte. Denn diese Tagebücher sind nichts weniger als eine Chronik der geistigen Bewegung in dem Deutschland der Nachkriegszeit, wenigstens soweit sie im Schrifttum erkennbar ist. Hermann Bahr liest etwa so, wie ein eifriger Tourist wandert, es ist erstaunlich, was für ein Stück Weges er Tag für Tag hinter sich bringt, aber er ist ein Tourist mit sehr wachen Sinnen, vor allen mit hellen, liebevollen Augen, denen nichts Sehenswertes entgeht, ein Wanderer, der nun in einer glänzend stilisierten, witzigen Reisebeschreibung alles Wichtige festhält und schenkend weitergibt. Du mußt schon „danke schön" sagen.

Man hat Hermann Bahr den besten Leser unserer Zeit genannt. Mit Recht. Das macht: er liest nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen. So darf er wohl von sich sagen: „Und die Liebe der Lebenden trag' ich auf und nieder." Man versteht es, wenn er an einem Tage, dem 17. April, nur eine einzige Eintragung macht, ein Wort von Elisabeth Barett Browning: „Meine Seele hat Feuer genug, um mit allen Seelen brennen zu können." Hier scheint mir am besten ausgedrückt, was man von Bahrs Freude am geistigen Leben, in welcher Gestalt es sich auch zeigen möge, von seinem Willen zu liebevollem Verstehen, von seiner Weitherzigkeit und Vielhörigkeit, von dem freien, unbefangenen Geist dieses Dreiundsechzigjährigen sagen kann. Eine Überfülle geistiger Kleinodien von allen Gebieten unseres Kulturlebens um jene Zeit hat ein Weiser hier gesammelt, liebevoll betrachtet, kritisch gesichtet und mit einer anmutigen Handbewegung so gedreht, daß die geschliffenen, wie die ungeschliffenen Seiten einer aufgestörten Welt in hellem Lichte stehen.

Weniger kritisch, um so mehr behaglich-beschaulich sind die Erinnerungen, die eine Siebenzigjährige mit mildem Lächeln aufzeichnet: **Anselma Heine** führt uns in ihrem Buch **Mein Rundgang** durch ein halbes Jahrhundert angeregten literarischen Erlebens. Und mehr als das: die erste Hälfte des Buches schildert das Familien- und Kleinstadtleben ihrer Vaterstadt so anziehend und gemütvoll, so von leisem Humor umspielt, daß man einen Roman von Ottomar Enking zu lesen glaubt. Schon der Bericht aus frühester Kindheit läßt aufhorchen: „Unsere Kindheit setzt sich aus Entdeckungen zusammen. Die erste besteht darin, daß wir uns eines Tages vorfinden und langsam, wie im Dämmern, unserer Umgebung gewahr werden. Da sind zuerst unsere eigenen kleinen Hände, mit denen wir spielen und die wie fremde Körper auf uns fallen, wenn wir müde sind. Wir entdecken, was nährt, was wehrt; was blitzt und weh tut. Wir entdecken Personen, die Mutter, das Kindermädchen, den Vater; eines nach dem andern." Ihre Erziehung fiel noch in die Zeit, da Schriftstellerei in guten Häusern, namentlich von den Müttern, als ein Frevel angesehen wurde. So mußte Anselma Heine lange ihr Pfund vergraben und unter einem Decknamen schreiben. Als sie aber erst festen Fuß in der Literatur gefaßt hat und nach Berlin übersiedelt, beginnen ihre Beziehungen zu den geistigen Kreisen der Reichshauptstadt, und es ist sehr fesselnd, einzelne anekdotenhafte Blitzlichtaufnahmen ihrer Erlebnisse hier zu verfolgen. Ohne Schärfe und Groll, mit nachsichtigem Lächeln schaut sie auf jene Strömungen, die längst verrauscht sind, auf bekannte Zeitgrößen, die längst im Grabe ruhen, zurück, und manches Wort abgeklärter Lebensweisheit quillt wie süßer Birkensaft aus der Rinde des Lebensbaumes. So etwa ein Wort über Kritik, das zu den treffendsten gehört, die mir je vorgekommen sind. Erst spät, bekennt Anselma Heine, habe sie eingesehen, daß ein Tadel ihrer Arbeit von einem Beurteiler, dessen Art und Wesen dem ihrigen entgegengesetzt ist, vielleicht falsch sein kann — „aber mit der Sache, der Stelle, die er rügt, muß irgend etwas nicht in Ordnung sein".

Zum Schluß die Grüße von drei guten Bekannten an unsere Leser: Drei Erzählungen, die zuerst in diesen Blättern erschienen sind und wohl noch unvergessen sein werden, liegen in hübschem Buchgewande vor. **Ina Seidels** Prosaballade aus der Zeit Katharinas II. **Die Fürstin reitet** ist in der Falkenreihe erschienen. **Vicki Bauers** prickelnde, meist in spannender Dialogform gehaltene Novelle **Tanzpause** hat in der neuen und beachtenswerten Reihe der Kristall-Bücher Unterkunft gefunden. **Mia Munier-Wroblewska** endlich läßt ihre visionäre Gespensternovelle **Der rote Geiger** mit mehreren anderen „Geschichten zwischen Traum und Tag" unter der Gesamtaufschrift jener ersten Novelle bei Cotta erscheinen und bereichert damit unsere Erzählungskunst um ein sehr anziehendes Büchlein. Gerade bei der ungemeinen Schärfe in der Beobachtung der Alltagdinge und der Landschaft, die dieser baltischen Dichterin eigen ist, wirken ihre Traumgeschichten um so verblüffender. Manchmal erinnert die Darstellungsart der Munier-Wroblewska an die der Forbes-Mosse, nur ist sie weniger skeptisch und sieht ihre Heimat mit jugendlicheren Augen. Mir war, als ich das Buch aus der Hand legte, wie wenn ich einen Geschmack von Salz und Sand auf den Lippen hätte . . .

Digitized by Google

Im Land der Luche und der Tuche

von Max Bittrich

Mit zwölf Buntstiftzeichnungen von Hans Joachim Wagner

Alte Stadt und stilles Land

Niederlausitz? Kiefern, Sonnenbrand, Rauchwolken! Und dorthin gehen? Sonderbare Schwärmerei! meint gar mancher.

Und dennoch bin ich im Sommer ohne Reue durch dieses Land der Arbeit gewandert, wo des Alten Fritzen Krückstock und nach ihm die Tatenlust fleißiger Geschlechter Korn und Industrieburgen aus Dorn, Schlamm und Wüste schlug. Der Segen mutigen Beginnens ist dem Reich der Luche und Tuche an Spree und Neiße bis heute geblieben, Provinzen des Mühens und des Blühens.

Meine ersten Schritte führten nicht vom allgemeinen Einfallstor der Berliner und der Sachsen nach dem größten Spreewalddorf Burg, sondern vom alten Vetschau aus, das zwar regelmäßig am Wochenschluß viele Berliner Autos hört, von denen die meisten jedoch, zur Nachtzeit, das Riesengebirge suchen. Sonst ein stilles Städtch[...]

jährige efeuumsponnene Bäume bilden geräumige Lauben; stille Wasser mit Teichrosen, auf deren Blättern Bachstelzen wippen, sinnen in der Sommersonne; Schmetterlinge treiben ihr Spiel auf weiten Wiesenflächen und über den vor der Schloßtür grüßenden roten Geranien. Nicht einen Schloßherrn begrüßen die Blumen noch, sondern, seit das Besitztum städtisch geworden ist, das Oberhaupt der Stadt, mannigfache andere Bewohner und die in einem Nebengebäude hochnotpeinlichen Steuer- und anderen Untersuchungen obliegenden Beamten. Auch hinter dem Schlosse Wiese, Wasser und altehrwürdige Eichen, Kastanien, Buchen und — als Erinnerungen an die Tertiärzeit — einige Sumpfzypressen, deren massenhaft versunkene Schwestern uns heute als Kohle willkommen sind, wie die Gruben um Senftenberg zeigen, und einige in den Kriegsjahren, über Nacht, aus der

der Vetschauer Gemarkung nach der Bergbau näher, den Flächen, auf denen heute noch Korn und Kartoffeln, Kiefern und Flachs wachsen. Kärglicher Boden zum Teil, dem auch einige Kriegssiedler, auf bescheidenem Eigenheim, sehr mühselig abzuringen suchen, was zu des Leibes Nahrung gehört.

Herren des früheren Vetschau sind viele gewesen. Von Mitte des 14. Jahrhunderts an folgen einem Hans von Streele die von Torga, von Bieberstein, von Pannwitz, von Zobeltitz, von Schlieben, von Tümpling und zu Lynar. Den mit ungewöhnlichen rednerischen Talenten begabten Erbauer des Schlosses, Eustachius von Schlieben, hat Dr. Martin Luther den deutschen Cicero und Demosthenes genannt. Seine Nachfolger aus allen Lagern im Stadtparlament, obwohl auch dort der Schwung der Rede oft von brandenburgischer Ausdauer sein soll, scheinen großem Dekorum ihrer Taten bisher wenig geneigt gewesen zu sein. Die Wellen des großen Weltgeschehens branden nur sanft gegen die Stadt, nachdem sie den weiten Kranz stiller Ackerflächen hinter sich haben; in früheren Jahrhunderten aber hat schweres Kriegselend Gassen und Hütten überwirbelt, ohne den Fleiß der Hände auszurotten, die Stadt langem Verderben zu überliefern oder den immer wieder ausbrechenden Frohsinn

Vetschauer Marktplatz sollen einstmals, nach einer aus dem Jahre 1812 stammenden Kunde, sogar 1500 Mägdlein zum Tanz versammelt gewesen sein, „alle mit roten Röcken zierlich angetan“. Wahrscheinlich war der Tag dem Ernte- oder Lobetanz gewidmet, wie er jetzt noch auf Gütern zu finden ist, nur daß auch die Musik den ursprünglichen Klang verloren hat, denn die ehemalige kleine, dreisaitige scharfe Geige, der Dudelsack, die schrille hölzerne Tarakawa habe ich zuletzt, schon vor Jahrzehnten, in der oberlausitzischen Wendengegend, nicht im Spreewald vernommen. Äußerungen des Volkstums in Brauch und Sage sind dürr geworden gleich dem an manchen Stellen der Spreewaldniederung stark entwässerten, „begradigten“ Land, das ehemals mitunter verschlammte, jetzt in trockenen Zeiten um so ausgiebiger „mullt“ und so „Gurkenkönigen“ und Wiesenbesitzern manche Sorge bereitet.

Spielendes Geld, Wasserjungfrau, Stollereiten

Möglicherweise werden langverschollenen Sagen neue mit zeitgemäßerem Gehalt folgen. Ehemals berichtete man von „spielendem Geld“, das in verwunschenen Ecken wirbelte gleich Mückenschwärmen. Nachdem nun das Korn jahrlang gut gescheffelt, wertvolles

Digitized by Google

… der Kirche in Burg

chmeide sich oft mit der ohnehin kostspieligen, farbenfrohen, seideschimmernden Tracht verbunden hat, raunt man sich weniger Geschichten vom „Wodernix“ zu, von dessen nächtlichen Untaten sich die Mühlen durch Freßopfer loskaufen mußten, als Gerüchte von huschenden Ungetümen mit glühenden Augen, die ganz wie Gespenster erschienen und vor Sonnenaufgang nach dem Ort ihres Ursprungs, nur schwerer beladen, entschwunden seien. Auf Berliner Wegen soll man sie öfter beobachtet haben. Berliner Lagerbier, das in den letzten Jahrzehnten das ehemals gesuchtere Weiß- und Braunbier der Provinz zurückgedrängt hat, werden die Geister der Gegenwart nicht befördert haben. Vielleicht sinnt auch jene Wasserjungfrau diesem Geheimnis nach, die dicht an einer der Straßen nach Burg früher von manchem Glückskind beobachtet wurde, von mir jedoch nicht mehr entdeckt werden konnte. Gern soll sie den weißen Leib aus den Wassern der Kzschischoka gehoben und sich in der Sommersonne das lange Haar gekämmt haben. Das nach dem leer gewordenen Heim der Jungfrau von mir besuchte Dorf Stradow bot mir dagegen ein anderes sommerliches Schauspiel, das Stollereiten. Auf ungesattelten, gepflegten Rossen ritt die sehnige männliche Dorfjugend althergebrachte Preise aus: in bunte Tücher gehülltes Gebäck. Mädchen, Burschen, blumenbekränzte Pferde, alles was im Dorf und in naher Umgebung laufen konnte, zog nach heißem Streit der Reiter von der zwischen Getreidefeldern liegenden, weichen, schmalen Rennbahn mit Musik nach dem Festplatz im Dorf, wo aus dem Kreis blühender, festlich gekleideter Mädchen die beauftragten Sprecherinnen traten, um die Preise zu verteilen. Ihren Lohn fand die Weiblichkeit in einem anderen ihr bereiteten Spiel, dem Eiergreifen aus schwankendem Korb und im gerammelt vollen heißen Tanzsaal, wo die dicken Röcke gleich Schwungrädern um die Tänzerinnen flogen, alles vielmehr wie Kreisel an bestimmter Stelle blieb, als hin und her hastete. Geige und Klarinette, Horn und Baß lieferten leider nicht die dem eigenartigen Bild angemessenen Töne, sondern gossen sacharinsüße Schlager kübelweis über solche Lust aus, trieben den Freund der Natur fort zu weiterem Wandern nach Burg.

Burg

Die dreiteilige Gemeinde Burg weiß nicht mehr viel von der Abgeschiedenheit, die noch vor wenig Jahrzehnten wenigstens Kaupen und Kolonie märchenhaft erscheinen ließen; das Dorf zumal steht jetzt zuzeiten im Bann fremder Gewalten, hat sich deren Manieren anbequemt und erinnert, sobald sie mit oder ohne Benzin wieder verschwunden sind, weniger an Weltfremdheit als an ein vorübergehend verlassenes Heerlager. Trotzdem bleiben dem Wanderfreund auf dem weiten Burgschen Gebiet noch tausend stille Freuden. Wenn er sich zwischen fast unzerstörbarer sichtbarer Schönheit ergeht, noch manches Blockhaus unter leise rauschen-

30*

Digitized by Google

den Erlen am Fließ in fast ursprünglicher Verfassung findet, so erfüllt ihn zugleich die Geschichte von Land und Volk mit ihren Reizen. In unübersehbaren Herrlichkeiten des Sommers, zwischen weiten gelben Korn-, grünen Hafer-, blauen Flachs-, duftenden gelben Lupinenfeldern grüßt uns das alte Heiligtum des Schloßbergs, das in Form von Stein- und Feuersteingerät, metallenen Schätzen ungezählte Zeugnisse vergangenen Lebens hergab, mittlerweile seine Erde zur Auffüllung anstoßender Äcker hergeben mußte, heute von der Spreewaldbahn geteilt wird und die verbliebene bescheidene Höhe seit Jahren durch ein Bismarckdenkmal gekrönt sieht, das zugleich die Namen gefallener Helden festhalten soll. Wilibalds von Schulenburg Annahme, der Spreewald zu Burg sei vom frühen Mittelalter an bis ins 18. Jahrhundert allem Anschein nach nur schwach, in der slawischen Zeit nur auf oder in der Nähe bestimmter Höhen bevölkert gewesen, bis etwa 1740 und 1765 eine mehrfache Neubesiedelung durch Sachsen, Schlesier, Böhmen, Ungarn, Preußen usw. unter Friedrich dem Großen vor sich ging, ist gleich überzeugend wie sein Schluß: die sorbische Sprache sei ausgegangen von einem kleinen Stamm in Burg seit alters her sorbisch sprechender Bewohner; trotz mannigfacher Volksunterschiede habe die Bevölkerung dann ein durchaus einheitliches, slawisch-sorbisches Gepräge angenommen. „Ein im Verhältnis zur jetzigen Bevölkerungsmenge winziger Bruchteil von altangesessenen Slawen oder von Bewohnern, die Träger des Slawentums geworden waren, hat die Bevölkerung im Lauf von noch nicht anderthalb Jahrhunderten slawisch gemacht.“ Und der bekannte Forscher betont weiter, wie selbst zugezogene Deutsche hier schon im zweiten oder dritten Glied „slawisch“ (wendisch) erschienen, in Wirklichkeit spreewaldartig. Die Landschaft modelt ununterbrochen an den Menschen. Zur Gleichheit trägt auch bei, daß in Abkömmlingen des alten Wendentums heute vielfach deutsches Blut fließt. Wo das nicht der Fall ist, werden die Krankheitszeichen bemerkbar, wie sie fortgesetzte Heiraten im kleinen Kreise mit sich bringen. Was sonst an dem ehemals zähen Menschenschlag zehrt, soll an dieser Stelle nicht erörtert werden. Wie spreewaldartiges Aussehen des Bewohners nicht slawische Abstammung beweist, so auch nicht ein wendischer Ortsname die Gründung des Ortes durch Slawen — wie Wilibald von Schulenburg gleichfalls bewiesen hat.

Im weiteren Spreewald

Apfelbäume, Ebereschen, Linden, dahinter wieder Getreide allerart, Kartoffeln, leuchtender Mohn, Flachs, Heidekorn, streckenweise schon Kornpuppen bis an den Horizont, den eine sanfte Höhe bis zu Pappeln und Windmühlen und Wolkengebirgen ab-

Digitized by Google

schließt — das war die von der Straße aus gesehene Landschaft, als wir Burg entgegenstrebten. Radelnde Frauen, Männer und Pärchen zogen langsam vorüber, auch Händler mit lebendem Geflügel auf der Lenkstange. So sind wir in die Wiesen- und Wasserlandschaft der Burger Kaupen und von Burg-Kolonie eingezogen, in das ausgedehnte, immer wieder von Fließen, Erlengebüsch, kralartigen Heuschober-Ansammlungen unterbrochene Land der Luche. Kinder baden in flachen Ausbuchtungen der Wasserläufe oder träg schleichenden, schnurgeraden Kanälen, an deren Ufern Berge ausgeworfenen Sandes liegen; denn die Fahrrinne muß von Zeit zu Zeit vertieft werden, soll der Kahn die Früchte des Feldes oder auch nur den Menschen hindurchtragen. Nicht selten Morast geben die Kanäle bei der Baggerarbeit her, sondern Mehl, feinen Sand, der wiederum auf die weichen, heißen Wege geworfen wird, in denen wir waten, „brandenburgischen Schnee".

Bald nehmen uns grüne Hallen auf. In schlankem Wuchs streben die Elsen (denn hier gibt es nicht Erlen) in das flimmernde Blau und wölben ein angenehmes Dach über uns bis an das in der Ferne verschwimmende Ende des Wasserlaufs. Der Kahn nimmt uns auf, gesellt sich stillen und lauten Gemeinden, führt uns zu verschlafenen bäuerlichen Gehöften und manchem lieblichen, von Eichen und Weiden geschützten Sommersitz der Großstädter. Seerosen und Pfeilkraut bedecken gar manches Fließ, kleine Fische tummeln sich in der klaren Flut, während die an graue Vorzeit erinnernden Fischkästen schon lange dem ehemaligen Reichtum an starken Hechten, Quappen und Krebsen nachtrauern müssen. Aber stundenlang erquicken uns auch heutzutage noch Teile des königlichen, des Hochwalds, und am herrlichsten ist seine Schönheit in warmer Nacht, beim silbernen Licht des Mondes, ohne die Lieder der Sänger in den Wipfeln zwar, doch auch ohne überlauten Touristenschwarm mit nachgeahmten Wendinnen, ohne Photographen an den lauschigsten Ecken, ohne aufdringlich-nackte Kahnfahrer und Sänger übler Lieder — ohne jegliche Erinnerung an Fremdenindustrie. Je mehr sich der Kahn der Fremdeneinfuhr- und Gurkenausfuhr-Stadt Lübbenau nähert, um so ausgedehnter werden die Gemüsefelder und die berghoch mit Heu oder Mohrrüben beladenen Kähne, dem Meerrettich-, Gurken-, Kürbis-, Zwiebelbau überantwortete Flächen ziehen an uns vorüber. Wolken, die morgens vereinzelt, leicht wie Watteflöckchen, durch die heiße Luft segelten, haben sich inzwischen zu ansehnlichen Versammlungen zusammengeschlossen, und nun, schwarz geworden vom langen

An der Spree in Lübben

Digitized by Google

Warten, entfliehen schon wieder einzelne und schicken einige feine Tröpfchen zur dürstenden Scholle. Eine Flottille leerer Kähne harrt der hier rastenden Gäste im Dorf Lehde, unserer nächsten Zuflucht.

In Lübbenau, der Hauptstadt der sauren Gurken, die augenblicklich ein bißchen stark nach Zwiebeln duftet, haben wir Gelegenheit, in militärische Gala gekleidete Bürger zu bestaunen. Orden und Ehrenzeichen in Fülle leuchten auf den Uniformen; Helmbüsche wehen, ein Tambourmajor schreitet daher, wuchtig und wichtig gleich einem Hüter der Himmelspforte. Ursache des reichen Bildes? Ein neugebackener Leutnant der Schützengilde begeht das denkwürdige örtliche Ereignis festlich im Kreise seiner Kameraden, und bald auch wird die Bürgerschaft mit Fahnen, Hochrufen und Buntfeuern den Einzug des diesjährigen Schützenkönigs begrüßen. Uns treibt die Wanderlust zu einem kurzen Abstecher nach dem von der Sage mit Schlangenkönig und sprechenden Schlangen bevölkerten Schloßpark der im 16. Jahrhundert aus der Gegend von Florenz eingewanderten Grafen zu Lynar, und weiter über saubere Gassen nach dem stillen Marktplatz und auf den Kirchturm. Die Höhe nehmen wir auf Spuren eines berühmt gewordenen Generalstäblers, der, nachdem er „in den dreißiger Jahren zur Heuernte, gelegentlich einer Generalstabsübungsreise in Lübbenau gewesen“, 1835 bis 1839 in der Türkei weilte und dann in „Briefen über Zustände und Begebenheiten“ in diesem Land über Brussa am Fuße des Olymps schrieb: „Nirgends habe ich eine weite, so durchaus grüne Landschaft gesehen, außer von dem Lübbenauer Kirchturm, der den Spreewald überblickt. Aber hier kommen nun noch die reichere Vegetation und die prächtigen Gebirge hinzu, welche diese Ebene einschließen.“ Der sich also in seinem Reisewerk äußerte, war Helmuth von Moltke. Wer heute das Land, „wo nicht Berge sind“, von Lübbenau aus auf sich wirken läßt, über Kram und Jammer des Tages hinweg nur die Herrlichkeit weiter, schönen Auen schaut, dem wird der Anblick unvergeßlich bleiben wie dem durchgeistigten, feinen Mann, der ehemals das Spreewaldtal bewunderte.

Frühling im Spreewald

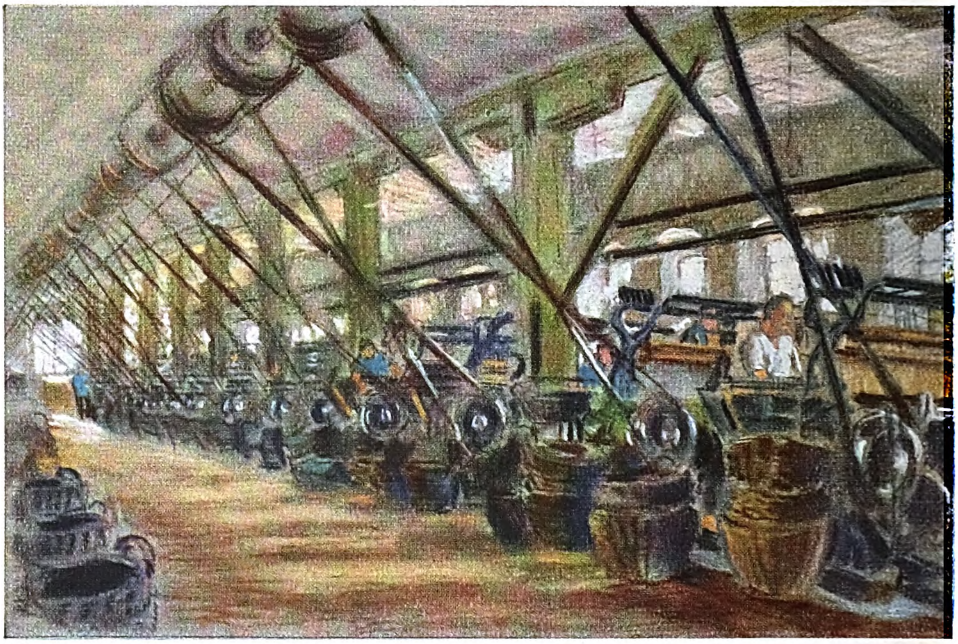
Von den Luchen zu den Tuchen

Vom Land der Fließe, der schilfumsponnenen, versteckten Seen, der Luche, das ist der Grassümpfe und moorigen Niederungen, ist eben so wie vom Senftenberger Kohlengrubengebiet aus kaum ein Katzensprung zu den Hochburgen der Niederlausitzer Tuchindustrie. An den Wert der Kohle erinnern uns beim Abschied vom Spreewald, Masten einer am Horizont verschwimmenden Segelflotte ver-

Spreelandschaft bei Burg

gleichbar, die meilenweit über Heide, Feld und Gestrüpp führenden eisernen Gestänge der elektrischen Leitung Trattendorf-Spremberg-Berlin. Je näher wir den lauten Industriestätten kommen, um so weniger können wir an das „spielende Geld“ gespenstiger Winkel glauben; nein, von Voraussicht, Fleiß und Vertrauen werden die klingenden, heute papierenen Güter zum Tanz geführt. Wer die Geschichte von Industriegeschlechtern nur wenige Jahrzehnte zurück verfolgt, lernt auch hier das Glück als unzuverlässigen Gesellen kennen: neben raschem Aufblühen unbekannter Namen steht der Sturz einzelner Zweige alter Familien oder ganzer Stämme, ohne die man sich noch kurz vorher das geschäftliche Leben nicht hatte vorstellen können. Ein erregendes Lotteriespiel, die Fabrikation der Tuche! Alle paar Monate, nachdem die tobenden eisernen Webstühle inmitten zitternder Mauern Kette und Schuß zu gern gekauften Mustern verbunden haben, beginnt in der Geschäftsleitung das große Raten: was ver-

Digitized by Google



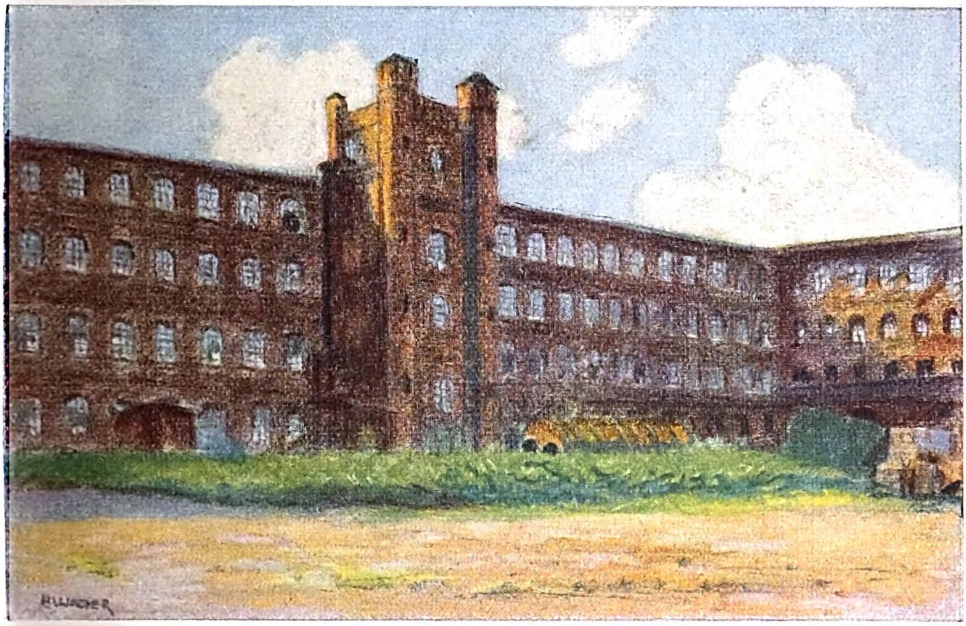
Saal mit Webstühlen in der Tuchfabrik

langt der Einkäufer für den kommenden Sommer, den nächsten Winter? Die Musterweber jeder Fabrik mühen sich ab, Schönes durch Schöneres zu übertreffen; sie empfangen Anregungen, suchen den Schlager herauszubringen. Allüberall ein einziges Drängen, freundliches Aussehen mit Neuem und Nützlichem zu verbinden. Endlich wandern die Ergebnisse hinaus in alle Welt, Freunde zu werben, Besteller zu finden. Werden sie sich melden? Werden sie ausreichen, ein Dutzend Hände kleiner Betriebe, hundert und aber hundert andrer Fabriken, riesiger Bienenhäuser zu beschäftigen, das Gedeihen einer ganzen Stadt aufrecht zu erhalten — bis nach lautem Strudel eines vollen Saison-Erfolges der Musterweber abermals den Vortritt hat? Oder werden die Absagen da und dort überwiegen, wird ein Hin- und Hertasten der Geschäftsleitung beginnen müssen, während Färberei, Spinnmaschine, Weberschiffchen nicht rasten dürfen, auf Lager zu arbeiten, Vorräte schaffen, während der Absatz unsicher bleibt, der Preisstand mehr denn je aller Sicherheit spottet? Nervenfressende Monate! Doch die Mühle rumort weiter; die Feuer unter den Kesseln verlöschen nicht; Wolle, Baumwolle, Kunstwolle wandern ihre vorgeschriebene Straße durch die Maschinen und Säle weiter bis in sauber gepackte Ballen.

Cottbus mit Branitz

Lausitzer Tuche wurden schon Mitte des 15. Jahrhunderts im Norden und Nordwesten Europas verlangt, als das kurfürstlich brandenburgische Haus alte Zunftprivilegien der Tuchmacher und Wollenweber bestätigt, dem Handwerk genaue Vorschriften gegeben hatte. Hanseatische Kaufleute vermittelten zwischen Webern und Verbrauchern. Die (neben Frankfurt a. d. O.) neu entstandene Leipziger Messe, fleißige niederländische Einwanderer in Sachsen, Rückzug hanseatischer Vermittelung beeinträchtigten das Geschäft. Der Große Kurfürst, der Alte Fritz schlugen sich ins Mittel. Wenn den Spinnern in der Cottbuser Neustadt Häuser gebaut wurden, so war Friedrichs Arm daran beteiligt. Auf- und Niedergang rüttelten schon damals die Meister, die noch dazu mit „Verlegern" oder größeren Unternehmern zu tun hatten, denen auch die letzte Fertigstellung der Gewebe oblag. In das vom König überlassene Schloß kam die erste Dampfmaschine. Die Großfabrikation breitete sich aus. Die anderen Niederlausitzer schreiben der Stadt Cottbus eine besondere Art vornehmer Zurückhaltung zu; sie meinen, das hier reichlich vertretene Beamtentum habe den Wesensunterschied mit veranlaßt. Im Verkehr mit Nachbarstädten sei die dünne Scheidewand allemal spürbar. — Cottbuser Straßen und Verkehr, zumal der belebte Bahnhof, haben etwas in gutem Sinn Großstädtisches. Von feinem Reiz ist, im Kern der Stadt daneben Zeugen der Vergangenheit zu treffen, auf den dicken Turm zu stoßen, den Wall und andre saubre Anlagen mit lauschigen Gängen zu durchwandern, Verbindungen von Stadt und Wasser, die zu nachdenklichem Verweilen einladen, zugleich

Digitized by Google



Die Tuchfabrik Elias in Cottbus

Aussicht auf das hochgelegene alte Schloß eröffnen, an dessen geschützter Stelle wohl lange vor deutscher Herrschaft Handel mit der Umwelt getrieben wurde. Und auch der leise fächelnde Wind führt uns zu einer Eigentümlichkeit des Landes: zur Leinöl-Fabrikation. Würzig steigt uns der Duft in die Nase; in der nahen Mühle, in der alles blinkt und blankt wie in der Putzstube, wird den Früchten des Leins der für Speisen beliebte Fettgehalt abgepreßt, um dem Quark, marinierten Heringen, Kartoffeln usw. eigenartigen Geschmack zu geben. Nicht jedermanns Sache, dem Eingeweihten in Dorf und Stadt jedoch ein unveräußerliches Herkommen, ein Stück Niederlausitzertums.

Einen nahen Ort der Erholung besitzt Cottbus im Park von Branitz, in dem sich Fürst Pücklersche Gartenkunst auslebte, noch mehr als Muskau entstanden aus einem Nichts, herausgewachsen aus einer erst vom Fürsten Pückler geschaffenen dicken und sogar bergigen Haut brandenburgischer Flugsandebene. Freilich ist Branitz eine Schöpfung, die in ursprünglichem Reiz nicht dauern kann ohne stetige und teure Arbeit im Sinn des Gründers, dessen irdische Reste hier in einer hohen Pyramide nach ägyptischem Muster ruhen. In dem nun schon verfallenen Stollen wurde später auch die Gemahlin Pücklers, eine Tochter des Kanzlers Hardenberg, beigesetzt. „Gräber sind die Bergspitzen einer fernen, neuen Welt!“ liest man auf der Krönung der Pyramide. An Sonntagen ist Branitz der Ort seligen und fröhlichen Ausspannens von Berufssorgen, der Freude an eigenartiger Natur, während in der Stadt die den Niederlausitzern eigene Tanzlust gleich laute Triumphe feiert wie in der Nachbarstadt Forst und in all den geschäftseifrigen Orten dieses Landstrichs.

Forst

Eine Stadt, die erstaunlich spät unmittelbar neben Riesenburgen lebhafter Großindustrie noch kleinbäuerliche Behausungen besaß, in der sich Kuhstall und Fabrikschlot lange Zeit miteinander vertrugen, ist Forst an der in Frühlingsgefühlen oft ungebärdigen Neiße. Jahrhundertelang schon hatten die Tuchmachermeister mit hölzernen Webstühlen am Grundstock der heutigen gewaltigen Fabrikation gebaut, als, heut vor hundert Jahren, verbesserte Spinn-, zwei Jahrzehnte danach die Dampfmaschinen einzogen. Ein halbes Jahrhundert konnte sich der ungefüge wuchtige Holzwebstuhl neben seinen eisernen Kameraden noch zäh halten, dann starb die alte Garde langsam aus, und vor fünfzehn Jahren war die Abschiedsstunde des letzten erschienen. Von der Entwicklung in den letzten dreißig, vierzig Jahren sagt man mit Recht, sie sei amerikanisch gewesen. Wie man Kolonien über Nacht erwirbt, so ist z. B. der Stadtteil Kamerun entstanden. Große Bezirke der Stadt reihen Fabrik an Fabrik; auf Schritt und Tritt fühlt man die Erschütterung durch Maschinengewalt, hört man die Treiber in unaufhörlicher Hast gegen die schwirrenden, fliegenden Webschützen schlagen, während neben uns Lastwagen der Staatsbahn, sowie sie in Forst einlaufen, mit den Kohlenmassen in die Fabrikhöfe rollen. Keine Umladung, kein

Digitized by Google

zweckloser Handgriff! Die Lokomotive faucht dicht neben dem Bürgersteig zum Dampfkessel. Nicht nur der Stadt, sondern auch benachbarten Dörfern gibt die Industrie besonderes Gepräge.

Tausende von Arbeitern verteilen sich auf ein weiteres Gebiet, bleiben mit der Landwirtschaft in Berührung. So weiß denn die städtische Chronik von rasch aufgestiegenen Unternehmern auch dörflichen Ursprungs manches Beispiel zu erzählen. Erleichtert wird solcher Aufstieg von alters her durch die Möglichkeit, nicht nur Fabrikräume, sondern zugleich die entsprechenden Maschinen und die Dampfkraft zu pachten, so daß sich der junge Anfänger verhältnismäßig leicht zuerst einem Zweig der Fabrikation zuzuwenden vermag, um sich nach erhofftem Erfolg weitere Gebiete, endlich den lückenlosen Betrieb zu erobern, die eigene Fabrik zu erschwingen und nun wiederum Pächtern zu ermöglichen, sich zu entfalten. Gekreuzte Arme werden dabei nicht gelitten, mit Zufallstreffern zu rechnen, ist übles Spiel, keine Minute, in der nicht alle Hebel angesetzt werden müssen. Wertvolle Einrichtungen (Fachschule, gemeinsamer Einkauf, sogar eigener Bergwerksbetrieb einiger Fabrikanten) geben der Industrie Anregung und Halt. Der geistig regsame Fabrikantenverein schürt die Feuer. Forst ist, glaube ich sagen zu dürfen, die Stadt der Arbeit, der vielfachen notwendigen Stärkung und Erholung und der Wohltätigkeit. Wem Einblicke in Fabriksäle und Kontore gewährt waren, der wird das Gefühl hoher Achtung mitgenommen haben. Ehre dem fleißigen Mann an der Maschine im lärmdurchtosten, öldurchdufteten Saal, — Ehre aber auch dem rastlos schaffenden Oberhaupt des Unternehmens, in dessen Arbeitsraum nur das ferne Rumpeln des technischen Betriebs dringt, und dem Tag und Nacht am Aufstieg schaffenden kleineren Meister, der hemdärmelig, die staubabwehrende Meistermütze aufgestülpt, im einfachen geschwärzten Bretterverschlag neben seinen Webstühlen sitzt, Praktiker, Kaufmann, Buchhalter, Korrespondent zugleich, sein Schiff mit sehniger Hand leitet, knappe Befehle gibt, die wie Eisen klirren.

Lässigkeit, Bequemlichkeit, Verzicht, auch wenn eine Seifenblase genarrt hat, finden hier nicht Platz. Das wäre Untergang. Mit der Maschine hat der Mensch weiter zu fronen. Ich kenne manchen Kapitän der Industrie von Jugend auf und weiß, wieviel muntere Ausdauer dazu gehört, wieviel helle Sterne scheinen müssen, soll der Erfolg das Werk krönen. Aber das „willfährige Brotpferd“, wie der Weber Richter den Webstuhl nennt (Levenstein: „Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe“. Berlin 1909), ist auch im ununterbrochenen Geklapper nicht Maschine genug, um jegliche Beseelung abzuwehren: sein Tempo wird den Singenden „zum Grund-

Blick auf Forst

Digitized by Google

takt des Gesanges ... Ich bin nun schon sechzehn Jahre am Webstuhl beschäftigt und kann nicht sagen, daß er mich jemals als etwas Unsympathisches angewidert hätte ... Wenn die Webschützen fast unsichtbar hinüber und herüber glitten und auch sonst alles seinen gewohnten Gang ging, wenn der dumpfe Stoß und Schlag der Treiber Takt in das Tohuwabohu der hastenden Maschinen brachte, dann war es mir oft, als ob der rasche Takt der Maschine sich mir mitteilte und einen inneren Anschluß mit mir herstellte." Auch rührende Naturfreude am bescheidenen Ding ist den Leuten der Industriestätten nicht fremd. Eine Erinnerung von vielen: Da ist ein Buchhalter, leicht, beharrlich und stählern in den vier Wänden, allezeit fröhlich. Was stärkt ihn? Nur die Vertrautesten wissen davon, die anderen könnten an der Gründlichkeit der Arbeit zweifeln: im Dunkel schwingt er sich, das Gewehr auf dem Rücken, aufs Rad, Weidmannspoesie beschwingt ihn zu neuen beruflichen Taten. Und ich habe ihn als mit allen Erfolgen gesegneten, ebenso emsig schaffenden Graukopf wiedergesehen. „Was mich stärkt? Mein Vorkriegsauto, wenn auch ein bißchen zerbeult und altmodisch, trägt mich nach Feierabend oder lange vor Sonnenaufgang in den Wald. Weidmannslust allein ist's nicht, die lockt. Wo ist ein schönerer Sonnenuntergang als in der Märkeheide, wenn alle Kiefern golden leuchten! Wo ist, durch Licht und Farbe, mehr Stimmung als an einem unserer brandenburgischen Seen!" Und ich höre den Mann leuchtenden Auges von Idyllen am nahen Pförtener See ebenso schönheitsdurstig und freudig schwärmen wie von anderen verborgenen Wundern der Mark.

Orangerie. Schloß Pförten bei Forst

Daß in einer Stadt rastloser Arbeit auch dem Magen die begehrtesten landesüblichen Genüsse wie auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden, ist nicht zu verwundern. Die Kette der in den Zeitungsspalten fortwährend angekündigten Schlachtfeste mit Wellfleisch, Blut- und Leberwürstchen und Schneidewurst (eine Wurst mit Heidekorngrütze), der sonntäglichen Einladungen zu Kaffee mit zarten Plinzen und „selbstgemachtem" Kuchen ist fast ohne Ende. Auch der leichten Unterhaltung durch Tanzmusiken ist nicht zu wenig. Aber wie ungewöhnlich wird auch zu Sammlungen für gute und große örtliche Zwecke beigesteuert, für Stiftungen gegeben! Nicht der Mann

mit zugeknöpfter Tasche wohnt hier, sondern man versteht von der Ernte abzugeben, auch für höheres Musikleben und Volksbildung, allgemeine Gesundheitspflege. Was eine verhältnismäßig kleine Stadt zu leisten vermag, zeigen das künstlerisch ausgestaltete Lyzeum, ein Sportplatz von musterhafter Anlage, wie sie in mancher reichen Großstadt nicht zu finden ist, die Anlagen der Neißeinsel mit Freilichtbühne und Rosengarten und anderes mehr. Ähnliches was Branitz den Cottbusern ist, könnte, wenn die Bahn dem Städtchen Pförten nicht aus dem Wege ginge, dieser heut weltenstille ehemalige Landsitz des mächtigen sächsischen Premierministers Grafen von Brühl den Forstern werden, — ein Sitz, dem Schloßpark und angrenzender See noch heut seine Reize geben. Pförten, das wie Forst zu dieser zwölf Quadratmeilen umfassenden Standesherrschaft Brühls gehörte, war zwar nur eines neben zahlreichen Besitztümern Brühls in Kursachsen und Oberlausitz, aber es hatte seine Wichtigkeit und bewegte Geschichte als oft vom verblendeten König und blendenden höfischen und leichtherzigen Minister benütztes Absteigequartier an der Straße von Dresden nach Warschau. Rauschende Feste unter Teilnahme der herzugeströmten fremden Damen und Kavaliere waren auch nach dem Herzen der stolzen, in Reichtümern schwelgenden Gräfin. Der Siebenjährige Krieg hat fast aller Lust ein End gemacht. 1756 sah der sächsische König mit seinem Minister das Schloß noch auf der Flucht nach Polen; 1763 aber fuhr der Hofstaat an Trümmern des Schlosses Pförten nach Dresden zurück; mit 190 vom Pförtener Postmeister requirierten Pferden: erzürnt durch feindliche Machenschaften während der Kriegszeit hatte Friedrich der Große Feuer in den Brühlschen Besitz legen lassen. Heut wächst Gras auf dem Pflaster vor der Schloßeinfahrt; nur bisweilen durchstreift eine fröhliche Gesellschaft den Park, vorüber an verwitterten steinernen Figuren, die blendenden Tagen und Nächten nachzusinnen scheinen, und die Sage raunt uns Geschichten zu von noch immer im See ruhenden, im Krieg versenkten Reichtümern, so von dem in den Fluten geborgenen Schwanenservice. Aber diese aus 1400 Teilen bestehende Kostbarkeit, in Meißen für den vom Pagen zum Minister aufgestiegenen Mächtigen gemalt, hat im Schloßgewölbe den geeigneteren Platz gefunden. Auch die vergoldete Kutsche des Ministers befindet sich wohl noch in der Nähe — vergessen, verstaubt.

Draußen im Land der Luche und der Tuche regen sich frische Geister, nicht durch Blendwerk aufwärtszusteigen, sondern alles feindliche Hindernis und jeden Spuk der Zeit durch die zehn Drachen zu besiegen, die den Armen anwuchsen. Sind doch der Tatenlust und dem Arbeitszwang im Sand der Kiefernheide und im verträumten Luch, obwohl diese jahrhundertelang von Kampf und Not durchtobt waren, auch früher starke Geschlechter entsprossen, unzertrennlich von den rühmlichsten Seiten deutscher Geschichte.

Kirchgang in Burg

Digitized by Google

Carl Maria von Weber

‹ Zum 100. Todestage 5. Juni 1926 ›

Von Wilhelm Kleefeld

Seltsames Los! Die Dichter, die in Webers Welt als Verkörperer der romantischen Kunst gelten, ein E. T. A. Hoffmann, ein Ludwig Spohr, fanden nur zögernd ihren Weg zu dem Schöpfer des „Freischütz". Erfühlten sie nicht, wie hinter den Erscheinungen der bürgerlichen Wirklichkeit der ganze Zauber träumerischer Versonnenheit, der Glanz des Märchens spukte? Der Rahmen schloß sich um den dörflichen Alltag; aber jede einzelne Gestalt war gleichsam den Urtrieben geheimnisvoller Kräfte entsprungen. Im Hintergrunde rauschte der deutsche Wald mit seinen Wundern, seinen Schrecken; die Phantasie der schlichten Menschen war beherrscht von Wunderzielen und Aberglauben. Kurz, Wirklichkeit und Übersinnenwelt durchdrangen sich, der Geist der Romantik wob um die alltäglichsten Dinge einen undurchsichtigen Schleier.

Beethoven, der Titane, der der Mitwelt noch als der Repräsentant der Klassik galt, der aber heute als der im Grunde tiefschürfendste Romantiker erkannt ist, wendet sich voll Hingabe dem neuen Meister zu, wie er sich im „Freischütz" offenbart: „Der Kasper, das Untier, steht da wie ein Haus, überall, wo der Teufel die Tatzen hineinstreckt, da fühlt man sie auch!"

Der „Freischütz", das Gipfelwerk Webers, gibt uns die kristallene Tiefe seines umfassenden Musikwebens. Wie lange trug er den Gedanken der Oper mit sich herum, bis ihm endlich, durch den glücklichen Zufall der textlichen Gestaltung durch Kind, die Erfüllung ward. Die an den Text gebundene Niederschrift war also nur der Niederschlag der lange zuvor schon gefaßten Gedanken. Jean Pauls Wort bestätigt sich: „Nur die äußere Form erschafft der Dichter in augenblicklicher Anspannung; aber den Geist und Stoff trägt er durch ein halbes Leben, und in ihm ist entweder jeder Gedanke Gedicht oder keiner!" Nach dem vulkanartig ausgreifenden Erfolg Webers hatten sich die Kulturnationen Europas zu dem Genius seiner Schöpferkraft gedrängt. Wien, die Stätte klassischer Hochkultur, verlangte ein Bühnenwerk seines Geistes, London, das in einem Händel, einem Haydn, einem Beethoven die deutsche Tonkunst geehrt, unterbreitete Weber ein hochherziges Anerbieten. Der ersteren Anregung verdankt „Euryanthe", der letzteren „Oberon" sein Entstehen. Die gestrengen Zünftler der Oper hatten dem „Freischütz" sein volkstümlich-schlichtes Format vorgehalten, sie wollten Weber nur als Künder begrenzter Tonformen gelten lassen. Weber, im Grunde stolz auf diese Einschätzung, gedachte den Gegnern und Zweiflern zu beweisen, daß er auch anders konnte. So hatte er, trotz großer dramaturgischen Bedenken, in gewisser Übereilung das von Helmine von Chezy dargebotene Buch der „Euryanthe" gewählt, gerade um im Stile der großen, hochdramatischen Oper seine Kräfte zu enthüllen. Und wie wußte er mit seinen Tönen die verworrene, sprachlich und inhaltlich ungeschickte Dichtung zu erheben! Den melodisch hinreißenden Arien, Kavatinen, Duetten, traten die wuchtigen Bauten der Ensemblesätze zur Seite. Es sei nur das mächtig aufgetürmte vorletzte Finale, mit dem erschütternden Larghetto „Laß mich empor zum Lichte wallen" hervorgehoben. Doch wir sehen, daß Webers Schmerzenskind „Euryanthe" bis zum heutigen Tage nicht den Platz errang, den ihr Schöpfer ihr zugedacht.

Ein seltsamer Umstand tritt da in Erscheinung. Es mag seltsam klingen, und doch ist die Formulierung begründet: Weber hatte das Mißgeschick, innerhalb zu kurzer Frist auf vollkommen gleichlaufender Bahn von einem Ebenbürtigen überholt zu werden. Richard Wagner hat nicht nur die Farbenpalette des Weberschen Orchesters, den Ausdruck seiner Tonsprache übernommen und weitergeführt, er hat den ganzen Euryanthestoff in neue potenzierte Form gegossen. „Lohengrin" hat „Euryanthe" besiegt. Heute, nach der volkstümlichen Ausbreitung des „Lohengrin", dürfte es kaum noch gelingen, auf die Dauer die breite Öffentlichkeit für „Euryanthe" zu gewinnen. Und diese Tatsache, nicht die Scheingründe der schweren Ausführbarkeit, trägt die eigentliche Schuld an „Euryanthes" Schicksal. Wiederholt erhob man gegen Weber die Klage, mochte es sich um Gesang oder um Instrumente handeln, die Stimmen seien zu schwierig, nicht den jeweiligen Möglichkeiten angepaßt. Gewiß, die Werke erhielten, je weiter Weber vorwärtsschritt, ihren immer eigentümlicheren, immer fester und enger umrissenen Stil, den die Ausführenden begreifen, den sie ergründen und erlernen mußten. Wie aber war der Vorwurf des mangelnden Verständnisses für die Möglichkeiten des Orchesters bei einem Weber aufzufassen, der von Jugend auf sich gerade besonders unerbittlich dem Studium dieses Zauberinstrumentes hingegeben! Weber selbst wird nachdenklich, wie aus seinen intimen Tagebuchaufzeichnungen hervorgeht. Er hat mit gründlicher Erkundung das Orchester in seine führenden Teile zerlegt, hat Studien und Sonderarbeiten für Klarinette, für das Horn, das Fagott, für Alt-Viola (damals noch wenig beachtet) geschrieben.

Die ausgereiften Klarinettenwerke, die er

Digitized by Google

großenteils für seinen langjährigen Freund, den Klarinetten-Virtuosen Bärmann komponierte, sind vorbildlich, haben wenig Rivalen. Sie zeigen die Vertrautheit mit der Eigenart jeder Lage in den Registern, die alle Geheimnisse dieses vielseitigen Klangkörpers aufdeckt. Ein Rondo Ungarese für Alt-Viola könnte fast als Vorstudie für die Ergründung dieses durch Weber neu zu Ehren gekommenen Instruments gelten, dem schon im „Freischütz" ganz besondere Beachtung wird. Die koloristische Ausrüstung der Klarinette und des Fagott, zumal in den kraftvollen, fast ehernen tieferen Lagen, die ganz besonders stimmungsreiche Verwendung der Hörner, in deren Widerhall der reiche Zauber des deutschen Waldes weht, überraschende Streicher-Gruppierungen, ganz neuartige Schlagzeugeffekte — alles eint sich zu der Meisterschaft der Farbengebung, unter Beschränkung auf die üblichen zur Verfügung stehenden Mittel.

In der Kammermusik hatte sich's angebahnt. So wird im großen Quintett für Klarinette, zwei Violinen, Viola und Klavier mehr Nachdruck auf würdige Vertretung dieses oder jenes Instruments gelegt, als auf die Enthüllung einer bedeutsamen Kammermusik-Sprache. In den zwei Symphonien, die sozusagen als Gelegenheitsarbeiten in schnellem Schaffen für die Kapelle des Herzogs Eugen von Württemberg in Carlsruhe in Schlesien geschrieben wurden, und die tatsächlich der eindringlicheren Bedeutung entraten, ist eine auffällige Beschränkung in den Instrumenten zu verzeichnen: hier findet sich in der Partitur keine Klarinette, wahrscheinlich weil in Carlsruhe keine zur Verfügung stand. Dagegen treten solistische Mitwirkungen von Oboe hervor; offenbar konnte man hier über einen tüchtigen Vertreter dieses Instruments verfügen. Außer solchen Einzelheiten, die aufhorchen lassen, bieten die zwei Symphonien (die erste erscheint noch bunter, zerflatternder als die zweite) keine Bedeutsamkeiten. Sie sind denn auch heute so gut wie vergessen.

Aber die Früchte dieser reichen tiefgründigen Studien wurden in den Bühnenwerken geerntet. Mit kurz andeutenden Strichen wird das eigenartige Kolorit in „Turandot", in „Preziosa" gemalt. Der „Freischütz" bringt die koloristische Erfüllung. In „Euryanthe" erklingt die Ritterromantik der Provence, in „Oberon" tut sich die halb erschlossene Leuchtkraft der orientalischen Farben auf.

Berlioz, als Mitbegründer der modernen Instrumentation ein besonders gewichtiger Kronzeuge, tritt in die Schranken, um die lächerlichen Angriffe gegen Webers Instrumentation abzuwehren: „Was Webers Instrumentation anlangt, so will ich bloß anführen, daß sie reich, mannigfaltig und von bewunderungswürdiger Originalität ist . . . überall ein reizendes Kolorit, eine lebhafte, aber harmonische Klangfülle, eine maßhaltende Kraft und tiefere Kenntnis der Natur jedes Instruments, seiner verschiedenen Charaktere, seiner Sympathien und Antipathien mit den anderen Gliedern der Orchesterfamilie, nirgends ein zweckloser Effekt, ein ungerechtfertigter Akzent." Mit derselben Wärme setzt sich Berlioz für Webers Behandlung der Gesangstimmen ein. Auch hier war ja oft Klage über Unsanglichkeit laut geworden. Und man darf hervorheben, daß die Neuartigkeit der melodischen Linie mit ihren häufigen Vorhalten und chromatischen Durchgängen auch den Sänger vor neue Aufgaben stellte. Selbstverständlich mußte da zuweilen eine kleine Stimm-Erschwerung mit in Kauf genommen werden. Den Sinn dieser Erscheinung erfaßte man nicht; so sieht sich Berlioz in der Begründung zu dieser scheinbaren Unsanglichkeit gedrängt: „Dieser Fehler — welcher übrigens nicht so weit geht, wie man behauptet — hört auf, einer zu sein, wenn die Eigenheit der Gesangstelle eine dramatische Tendenz hat. Dann wird sie im Gegenteil zur Schönheit."

★

Haben die Neu-Romantiker dem Genius Webers das rechte Verständnis entgegengebracht? Wenn auch so manche seiner Schöpfungen ihrer Zeit verfallen sind, so verdienten doch viele entschieden eine Neubelebung, gerade in unserer an widersprechenden Strömungen so reichen Zeit. Greifen wir einmal in das reiche Fach seiner Klavierliteratur. Die „Aufforderung zum Tanz", die einst alle Nationen einträchtig zusammenrief, übt immer und allezeit ihre glanzvolle Wirkung. Dieses liebenswürdige Genrebild, das in einer kleinen Szenenfolge einen festlichen Vorgang illustriert, gewinnt in der Tonsprache Gestalt und Leben. Wie der Kavalier zu der Erwählten eilt, ihr seine Reverenz bezeugt, sie zu dem eigentlichen Tanz geleitet, sie dann durch alle Phasen des Walzers, vom tastenden Wiegen bis zum tollenden Jagen, hindurch- und schließlich mit ritterlicher Verbeugung wieder auf ihren Platz zurückführt, das ist ein Kabinettstück seiner Gattung. Die Leuchtkraft des Werkes hat sich erstaunlich frisch erhalten. Es erscheint ja auch noch immer als gern gesehener Gast in den verschiedenen Ausgaben auf den Konzertprogrammen; mehr noch natürlich auf dem Plan der Schul- und Hausbibliothek. Webers Klavierkonzerte sind heute spärlich zu finden. Sie wurden schon frühzeitig durch Beethoven und seine Gefolgschaft an die Seite gedrängt. Das Es-Dur-Konzert ist gewiß nicht ohne Originalität, nicht ohne Linie im Aufbau, nicht ohne so manche überraschenden Feinheiten. Und doch ist es nicht „bester Weber". Schon die zeitgenössische Kritik gab ihm nur beschränkte Ruhmestitel. Sie rühmt ihm nach, „frei von Bizarrerie und phantastischer Ausschweifung" zu sein.

Sternenhoch darüber steht das Konzertstück in F-Moll. Und Zeitgenossen wie Nachwelt begrüßten es als den willkommenen Tummelplatz virtuosischer und vor allem

Digitized by Google

musikalischer Eigenart. Man wundert sich, daß die Neuzeit sich mehr als berechtigt von ihm abzuwenden scheint. Ist es nicht gerade ein Führer zur Moderne? Weber hatte sich ein hohes Ziel gesetzt; sechs Jahre arbeitete er an dem Werk. Sein Abschluß fiel in die glanzerfüllte Zeit seines Berliner Erfolges der „Preziosa" 1821. Just am Tage der Erstaufführung seines „Freischütz" setzte er sein Signum unter das fertige Stück. Ein innerer Kampf hatte sich bei der Niederschrift vollzogen. Zwei Welten standen sich gegenüber. Eine dramatisch bewegte Vorstellung lenkte seine Feder; nur mit Widerstreben folgte sie den Zeichen der klanglichen Dichtung. Schweren Herzens entschloß sich Weber, den Teilen Bezeichnungen wie „Trennung", „Klage", „höchster Schmerz", „Trost", „Wiedersehen", „Jubel" zu geben. „Da ich alle betitelten Tonbilder sehr hasse, so wird es mir höllisch sauer, mich selbst an diese Idee zu gewöhnen; und doch drängt sie sich mir unwiderstehlich immer wieder auf und will mich von ihrer Wirksamkeit überzeugen." Man staunt, daß dieser Vorgang die heutigen Klavierpropheten nicht mehr reizen kann. Die Kraft des Ausdrucks könnte manches Tonwort stützen, ihm neue Klangwerte leihen. Zweifellos hat sich die Tonsprache der Neuzeit, der Weber in seinen Klavierwerken vorangeleuchtet, mit raschen Schritten fortentwickelt. Aber ist nicht auch heute noch alles in Fluß? Übersieht man, daß nichts so gefährlich ist, als allzu modern zu sein?

Die vier Klaviersonaten haben gleichfalls viele Bausteine zu dem Fundament der Gegenwartsliteratur geliefert. Freilich sind sie nicht vom Überreichtum der Gedanken getragen. Und durch so manche Sprödigkeit, die sich technisch nicht in voller Wirkung auslöst, kommen sie in Gefahr, „unterwertet" zu werden. Auch hier muß man die Mahnung wiederholen, in der Schnellebigkeit unserer Tage nicht Werte zu übersehen, die nicht nur historische Bedeutung haben. Das gilt vor allem von der D-Moll-Sonate. Von welcher Eigenart die aufsteigende melodische Linie im Andante! Diese Bindungen, Vorhalte, Umstellungen. Und gar das schäumende, bravourhafte Presto. Da überstürzt sich das drängende Temperament. Humor schwingt seine Fackel, inniges Sehnen umfängt die Seele. Und dieses Rondo wurde von den Zeitgenossen schon als „wahrhaft groß und ganz originell" gewürdigt. Ein echter Sproß der Romantik ist auch die Sonate in As-Dur. Freilich ein Sproß, der auch der Widerborstigkeit nicht enträt. Man vergegenwärtige sich nur den absonderlichen Menuett. Hier wird dem zierlichen Tänzer ein putziger Kobold aufgehalst, mit dem er sich herumzanken und in komischer Form auseinandersetzen muß. Man ist in E. T. A. Hoffmanns Welt versetzt.

Kleinliche Ökonomie der Erfindung kannte Weber nicht. Er streute den Reichtum seiner Gedanken mit wahrer Großherrlichkeit auch über die kleinen und kleinsten Formen aus. Und gerade auch die kleinen Klaviersachen verraten die Allmacht des Genius. Man nehme die ersten zehn Werke zur Hand, denen etwa noch op. 28 und 60 anzureihen wäre. Man wird sie nicht ohne innere Bereicherung, ja nicht ohne Verwunderung kennen lernen. Welch Aufstieg in Sprache und Ausdruck! In den sieben Variationen zu vier Händen über das Lied „Vien qua Dorina bella" entdecken wir Einzelheiten, die den besten Weber ankünden. Da ist „jeder Schritt ein Charakterzug". Durch diese Variationen wurde Weber denn auch zuerst in weiten Kreisen bekannt und beliebt. Von beispielloser Wirkung soll Webers eigener Vortrag dieser Stücke gewesen sein. Diesen schlichten und doch so hinreißenden Äußerungen sind die sieben Variationen über die Romanze aus „Joseph" von Mehul an die Seite zu stellen. Ja, sie ragen noch darüber empor, was Bedeutung und Eigenart des Ausdrucks betrifft. Am Schluß baut sich eine glänzend durchgeführte Steigerung mit Staccato-Effekten vom pp. bis zum ff. auf. Es ist ein Klavierwerk ersten Ranges, sowohl seinem musikalischen wie auch seinem virtuosischen Inhalt nach. Die zweihändigen Variationen über ein Originalthema op. 9 bewahren nicht die gleiche Eigenart, erreichen aber in einzelnen Teilen eine ganz besondere Charakteristik, so in der vierten Variation „Spagnuolo". Die weiten Spannungen, die die Zeitgenossen Weber zum Vorwurf machten, können heute nicht mehr schrecken. Für die Fortentwicklung der Klaviertechnik haben sie fördernd und anregend gewirkt. Die prachtvollen sechs Klavierstücke zu vier Händen des folgenden Werkes haben internationale Berühmtheit erlangt, wie die zahlreichen Ausgaben aller Länder bezeugen. Hier künden sich anmutige Einfachheit, Zauber und Charakteristik der melodischen Führung.

Mit der Reife der Persönlichkeit gewann die Handschrift die Festigkeit im Ausdruck der genialen Eigenart. Muß man diese Eigenart in den sieben Variationen über ein Zigeunerlied noch liebevoll forschend aufdecken, so drängen sie sich dem empfänglichen Musikohr in den acht Stücken zu vier Händen op. 60 geradezu stürmisch auf. Gewiß muß man sich auch hier in die Denkweise des Meisters versenken. Die feinen Charakterisierungen müssen in geschickter Einfühlung herausgearbeitet, manche eigenartige Wendung erspürt werden; denn die bescheidenen Mittel, mit denen der Dichter arbeitet, verlangen doppelt verständnisvolle Hingabe. Die frappante Originalität des „All'Ongarese" muß dem Spieler eine Aufmunterung zu inniger Versenkung sein. Ein Werk wie dieses müßte, besonders im kleineren, wahrhaft musikverständigen Familienkreise weiteste Liebe und Wertschätzung genießen. Man kann den Musikerziehern nicht warm genug die Beachtung eines solchen Werkes empfehlen. Den pädagogischen wie den musi-

Digitized by Google

kalischen Zielen winkt hier die glücklichste Unterstützung.

★

Hat Webers Klavierliteratur, über die historische Entwicklung hinaus, besonderes Gewicht für die künstlerische Erziehung, so öffnen sich seinen Gesangsschöpfungen die Herzen des Volkes. Der brausende Ruf von Körners „Leier und Schwert" hatte nicht nur die Kinder seiner Zeit erfaßt; „Lützows wilde Jagd", „Du Schwert an meiner Linken" enthüllen ihre hinreißende Macht unvermindert bis zum heutigen Tag. Webers Lehrer Michael Haydn hatte ihm auf der Bahn des Männerquartetts vorangeleuchtet. Mit dem Temperament des deutschen Herzens verbindet sich die Dichterkraft des Tongestalters, der den Worten elementare Gewalt gibt. „Leier und Schwert" sind noch heute Muster und Vorbild. Die zahllosen Männerchöre machen es sich zur Ehrenpflicht, sie in mustergültiger Prägung darzustellen. Und die Schöpfer der Gattung bauen ihr Werk, bewußt oder unbewußt, auf dem Fundament dieser Ewigkeitsdichtungen auf. Trotz aller Evolutionen, die die Musik seit 1814 erlebt, ist der ursprüngliche Eindruck nicht gemindert. Unsere Bewunderung im Gegenteil dauernd gestiegen in der Erkenntnis, mit wie einfachen Mitteln hier das Ziel erreicht ist. Gerader, natürlicher Wuchs, voller, niemals verkünstelter Aufbau, klangliche Sicherheit sind die Wahrzeichen Weberscher Chorwirkung, Weberscher Liedwirkung in jeder Gestalt.

Welche Fülle dieser Äußerungen umfängt uns. Der Ausdrucksgewalt in den Chören tritt die Schlichtheit des Einzelliedes würdig zur Seite. Mit verschwenderischer Hand wurden diese Lieder ausgestreut. Sie sind meist aus der Stimmung des Augenblicks geboren. Wir wissen, daß Weber in jungen Jahren die ausgelassene Munterkeit liebte, gern mit den Fröhlichen fröhlich war. Die Jahre in Schlesien (1804—1807), Stuttgart (1807—1810) und Darmstadt (1810—1812), in der Umgebung eines prachtliebenden Hofes, in der Gesellschaft trinkfroher Studenten und Kunstfreunde öffneten das Herz und lösten die Zunge. Da griff der Schwärmer zur Gitarre und ließ seine kleine wohltönende Stimme erschallen. Viele dieser volkstümlichen Stücke sind in der Urfassung mit Gitarre oder in Umprägung für Klavierbegleitung an die Öffentlichkeit gelangt, als Zeugen jugendlichen Frohsinns. Der Gitarre, dem damaligen Hausinstrument des Bürgers, hat Weber manch hingebendes Wort, manche innigen Gedanken anvertraut. Man braucht nur an das Divertimento für Gitarre und Klavier op. 38 zu erinnern. Welche Vornehmheit, welche adlige Haltung hat solch ein einfaches Andante. Und so ragen auch aus der unerschöpflichen Liederreihe so manche Perlen inniger Gemütsäußerung hervor. Die Mehrzahl aber huldigt dem Frohsinn, der Lust des Tages. Und der Schalk gibt ihm die drolligsten Einfälle ein. Welch ein Humor liegt über dem Bändchen „Die Temperamente beim Verlust der Geliebten", op. 46! Hier hüpft der „Leichtmütige", hier seufzt der „Schwermütige"; es tollt der „Liebewütige" und es pendelt der „Gleichmütige"! Jeder setzt sich mit dem Schicksal, dem bei allen gleichen Schicksal, in seiner besonderen Weise auseinander. Ganz knapp und einfach und doch welch sinnvoller musikalischer Ausdruck. Und wenn er noch einen Schritt weitergeht, so packt er das Volk bei seiner eigentümlichsten, urwüchsigsten Äußerung. So manchen derbdrolligen Gesängen im Volkston wünscht er das „Handwerks-Burschen-Pathos" und haucht es ihnen ein.

In diesem Bilde gerade ist Weber nun heute wieder urlebendig geworden. Er ist der Ahnherr all der Wandervogel-Poesie, der Klassiker der Gitarrekunst, der Sänger der Wander- und Lebensfreude, des jugendlichen „Sturm und Drang". Da braucht es keine weihevollen Ermahnungen und Gedenkreden. Weber wandelt mitten unter den Scharen, ist der eigentliche Anführer dieser heute so stürmisch ausgebreiteten Bewegung. Mag es der Mehrzahl der Mitstreiter völlig unbewußt bleiben — die Bedeutung des Schöpfers kommt zu ihrem Recht, seine Mission ist durch die Nacheiferung erfüllt. Hier in dieser Kleinkunst hat Webers Genie mit Blitzeshelle vorangeleuchtet.

★

Wollen wir Webers schöpferische Vollkraft erschauen! Greifen wir eine seiner reifsten Eingebungen, seiner urtümlichsten Großtaten heraus — Szene und Arie der Rezia in „Oberon", die sogenannte Ozean-Arie. Welch ein Reichtum! Reichtum der Gedanken wie der Farben. Melodienstrom und Lichterglanz schaffen dieses Gemälde einziger, einmaliger Wesenheit. Die Welt der Erscheinungen stößt an das Reich der Phantasie, sie durchdringen einander, sie ergänzen, sie vollenden sich. Der Mensch im All, der Künstler in der Unendlichkeit, das ist die Triebkraft dieser Offenbarung. Die Einzelteile erhalten ihr Gewicht in der Zusammenfassung, der Gesamtinhalt vervielfältigt sich in dem gebrochenen Farbenspiel der auseinanderstrebenden Strahlen. Nur scheinbar beschränkt sich diese Kunstenthüllung auf den äußeren Vorgang in der Natur. Natur, Leben, Sehnen, Ringen, Erschauen, Lieben, Entsagen, Stürmen, Umwelt, Innenwelt — alles schwelt in diesen Tönen, die die Seele eines Dichters nach oben tragen.

Kann der Freudenrausch des liebenden Herzens, die hymnische Hingabe an die höhere Wesenheit überzeugender erklingen? Kann Kampf und Sieg, Schmerz und Jubel, höheren Ausdruck finden! Trotz aller Beschränkung der Mittel, welche Beherrschung des Ziels.

Diese Dichtung gehört zu dem Besten, was Webers Feder entflossen, zu dem Besten, was

Digitized by Google

Carl Maria von Weber   Gemälde von Ferdinand Schimon

Im Besitz der Familie von Weber in Dresden

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

deutsche Künstler geschaffen. Die deutsche Seele, in all ihrer Vielgestaltigkeit, singt in diesen Tönen. Durch Überwindung der äußeren Gefahren emporsteigend zur Selbstüberwindung. Durch Erschauen der Größe des Alls ein Erfühlen der eigenen Selbstbesinnung. Ein Übersteigen der eigenen Kraft, ohne Überhebung, ohne Selbstlob, ohne Maßlosigkeit. Mensch und Künstler reichen sich die Hand, verschmelzen in eins, in die überreiche Erscheinung der Persönlichkeit.

★

Hatte Weber bei der ganzen Anlage des „Oberon" sich in seiner Opernauffassung mehrfach umstellen müssen, da das Werk ja für den Geschmack und die Gepflogenheiten englischer Hörer bestimmt war, so geschah diese Wandlung nicht etwa in oberflächlicher Übertragung. Nein, mit tiefgründiger Versenkung in die fremde Welt hatte er, Ziel und Zweck zu erfassen, alle Kräfte entboten. Wenn er auch die materiellen Vorteile in dem Vertrag mit dem englischen Direktor Kemble freudig begrüßte, als Künstler, der einen Namen einsetzte, stellte er die verantwortungsvolle Aufgabe über alles.

Nicht ohne vielfache Umänderungen des Textes ging die Arbeit vonstatten; anfangs etwas zögernd, allmählich immer befeuerter, trotz all der Nebenarbeit, der dienstlichen Aufgaben und der bereits stark an seinem Mark zehrenden ernsten Krankheit. Ist es nicht ergreifend, wenn der Komponist seine Wünsche dem Textdichter Planché mit solch feinfühlig-nachsichtiger Zurückhaltung vorträgt! „Der Zuschnitt einer englischen Oper ist gewiß sehr verschieden von dem einer deutschen, denn eine englische ist mehr ein Schauspiel mit Gesängen, — aber dennoch finde ich im ersten Akt des Oberon nichts, das ich geändert wünschen möchte, ausgenommen das Finale." Nachdem er seine Vorschläge für diese und jene Änderung mitgeteilt, spricht er sich wiederholt mit besonderer Anerkennung über den Text aus, wenngleich „der Zuschnitt des Ganzen allen meinen Ideen und Grundsätzen sehr fremdartig erscheint. Die Einmischung so vieler Hauptpersonen, welche nicht singen, die Weglassung der Musik in den wichtigsten Momenten: all diese Dinge berauben unseren Oberon des Namens einer Oper und werden ihn untauglich machen für alle anderen Bühnen Europas, was ein schlimmer Umstand für mich ist." Im stillen hatte sich Weber bereits vorgenommen, das Werk für Deutschland neu zu gestalten, in eine richtige Oper umzuwandeln. Der Tod hat diese schöne Absicht vereitelt.

Im Gefühl dieser Unzulänglichkeiten des Textes hatte Weber den Quell seiner Phantasie um so reicher in die Szene geleitet, hatte, um das Kolorit des Orients zu zeichnen, arabische, türkische Motive herangezogen, hatte den Sängern, wo sie sich entfalten konnten, seine besten Eingebungen geliehen, den Schimmer des Märchenreiches, die Wunder der östlichen Welt, die Zauberkünste der Elfen und Gnomen zu Klang gebracht. So geleitet das reiche Farbenbild über die fast erschreckende Einfachheit der harmonischen Linien hinweg. Sollte der Vorwurf der schweren Ausführbarkeit, den man seiner „Euryanthe" gemacht, die Ursache dieser in manchen Szenen geradezu übertriebenen „Geheimnislosigkeit" sein?

Die Verstrickung des Dichters in die Unzulänglichkeiten der Außenwelt hatte im Lauf seines Lebens so manche Hemmung bedingt. Doch die freie Phantasie erhob sich auf Adlerschwingen stets aufs neue ins Ätherblau. Sein Herz hatte früh gesprochen. Doch Irrungen und Wirrungen, äußere und innere Widerstände brachten einen langen Seelenkampf. Um so jubelnder ward die Überwindung der Hemmnisse empfunden. Die Stille des häuslichen Glückes gab die Ruhe des Herzens, die innere und letzte Erstarkung der seelischen Reinheit. Freilich auch den Druck des ernsten Verantwortungsgefühles, das ihn von Arbeit zu Arbeit drängte, das seine Gedanken immer auf die Pflicht des Familienvaters festbannte. Trotz schwerer Krankheitszeichen, die sich schon frühzeitig bemerkbar machten, und die durch flüchtige Kuren nicht gebannt wurden, erachtete er es als seine Pflicht, den Wiener Auftrag, das Londoner Angebot anzunehmen.

In all den Erfolgen, die ihm solche Berufungen kundtaten, blieb sein Gemüt schlicht und bescheiden. Hatte er nicht in Prag, in Dresden, in Berlin mit starken Kräften zu ringen? Hatte man nicht seine besten Absichten, die Unterstützung junger Operntalente, die Einführung unbekannter Komponisten mißdeutet! Da er für seine Pfleglinge mit Wort und Schrift begeisterungsvoll eintrat, warf man ihm Absicht der Herrschsucht, Vergewaltigung der öffentlichen Meinung vor. Im Bewußtsein seines reinen Wollens blieb er gelassen. Aufrecht, doch gezügelt.

Gewiß empfand er gerechten Stolz, daß man seine Werke wählte, daß man sein Kunstwirken hochschätzte; aber seine ehrliche Menschlichkeit, seine stille Ergebenheit, die dieses Himmelsgeschenk als höhere Gnade empfand, ließen nie den Gedanken an Hochmut, an Überhebung zu.

Daß sein Name in der breiten Allwelt genannt war, erschien ihm hoch. Nicht nur in der Fachwelt gewürdigt zu sein, nein, auch in dem Herzen seines Volkes einen Platz gefunden zu haben, empfand er als ein Glück erhabener Genugtuung. Und so mögen die letzten schweren Wochen der Hingabe an seine Londoner Mission, die den deutschen Namen verherrlichte, ihm die verklärende Zufriedenheit mit sich selbst gewährt haben, im Bewußtsein, das ihm von oben anvertraute Gut richtig und treu verwaltet, richtig und treu genutzt zu haben.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Eryk Pepinskis Gartenarchitektur — Mexikanische Scherenschnitte — Neues Kunstgewerbe — Plakate von Ludwig Hohlwein — Stilleben von Max Dürschke — Modezeichnungen von Marlice Hinz und Ilsabe Kamieth — Runges ältester Sohn — Zu unsern Bildern

Eryk Pepinski vertritt einen Beruf, der in Deutschland wohl künstlerisch anerkannt, aber praktisch noch nicht genügend gewertet ist: er ist Gartenarchitekt, und zwar einer der ernstesten, die wir haben. Sein Ideal ist, den Garten als ein geschlossenes Ganzes und im Einklang mit der Architektur zu halten, und er bringt für seinen Beruf alle Vorbedingungen mit. Er hat in einer Gärtnerei seiner schlesischen Heimat gelernt und an der Staatlichen Gartenbauanstalt Proskau höheren Studien obgelegen. Seine Wanderjahre führten ihn nach Erfurt und Bremen. Roselius und Lesser haben ihn als Gehilfen gefördert. Kurz vor dem Kriege hat er sich selbständig gemacht und eine Reihe mustergültiger Anlagen, so auch die des hier abgebildeten Dachgartens geschaffen. Er paßt sich mit verständnisvoller Schmiegsamkeit den Bedingungen an, die ihm sein architektonischer Kollege stellt. Im Garten selbst geht er bei seinen Anlagen von den notwendigen Wegen und den Verhältnissen des Geländes aus. Er zielt bei sparsamer Verwendung der Pflanzen auf starke dekorative Wirkungen und hat seine besondere Liebe den Dachgärten als den bequemsten Erholungsstätten des Großstädters zugewandt. Er fühlt sich nicht bloß als Künstler oder Handwerker, sondern als Seelen- und Nervenarzt, der mit seinen Schöpfungen der Gesundheit seiner Mitmenschen dient.

★

Die fast unglaublich zierlichen Scherenschnitte auf S. 475 verdanken wir der Freundlichkeit des Herrn Konsuls Dorenberg in Leipzig. Ihre Entstehung liegt fünfzehn bis zwanzig Jahre zurück. Ihr Schöpfer war der verbummelte Sohn eines hochangesehenen mexikanischen Gouverneurs. Die Silhouetten sind, wie ihr Besitzer selbst gesehen hat, in derselben Kleinheit, wie sie hier abgebildet sind, mit der Schere ausgeschnitten, und zwar war es nicht einmal eine besonders feine oder genau arbeitende Schere, sondern ein ziemlich wackliges Instrument von etwa 18 Zentimeter Länge. Aber der Künstler war seinem Handwerkszeug überlegen. Seine fabelhaft sichere Hand versagte nicht und zauberte die Welt, die er um sich sah und die nicht viel von ihm wissen wollte, in der ameisenhaften Lebendigkeit hervor, wie wir sie hier betrachten können und bewundern

Dachgarten in der Großstadt. Entwurf von Landschaftsarchitekt Eryk Pepinski, Berlin-Steglitz

Digitized by Google

müssen. Diese Kunststücke sind nicht bloß Virtuosenmätzchen, die in einem Varieté oder gar auf dem Jahrmarkt am Platze sind. Wenn wir sie hier abbilden, so in der Überzeugung, daß in diesen seltsamen Gebilden ein starker und echter künstlerischer Wille lebt, der, fast im Sinne der gleichzeitigen Malerei, vor allen Dingen ein Bild der Bewegung gibt.

★

Ein Kunsthandwerker in altem Sinn und mit neuer Technik ist Michel Blümelhuber zu Steyr. Er ist ein Stahlschnittmeister, d. h. er benutzt nicht Schmiedeeisen, sondern den edelsten und härtesten Stahl für seine Schöpfungen. Er braucht auch keine Gehilfen, sondern arbeitet das Werk, das er sich vorgenommen, vom ersten Handwerksgriff bis zur letzten künstlerischen Vollendung selbst durch. Wohl lehnt er sich an alte Vorbilder an, aber er versteht, dem starren Material eigentümliche, bisher nicht gekannte Reize abzugewinnen. Dabei ist er kein

Virtuose. Seine symbolischen Plastiken atmen, wie uns Professor Rudolf Sterlike schreibt, „Menschenliebe und Menschlichkeit, deutsches Fühlen und deutsche Art, Eigenschaften, die seinen Charakter bestimmen". Wie er eine Aufgabe anpackt und ausführt, zeigte er auch, als er berufen wurde, für den neuerbauten Dom zu Linz den Schlüssel zu fertigen. Dieses kunstvolle, ornamental und figürlich sinnreich und üppig geschmückte Gebilde ist aus einem Stück Stahl geschnitten. Es lebt und webt in der frohen Gläubigkeit des deutschen Südens. Dieser Schlüssel öffnet nicht die Pforte zu weltabgewandter Grübelei, sondern zu einer Stätte, wo sich Himmelssehnsucht und Erdenschönheit versöhnen. — Mit Stolz trägt Fritz Möhler in Schwäbisch-Gmünd den ihm von der Stuttgarter Handwerkskammer mit Auszeichnung verliehenen Titel eines Goldschmiedemeisters. Der von uns abgebildete Anhänger war sein Meisterstück, und es ist in der Tat ein Meisterstück, reich an Erfindung und Geschmack, nicht unbeeinflußt von orientalischen Vorbildern, die heute Mode sind, aber selbständig genug, um sich zu halten, wenn

andere Moden aufkommen. — Der Berliner Bildhauer W. F. Schade beschäftigt sich mit kunstgewerblichen Arbeiten. Wir zeigen von ihm einen Kamingerätekorb, dessen im Grunde einfacher ornamentaler Schmuck ebenso reich wie überraschend wirkt. Unser Aprilheft hat von dem Künstler einen Sportpreisentwurf veröffentlicht; die Leser werden

sich an die anmutige Frau auf dem Rücken des Seepferdes gern erinnern lassen.

★

Immer wieder reizt es uns, den Lesern neue Schöpfungen Ludwig Hohlweins zu zeigen. Dieser Plakatkünstler ist nun wohl schon über ein Menschenalter ein Führer in seinem Reich, und wenn man bedenkt, welche Umwälzungen wir grade auf seinem Gebiet erlebt haben, so will das etwas heißen. Er hat alle Modeströmungen überstanden. Er ist er selber geblieben und wirkt in seinen Werken noch immer jung, anregend, anreizend. Denn er hat eine stets rege Phantasie und weiß seine oft überraschenden Einfälle plakatgerecht zu gestalten. Die paar Blätter, die wir hier zeigen, beweisen, wie mannigfaltig die Aufgaben sind, die ihm gestellt werden oder die er sich selber stellt, und wie mannigfaltig er sie zu lösen versteht. Und dennoch: man erkennt seine Plakate unter vielen heraus, denn in ihrer Schlagkraft und ihrem Geschmack können sich wenige mit ihnen messen. Sachlich am bemerkenswertesten ist das Rheinplakat, mit dem versucht werden soll, wie in alten Zeiten den Strom der englisch sprechenden Reisewelt wieder in das hart bedrängte romantische Land der Burgen und Dome zu leiten.

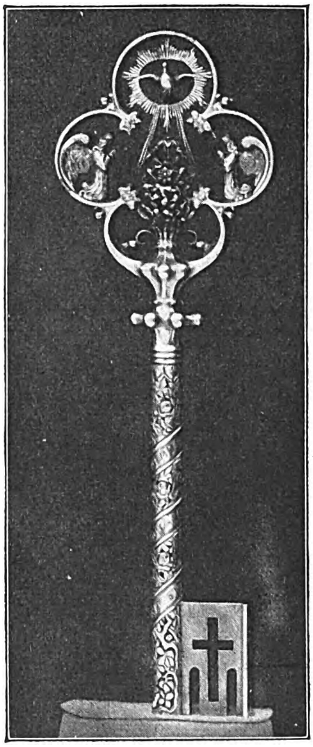
★

Eine besondere Freude hoffen wir unsern Leserinnen mit den farbigen Modezeichnungen zu machen. Es ist nicht so einfach,

hübsche Modebilder zu zeigen. Die Photographien leiden gewöhnlich darunter, daß die Damen, die die schönen Sachen tragen, meist allzu geziert dreinschauen, und daß die Bilder außerdem gewisse praktische Winke nicht zu geben vermögen. Das besorgen die landläufigen Modezeichnungen sehr viel gründlicher, aber dafür haben sie wieder

Mexikanische Scherenschnitte

Digitized by Google



Schlüssel
zum neuen Dom zu Linz a. d. Donau.
Von Michel Blümelhuber-Steyr

keinen künstlerischen Reiz, und die „Monatshefte“ haben nicht den Ehrgeiz, mit illustrierten Katalogen unsrer Modehäuser und Schnittmustergeschäfte in Wettbewerb zu treten. Wir haben deshalb zwei junge Künstlerinnen, Marlice Hinz und Ilsabe Kamieth, die Geschmack haben und sich für Modeneuheiten interessieren, gebeten, uns ein paar farbige Zeichnungen zu machen, die wichtige Neuheiten des Sommers klar und hübsch zu zeigen vermögen.

★

Aus der früh geschlossenen Ehe mit der Dresdnerin Pauline Bassenge wuchsen Philipp Otto Runge vier Kinder heran, von denen der jüngste Sohn, gleichnamig mit dem Vater, erst zehn Tage nach dem Tode Runges geboren wurde. Der älteste, Otto Siegismund Runge, ist uns als Kind wohlbekannt, denn der Vater hat ihn öfter gemalt. Es ist der kleine Kerl, der mit seinem etwas größeren Vetter zu Füßen der Großeltern mit Blumen spielt, und der reizende Pausback, der die dicken Armchen so drollig auf seinen Stuhltisch legt. Otto Siegismund Runge, geboren 1805 in Hamburg, wurde Bildhauer und schloß Freundschaft mit Theodor Hildebrandt, der sich und ihn auf dem hier wiedergegebenen und bisher nicht veröffentlichten Gemälde porträtiert hat. Auch dem jüngeren Runge ward es, gleich seinem Vater, nicht gegönnt, seine Jahre und seine Kunst zur Reife zu bringen. Er starb genau so jung wie Philipp Otto Runge d. Ä., im 36. Lebensjahre, zu Petersburg.

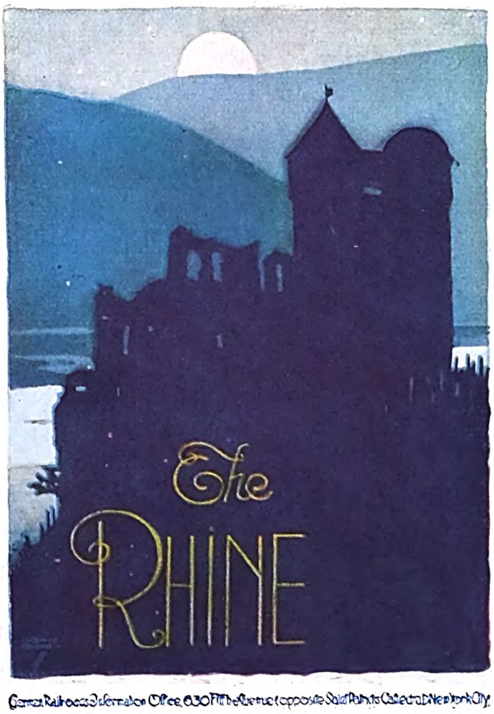
★

Wie ein heller Sommertag grüßt uns das Titelbild des Heftes, das Mädchenbildnis von Eugen Spiro. Der erste und der entscheidende Eindruck ist der einer starken Farbigkeit: die rote Bluse, der

Anhänger in Gold mit weißem Email und grünem Email und Lapislázuli-Tropfen. Von Fritz Möhler-Gmünd

Kamingerätekorb
Von Bildhauer W. F. Schade-Berlin

weiße Kragen, das blonde Haar vor dem dunkeln Hintergrund klingen in lauter Fröhlichkeit zusammen. Die frische Anmut des Gesichts tritt am deutlichsten hervor, wenn man das Blatt aus nicht allzu großer Nähe betrachtet. Erst in einiger Entfernung wachsen die kräftig aufgetragenen Farben zu der vom Künstler beabsichtigten Gesamtwirkung zusammen. — Der in Dresden tätige Professor August Wilckens ist mit seinem „Gottesdienst auf Fanö“ (zw. S. 376 u. 377) in seiner Heimat eingekehrt. Er ist in Kobdrup bei Hadersleben geboren (1870), und von dort ist es nicht weit nach dem auch damals schon dänischen Fanö, der kleinen Insel an der Westküste Jütlands. Einige seiner bekanntesten Bilder, „Brautjungfern“ und eine „Hochzeit“, verdankt er hier empfangenen Anregungen. Er liebt diese tüchtigen, im Kampf mit Wetter und Wind gestählten Menschen, die sich auch heute noch in Wesen und Tracht ihre eigene Weise erhalten haben. Wilckens ist ein vortrefflicher Charakteristiker. Wie unwiderstehlich verlocken uns diese Gesichter, ihnen



Plakate von Professor Ludwig Hohlwein-München

Digitized by Google

Plakat von Professor Ludwig Hohlwein

dam und Stockholm und wurde überall freundlich aufgenommen und mit Auszeichnungen bedacht. Er ist mit seinen Werken in zahlreichen Galerien vertreten und hat neben so anmutigen Plastiken wie der unsern auch große Denkmäler geschaffen, so für den Freiheitsplatz in Budapest ein Monument, das die Erinnerung an die der Krone Ungarn entrissenen Lande wach erhalten soll. — Arthur Kampf hat, wie Hans Rosenhagen erzählt (Velhagen & Klasings Künstlermonographien Nr. 112) den ersten Schulunterricht in einer klösterlichen Erziehungsanstalt zu Hasselt zwischen Löwen und Verviers erhalten. So hat der Rheinländer bereits als Kind den ergreifenden Zauber der katholischen Kirche auf sich wirken lassen können, und es ist leicht möglich, daß „Die Prozession“, eins seiner neuesten Bilder, auf frühe Erinnerungen zurückgeht. Die Kunst von Arthur Kampf — und das ist ihre Sendung an unsre vielfach so verworrene Zeit — hat nichts Problematisches. Sie wurzelt im Boden der Wirklichkeit und bleibt dennoch niemals am Gewöhnlichen kleben. Das beweist aufs neue unser Bild. Mit unübertrefflicher Sicherheit ist es gemalt. Dieser greise Kirchenfürst, der, von zwei Ministranten gestützt, mit der Monstranz unter dem Baldachin schreitet, könnte ein Porträt sein. Der knappe Bildausschnitt genügt, um uns nicht ihre Geschichte abzufragen. — Von dem Münchner Otto Dill zeigen wir einen „Sattelplatz“ (zw. S. 384 u. 385), ein lebendiges Bild aus dem Sport, der noch immer mit Recht als einer der vornehmsten gilt. Die künstlerischen Vorzüge dieses Gemäldes scheinen uns in dem fein abgetönten Graugrün zu liegen, das den Gesamteindruck bestimmt. — Die Plastik „Nach dem Bade“ macht die Leser mit einem der bedeutendsten ungarischen Bildhauer bekannt (zw. S. 392 u. 393). Professor Sigmund Kisfaludi-Strobl, geboren 1884, ist ein Zögling der Budapester Gewerbeschule und hat später in Wien und Paris studiert. Bereits vor dem Kriege hatte er den ersten großen Erfolg mit seiner Gruppe „Finale“ im Budapester Künstlerhaus errungen. Nachdem er als Soldat und Künstler ehrenvoll am Kriege teilgenommen hatte, begann ein schneller Aufstieg. Er beschickte die Ausstellungen in Wien und München, Rom, Mailand und Monza, London, Amster-

Stilleben. Gemälde von Max Dürschke

Digitized by Google

Modernes Stilkleid
Zeichnung von Marlice Hinz

nur eine Prozession, sondern die ganze Herrlichkeit eines großen Kirchenfestes mit Musik und Weihrauch, mit andächtigen Menschenmassen, mit Glockenjubel und strahlendem Sonnenlicht ahnen zu lassen. — Von dem Wiener Ernst Mandler zeigen wir (zw. S. 408 u. 409) ein „Hauskonzert“, ein Bild, das eine oft gestellte Aufgabe glücklich löst: die Wirkung der Musik auf eine größere Anzahl verschiedenartiger Menschen widerzuspiegeln. — Das hier zum erstenmal farbig wiedergegebene bisher fast ganz unbekannte Bildnis Webers hat Ferdinand Schimon gemalt (zw. S. 472 u. 473). Der Künstler wurde 1797 in Budapest geboren und war ursprünglich Sänger und Schauspieler. Seine Stärke als Maler liegt auf dem Gebiet des Porträts. Doch hat er auch Genrebilder gemalt und war an der Ausführung der Fresken des Cornelius in den Loggien der Alten Pinakothek zu München beteiligt. In München ist er 1852 gestorben. — Das freundliche Stilleben auf S. 478 dieser Rundschau stammt von Max Dürschke, einem Berliner Bildnis- und Genremaler, der in den neunziger Jahren seine künstlerische Ausbildung auf den Akademien zu Breslau und Berlin empfing und auf der Brüsseler Ausstellung 1910 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. — Zu der Bittrichschen Spreewaldwanderung hat Hans Joachim Wagner farbig reizvolle Bilder geschaffen. Wagner, der Sprößling einer alten Salzburger Familie, hat zunächst geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Studien obgelegen und sie mit einer Dissertation über die sienesische Kunst abgeschlossen. Dann aber widmete er sich ganz der bildenden Kunst. Der verstorbene Berliner Bildhauer Professor Max Klein und Franz von Stuck wurden seine Lehrer, und im Jahre 1904 trat er zum erstenmal in einer Münchner Ausstellung mit einem Gemälde „Mondnacht in Rom“ erfolgreich hervor. Eine besonders schöne Aufgabe bot sich ihm im Jahre 1912: er hatte das Treppenhaus und den Thronsaal der deutschen Botschaft in Petersburg mit Fresken zu schmücken. Der Auftrag kam an den rechten Mann, ist doch Wagner einer der wenigen Künstler, die die alte Technik beherrschen. Auch nach dem Kriege hatte er große dekorative Gemälde in Fresko zu schaffen. Seine letzte derartige Schöpfung ist das vor kurzem vollendete Gefallenendenkmal in der Kaiserkirche zu Bonn.

Aber über so großen Aufträgen hat er die Kunst nicht verlernt, das, was er in der Natur vor sich sieht, nachzubilden. So hat er den Spreewald in seiner zarten Verschleierung gemalt, und wer gleich ihm jemals das Glück erlebt hat, dieses eigentümliche und fremdartige Stück Land sich genießend anzueignen, dem werden diese Wagnerschen

Sportweste. Entwurf von Anneliese Rütgers
Zeichnung von Ilsabe Kamieth

Digitized by Google

Runge (rechts) mit seinem Freunde Hildebrandt. Gemälde von Theodor Hildebrandt
Im Besitz des Herrn Max Runge, Berlin-Westend

Bilder zu Erinnerungsblättern an ein einzigartiges und wunderschönes Naturerlebnis.

★

Wir erinnern unsre Leser daran, daß wir zum Besten der bildenden Künstler und selbstverständlich in völlig uneigennütziger Weise gern bereit sind, Anfragen weiterzuleiten, die sich auf den Verkauf der in unseren Heften wiedergegebenen Kunstwerke beziehen. Wir würden uns freuen, wenn unsre Vermittlung recht oft erbeten würde. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Julіheftes:

Seite

Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit von Hermann Sudermann (Fortsetzung) 481

Das nationale Bildungsideal. Von Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt 517

Das Palais des alten Kaisers. Von Dr. Bogdan Krieger. Mit 25 ein- und mehrfarbigen Abbildungen 521

Methode und Mode Coué. Von Univ.-Prof. Dr. Max Dessoir. 537

Eminenz. Novelle von Carl Marilaun 540

Christian Rohlfs. Von Edwin Redslob. Mit 18 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers 545

Von Waldverwüstern und ihrem Ende. Von Prof. Dr. Max Wolff. Mit 10 Abbildungen 557

Das Geheimnis der Schönheit. Von Dr. Paul Weiglin. Mit 8 farbigen Wiedergaben nach Gemälden von Prof. Raffael Schuster-Woldan 561

Das Theater im Reich 1925—26. Von Dr. Ernst Leopold Stahl. Mit 2 Abbildungen 569

Dichters Ende. Gedicht von Hermann Hesse 574

Der Krüppel und die schöne Frau. Novelle von Charlotte Eichhorn 575

Digitized by Google

Seite

Belvedere. Romanze von Karla Höcker 579

Neues vom Büchertisch. Karl Strecker: Romane und Novellen. Karl Arns: Neue englische Novellen 580

Illustrierte Rundschau: Alexis Lux — Der gläserne Zoo — Tischschale von W. Martini — Scherenschnitte von Paula Rösler — Tierplaketten von Edmund Beckmann — Säuglingsstudien von Georg Gelbke — Landhaus von Max Werner — Zu unsern Bildern 586

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . 1—10

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Blick auf den Strand. Tempera von Prof. Hermann Gehri . . . . Titelbild

Die Mutter. Gemälde von Friedrich Mißfeldt . . 496—497

Kapelle. Gemälde von Prof. Hermann Urban . . . 584—585

Kunstbeilagen in Tondruck:

Durchgehende Pferde. Gemälde von Wilhelm Überrück . . . . 488—489

Bauarbeiter. Gemälde von Lorenz Bösken . . . . 504—505

Savonarola. Gemälde von Prof. Leo Samberger . 512—513

Hilligenlei. Gemälde von Alfred Bachmann . . . . 576—577

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—30

Hinterer Anzeigenteil . . . 1—10

Umschlag . . . . 2— 4

Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:

- Töchterpensionate . . . 10
- Unterrichtsanstalten . . 10
- Hotels und Pensionen . . 11
- Kurorte und Heilanstalten 11
- Kurorte in der Schweiz . 14

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Blick auf den Strand

Temperagemälde von Prof. Hermann Gehri

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
40. Jahrg. / Juli 1926 / 11. Heft

Der tolle Professor

Ein Roman aus der Bismarckzeit

von Hermann Sudermann

Fortsetzung

Sieburth fand bei seiner Rückkehr Cilly heiter und harmlos. Sie machten miteinander ein paar langanhaltende Gänge, schwatzten über Gott und die Welt und freuten sich an ihrer eigenen Freude. Sieburths Denken aber klammerte sich allein an das große Erlebnis der jüngsten Tage und die Verheißung, die die Geliebte ihm auf den Weg mitgegeben hatte.

Über das, was werden würde, gab er sich keinerlei Rechenschaft. Wenn er des warmherzigen und hochsinnigen Gatten gedachte, dem er sie wegnahm, fuhr ihm wohl ein Stich durch die Brust. Doch das half nun nichts. Hier galt's einen Kampf Mann gegen Mann.

‚Aber will ich sie heimführen?' fragte er sich. ‚Will ich meine stille, gesegnete Einsamkeit preisgeben um eines Skandals willen, der unausbleiblich sein würde? Oder muß ich nicht vielmehr dafür sorgen, daß alles zwischen uns in strengster Heimlichkeit bleibt?'

Doch wie würde sie diese Heimlichkeit ertragen, die nichts als ein unverschämter Betrug war? Und selbst, wenn ein solches Wunder geschah, wie sollte es möglich sein, in dieser eng umgrenzten Stadt, in diesem aufpasserischen Kreise Beziehungen, die jedem Argwohn offen standen, vor Spionage und Entdeckung zu bewahren? Fährlichkeiten wohin der Blick sich wandte!

Fünf oder sechs Tage mochten seit seiner Rückkunft verflossen sein, da erhielt er folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Unsere gemeinsame Freundin griff meinen Wunsch, die Schönheiten der samländischen Küste kennen zu lernen, freudig auf. Wir werden also an einem der nächsten Tage mit Kindern und Gouvernante eine Wagenfahrt antreten, die uns auch zu Ihnen nach Rauschen führen wird. Sogar ein Nachtlager ist daselbst vorgesehen. Von Ihnen wird erwartet, daß Sie als landeskundiger Mann den Führer spielen. Wenn ich auch sehr gebunden bin, so hoffe ich doch, daß eine Stunde unbeobachteten Zusammenseins uns nicht vorenthalten bleiben wird. Mehr zu sprechen vermag ich nicht. Ich möchte wohl, aber die Feder versagt sich mir. Dies ist schon der vierte Brief, den ich begonnen habe. Immer steht Falsches, Kaltes und Irreführendes darin. Ich muß warten, bis ich in Ihr Auge sehen und Ihre Hand in der meinen halten kann. Ich werde die Stunden zählen bis dahin. Ihre Herma."

War das Liebe oder nicht? Ja, ja, ja, und tausendmal ja!

Und auch er zählte die Stunden, bis zwei Tage später am frühen Nachmittag ein anderer Brief mit anderer Handschrift — o er kannte sie wohl — durch die Magd des Gasthofs bei ihm abgegeben wurde:

„Lieber Freund!

Wir sind lange aneinander vorbeigegangen. Ich finde das töricht. Und Sie hoffentlich auch. Unsere gemeinsame Freundin, die

Digitized by Google

ich inzwischen zu gut kennen gelernt habe, um nicht zu verstehen, was Sie zu ihr hinzieht, sagte mir, daß Sie hier Wurzel geschlagen haben. Wir möchten uns Ihnen gerne anvertrauen. Wenn Ihre Arbeit Sie für ein paar Stunden freigibt, so begleiten Sie uns, bitte, zum Strande hinab und wohin Sie sonst wollen. In alter Treue

Ihre Marion F."

Wohl eine Viertelstunde lang starrte er auf den Bogen nieder, aber keines der Worte verriet ihm, was sich dahinter verbarg. „Unsere gemeinsame Freundin" — so hatten beide geschrieben. Legte sie ihm eine Falle? War sie wirklich versöhnt? Gleichviel, Herma war da! Was sie ihm zuführte, was sie umgab, mußte mit in den Kauf genommen werden. — Er kleidete sich sorgfältiger an als sonst und ging zum Gasthause hinunter.

Marion erwartete ihn in der Veranda. Die rosige Blütenhaftigkeit ihres Gesichts war zu Mattbraun abgeschattet, und aus dem durchlichteten Dunkel strahlten die Augen in um so sieghafterer Bläue. Zwei schöne Knaben, sechs- und achtjährig, dem Vater ähnelnd mit ihrem steilen Hinterkopf und der umbuschten Stirne, spielten um sie herum. Und eine englische Erzieherin hielt sich in bescheidener Ferne.

Wie Marion ihm weich lächelnd die Hand entgegenstreckte, schien sie wirklich und ohne Vorbehalt wieder die Freundin von ehedem. „Ich danke Ihnen, daß Sie sogleich gekommen sind," sagte sie. „Wenn ich mir auch nicht schmeichle, daß ich die Hauptanziehung auf Sie ausgeübt habe, so freue ich mich doch, daß Sie da sind."

„Vergessen Sie nicht, liebe Freundin," entgegnete er, „daß Sie mich aus Ihrer Nähe entfernt hatten."

„Mag sein," antwortete sie, „daß ich die Schuldige bin. Wir alle sind Sklaven unserer Stimmungen." — Sie hielt inne, denn die Knaben drängten sich herzu, um ihm die Hand zu reichen. Er begrüßte sie als alter Vertrauter. Dann wurden sie fortgeschickt, und Marion sprach weiter: „Ich bewundere Ihre Höflichkeit. Sie haben sich noch nicht einmal suchend umgesehen, obwohl unsere Freundin immer noch ausbleibt. Wir haben nämlich nicht alle im Gasthause Platz gefunden und ihr darum beim Förster Unterkunft verschafft. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir sie abholen gehen."

So brachen sie also auf. Marion und er vorneweg, die Erzieherin mit den Knaben in etlichem Abstand dahinter. —

Das Försterhaus ragte mit dem Giebel nach der Straße hin. Ein blumenbestandener Vorgarten, den ein Staketenzaun umgab, lag dazwischen. Unter einem der Fenster, dicht neben der Tür, die ins Freie führte, stand sie, wartend, wie Marion gewartet hatte. ‚Jetzt Haltung!' mahnte er sich. Und als er, den Hut ziehend, ein heiteres Willkommen zu ihr hinüberrief, würde kein Polizeimensch einen Fehl darin haben entdecken können. Auch Herma war ohne Steifheit und Verwirrung. Lachend winkte sie herüber. Sie wollte nur den Hut aufsetzen, und dann wäre sie da.

Er hütete sich wohl, das Auge zur Seite zu wenden, aber er fühlte auf seiner Haut, wie Marions Blick sich brennend in ihn bohrte. — Als er Herma auf der Schwelle erscheinen sah, stieg ein neues Glücksgefühl jäh in ihm auf: die Giebeltür lag dicht neben dem Zimmer, das sie bewohnte; zu jeder Tages- und Nachtzeit konnte sie ungesehen und ungehört ins Freie gelangen.

Blaß und wenig erfrischt sah sie aus. Wiewohl sie immer noch lachte, ging ihr Auge flackernd und unnatürlich groß in steter Unruhe von Marion zu ihm und von ihm zu Marion hinüber. Sie erzählte mit einem Entzücken, das ihre ängstliche Spannung noch übersteigerte, von den Zaubern der verflossenen Strandfahrt, den schwelgenden Blicken weit übers Meer hinaus. Und dann wurde die Führerschaft Sieburth übertragen. Er wußte nichts Schöneres als den Sturz des Sassauer Waldes. Dorthin lenkte er auch diesmal den Weg. Als sie in etlicher Entfernung an seinem Hause vorbeikamen, das grau und schmucklos durch die Stämme sah, wies er drauf hin und berichtete, daß er drin wohne.

Schlendernd gingen sie durch den Wald, von den Knaben in Atem gehalten, die bald mit einer Blume, bald mit einem Käfer oder einem Steine zu Sieburth kamen, um Auskunft von ihm zu fordern. Bisweilen auch zogen sie ihre „Mammi" zu einer Stelle, die ihnen aus irgendeinem Grunde bemerkenswert schien, und dann ergab sich's, daß er für Augenblicke mit Herma allein blieb. „Weiß man von unserem Ausflug?" fragte er rasch, als er sich mit ihr außer Hörweite sah. Sie bejahte. „Und hat ihn noch nicht erwähnt? Dann müssen wir davon reden." Und als Marion, die sich offenbar nur ungern von ihnen trennte, wieder nebenherging, begann er das, was ihnen begegnet war, mit Farben zu schildern, die glühender ausfielen, als ein schlichtes Erleben verlangte. ‚Schon wieder mach' ich einen Fehler,' dachte er. Dann, als er Marions gieriges Auge sah, wurde ihm klar, daß sie aus dem gemeinsam bestandenen Abenteuer

Digitized by Google

auf ein inniges Verkettetsein zu schließen berechtigt war.

Inzwischen hatten sie die Waldgrenze erreicht und standen auf dem schmalen Saum der freien Dünenhöhe. Das Meer, von dunklem Wolkenhimmel niedrig überwölbt, und in graublauen Spiegelungen reglos hingelagert, starrte wie das Rätselauge dieser Rätselwelt in düsterem Gleichmut zu ihnen empor. Mit kaum hörbaren Lauten schmiegte sich die Dünung an den Strand. Schwarze Fischerboote, weithin draußen angepflöckt, schaukelten scheinbar im Leeren. Ein kurzer, scharlachfarbener Streifen, nach obenhin strahlig ausgefasert, zeigte die Stelle an, an der die Wasserseite den Horizont begrenzte. Von dem Bilde überwältigt, standen alle schweigend da. Selbst den Knaben war das Fragen im Munde erstorben.

Auf der mageren Höhe, die sie dann entlang schritten, blühten die violetten Sterne der Strandaster. Auch das rote Tausendgüldenkraut und die federige Strandnelke ließen sich finden. Herma suchte und sammelte und Sieburth ließ sie gewähren. Er ahnte, daß sie auf diese Weise müßigem Gerede ausweichen wollte. Als die Stätte des Waldsturzes erreicht war, wühlten die Jungen sich jauchzend in das Chaos der abwärts gerichteten Kronen, turnten die Stämme entlang und schlugen sich mit dem Astwerk herum. Ratlos schalt die Miß hinter ihnen her. Aber Marion ließ sie lächelnd gewähren. Es schien, als weilten ihre Gedanken weit weg, als erwäge sie Pläne oder kämpfe mit neuen Entschlüssen.

Herma beklagte das Schicksal der todgeweihten Riesen, deren Gnadenfrist nun bald beendet war. Dann wandte sie sich wieder ihrem Strauße zu, dessen Gedeihen sie ausschließlich in Anspruch nahm.

Sieburth mußte eines anderen Straußes gedenken, der vor nicht langer Zeit und nicht fern von hier gewunden, für ihn gewunden worden war, und ein Schuldbewußtsein stieg unwillkürlich in ihm hoch. Sein Blick wandte sich den Absturz hinab nach jenem Stamme hin, der ihm Lager und Stütze gewesen war, als er der wissensdurstigen Freundin seine gedanklichen Pläne anvertraut hatte. Wie weit lag das alles heut! Ausgewischt, versunken, ins Nichts gebannt.

Die beiden Knaben trieben es inzwischen so arg und hörten so wenig auf Mahnen und Rufen, daß sie mit Gewalt zurückgeholt werden mußten. „Ich werde sie beim Rockkragen nehmen und sie Ihnen apportieren," sagte Sieburth. Aber Marions mütterliche Sorge wollte sie keinem Fremden überlassen. Sie machte sich mit der Miß zusammen gleitend und kletternd auf den Weg, um sie abzufassen und zurückzubefördern.

So konnte er ein paar Minuten lang mit Herma sprechen, ohne ihren Argwohn befürchten zu müssen. „Wann werden Sie heute abend allein sein?" fragte er.

„Wenn ich mich auch früh zurückziehe," erwiderte sie, „so muß ich doch darauf gefaßt sein, daß ich beim Wiederverlassen des Hauses beobachtet werde."

„Sie haben also auch bemerkt, daß sie aufpaßt! Vor ihrem Hause erwarten kann ich Sie natürlich nicht. Aber geben Sie bei unserer Rückkehr acht, an welcher Stelle des Waldes ich mich verabschiede. Dort, wo ich dies tue, werde ich warten von zehn Uhr ab."

„Das ist zu früh."

„Also von elf Uhr ab . . . bis — nun bis gegen Morgen. Merken Sie sich den Weg gut, damit Sie ihn in der Dunkelheit nicht verfehlen."

In diesem Augenblicke tauchten die abgefangenen Verbrecher aus der Tiefe empor, von der Mutter gefolgt, die mitten im Schelten einen raschen Jagdblick nach dem Paare hinüberwarf. Die arme Miß, die fürchten mußte, als autoritätlos erkannt zu sein, kam weinend hinterher. Es war eine bewegte Familienszene.

Während des Heimwegs, der an Erfreulichkeit manches zu wünschen übrig ließ, setzte zum Überfluß ein milder Rieselregen ein. Man schützte sich, so gut man konnte, und eilte schweigsam dem bergenden Dache zu.

Am Waldrande, angesichts des Dorfes, zu dem ein breiter, grader Sandweg hinunterführte, bat Sieburth mit einem bedeutsamen Blick nach Herma hin, sich empfehlen zu dürfen. Und in so wenig guter Laune zeigte sich Marion, daß sie ihn kaum einmal zu halten versuchte. Man trennte sich eilig, mit dem Gedanken ans Umziehen beschäftigt. In nächster Morgenstunde wollte man weiterreisen. Daß Sieburth zum Abschied hinunterkäme, wurde von niemand verlangt. Erlöst aufatmend kehrte er nach diesem stundenlangen Eiertanz durch die frühe Dämmerung nach seinem Heimwesen zurück.

Wie nun die Zeit hinbringen, die ihn von dem Wiedersehen noch trennte? Die Uhr ging auf sieben, und schon sank die Nacht. Gegen acht wurde das Abendessen gebracht. Um Viertel auf neun hatte die Dienstmagd sich getrollt, und nun begann das Warten aufs neue. Der Regen, der von Stunde zu Stunde heftiger wurde, strich in blinkenden Strähnen an den offenen Fenstern entlang. Daß er mit ihr im Freien nicht bleiben konnte, war klar. Aber würde sie bereit sein, ihm in sein Haus zu folgen —?

Digitized by Google

Da — was war das? Kamen nicht Schritte vom Waldwege her? Unhörbar zwar auf dem moosigen Boden, doch raschelnd in den Heidelbeersträuchern und knackend auf dürrem Gehölz. Schritte, haltmachend bald, bald in Eile vorwärts getrieben. Sollte sie jetzt schon —? Wär's möglich, daß sie —? Er sah nach der Uhr. Nein doch! Um neun war dieses Wagnis undenkbar.

„Wer da?“ rief er in die Nacht hinaus.

Da trat eine dunkle Frauengestalt unsicher zögernd in den Kegel des Lampenlichts. Unter der Kapuze des Regenmantels hervor leuchtete die Blondheit von Marion Follenius. Ein Schrecken überlief ihn. Offenbar hatte sie kundschaften wollen. Wenn Herma jetzt —! Rasch fand die Besucherin ihre Fassung. Mit lächelndem Gruße lehnte sie sich in das offene Fenster hinein und sagte: „Es war durchaus nicht meine Absicht, mich bemerkbar zu machen. Ich hatte unsere Freundin zu Bette gebracht und wollte nur eben einmal aus der Verborgenheit heraus nachsehen, wie Sie eigentlich hausen.“ Die verschränkten Arme aufs Fensterbrett gelegt, stand sie da und lächelte in halbem Spotte zu ihm empor.

„Ich weiß nicht, ob ich mir erlauben darf —“ sagte Sieburth.

„Mich im Regen stehen zu lassen,“ vollendete sie. Da trat er vor die Haustür und bat sie herein. „Sie dürfen mich sogar von dem Gummizeug befreien,“ fuhr sie fort, sich im Zimmer umblickend, „und es draußen im Hausflur aufhängen, damit es hier den Boden nicht volltropft.“ Er half ihr die Knöpfe lösen und die Kapuze in den Nacken ziehen. ‚Wie wird das enden?‘ dachte er und warf einen verstohlenen Blick nach der Uhr. In einer Stunde mußte sie unten abgeliefert sein, sollte die Gefahr nicht drohen, daß sie Herma begegnete.

Sie trat an den Schreibtisch und ließ den Blick über Bücher und Blätter gleiten. „Also hier wird all die Gelehrsamkeit fabriziert,“ sagte sie lächelnd, „vor der ich schon immer Angst gehabt habe.“ Und dann sich umwendend: „Gibt es auch etwas Sitzbares, wo eine müde Frau sich anlehnen kann?“

Er wies auf das brüchige Sofa und dachte staunend: ‚Mit welcher Sicherheit sie ihre Haut zu Markte trägt!‘ Dabei fiel ihm ein, daß er sie schützen mußte, so gut es ging. Er schloß die Fensterflügel und ließ die Rouleaux herab, die Spalten zuziehend, durch die man hereinschauen konnte.

„Ich bewundere die Sorgfalt,“ sagte sie immer lächelnd vom Sofa her, „mit der Sie die kommende große Szene vorbereiten. Man sieht, Sie haben Übung im Empfang später Frauenbesuche.“

Das war zu deutlich, um noch geschmackvoll zu sein. Oder machte sie sich lustig über ihn? „Sind Sie hergekommen, Frau Marion, um mich zu verhöhnen?“ fragte er.

Sie seufzte ein wenig. „Ach Gott, was weiß ich?“ sagte sie. „Man wird von seiner Unruhe umhergetrieben und gibt sich am besten keine Rechenschaft über das, was man tut und was man sagt.“

„Das war sonst nicht Ihre Art.“

„Man ändert sich,“ gab sie zurück.

„Sie dürfen nicht glauben, liebe Frau Marion,“ begann er seinen Gegenfeldzug, „daß ich den Geist dieser Stunde nicht verstehe. Ich fühle sehr wohl, was er verspricht, aber ich fühle auch, womit er droht.“

„Und darum fange ich, meinem Berufe treu, ein wenig zu philosophieren an,“ spottete sie. „Das imponiert und hilft die Zeit hinbringen, bis ich meinen Gast zur Tür hinauskomplimentieren kann.“

‚Auf diese Weise geht's nicht,‘ dachte er. ‚Dazu ist sie nicht dumm genug.‘ Er stand auf und faßte sie bei den Schultern. „Haben Sie sich klar gemacht, Marion, was dieser Schritt bedeutet?“

Sie wand sich erschauernd unter seinem Griffe. „Warum werden Sie handgreiflich?“ klagte sie. „Lieben Sie mich genug, um das zu dürfen?“

„Ob ich Sie liebe oder nicht, darauf kommt es nicht an. Ein Mann hat's leicht, sich einer Frau zu bemächtigen, die sich ihm anvertraut hat, wie Sie sich mir, auch wenn er sie nicht liebt. Aber wir leben in einer strengen Welt. Der Pflichtbegriff hängt über uns allen. Selbst wenn wir uns Mühe geben, ihn zu verlachen. Und ich muß wissen, welche Pflichten ich übernehme, falls ich das Glück habe, mehr als Ihr Freund zu sein.“

„Gar keine,“ sagte sie auflachend. „Sparen Sie sich den Pflichtbegriff für Ihr Kolleg. Wer eine Frau gepackt hält wie Sie mich jetzt, der schert sich sowieso den Teufel drum.“

Erschrocken ließ er sie los. Aus jedem seiner Worte, aus jeder seiner Bewegungen schmiedete sie ein neues Glied der Kette, mit der sie ihn wehrlos zu machen trachtete.

Und dann plötzlich stieg der wilde Gedanke in ihm hoch: ‚Ein schöneres Weibsbild kam noch nie in deine Nähe. Nimm sie hin, dann hat sie ihren Willen, und du bist sie los.‘ Aber zugleich stand jene andere vor ihm, jene, die seit einem halben Jahre sein Leben mit Licht und Sehnsucht erfüllte, jene, die zu dieser Stunde im finsteren Zimmer saß und in den Regen hinausstarrte, wartend, ihm Glück und Erfüllung zu bringen. Das hieß nicht allein mit ihr sich selber wegwerfen, das hieß das Heiligste verschmutzen,

Digitized by Google

was das Leben zu bieten fähig war. Also weg damit, mochte werden, was da wollte.

So blieb nichts anderes übrig, als auf dem Wege der Liebesfeigheit tapfer fortzuschreiten. „Hören Sie mir mal vernünftig zu, Marion," sagte er, den selbstgefälligen Pedanten spielend. „Daß ich Ihnen freundschaftlich gesonnen bin, das wissen Sie. Aber noch höher als Sie, höher als jedes Weib der Erde, steht mir meine Arbeit."

„Ihre Karriere wollten Sie sagen," warf sie hohnlachend dazwischen.

„Das wohl nicht," verteidigte er sich scheinbar, „denn wodurch macht ein Mann wohl besser Karriere, als durch die Gunst einer schönen und einflußreichen Frau? In Ihrem gastfreien Hause verkehrt ein großer Teil der Fakultät. Unsere löblichen drei Schicksalsschwestern zählen zu Ihren Freundinnen. Ich hätte nur nötig, mein Schicksal in Ihre Hände zu legen, und könnte mich als geborgen betrachten . . . Aber ich argumentiere anders: Ihre Freundschaft ist mir als geistige Stütze ein wertvoller, vielleicht der wertvollste Besitz . . . Ich will und darf sie nicht aufs Spiel setzen, indem ich etwas erstrebe, das zugleich höher und niedriger steht als sie . . . Darum fleh' ich Sie an: Erhalten Sie mir den Besitz Ihrer Freundschaft, indem Sie alles so lassen, wie es war . . ."

Marion Follenius hatte sich zuhörend in die Sofaecke zurückgelehnt und saß, als er geendet hatte, mit geschlossenen Augen da, reglos und schweigend, eine, die Auskehr in sich hält und Umkehr von sich fordert. Um ihre festverkniffenen Lippen ging ein krampfähnliches Zucken, aber von verhaltenen Tränen kam es nicht. Dann plötzlich raffte sie sich in die Höhe, ihn mit einem klaren, sicheren Blick ins Auge fassend, und ihre Stimme war wie Metall, als sie begann: „Es sitzt sich höchst behaglich in dieser warmen Sofaecke, aber ich fürchte, es wird Zeit. Darum holen Sie mir rasch meinen Mantel, der inzwischen abgetropft sein dürfte."

Aufatmend tat er nach ihrem Geheiß. Als er ihr in den Mantel geholfen hatte und sich selbst für den Ausgang rüstete, war ihm zumute, als sei er verschmäht und nicht sie. Er löschte die Lampe aus, und dann traten sie hinaus. Der Regen strömte noch immer. Grauschwarz, in undurchsichtiger Erloschenheit lag die Talsenke vor ihnen. So geleitete er sie den Weg ins Dorf hinunter. Verschlafen lagen die Häuser da. Nirgends ein Licht mehr. Als die Försterei sich näherte, überfiel ihn die Angst. Wenn jetzt die Giebeltür sich öffnete! Wenn Hermas Gestalt erschien! Aber alles blieb in Nacht und Stille vergraben.

Verstohlen beobachtete er seine Begleiterin, die schweigend neben ihm herschritt, nachdem sie seine Versuche, ein Gespräch zu beginnen, in Kürze abgelehnt hatte. Keiner ihrer Blicke glitt nach dem Giebelfenster hinüber. Sie schien die neue Freundin ganz und gar vergessen zu haben.

Vor der Tür des Gasthauses mußte ein Wort des Abschieds fallen, ein Wort, das gleichzeitig zu künftigem Verkehr die Brücke schlug. „Wird unsere Freundschaft je wieder die alte sein?" fragte er.

Sie lachte hell auf. „Im Gegenteil! Sie wird noch viel inniger werden!" Damit warf sie ihm die Hand zum Drucke hin, schlug mit der andern die Klinke herab und verschwand im Hausflur.

Frei! Ledig aller Not und aller Sorge!

Denn daß sie jetzt noch spionieren ging, stand ziemlich außer Frage. Nur daß sie mit keinem noch so verschleierten Hinweis Hermas gedacht hatte, schien seltsam, schien gefährlich.

Gleichviel! Die Stunde der Erfüllung war da! Die Pforten des Glückes standen weit offen! Was dahinter lag, mochte in Vergessen zugrunde gehen.

*

Eilends schritt Sieburth der verabredeten Stelle zu.

Dort an den Baum gelehnt stand eine Frauengestalt. Um Gottes willen, das war sie! War vor ihm da gewesen! Er stürmte auf sie los, er riß sie in seine Arme. „Wie lange wartest du schon?"

„Ich weiß nicht." Wehrlos, haltlos hing sie an ihm. Einen Mantel von flockigem Stoffe trug sie, der ganz durchnäßt schien.

Er zog sie mit sich. Als er die Haustür aufstieß und das Innere als schwarze Höhle vor ihnen lag, ging ein Schaudern durch ihren Körper, aber sie fuhr nicht zurück, sondern folgte gehorsam.

Aus dem Zimmer schlug der Duft, den Marion allzeit an sich trug, verräterisch ihm entgegen. Er erschrak. Aber sie schien nichts zu bemerken. Sie war wohl aller Sinne beraubt durch das Ungeheure, das ihr geschah.

„Du mußt jetzt deinen Mantel ausziehen, Liebes."

„Ich kann nicht."

„Du wirst dir den Tod holen. Du mußt."

„Ich kann nicht." Sie krampfte die Finger beider Hände über der Brust zusammen. Er lockerte sie mit Gewalt. Dann sank sie ermattet in seinen Arm zurück. Und als er die Knöpfe des Mantels gelöst hatte, fühlte er, daß nichts darunter war als das Hemd über der nackten Brust.

Ein Stammeln der Scham: „Das Kleid

Digitized by Google

gab sie zum Trocknen hinaus, ein anderes hab' ich nicht mit." Rasch holte er das Lodenkape, das im Hausflur zur Aushilfe hing, und dachte dabei: ‚So wollte sie sie vollends unschädlich machen.' Dann zog er den nassen Mantel vorsichtig über die Schultern hinab, deren mattes Leuchten die Finsternis schmerzhaft durchdrang, und hüllte die Zitternde in das weiche Wollenzeug, das sie wärmend umschmiegte.

So führte er sie in dieselbe Sofaecke, in der vor einer halben Stunde Marion Follenius gesessen hatte. Wortlos sank sie zurück und kauerte sich zusammen.

„Wir müssen im Dunkeln bleiben," sagte er, zu ihr hinüber geneigt, und in ihm jubelte es: ‚Welches Glück, daß sie schon weg war, als ich mit jener vorbeiging!' — „Aber die Rouleaux kann ich hochziehen," fuhr er fort, „damit ich wenigstens einen Schimmer von dir habe." Und während er das tat, peitschte der Regen, von dem Glase der Scheiben abgefangen, prasselnd auf ihn zu.

Ihre Züge ließen sich nun ein wenig entziffern. Da war der herbe Mund, da war die schmale Nase, aber die Augen glichen nur dunklen Höhlungen. Ob sie sie geöffnet oder geschlossen hatte, war nicht zu entdecken. Er drückte zwei lösende Küsse darauf, doch als er den Arm um ihren Leib legen wollte, preßte sie sich so fest gegen die Sofalehne, daß für die umfassende Hand kein Zwischenraum blieb.

„Hast du Angst vor mir, Liebes?"

„Nein."

„Warum entziehst du dich mir? Hast du mir vergeben, daß ich dich warten ließ?"

„Ich habe nichts zu vergeben. Ich wußte die Zeit nicht und ging aufs Geratewohl. Ich hatte Verlangen, bei dir zu sein." Und nun ließ sie sich doch in seine Arme ziehen.

„Du zitterst noch immer, Geliebtes. Friert dich?"

„Ich zittere, weil du bei mir bist."

„Ich tue dir ja nichts. Nur sichern und schirmen will ich dich."

„Das weiß ich, sonst wär' ich nicht hier." Ganz von seinem Arm umschlossen, kroch sie an seine Brust. Und in ihm erwachte der Gedanke: ‚Das ist keine Geliebte. Das ist kein lustbegehrendes Weib. Das ist eine Schutzflehende, eine leidende Schwester, ein verwundetes Kind.' Aber sie umgab ja Glanz und Glück in Fülle. Wenn sie gekommen war, was konnte sie sonst begehren als eine Liebe, die ihr der Gatte nicht gab?

Der Lodenmantel war von ihren Schultern geglitten, und als er an ihrem Hemde nestelte, sank auch das hernieder.

Da stand gleich einer Vision ihr Bild vor ihm, wie er sie zum erstenmal auf dem Folleniusschen Feste erblickt hatte: strahlend, blumenhaft, mit den zwei Sonnen im Kopf und dem Siegeslächeln auf bediademter Stirn. Und der mystischen Gemeinsamkeit, die zwischen ihnen Fäden hin- und herwarf vom ersten Sehen an, gedachte er auch. Jene Frau liebte er, und jene Frau hing heute in seinem Arm.

Er hob den Lodenmantel hoch und legte ihn über sie, so daß er zugleich seinen Arm umhüllte. Wie in demselben Neste aneinandergeschmiegt, saßen sie da.

Da hub sie zu reden an. Mit Hauchlauten sich lösend und vergießend in Scham und in Vertrauen: „Du mußt nicht glauben, daß ich dich verantwortlich machen will für mich ... Ich weiß, was ich tue ... Ich weiß nur nicht, warum ich es tue ... Mein Mann ist mir gut ... Ich bin ihm auch gut ... Ich liebe ihn, so wie man den lieben Gott liebt ... Und dann wieder lieb' ich ihn, so wie ich das Kind lieben würde, das ich nicht habe ... Vielleicht liegt alles daran, daß ich kein Kind habe ... Glaubst du nicht auch? ... Aber gib lieber keine Antwort ... Laß mich reden ... ich muß reden ... die ganze Zeit über hab' ich reden wollen ... Und einmal hab' ich auch in deinem Arm liegen wollen ... Geradeso wie jetzt ... Aber nichts mehr hab' ich wollen ... nichts sonst ... ich glaub', das ist nur das Verlangen, mich dir ganz zu vertrauen und doch ich selber zu bleiben ... Und du mußt auch nicht glauben, daß du schuld bist ... Nein, du bist kein Verführer ... Du warst da, und da sagte ich zu mir: diesem Manne gehörst du ... Und doch kann ich dir nicht gehören ... Du magst mich ja nehmen ... ich bin ja dein ... Und ich kenne mein Schicksal ... Wer da angelangt ist, wo ich bin, der hat kein Recht, sich zu weigern ... Und ich weigere mich auch nicht ... Ich werde dir noch die Hände küssen ... Aber ich weiß: du wirst mich zerbrechen ... Diese Stunde wird mich zerbrechen. Das ist ganz sicher." Sie hielt inne. Aus ihren Augen tropfte es lau auf seine Hand.

Er schwieg ergriffen. Der Regen schlug nach wie vor gegen die Scheiben. Das Singen der blechernen Dachrinnen mischte sich dreitönig darein. Und plötzlich fuhr sie mit einem Aufschrei empor.

„Was hast du?"

„Horch! Da draußen ist wer! Horch!"

Sofort war der Argwohn gegen Marion wieder in ihm lebendig. Wenn sie draußen lauerte? Gnade für die Rivalin gab es dann nicht. Er lauschte. Und schon war das Rätsel gelöst: Es war die Krähe, die ver-

Digitized by Google

ängstigt in dem Gitterwerk des Hühnerverschlags hin und her flog. Er sagte ihr, was allein das Geräusch verursacht haben konnte, und beruhigte sie, so gut er vermochte. Aber gebannt von Schrecken wandte sie sich immer wieder nach dem Fenster hin, als müsse von dorther das Unheil auch über sie herfallen. Dann plötzlich ließ sie sich vor ihm auf die Erde niedersinken und drückte das Antlitz gegen seine Knie.

„Was hast du, Liebes?“ fragte er zärtlich.

Da hob sie den Kopf zu ihm empor und flüsterte: „Ich will dich um etwas bitten und habe nicht den Mut dazu.“

„Glaubst du, ein Mann könnte abschlagen, um was er in solcher Stunde gebeten wird?“

„Und du wirst mir nicht böse sein? Wirst mir nichts nachtragen? Nein?“

„Das verspreche ich dir im voraus.“

„Dann fleh' ich aus tiefster Seele zu dir: Gib mich frei! . . . Laß mich gehen, wie ich bin! Und nähere dich mir nie wieder! . . . Ich weiß, es ist vermessen, um was ich bitte . . . Es ist, als hielte ich dich zum Narren! . . . Aber ich habe meine Kräfte überschätzt . . . Ich sehe ein, ich kann nicht . . . Ich gehe zugrunde . . . Ich weiß jetzt schon nicht, wie ich dem morgigen Tag ins Auge sehen soll . . . Und wie ich gar meinem Manne ins Auge sehen soll . . . Du hast ja auch deinen Willen gehabt . . . Du hast mich ja im Arm gehalten . . . Drum, bitte, bitte, gib mich frei! Und versuch nie wieder, mit mir allein zu sein . . . Wenn du zu meinem Manne kommen willst, werde ich immer eine freundliche und aufmerksame Hausfrau sein und werde dir gerne zuhören und bei mir denken: er ist der klügste von allen. Aber mehr soll nicht sein . . . Bitte, bitte, nie mehr!

‚Ich hab's geahnt,' dachte Sieburth und wunderte sich, daß dies Sichversagen nicht weher tat. Dann, als er sie unter die Arme faßte, schrie sie, seine Bewegung mißverstehend, hell auf: „Nein! Nein! Nein! Hab' doch Erbarmen mit mir! Ich kann mich ja nicht mehr retten vor dir!“

„Doch, doch, du bist schon gerettet,“ sagte er, indem er ihr lächelnd über den Scheitel strich. Und nun küßte sie ihm wirklich die Hände. —

‚Wie schaff' ich sie nach Hause,' dachte er, ‚ohne daß sie sich in dem nassen Mantel erkältet?' Eine wollene Strickjacke fiel ihm ein, die ihm beim Segeln dienen sollte, aber noch hatte er niemals gesegelt. Die holte er aus der Schublade und zog sie ihr an. „Wickle sie morgen zusammen und wirf sie in eine Ecke. Wenn man sie später findet, wird man sie gerne behalten.“

Dann hing er sich den wasserschweren Mantel über den Arm und führte sie sorglich denselben Weg hinab, den er vorhin mit Marion gegangen war. — — —

*

Der Cherusker Fritz Kühne stieg in sein viertes Semester. Am dritten November war Antrittskneipe. Im Corps war nicht alles, wie es sein sollte. Zwar mit den Mensuren stand es nicht schlecht. Im Gegenteil. Die übliche Anzahl war längst überschritten. Drei Abfuhren — auf der Gegenseite natürlich. Haltung untadelhaft. Doch warum war man bei der Chargiertenwahl übergangen worden? Warum fühlte man sich seit etlicher Zeit von einem Dunstkreis des Fremdseins umgeben, den ab und zu ein Hohnwort, ein Giftspritzer peinigend durchbrach? Trotz war nicht am Platze. Aber das ewige Auf-dem-Posten-sein machte Mühe und schuf Unsicherheit. Der Grund von dem allen war nicht schwer zu erkennen. Man hatte nur nötig, sich an ein paar Diskurse zu erinnern, die bald nach dem letzten Besuche bei Professor Sieburth am Kneiptische geführt worden waren. Thema: Bismarck. Natürlich Bismarck. Wie hätte man, wenn man die Nase über das Kollegienheft oder das Bierseidel erhob, an ihm vorübergehen können? War er doch das Zentrum, der Richter, die Hoffnung, das Sprachrohr deutschen Denkens und deutschen Empfindens.

Aber Professor Sieburth dachte anders. Und wie er dachte fortan auch der Cherusker Fritz Kühne. Es war, als hätte ihm jener den Star gestochen. Ganze Fluten eines brünstig düsteren Lichtes drangen fortan auf ihn ein und vernichteten alles, was solange an vaterländischem Stolz, an nationaler Zuversicht auf dem Grunde seiner Seele gelebt hatte. Bismarck war nicht mehr der treue Eckart, der den deutschen Garten hütete; Bismarck war Hagen Tronje, der die Nibelungen dem Untergang entgegenführte.

Und wenn Fritz Kühne diese Ansicht hatte, so war er auch Manns genug dazu, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen.

Darob erhob sich die Kneiptafel entlang ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Denn Fürst Bismarck galt hier nicht bloß als der glorreiche Gründer des neuen Reiches, er war auch A. H. der Göttinger „Hannovera“ und als solcher Stolz und Stern des deutschen Corpsstudententums. Gegen ihn anzuulken, bedeutete eine Blasphemie, die nicht ungerügt bleiben durfte.

So begann der versteckte, doch darum nicht weniger erbitterte Feldzug gegen Kühne. Die nächste Folge war, daß er über Gebühr herausgestellt wurde und Gegnern ins Auge

Digitized by Google

zu sehen hatte, deren Überlegenheit auch dem Nichtkenner der Paukverhältnisse längst offenbar war. Wehe ihm, wenn er in der Verwirrung sich einen Fehl zuschulden kommen ließ! Allein das Gegenteil trat ein. Nicht bloß, daß er mit immer wachsender Schneid auch die blutigsten Partien durchpaukte, er hatte sogar das Glück, einen allgemein gefürchteten Schläger von den Masuren aufs eleganteste abzuführen.

Am Tage vor der Antrittskneipe traf er in Königsberg ein, entschlossen, jeder neu sich ergebenden Fährlichkeit mit heiterem Gleichmut entgegenzutreten. Aber das war leichter gedacht, als getan. Schon die ersten Begegnungen zeigten ihm, daß die Verstimmung gegen ihn sich noch verstärkt hatte, und selbst die Spitzmaus, die als sein einstiger Leibbursch ihm bisher eine zutunliche Gönnerschaft bewiesen hatte, zog sich nach lauer Begrüßung in erkennbarer Absicht von ihm zurück. Trotzdem war es augenscheinlich kein Zufall, daß, als er um elf Uhr abends nach seinem Mantel griff, die Spitzmaus plötzlich neben ihm stand und zu ihm sagte: „Wenn es dir recht ist, wollen wir eine Strecke zusammen gehen."

Fritz stimmte höflich zu. Und als sie nebeneinander daherschritten und die Frage des vergangenen Feriengenusses flüchtig behandelt hatten, begann die Spitzmaus mit der ihr eigenen krähenden Wurstigkeit plötzlich: „Hoffentlich haben die drei Monate Eichelmast auch in gedanklicher Beziehung wohltätig auf dich eingewirkt."

Fritz fühlte, wie er rot wurde. „Was willst du damit sagen, Leibbursch?" fragte er.

„Du hast in vorigem Semester gelegentlich soviel Blödsinn verzapft," antwortete jener, „daß eine Umkrempelung deines werten Ich dir von Nutzen sein würde."

Fritz wußte, daß mit diesem Augenblicke der offene Kampf seinen Anfang nahm. „Eine Frage zuvor!" erwiderte er. „Sprichst du aus eigenem Antriebe so zu mir oder bist du beauftragt, mir diese Eröffnungen zu machen?"

„Teils — teils," sagte die Spitzmaus und ließ ihr Stöckchen schwirren. „Auf der einen Seite dauert mich deine Verbiesterung, auf der andern erfahre ich, daß man im Corps entschlossen ist, gewisse Sauhiebe unmöglich zu machen, wie du sie in verspäteter Fuchsenhaftigkeit gegen unsern großen Kanzler geführt hast."

„Ich habe das Recht, meine politische Überzeugung zu äußern, wie jeder andere es hat," erwiderte Fritz, „und wenn sie den wohllöblichen Corpsbrüdern nicht gefällt, so ist das nicht meine Schuld."

„Ausgezeichnet!" rief die Spitzmaus, „bloß daß du dich auf diese Weise sanft aber sicher um dein Band quasseln wirst." Mit dieser Warnung verabschiedete er sich. —

Schon am nächsten Tage erfüllte sich Fritz Kühnes Schicksal.

Bei der Antrittskneipe gab es großen Betrieb. Die Aktiven waren beinahe vollzählig versammelt. Auch Inaktive und Alte Herren in Fülle. Die Lieder, die Begrüßungen stiegen, wie die Vorschrift es verlangte. Zur Rechten Fritzens saß Klafittchen. Der „feine Herr Petereit", der in diesem Semester die erste Charge versah, präsidierte. Mit einer sanften und doch schneidenden Fistelstimme, in der die Konsonanten zischten und pfiffen wie scharfe Hiebe, gab er seine Kommandos. Die Gesichter erhitzten sich, das Lärmen wuchs, nur er blieb blaß und kühl.

Schon nahte der offizielle Teil sich seinem Abschluß. Da erhob Petereit sich noch einmal, ließ den Schläger niederklirren und schickte sein „Silentium" in den Saal. Fritz dachte: ‚Ich irre mich wohl, aber es scheint, als ob er mich ganz besonders ins Auge faßt.' Und der „feine Herr Petereit" begann: „Ich bin der Ansicht, daß wir gerade heute noch einer Ehrenpflicht zu genügen haben. Mir scheint gewiß, daß ich nicht bloß im Sinne aller Anwesenden" — wieder suchte sein Auge nach Fritz — „sondern der gesamten Corpsstudentenschaft spreche, wenn ich einem ihrer Alten Herren, den sie mit Stolz den ihren nennt und der soeben aus einem neuen, schweren Kampfe glorreich hervorgegangen ist, Worte ehrerbietigen Glückwunsches darbringe. Wir geben der frohen Hoffnung Ausdruck, daß der Mann, dem Deutschland alles verdankt — —"

‚Halt! Was wird das?' schnitt es wie ein Säbelhieb durch Fritzens Hirn.

„— seine unschätzbaren Kräfte in perpetuum dem Reiche zur Verfügung stellen werde, und trinken auf ein ewiges Vivat, crescat, floreat des Fürsten Otto von Bismarck."

‚Jetzt zeig', daß du ein Mann bist,' schrie es in Fritzens Seele.

„Ad exercitium — —" Und diesmal war es kein Irrtum, daß, während alles aufsprang, zehn, zwölf Augenpaare sich auf ihn richteten.

Was er jetzt tat, war nichts Freiwilliges mehr. Als hätte ein höherer Befehl ihn angepackt und ihn jeder eigenen Willensbestimmung beraubt, lachte er hell und höhnisch auf, drehte die Mütze um, so daß der Schirm im Genicke saß, wie es bei irgendeinem Ulkspiel Sitte war, und stemmte sitzenbleibend und ohne sein Glas zu berühren, die Ellenbogen frech auf den Tisch.

Digitized by Google

Durchgehende Pferde. Gemälde von Wilhelm Ueberrück

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ein mehrstimmiger Schrei der Empörung und des Entsetzens unterbrach das Rasseln der Gläser . . . Viele Hände streckten sich weisend gegen ihn aus . . . Das Schlußwort blieb dem „feinen Herrn Petereit" in der Kehle stecken. Aber er wußte sofort, was zu tun war. „Silentium!" ging zugleich mit dem Knirschen des Schlägers seine Stimme durch den Saal. Und vibrierte sie auch ein wenig, ihre kühle Bestimmtheit hatte sie nicht verloren. „Silentium! Offizielle Kneipe suspendiert. Bitte die Aktiven und Inaktiven sowie die geehrten Alten Herren zum Außerordentlichen C. C." Damit schritt er den anderen voran ins Nebenzimmer.

Der Aufbruch der Gäste war allgemein. Fritz trottete mit dem Strome der anderen Corpsburschen in den anliegenden Raum, der unbeleuchtet und ungeheizt ihm schwarz entgegenstarrte. Rasch wurden die Gashähne aufgedreht, und die Flammen sangen durch das unheildeutende Schweigen.

Und als man an dem langen Gasthaustische Platz genommen hatte, begann der „feine Herr Petereit" seine Anklagerede.

Ein Vorfall, wie er in der Geschichte des Corps „Cheruskia" — ja vielleicht des ganzen Corpsstudententums — als unerhört dastehe, habe sich soeben zugetragen. Eines seiner Mitglieder habe sich nicht allein erkühnt, offene Widersetzlichkeit zur Schau zu tragen, es habe auch den traurigen Mut besessen, dem größten Corpsstudenten aller Zeiten den schuldigen Tribut der Ehrerbietung zu versagen. Ehe er auffordere, Anträge zu stellen, frage er den Corpsburschen Kühne, was er zur Rechtfertigung seines commentwidrigen Verhaltens beizubringen habe.

Fritz fühlte, wie er am ganzen Leibe zitterte. Ob vor Kälte, ob vor Erregung, hätte er nicht zu sagen gewußt. Ihm war klar, daß es um Leib und Leben ging, denn war er einmal an die Luft gesetzt, würde seine ganze Zukunft nicht ausreichen, die gesellschaftliche Achtung wiederzuerlangen, deren jeder in akademischen Berufen Stehende nötiger bedurfte als das tägliche Brot. Und von neuem schlug die Mahnung an seine Seele: ‚Jetzt sei ein Mann!'

„Ich behaupte," sagte er, dem ersten Chargierten fest ins Auge schauend, „daß mein uncommentmäßiges Verhalten nur die gebotene Antwort war auf die Commentwidrigkeit, die der Präsidierende selber begangen hat."

Ein entrüstetes „Hallo" fegte die Tafel entlang. Der „feine Herr Petereit" benahm sich schon wieder korrekt. Er erhob sich und sagte: „Nach der gegen mich erhobenen Anschuldigung fühle ich mich nicht in der Lage, den Vorsitz weiterzuführen. Ich ersuche den zweiten Chargierten, an meine Stelle zu treten." Dieser, ein schwerblütiger und hilfloser Tolpatsch, der seine Wahl nur den armlähmenden Terzen verdankte, mit denen er den Gegner verdrosch, wußte nicht, was beginnen. Da setzte ein Alter Herr sich hinter ihn, der am Oberlandesgericht eine hohe Stellung innehatte, und raunte ihm zu: „Begründung verlangen!"

„Ich verlange Begründung!" echote der zweite Chargierte.

Und Fritz fuhr fort: „Man wird von mir nicht gleich verlangen, daß ich das ganze S. C. Statut auswendig kann. Aber das weiß ich, daß eine Bestimmung darin enthalten ist, die jede Beeinflussung in religiöser, wissenschaftlicher oder politischer Beziehung verbietet. Wenn der Präsidierende sich nicht daran kehrte, so war es meine Pflicht, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dagegen zu opponieren, sonst wäre ich nicht wert, das blau-weiß-goldene Band zu tragen."

„Du wirst es nicht lange mehr tragen," rief eine krähende Stimme in das verlegene Schweigen hinein. Die Spitzmaus war's, die sich hiermit endgültig von ihm abwandte.

Da bat der „feine Herr Petereit" ums Wort. „Ich habe bisher nicht Gelegenheit gefunden," begann er mit der kühlen Beflissenheit, die ihn auch jetzt nicht verließ, „den Vorwurf zurückzuweisen, den der angeklagte Corpsbursche Kühne gegen mich gerichtet hat. Ich möchte hierzu geltend machen, daß es sich für mich nicht um eine politische, sondern um eine nationale Angelegenheit gehandelt hat — —"

„Bravo," schallte es die Tafel entlang.

„— und hiermit befrage ich die Versammlung: Sollen wir deutschen Corpsstudenten unser nationales Empfinden etwa unter den Scheffel stellen, weil es einem unter uns beliebt, es nicht zu teilen?"

Fritz sprang in die Höhe. „Wer mein nationales Empfinden in Zweifel zieht, beleidigt mich. Ich verlange Revokation."

Der Präsidierende wandte sich ratlos nach seinem Hintermanne um. Aber ehe dieser ihm seine Hilfe zuwenden konnte, hatte der „feine Herr Petereit" schon einen Ausweg gefunden: „Ich wollte damit sagen: Die Art unseres nationalen Empfindens," erläuterte er, „und daß der Corpsbursch Kühne die nicht teilt, das wird er nach dem Vorgefallenen kaum bestreiten können!"

Damit war der Zwischenfall erledigt, zu Fritzens ungunsten erledigt. Noch hatte er einen Pfeil in seinem Köcher. Aber wenn der sein Ziel verfehlte, dann war er ge-

Digitized by Google

liefert. Er verlangte abermals das Wort und sagte: „In der Rede, die der an der Kneiptafel Präsidierende seinem Salamander vorausschickte, kamen einige Worte vor, die ich mir genau gemerkt habe. Sie bezogen sich auf Fürst Bismarck und lauteten: ‚Der soeben aus einem neuen, schweren Kampfe glorreich hervorgegangen ist.‘ Ich frage den ersten Chargierten: Hat er mit diesem Kampfe die eben vollzogenen preußischen Landtagswahlen gemeint oder nicht?“

Zum ersten Male geriet der „feine Herr Petereit“ aus dem Konzept. „Ach was,“ zischte er und machte eine Bewegung, als wolle er eine lästige Fliege mit den Fingergelenken von sich wegwischen.

Und Fritz fuhr fort: „Dann frage ich den präsidierenden zweiten Chargierten, ob ich das Recht habe, eine Antwort zu verlangen?“

Der sah sich um und gewahrte zu seinem Schrecken, daß der hohe Jurist leise vor sich niedernickte. „Also ja in Teufels Namen!“ schrie Herr Petereit, seine Feinheit ganz und gar vergessend.

Fritz zog auf der Stelle die Folgen. „Und nun befrage auch ich die Versammlung und ersuche sie zu entscheiden, ob wir es hier mit einer politischen oder überpolitischen, das heißt nationalen Angelegenheit zu tun haben.“

Abermals entstand ein Schweigen. Ein jeder mochte nach einer Ausflucht suchen, dem Zwange dieser Logik zu entrinnen.

Da meldete der Alte Herr, der den zweiten Chargierten bisher über Wasser gehalten hatte, sich zum Worte. Lang und schlank und lächelnd stand er da, und das hinters Ohr zurückgelegte Kneiferband wippte in dem sich kräuselnden Grauhaar. „Meine lieben Corpsbrüder,“ sagte er, die feingliedrigen Richterhände aneinander reibend. „Es ist kalt hier, und es wird Zeit, daß wir zu Ende kommen. Unser lieber erster Chargierter wolle mir verzeihen, wenn auch ich sein Verfahren an der Kneiptafel als nicht ganz commentmäßig bezeichnen muß, da nach dem Wortlaut seiner Anrede deren politischer Charakter nicht zu bezweifeln ist. Mögen wir alle fühlen wie er, wenn ein einziger unter uns sich durch die von ihm dem großen Kanzler dargebrachte Huldigung in seinem Gewissen beengt fühlte, so war sie nicht am Platze, zumal sie überraschend kam und dem Betreffenden keine Zeit ließ, sich unauffällig zurückzuziehen. So ist es zu verstehen und zu verzeihen, daß er als junger Mensch von Charakter kein anderes Gegenmittel fand, als das ihm vermeintlich angetane Unrecht durch ein anderes Unrecht zu vergelten . . . Immerhin hätte er sich sagen müssen, daß der Intaktheit seiner Gesinnung Genüge geschehen würde, wenn er gleich hinterher in einem Zwiegespräch mit dem Präsidierenden oder im Verlaufe des nächsten Convents gegen dessen Verfahren Protest einlegte und daß das Exercitium des Salamanders als eine Zwangshandlung zu betrachten war, für deren Ausübung er sich vor seinem Gewissen nicht verantwortlich zu machen brauchte . . . Ich muß zu seinen Gunsten geltend machen, daß die Zeit zu kurz war, um solche Überlegungen anzustellen. Dafür, daß sein durch corpsstudentliche Schulung geweckter Instinkt während des entscheidenden Moments in ihm nicht tätig war, scheint mir eine verhältnismäßig milde Strafe am Platze. Ich beantrage gegen den Corpsburschen Kühne die Dimission von vierzehn Tagen.“

Gegen den Redner, der nicht bloß in Corpskreisen uneingeschränktes Ansehen besaß, erhob sich keine Stimme des Widerspruchs. Fritz, der auch seinerseits sich der Gewalt dieser Darlegungen beugen zu müssen glaubte, verzichtete auf das ihm zustehende Schlußwort. Das Urteil wurde einstimmig gefällt und lautete dem Antrage entsprechend. Aber in den feindseligen Blicken, die ihn trafen, las er ein anderes, dessen Vollzug erst einsetzen würde, wenn er nach dem Verlaufe der Strafzeit sich mit Mütze und Band von neuem auf der Corpskneipe einfand.

Nur ein einziger wagte noch, mit ihm zu reden. Das war Klafittchen, der lustige Held. Als sie nebeneinander vor der Garderobe standen, raunte er ihm zu: „Du scheinst ja ein gottverfluchter Roter zu sein. Aber stramm hast du dich gehalten. Gratulor!“ Und er drückte ihm heimlich die Hand.

*

Einsame Zeit brach über Fritz Kühne herein.

Fast immer saß er auf seiner Bude fest. Denn er schämte sich, ohne Farben auf der Straße gesehen zu werden. Mit Grausen gedachte er der drohenden Wiederaufnahme der längst schon unhaltbar gewordenen Beziehungen. Nicht einen Berater hatte er. Keine Menschenseele stand ihm bei.

Da fiel aufs neue Professor Sieburth ihm ein. Und zugleich das Mädel, das in jenem Gewittersturm so tapfer an seiner Seite gestanden hatte. Daß sie fremd auseinander gegangen waren, das galt nun nichts mehr. Ein Wort der Klärung würde das Mißverständnis erledigen. Sieburth und sie wuchsen ihm in eins zusammen. Wenn er ihn aufsuchte, kam er zugleich auch in ihre Nähe. Wenn er seinen Rat in Empfang

Digitized by Google

nahm, drückte sie das Siegel darauf. Also nicht länger zögern! Und folgenden Abends zog er die Klingel, die er seit bald einem halben Jahre nicht mehr berührt hatte. Niemand kam. ‚Ich werde warten,' entschloß er sich. Nachtfrost lag in der Luft. Nebelhöfe umrandeten die Laternen, die sich allmählich entzündeten. Und endlich kam sie daher. Sie, sie — niemand anders als sie.

„Fräulein Helene!“

Ein kleiner Aufschrei. „Herr Kühne, Sie!“

Von jener Verstimmung keine Spur mehr. Freude war's, was ihm entgegenschlug. Aber dahinter lag noch etwas anderes: Eine Hoffnung, eine Erlösung, ein Aufatmen in tiefer Not. Und dann: „Wie gut, daß Sie wieder da sind! An Sie habe ich gar nicht gedacht. Aber Sie werden gewiß eine Hilfe wissen, Sie werden mir beistehen! Werden Sie?“

„Wenn ich kann, selbstverständlich! Aber leider brauche ich Hilfe gerade so wie Sie! Wahrscheinlich noch mehr als Sie!“

„Sie wollten wohl zum Professor?“ Er bejahte. „Der arbeitet auf der Bibliothek tagtäglich bis sieben. Bis dahin müßten Sie warten.“

„Und Ihre Mutter? Ich läutete, aber niemand machte mir auf.“

„Meine Mutter! Das ist es ja eben! Kommen Sie mit mir rauf. Bitte, kommen Sie, kommen Sie!“ Sie stieß den Drücker ins Schloß und eilte vor ihm die Treppe hinan. Als er die Stube betrat, hatte sie schon Licht gemacht.

„Es ist warm hier. Bitte, ziehen Sie den Überzieher aus und nehmen Sie Platz!“ Er tat nach ihrem Wunsche. Alles war eilig, ängstlich und befehlend an ihr. „Es ist ein Glück, daß Sie da sind. Ich war recht dumm das letztemal.“

„Ich auch,“ sagte er.

„Ich habe Ihnen immer schreiben wollen! Aber nun ist alles gut — ja? Und ich darf Ihnen alles sagen — ja?“

„Alles,“ bestätigte er.

„Also hören Sie zu!“ Sie stieß einen Stuhl in seine Nähe und warf sich darauf nieder. „Es war vorgestern morgen ... Wir saßen am Frühstückstisch, und Mutter las die Zeitung ... Mit einemmal schrie sie hell auf. Ich fragte: ‚Was ist?' Sie sagte: ‚Nichts' ... Ich fragte wieder und wieder. Aber sie sagte jedesmal: ‚Es ist nichts — gar nichts ist' ... Und als ich das Zeitungsblatt an mich nehmen wollte, riß sie es mir weg und steckte es in die Tasche ... Und dann fing sie an, rumzugehen von einem Zimmer ins andere. Und dabei redete sie immer leise vor sich hin. Viel verstand ich nicht. Nur ab und zu ein Wort: ‚Solch eine Niedertracht!' und: ‚Was wird er bloß machen?' Und dabei sah sie immer nach der Wand des Professors hin. Es war gar kein Zweifel möglich, daß es ihn betraf. Und als ich mittags aus der Selekta kam, da war sie nicht da, und auf dem Tische lag ein Zettel: ‚Mach' Mittag für ihn, es steht alles da. Ich hab' keine Zeit' ... Ich machte also Mittag und trug es ihm 'rein. Sie können sich denken, wie mir das Herz klopfte ... Aber er war ganz vergnügt und machte noch Scherze darüber, daß ich ihn jetzt plötzlich bediente ... Da wurde ich wieder dran irre, daß es ihn betraf, oder aber er wußte noch nichts ... Nachmittags mußte ich wieder zur Schule, und als ich um viere zurückkam, da war sie noch immer nicht da... Erst gegen die Abendbrotszeit kam sie, ganz blaß vor Hunger und ganz verstört. Ich weinte und bat, sie möchte es mir sagen, aber sie biß die Zähne zusammen und wehrte mich ab ... In der Nacht hörte ich sie durch die angelehnte Tür seufzen und sich herumwälzen ...“

„Und er ist noch immer der gleiche?“ fragte Fritz Kühne dazwischen.

„Immer der gleiche,“ erwiderte sie. „Ja, fröhlicher fast als sonst. Als er im Frühherbst aus Rauschen zurückkam, da war sein Wesen wohl etwas eigentümlich ... Er war wie einer, der Trauer hat. Erst als die Bibliotheksarbeit losging und als abends —“ sie stockte ein wenig und fuhr dann im Flüstertone fort: „Ja, als abends wieder ab und zu eine Mädchenstimme durch die Wand zu hören war — da — kann man sagen — war er auch wieder der alte ...“

„Sind Sie nicht auf die Idee gekommen,“ fragte er, „sich die Nummer zu besorgen, die Ihre Mutter vor Ihnen verbarg?“

„O, wie dumm!“ rief sie, sich vor die Stirne schlagend. „Das hätte mir auch einfallen können.“

In diesem Augenblick kamen flink und beflügelt Männerschritte die Treppe empor, und an der Tür des Nebenzimmers suchte tastend ein Schlüssel. „Er ist es,“ sagte Helene und preßte die Hand aufs Herz. „Ich werde ihm sagen, daß Sie da sind.“ Damit schlüpfte sie zur Tür hinaus.

Und zwei, drei Augenblicke später stand er vor ihm. Die kühle Porzellanhand hing in der seinen. „Das ist nett von Ihnen,“ hörte er die vertraute Stimme, „daß Sie gleich bei Beginn des Semesters hier vorsprechen. Wenn die Juristerei Ihnen immer noch Zeit läßt, bei mir herumzunaschen, können wir gleich beraten, was Ihnen am zuträglichsten sein wird.“

„Selbstverständlich werde ich wie bisher

Digitized by Google

bei Ihnen hören, Herr Professor," erwiderte Fritz, „aber das ist es nicht, was mich zu Ihnen führt."

„Also los," sagte jener, ihn in die bekannte Sofaecke drückend, und schob den Drehsitz des Schreibstuhls zurecht, so daß er ihm dicht gegenüber saß. Und Fritz begann zu berichten. Erzählte von dem Wandel seiner Gesinnungen, den er, der Professor, in ihm verursacht hatte, und wie er dadurch in einen Konflikt mit seinen Corpsbrüdern gekommen war.

„Mir scheint, da habe ich ein schönes Malheur angerichtet," sagte auflachend der Professor, als Fritz geendet hatte. „Und ich habe allen Grund, mir deshalb Vorwürfe zu machen. Denn ich hätte es mir überlegen müssen, daß derlei Gedanken junge Köpfe wie den Ihren zu Weißglut erhitzen, während sie in reiferen Lebensaltern nur eine wohltemperierte Wärme schaffen, in der die Lebensklugheit nicht zum Schmelzen kommt . . . Ich besinne mich, daß ich bei Ihrem ersten Besuche Ihrem Lebensplan alle Ehre erwies und Sie vor dessen Umgestaltung warnte. Heute ist die Sachlage eine andere. Und ich muß die entgegengesetzte Ansicht vertreten: Kehren Sie Ihrem Corps so rasch, wie Sie können, den Rücken. Sie werden vielleicht eine minder gesegnete Karriere machen, aber Sie werden zum Entgelt etwas in sich heranwachsen fühlen, das Goethe höchstes Glück der Erdenkinder nennt. Nehmen Sie schleunigst Exmatrikel und gehen Sie ins Reich. Damit löst sich Ihr Verhältnis zum Corps ganz von selber, denn das Band bekommen Sie doch nicht mit."

Fritz sah auf der Stelle ein, daß ein klügerer Rat ihm nicht erteilt werden konnte, und wunderte sich, daß der erlösende Gedanke ihm nicht von selber gekommen war.

Er stand auf und streckte dem Professor die Hand entgegen.

„Wenn Sie wieder einmal in Königsberg sind, versäumen Sie nicht, bei mir vorzusprechen," rief der Professor ihm nach.

Als Fritz an die Tür des Familienzimmers pochte, war's die Stimme der Mutter, die ihn hineinrief. In der Sofaecke saß sie verstört und verelendet, mit zerzaustem Haar und erloschenen Augen, eine, die sich vor Erschöpfung kaum noch aufrecht erhält. Doch als sie ihn erkannte, sprang sie mit zuckender Kraftanspannung steil in die Höhe. „Sie, Herr Studiosus!" rief sie in jähem Freudenausbruch und schüttelte Helene von sich ab, die sie hütend umfaßt hielt. „Sie kommen mir recht. Sie kann ich gerade brauchen . . . Geh in die Küche, mein Kind, und mach' dem Professor sein Abendbrot zurecht. So geh doch, geh!" Und sie schob die unschlüssig Zögernde mit raschem Griffe zur Tür hinaus.

Dicht vor Fritz pflanzte sie sich auf, tiefatmend und zitternd, und ihre Mundwinkel hingen. „O Gott, Herr Studiosus," wehklagte sie, „was wird das bloß werden?"

„Erzählen Sie doch," drängte er.

„Ach, Sie wissen noch nichts!" Und als er verneinte, riß sie ein zerlesenes und beschmutztes Zeitungsblatt aus der Tasche und streckte es ihm hin, die entfaltete Rückseite nach oben gekehrt.

„Da, da, da!" Und sie wies mit dem Finger auf eine unvordringliche Stelle.

Er las:

„Aufforderung

Herr Universitätsprofessor Sieburth kann sich das Armband, das er meiner Tochter geschenkt hat, aus meiner Werkstatt abholen kommen, da eine Verwendung dafür nicht vorhanden ist.

Königsberg i. Pr., Oberhaberberg 16.
Krupkat, Schlossermeister."

„Was heißt das?" fragte er verblüfft.

„Wenn Sie das noch nicht einsehen!" rief sie in verzweifeltem Hohne. „Das heißt, daß er blamiert werden soll . . . Das heißt, daß er unmöglich gemacht werden soll . . . Das heißt, daß er den Lehrstuhl nicht kriegen soll . . . Es ist gar nicht abzusehen, was das alles heißt."

„Sie meinen, daß eine Intrige dahintersteckt?" fragte er.

„Warum Intrige?" lachte sie auf. „Nein, nein, es wird schon alles seine Richtigkeit haben. Eine offene Hand hat er immer gehabt . . . Viel zu offen für die kleinen Kanaillen . . . Und da hat sich eine zu Hause geprahlt . . . oder der Vater ist ihr dahintergekommen . . . und um sich weiß zu brennen, hat sie sich als unschuldig ausgegeben und als verführt . . . und das ist nun dessen Rache. Wenn man bloß wüßte, was man noch tun könnte, um das Unglück wieder gutzumachen! Seit drei Tagen lauf' ich herum von einem Bekannten zum andern. Wo ich irgendeinmal eine Beziehung gehabt habe, da such' ich Einlaß und erzähle, wie gut er ist und wie gewissenhaft, und daß das alles bloß Niedertracht ist und Verleumdung . . . Aber nun weiß ich bald niemand mehr."

Fritz beruhigte sie: „Schließlich wird es gar nicht so schlimm sein. Der Professor ist nicht verheiratet. Und wer sich da sittlich entrüstet, der ist nichts wie ein Heuchler. Höchstens lachen wird man ein bißchen."

Digitized by Google

Frau Schimmelpfennig schlug mit einer Handbewegung alle seine Tröstungen in den Wind. Und dann plötzlich sprang sie auf und rief: „Sie müssen's ihm sagen!"

„Wie komm' ich dazu?" wehrte er sich.

Aber sie blieb dabei. Und als er immer noch nicht zustimmen wollte, legte sie sich aufs Bitten. In seiner Unwissenheit dürfe der Professor nicht gelassen werden. Sie beschwor ihn bei aller Gunst, die dieser ihm erwiesen, bis er halb lachend sagte: „Also geben Sie meinetwegen den Fetzen her! Mehr als einen Fußtritt kann ich nicht kriegen!" Und sich zusammenreißend klopfte er noch einmal an die dunkle Tür.

Als der Professor ihn eintreten sah, ging der Schatten eines kleinen Mißmuts über sein Gesicht.

„Verzeihen Sie, Herr Professor," stammelte Fritz. „Sie haben mir soviel Gutes getan — und jetzt eben noch . . . Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen das mit Bösem vergelten will — ich glaube vielmehr — daß es meine Pflicht ist — Ihnen den Dienst zu erweisen — den kein anderer — Ihnen —" Und nun stockte er doch.

„Was haben Sie da?" fragte der Professor, auf das Zeitungsblatt hinweisend, das Fritz in seiner Beklommenheit zwischen den Fingern drehte.

Statt der Antwort legte er es zurechtgestrichen vor ihn hin, auf den Namen hinweisend, der die bedenkliche Aufforderung einleitete. Mit zusammengekniffenen Brauen blickte der Professor eine Weile lang darauf nieder. Dann lehnte er sich in den Schreibstuhl zurück und sagte mit dem lautlosen Lachen, das allemal den Höhepunkt seines Vergnügens bezeichnete: „Ja, lieber Freund, das heißt Malheur!" Und nach einem kleinen Schweigen fortfahrend: „Die Geschichte muß übrigens längst Moos angesetzt haben. Ich habe zwar immer so einigen Kram in der Schublade, mit dem ich zarte Verpflichtungen regle, wo Geld mir nicht angebracht scheint, aber ein Armband gerade! . . . Ich besinne mich nicht, seit einem Jahre irgendein Armband verschenkt zu haben . . . Na, wie dem auch sei, ich danke Ihnen jedenfalls." Und er streckte die Hand zu Fritz empor, die diesmal mit festem Männerdruck die seine umschloß.

Dann wieder in sein Lachen ausbrechend: „Das haben Sie wohl eben — von meiner Wirtin erfahren?" Und als Fritz bejahte: „Arme Person! Mag sich schön geängstigt haben . . . Da muß ich sie gleich ein bißchen aufmuntern gehn . . . Und die Kleine?"

„Die weiß noch nicht, was. Aber ängstigen tut sie sich auch."

„Man hat immer viel mehr Liebe in der Welt, als man verdient . . . Aber um die Kleine tut es mir leid. Der müßten solche Sachen noch fernbleiben . . . Adieu, lieber Freund! Was ich Ihnen vorhin predigte, wird unter Umständen jetzt auch auf mich Anwendung finden . . . Wollen mal sehen, wie unser Rückgrat sich bewährt." Und mit nochmaligem Händedruck geleitete er ihn zur Tür.

Als Fritz das Familienzimmer betrat, kam Helene ihm entgegen. „Mama ist nicht wohl," sagte sie, „sie hat sich aufs Bett gelegt und läßt Sie grüßen." Und dann, sich zu seinem Ohre neigend, leise: „Jetzt weiß ich's. Mama hat's mir eben gesagt."

„Und was sagen Sie dazu?"

Sie seufzte tief auf. „Was soll man dazu sagen? Wir armen Dinger!"

Und dann geleitete sie ihn die Treppe hinunter, denn die Haustür war schon verschlossen. Als sie sich verabschiedeten, sagte er: „Wir werden uns lange nicht sehen, Fräulein Helene. Ich gehe ins Reich."

Sie zuckte ein wenig auf, streckte ihm lebhaft die Hand entgegen und sagte: „Vergessen Sie uns nicht ganz."

Die Tür schlug zu. Schon lag eine Welt zwischen ihnen.

*

Fürs erste ereignete sich gar nichts. Das Semester nahm seinen Anfang, und im Versammlungszimmer fand sich alles zusammen, was nicht in Kliniken und Laboratorien seinen Wirkungskreis hatte. Die Begrüßungen, die Sieburth zuteil wurden, waren so freundlich wie je. Kaum daß ein kleines Zögern oder Stutzen dem Händedruck vorausging, den man mit ihm austauschte. Befangen oder ausweichend verhielt sich nur Hildebrand, der nach einem überlauten: „Hallo, da sind Sie ja!" sich rasch zur Seite wandte.

Immerhin schien alles auf bestem Wege, daß eine harmlos natürliche Beurteilung sich durchsetzte, die das Vorkommnis als unerheblich allmählicher Verflüchtigung anheimgab. Eines freilich war nötig: sich nirgends zurückzuziehen und jedem Begegnenden mit dem heitern Lächeln inneren Unberührtseins entgegenzutreten. Und dieser Obliegenheit unterzog er sich mit Hingabe.

Derweilen saßen eines Nachmittags bei Frau Geheimrätin Kemmerich, der wichtigsten der drei berühmten Schicksalsschwestern, die beiden anderen Teilnehmerinnen des Freundschaftsbundes, Frau Professor Ehmke und Frau Professor Vallentin, zu einem behaglichen Kaffeestündchen beisammen.

Sieburth gehörte seit langem zu ihren

Digitized by Google

bevorzugten Sorgenkindern. Und daß sie dem Plane, ihn mit Cilly Wendland fürs Leben zu vereinen, die quasi mütterliche Weihe noch immer nicht erteilen konnten, bereitete ihnen ernsthaften Kummer. Immerhin gab das neuerliche Zusammensein der beiden Ursache zur Wiederbelebung alter Hoffnungen — da kam das unheilvolle Inserat, das ihr selbstloses Glückstiften zu vernichten drohte. Denn welcher Mann durfte wagen, sich mit einer solchen Belastung seines Rufes einem Mädchen zu nähern, das reine Hände bot und reine Hände verlangte? Trotzdem sahen die Parzen noch Mittel und Wege, seine Stellung wieder ins richtige Geleise zu bringen. Da geschah es, daß das bedienende Mädchen einen unerwarteten Besuch anmeldete: ‚Frau Kommerzienrätin Follenius sei da und bitte, empfangen zu werden.

„Sie ist von alters her mit Sieburth befreundet," sagte die Geheimrätin, „und wird uns für die Ausführung unseres Planes von hohem Nutzen sein. Sie hat schon immer auf die Vereinigung der beiden hingearbeitet."

Marion Follenius trat ein. In schwarze Seide gekleidet. Leuchtend in blondlicher Güte. Sie empfing voll Bescheidenheit die Glückwünsche wegen des ihrem Gatten jüngst verliehenen Titels. Wie Geschäftsleute, die zu einer wichtigen Besprechung zusammenkommen, erst noch ein wenig vom Wetter, vom nächsten Klubdiner oder einer guten Zigarrenmarke zu reden pflegen, so behandelten sie mit scheinbar höchstem Interesse den verflossenen Kaiserbesuch, und was sich an Gnaden für manchen daraus ergab; doch jede blieb sprungbereit, das Thema Sieburth ins Treffen zu führen. Und endlich war der Anschluß erreicht.

Die Geheimrätin fand als erste den Mut, den Bann des Drumherumtastens zu brechen. „Wir waren eben dabei," sagte sie, „in Erwägung zu ziehen, wie wir uns unserem jungen Freunde gegenüber verhalten sollen, um die üblen Folgen jener perfiden Annonce nach Kräften zu beseitigen."

Marion Follenius seufzte erleichtert. „Auch ich mühe mich mit diesem Gedanken ab," sagte sie, „und würde glücklich sein, von Frauen, die ich so hoch verehre, einen Fingerzeig zu bekommen, denn ich muß gestehen, ich sehe keine Möglichkeit, den Verkehr in den bisherigen Formen aufrecht zu halten."

Die drei Frauen stutzten. Wenn eine Frau, so weltläufig und so vorurteilslos, wie die Kommerzienrätin es war, sich von ihm abwenden wollte, so waren sie in der Beurteilung des Falles vielleicht zu lasch gewesen. Die Geheimrätin ließ sich am wenigsten beirren. „Nun, nun," sagte sie beruhigend, „das Kind mit dem Bade wollen wir nicht ausschütten. Was sollen schließlich solche armen Junggesellen machen?"

„Heiraten sollen sie," rief Frau Ehmke, „sollen die Pflichten kennen lernen, die das deutsche Familienleben dem gesitteten Manne auferlegt."

Marion Follenius lächelte geheimnisvoll. „Sie haben vielleicht beobachtet, daß ich Professor Sieburth stets gerne in meine nähere Umgebung gezogen habe."

Die Damen nickten bejahend und voll Respekt. Der Ruf Marions stand über jeden Zweifel erhaben, und was sie tat, war wohlgetan.

„Nun aber habe ich die Erfahrung machen müssen, daß er dieses Vertrauens gar nicht, aber auch gar nicht würdig war. Er hat sich einer Dame unserer Kreise in einer Weise genähert — Sie kennen diese Dame, wenngleich ich sie natürlich nicht nennen darf, die für sie und auch für mich, da sie mein Gast war, die schwersten Gefahren mit sich brachte . . . Ich will nicht sagen, daß es zum Äußersten gekommen ist, aber wenn es das nicht ist, dann verdankt sie das nur der angestrengtesten Wachsamkeit, mit der ich sie behütet habe. Ich bin so weit gegangen —" sie zögerte einen Augenblick — was nun kam, war dazu angetan, den untadelhaften Namen einer Frau unrettbar zu zerstören, aber die Sache wollte es, und darum fuhr sie fort: „— bei einem mehrtägigen Ausflug, den wir zusammen machten —"

Frau Professor Valentin seufzte befriedigt. Sie hatte von jener Strandfahrt gehört. Nun war sie im Bilde. „— soweit gegangen, wie gesagt, ein nächtliches Zusammenkommen meiner Freundin mit ihm beinahe gewaltsam zu verhindern . . . Aber leider habe ich Anzeichen, daß es trotzdem stattgefunden hat — Anzeichen — ich kann das wirklich nicht näher — aber Sie müssen mir schon glauben — Und da frage ich Sie: Kann man einen Menschen länger um sich dulden, von dem man die Überzeugung gewonnen hat, daß er —"

Die drei Professorenfrauen schwiegen. Marion Follenius sandte einen Blick schüchternen Triumphes um den Kaffeetisch herum. Und als sie den niederschlagenden Eindruck festgestellt hatte, der ihrer Aussage zuteil wurde, fuhr sie kühner werdend fort: „Dazu ist nun die unsaubere Affäre gekommen, die seit acht Tagen die Stadt in Atem hält. Man kann das eine verzeihen, vielleicht auch das andere — obwohl Geschmack dazu gehört. Beides zusammen aber liefert das Bild eines

Digitized by Google

Menschen, so depraviert und so — ich weiß nicht, ich möchte diesem Menschen die Hand nicht mehr reichen. Möchten Sie es, ja?"

Wiederum herrschte Schweigen. Eine der Damen schaute die andere an, um von ihr einen Wink zu erhalten, der für ihre Entschlüsse richtungsgebend sein konnte. Doch keine fand ein Wort, sich gegen das Urteil zu wenden, das hier ausgesprochen war, was noch geschah, kam einem Schicksalsspruche gleich.

*

Und dessen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Die Mienen der Kollegen vereisten allmählich, ihre Ansprachen wurden seltener, flüchtiger; immer häufiger glitten sie ohne Händedruck, mit einem abgehackten Kopfnicken an Sieburth vorbei. Nur wo ein Gegenüberstehen schlechterdings nicht zu vermeiden war, fand sich ein notgedrungener Austausch gleichgültiger Redensarten. Der einzige, der sich immer gleich benahm, war Pfeifferling. Er versäumte nie, ihm die Rechte entgegenzuhalten, und manchmal ging sein Ruf: „Morgen, Kollege Sieburth!" über fünf, sechs Köpfe hinweg, die dann gleichsam erschrocken und mit schärfer betontem Gruße sich nach ihm umwandten.

Zu einem klaren Abbruch der Beziehungen ließ es nur Hildebrand kommen. Er schritt mit kühlem Sichverneigen an Sieburth vorbei und vermied auch dieses, wo es nur anging. Sieburth folgerte, daß eheliche Aussprachen stattgefunden hätten, die eine schweigende Verfeindung zwangsgemäß mit sich brachten.

Das aber hatte er an Herma nicht verdient. Er war sich bewußt, ehrlich und rücksichtsvoll an ihr gehandelt zu haben. Sie war die einzige, der er grollte. Vielleicht weil sie die einzige war, an der sein Herz hing.

Nein, nicht die einzige! Zwar an Marion Follenius dachte er kaum — was er von ihr zu erwarten hatte, darüber gab er sich keinem Zweifel hin — aber eine andere schlich sich öfter und öfter in seine Gedanken. Das war Cilly Wendland. Und manches liebe Mal, wenn er über seinen Arbeiten saß und eine neue Erkenntnis ihm das Hirn durchblitzte, kam die Frage ihm nah: „Was würde s i e dazu sagen?" Aber sie weilte ja fern, und wie alle die Häuser, in denen er bisher ein gerngesehener Gast gewesen war, so schloß auch das Haus Wendland die Türe vor ihm zu.

Seltsam und tröstlich war, daß seine Lehrtätigkeit noch nie so geblüht hatte wie gerade in diesem Semester. Sein Privatkolleg über die Geschichte der neueren Philosophie war voll bis auf den letzten Platz. Und die öffentliche Vorlesung gar über den modernen Pantheismus fand mehr denn je Zuspruch weit über die studentischen Kreise hinaus.

Zu derselben Zeit trat die nicht mehr verschiebbare Pflicht an ihn heran, dem großen Hegelianer den versprochenen Nachruf zu schreiben. Und sobald er deren Erfüllung begann, schwiegen alle Stimmen der Bitternis und des Gedankenzorns. So mächtig stand die Gestalt des ehrwürdigen Greises vor ihm, so lindernd wirkten die Eindrücke jener unvergeßlichen Unterredung in ihm fort. Und unverwischt durch den Wirbel des jüngsten Erlebens leuchteten die Warnungsworte, die jener ihm ins Leben mitgegeben hatte. Wie hatte er gesagt, als er von den „in Ordnung Lebenden" sprach? „Das geht, solange es geht. Aber eines Tages — ganz unversehens — kommt irgendeine dumme Kleinigkeit, an sich durchaus unwürdig, beachtet zu werden, aber gerade die bricht ihm den Hals."

Wahrlich! Hier schien ein Hellsehertum am Werke gewesen. Ein Ahnen mindestens, das sich tief in die Wirrnis des weit dahinter liegenden Lebens zurückfühlte. ‚Wäre er noch auf Erden,' so dachte Sieburth, ‚dann ginge ich jetzt zu ihm und spräche lachend mit ihm durch, was mich bedrückt und verärgert.' Und da er es nicht mehr war, so schenkte er ihm ein pietätvolles Gedenken, als wäre er ihm ein geistiger Vater gewesen.

Von dieser Pietät durchdrungen war jede Zeile, die er niederschrieb. Eine Verherrlichung wurde es nicht, und immer wieder fand sich die Verwahrung, daß er selber mit den dargelegten Gedankengängen nichts zu schaffen habe, aber wohl noch nie ward einem Dahingeschiedenen von seinem Gegner ein solches Denkmal gesetzt.

Die Weihnachtsferien kamen heran, und kein Lehrzwang führte ihn morgens den verhaßten Weg bis zur Versammlungszimmertür. ‚Wie wär's, wenn ich statt dessen i h r zu begegnen suchte?' fragte er sich. Zur Messe ging sie wohl immer noch, wenn auch kaum so früh wie einst im Sommer. Sehr erquicklich würde das Wiedersehen nicht sein, darüber war er sich klar. Aber wenn er sie ansprach, mußte sie ihm ein Wort der Verständigung wohl gönnen.

Zwei Tage wartete er vergeblich. Am dritten morgens, während durch das winterliche Zwielicht halbflüssige Schneeflocken flogen, kam sie auf der Schloßbrücke daher, langsam und versonnen, fast einer Schlafwandlerin gleich. Obwohl sie verschleiert war und den Kopf tief in den Pelzkragen gemummelt hatte, erkannte er sie von

Digitized by Google

weitem. ‚Was wird werden?' schrie es in ihm. Da erkannte auch sie ihn, und so unhörbar wie sein Schrei war auch der ihre, aber er fühlte ihn durch seinen ganzen Körper zittern. Er sah, wie sie wankte, wie sie die Augen schloß, wie sie haltsuchend die Linke nach dem Brückengeländer ausstreckte.

Er aber kehrte sich kurzweg der entgegengesetzten Seite des Geländers zu, lehnte sich gegen die breiige Schneeschicht und betrachtete angelegentlichst die zerfließende Eisfläche dort unten.

Mitleid? Feigheit? Er hätte es nicht zu sagen gewußt. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: ‚Laß sie — du hast in ihrem Leben nichts mehr zu suchen.' Und als er wagte, ihr nachzuschauen, war sie im Gewimmel bereits verschwunden.

Ein paar Tage lang saß ein Bedauern in ihm, das fast einem Grame glich, dann schwand es dahin, angesichts der seelischen Stürme, die segnend über ihn hereinbrachen.

Auf einsamen Spaziergängen begann's.

Ewig am Schreibtisch konnte er nicht hocken, und gesellschaftliche Zerstreuungen, Teebesuche und dergleichen gab es in seinem Leben nicht mehr. So trieb er sich also vor der Stadt auf den Landstraßen umher.

Junge Saaten und alte Brachen, soweit das Auge reichte. Im Chausseegraben die letzten Überbleibsel der sommerlichen Pflanzenwelt, schlammig, verschrumpft und zerzaust, in übriggebliebenen Schneeflecken halb vergraben, die sich zur Sohle hin in schmutziger Lache verloren. Und über alles dahinwehend, als einziger Sieger in dieser verzagten, von Frost und Regen zuschanden gequälten und schon dreiviertel toten Welt, der Spätherbstwind. Zermürbend und erlahmend, verwundend und heilend, erkältend und anfeuernd zugleich. Geriet man in sein Bereich, so duckte man sich, durchschauert von Mißvergnügen über seine strenge und herrischtuende Pöbelgewalt, aber bald fühlte man sich wohl unter seinen Rutenstreichen, und während man ihm in fröhlichem Trotze die Stirn bot, glaubte man sich von ihm beglückt und gestreichelt.

In dieser Stimmung wanderte Sieburth dahin, stundenlang, ganze Nachmittage lang. Selten ein Wagen, der ihm entgegenkam, noch seltener ein Wanderer gleich ihm, nur Krähen, vereinzelt oder in Schwärmen als einzig Lebendiges weit und breit. Und hieraus erwuchs ihm die neue Seelenkraft, mit der er die ihm auferlegte Fügung des Schicksals bekämpfte und abtat.

Was diese Fügung brachte, war kein Unheil mehr, kein Ausgestoßensein und kein Verkümmern. Im Gegenteil: Reichtümer ohne Maß und Zahl. Erkenntnisse von nie geahnter Innerlichkeit. —

Auf wen hatte er noch Rücksicht zu nehmen? Wer gängelte, wer bespitzelte ihn? Was er tat, war gut, weil e r es tat.

Mochten sie sich die Mäuler reißen, die Herren Kollegen in ihren Sitzungen, an ihren Stammtischen — die Professorenweiber in ihren Kaffeekränzchen und Lesezirkeln. Freilich, seinen Weg zur Höhe konnten sie ihm verbauen. Der Lehrstuhl Kants, der ihm seit langem sicher war, konnte einem andern angeboten werden. Aber sie sollten es nur probieren! Sollten nur die Stirn haben, an ihm vorbeizugehen! Noch hatte keine Nachricht sich in den Zeitungen gefunden, daß sie mit einem auswärtigen Gelehrten in Verbindung getreten wären, und seit dem Tode des großen Hegelianers war doch schon mehr als ein halbes Jahr verflossen. — —

Eines Tags — in der Woche vor Weihnachten war's — da begegnete er Marion.

Er trat in eine Buchhandlung, um für Helene irgendein Werk als Bescherung zu suchen, da stand er plötzlich neben ihr. Ein hoher Stapel von Weihnachtsbüchern lag vor ihr aufgeschichtet, und zwei, drei Angestellte waren diensteifrig um sie bemüht.

Noch hatte er sie nicht gesehen. Noch hatte er kein Wort aus ihrem Munde vernommen, und schon wußte er: „Sie ist es." So stark wirkte der altvertraute Hauch ihrer Nähe auf ihn ein. Aber ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß er in ihr die unversöhnlichste seiner Feindinnen vor sich hatte, und darum unterließ er es, sich ihr bemerkbar zu machen.

Da wollte es der Zufall, daß ihr das Buch entglitt, in dem sie prüfend geblättert hatte, und ihm geradeswegs vor die Füße fiel. Rasch bückte er sich, und während er es ihr darreichte, trafen sich ihre Augen. Sie erblaßte, ihre Mundwinkel zogen sich hochmütig herunter, und das Buch vorsichtig wie mit der Zange anfassend, sagte sie, als wäre er ein Ladendiener: „Oh, ich dänke seehr!"

Da stach ihn der Hafer, und mit dem persiden Lächeln, das jeder seines Umgangs an ihm kannte und fürchtete, erwiderte er, sich leicht verneigend: „Es war mir ein unleugbares Vergnügen, der gnädigen Frau noch einmal in diesem Leben dienstlich gewesen zu sein."

Dunkle Röte flammte über ihr Gesicht, ihre Rechte machte eine zuckende Bewegung, als wollte sie sich ihm entgegenstrecken, und in ihre Augen trat eine Weichheit, die fast eine Bitte war. Viel fehlte kaum, so wäre es zu einem einlenkenden Worte gediehen. Doch ohne seinen Sieg auszukosten, räumte

Digitized by Google

Die Mutter. Gemälde von Friedrich Mißfeldt

Digitized by Google

Digitized by Google

er den Platz und machte sich vor einer anderen Buchauslage zu schaffen. Alsbald verließ er den Ladenraum.

Gallenbitter saß das Triumphgefühl in seiner Kehle.

Hätte er der nach ihm hinzuckenden Hand um ein weniges nachgeholfen, hätte er dem meisternden Hinweis auf Gewesenes ein paar versöhnliche Worte hinzugefügt, so würde sich ein Gespräch entwickelt haben, in dem ihre Feindseligkeit wohl oder übel die Waffen gestreckt hätte. Und dann wäre noch einmal alles in die Reihe gekommen. Sie hätte ihn unter dem Tannenbaum ihren anderen Gästen als Bescherung aufgebaut, und nicht einer wäre zu finden gewesen, der es gewagt hätte, ihn nicht mit etlicher Herzlichkeit zu begrüßen. Aber er wollte nicht mehr. Der Weg, den man ihm aufgezwungen hatte, war längst schon zu einem freigewählten geworden.

Nur so erhob man sich über sein Schicksal.

Der Weihnachtsabend kam heran. Bisher hatte er ihn immer im Folleniusschen Hause verlebt. Zum erstenmal war er allein und frei. Als die Dämmerung kam, raffte er die Geschenke zusammen, die er für seine Wirtin und deren Tochter bestimmt hatte, und trug sie hinüber. Aus dem Halbdunkel blinkte die glitzernde Last eines Tannenbaumes ihm entgegen, der auf dem Sofatische stand und mit seinem allesbeherrschenden Dasein den ganzen Raum zu erfüllen schien. „Wer ist da?" hörte er die Stimme Helenens, die irgendwo daran herumhantierte. Und als er seinen Namen genannt hatte, gab's ein jähes Rascheln und Klirren, das ihm bewies, wie unerwartet er kam.

Dann trat sie hinter dem Geäste hervor und stotterte allerhand von Nichtfertigsein und von Mama, die gleich erscheinen würde. Damit schlüpfte sie zur Seitentür hinaus, und Sieburth bedachte erstaunt, wie wenig er von der Welt wußte, die neben ihm daherlief und die auch die seine war.

Nach wenig Augenblicken kam Frau Schimmelpfennig herein, eine Kerze in der Hand, und hinter ihr, gleichsam in ihrem Schutze — Helene.

Sieburth brachte seine Weihnachtswünsche dar und setzte mit einem Scherzwort die Pakete vor sie nieder. Aber sein Scherz fand keinen Widerhall. Er sah in ein bestürztes Gesicht, dessen Augen von entweichendem Hochgefühl und zerstörten Hoffnungen zu erzählen wußten. Gleichzeitig legte sich von hinten her eine streichelnde Mädchenhand tröstend auf ihre Schulter. Ein Stammeln erklang: „Ich hatte gedacht — Herr Professor — Sie gehen doch jetzt so wenig aus, nicht wahr? — Und würden darum den Weihnachtsabend mit uns zubringen wollen — nicht wahr?"

„Das hätte ich früher wissen müssen, liebe Frau Schimmelpfennig," log er. „Jetzt habe ich leider schon eine andere Einladung angenommen."

„Ja, dann freilich — —" ihre Stimme fror ein, wie versteinert stand sie da, und die Mädchenhand auf ihrer Schulter streichelte unablässig.

Mit dem bedrückenden Gefühl, lieben und wohlgesinnten Menschen die Festfreude verdorben zu haben, verließ er das Zimmer. Aber das hätte gerade gefehlt, den Handschellen des einen Familienglücks entronnen zu sein, um sich in die eines anderen schmieden zu lassen. Sein Verlangen ging dunklere Wege. Den Einsamen und Ausgestoßenen wollte er sich gesellen, er, der nun selber einsam und ausgestoßen war. — — —

Als er ins Freie trat, füllte ein leichtes Schneegeriesel die Luft. An den Laternenflammen strichen die Flocken wie Nachtschmetterlinge vorüber und setzten sich kitzelnd auf die brünstig atmenden Lippen.

Durch Straßen, auf deren Namen er nicht achtete, kam er zur einer Spelunke, in der ein dickwanstiger, feistbackiger Mann mit süßem Gastwirtslächeln das Glas mit heißem Grog vor ihn hinstellte und dann zu seiner Bescherung nach einem Hinterzimmer wieder verschwand. Lange saß er im Grübeln erstarrt.

Einmal, da er ein neues Glas verlangte, kam eine brünette, schwammige Frau mit den zärtlichen Augen der ehemaligen Schankmamsell aus der lärmvollen hinteren Stube und begrüßte ihn als die Wirtin des Hauses. Und dann drang auch Musik aus diesem Hintergrunde — das Klappern und Quarren eines elenden Klaviers und ein Chor von heulend und quetschend hinströmenden Stimmen: „Schti — hille Nacht, heiligee Nacht!"

Sieburth lauschte dem altvertrauten Singsang. Ihm war, als könnte er die Gesichter jedes einzelnen sehen: des feisten Wirtes — der einstigen Schankmamsell — der quäkenden Kinder —

‚Segen der Einsamkeit,' dachte er schaudernd.

Als das Lied zu Ende war, brach er auf und begann, ein wenig wirr und ein wenig benommen die Wanderung durch schwarze Straßen von neuem. Eine Turmuhr schlug elf. Wohl noch eine Stunde lang strich er in den Straßen umher.

Um den Sackheim herum häuften sich Eilende, offenbar um in der katholischen Kirche die Mitternachtsmesse nicht zu versäumen. Und er dachte: ‚Wenn du dich in

der Türgegend aufstellt, so siehst du sie vielleicht.' Wohl warf er den Gedanken in demselben Augenblicke weit von sich fort, aber er war ihm doch wie ein Messerstich durch die Brust gegangen.

Nun wurde es Zeit, nach Hause zu gehen. Die Nacht auf der Straße zu verbringen war schließlich auch kein Glück. Eine Angst vor dem finsteren und einsamen Zimmer, wie er sie sonst niemals gekannt hatte, ließ ihn immer noch zögern.

Ehe er das Einfahrtstor aufschloß — denn er wollte, um Mutter und Tochter nicht zu stören, den hinteren Aufgang wählen — mußte er seiner Willenskraft einen Ruck geben — so wenig gelüstete es ihn, in seinen vier Wänden zu sein.

Da, wie er vor der Flurtür stand, die unmittelbar in sein Schlafzimmer führte, war's ihm, als sähe er einen Lichtschein durch das Schlüsselloch dringen, und wie er nun lauschte, hörte er drinnen ganz deutlich ein Wispern und Rascheln.

Eintretend fand er das Schlafzimmer wohl unerhellt, durch die halbgeöffnete Tür aber, die den Bibliotheksraum damit verband, strahlte das Lichtgebäude eines brennenden Weihnachtsbaumes.

Und beim Weitergehen fand er Helene auf einem Stuhle stehend, dünn in die Höhe gereckt, um die letzten der Lichter noch rasch zu entzünden. Die Mutter aber lehnte dicht neben ihr und stützte mit der einen Hand den Stuhl, mit der anderen den Baum, damit beides nicht stürzte.

Als man seiner gewahr wurde, gab's einen doppelten Schrei. Helene sprang eilends herab und rannte zur Tür hinaus, und ihre Mutter schien willens, ihr auf dem Fuße zu folgen. Aber schon war er draußen im Flur und zog sie am Arme wieder zurück.

„Zuerst wird mal Rede gestanden," rief er, „wie man auf die Idee gekommen ist, mir mitten in der Nacht eine Weihnachtsbescherung zu machen. Das war doch sonst nicht der Fall!"

Die Mutter schwieg still und biß die Zähne zusammen, aber Helene, die sonst so scheu war, schien nicht abgeneigt, mit sich reden zu lassen, und nach etlichem Zaudern und Stottern kam die Wahrheit zum Vorschein: Er habe zwar gesagt, daß er in Gesellschaft gehe, aber er habe den Alltagsrock anbehalten, und daraus wäre zu ersehen gewesen, daß er doch wahrscheinlich allein bleiben würde. Und damit der heilige Abend nicht gar zu trist für ihn endige, habe man ihm den Baum ins Zimmer gestellt und fleißig zum Fenster hinausgeschaut, um sein Heimkommen nicht zu verfehlen. Von Rechts wegen hätte er niemand von ihnen vorfinden sollen, aber die Zeit vom ersten Sehen bis zum Türaufschließen sei falsch berechnet gewesen. „Und darum müssen Sie schon entschuldigen, daß wir beide noch da sind."

Etwas wie Dankbarkeit stieg warm in ihm hoch. Er ließ sich zum Arbeitstische führen, der zur Feier des Tages abgeräumt und mit weißem Damast bekleidet war, und hörte still zu, während Helene, die in ihrem Eifer immer noch zutraulicher wurde, ihm klarmachte, was alles an Gaben seiner dort harrte. Sie habe ihm ein Paar Pulswärmer gestrickt für die Morgenstunden, wenn der Ofen noch nicht einmal lau war, und das Sofakissen, das sie ihm schon zum Geburtstag habe schenken wollen, sei endlich fertig geworden. Die Mutter aber — doch das müsse die selber sagen. Und sie wandte sich nach der hinter ihr Stehenden um und zog sie an ihre Seite. Aber die redete immer noch nicht, und die Tränen rannen ihr über die Backen.

Lachend ermunterte er sie und strich ihr zum Troste die Arme hinab. Da würgte sie ihre Bewegung hinunter und begann ihr Geschenk zu entschuldigen, das als weißes Linnenpaket auf dem Tischtuche lag. Er hätte sich die Oberhemden ja ebensogut im Geschäft bestellen können, und sie habe ihn auch oft daran gemahnt, denn die seinen vertrügen die Wäsche nicht mehr, aber da sein Kopf nun einmal von anderen Dingen voll sei, so habe er's immer wieder verschoben und darum —

Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und dachte: ‚Wenn wir Männer vor Weihnachten in einen Laden gehen und irgend was zusammenraffen, das daliegt, was wissen wir dann wohl vom Schenken?'

Und als Mutter und Tochter sich nun bescheiden zurückziehen wollten, bat er sie, noch zu verweilen, damit das Fest, das sie ihm bereitet hatten, vollständig würde.

Frau Schimmelpfennig setzte sich gehorsam. Helene blieb hinter ihrem Stuhle stehen und schaute ihn fragend an, kommender Dinge gewärtig.

‚Diese beiden,' dachte er, ‚die sind nun meine Heimat.' Aber er wußte nichts Rechtes mit ihnen zu reden.

Da glitt sein Blick von der müde zusammengesunkenen Mutter, die mit halb getrockneten Tränen stumpf vor sich niedersah, zur Tochter empor. Und plötzlich war's ihm, als sei sein Auge aufgetan. Statt des unflüggen Halbkindes, das er als unerheblich und unergiebig solange hatte neben sich herlaufen lassen, stand vor ihm ein zu lächelnder Herrlichkeit erblühtes, jungstolzes Weib. ‚Wo hab' ich bisher meine

Digitized by Google

Augen gehabt?' dachte er. Durch sie konnte seinem Leben ein neuer, glückbringender Inhalt gegeben werden, der den verlorenen vielleicht ersetzte, und er nahm sich vor, ihr in seinen Mußestunden Lehrer und Bildner zu sein. Wohlig dehnte er sich in dem Bewußtsein dieses unverhofften Besitzes, der Licht und Frieden versprach. ‚Um ihretwillen nehm' ich auch die traurigen Augen der Mutter gern in den Kauf,' dachte er. Aber wie er nun den Blick zu der reglos Dasitzenden herniedergehen ließ, erschrak er beinahe. Denn traurig waren diese Augen durchaus nicht. In brennendem, gierigem, argwöhnischem Forschen fraßen sie sich in ihn hinein, als wollten sie ihn überwältigen und Rechenschaft von ihm fordern.

‚Was heißt das?' fragte sein Gegenblick. Aber die Antwort konnte er sich selber mühelos geben: Sie hatte sein unbedachtes, unbeherrschtes Starren und Staunen mißdeutet, hatte Begehrlichkeit herausgelesen, hatte vielleicht gar sich selbst vernachlässigt gefühlt. Und da stand sie auch schon auf.

„Geh auf dein Zimmer, mein Kind," sagte sie. „Der Herr Professor braucht uns nicht mehr." Das klang böse, verweisend. Wahrhaftig, wie Eifersucht klang's.

Helene trat beklommen zwei Schritte auf ihn zu und wartete, bis er ihr die Hand geben würde. Er fühlte die ihre für einen Augenblick warm und zuckend zwischen seinen Fingern, dann war sie draußen.

„Der Herr Professor werden die Lichter wohl selber löschen!" sagte die Mutter. Und er bejahte. Dann gab es noch einen gezwungenen herzlichen Dank, einen Druck zweier rasch zurückgezogener Hände, und er war allein.

In den Lehnstuhl geworfen, ließ er die Kerzen räuchernd und prasselnd herniederbrennen und sann darüber nach, wieviel Glück und wieviel Schaden ein einziger Blick zu bringen vermag.

Und er fühlte, daß er nun einsamer war, als wäre ihm k e i n e Weihnacht geworden.

★

Die Zeiger einer Jahresuhr sind, ehe man sich dessen versieht, unhörbar und unbeachtbar rund herum geglitten. Ein Jahr — mehr nicht. Und doch übergenug, um eines Menschen Stimmung neu zu modeln.

Ein Wandel schien auch in Sieburth sich zu vollziehen. Wer aber in den Geheimfächern seines Wesens schon vorher herumgestöbert hätte, würde erkannt haben, daß nicht mehr viel Neues in ihm erwuchs, daß als Keim und Neigung schon alles dagewesen war und jetzt nur Platz und Erdreich fand, um sich auszubreiten.

Und viel an Gefahren brachte sein Leben ihm nicht, denn, wenn er auf nächtlichen Streifzügen in allerhand Spelunken herumvagierte, wenn er auftrumpfend sogar mit dem und jenem seiner ihm begegnenden Schüler am Kneiptisch saß bis an den Morgen; zu den aufpasserischen Kollegen drang nur selten ein Widerhall seines Treibens. Das nächtliche Herumtreiben, zwei-, dreimal in der Woche, war ihm nachgerade zur Notwendigkeit geworden, besonders seit der Zufall ein paar Kumpane ihm in den Weg geworfen hatte, bei denen Wurzel zu schlagen in gesellschaftlicher Beziehung wohl ein Mißgriff war, die sich aber empörerisch genug gebärdeten, um an ihnen Vergnügen zu finden. Sieburth hatte in ihnen ein Publikum, vor dem er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, und was rebellisch in ihm gärte, was, in der Wildnis seiner Einsamkeit geboren, vergebens nach Ausgleich und Entladung strebte, fand vor diesen Gescheiterten, die sich trotz geistigen Fernseins ihm doch verwandt und schattenähnlich zeigten, erlösende Gestaltung.

Bedachtsam aber blieb er in bezug auf alles, was ihm an offizieller Stelle aus Mund und Feder kam! Nichts publizieren! Alles im Schranke verschließen, was mittlerweile zu Bergen sich häufte! Und auf dem Katheder lächelnde Öligkeit! Verbeugungen vor den Größen des Tages! Lieber die Zähne zerbeißen als Schindluder spielen mit ihrem Schindluderspiel! Die Zeit würde schon kommen, da mit der Ordentlichen Professur die Freiheit des Lehrens ihm nicht mehr beengt werden konnte. Sie mußte kommen, wenn man keinerlei Angriffsflächen bot oder sie mindestens auf den Umfang eines Kneipraumes beschränkte.

Darum hatte es auch nichts zu bedeuten, wenn an den rings stehenden Tischen ungebetene Zuhörer Ohren und Mäuler aufsperrten, und, sei's verstehend oder halb verstehend oder mißverstehend, den plänkelnden Gedankenspielen folgten, die zwischen den Kneipgenossen im Schwange waren.

Daß Sieburth sich als Herr und Meister darin erwies, das hatten auch sie bald herausgebracht. Und wenn er sich in Glut geredet hatte und — immer noch bleich, immer noch mit dem geisternden Lächeln um die schiefgezogenen Mundwinkel — seine Reden hervorstieß, während aus ihren dunklen Höhlen heraus die Augen sich brennend in das Gesicht des Gegners hineinfraßen, dann ging wohl durch den oder jenen der Horchenden ein unwillkürlicher Schauer, auch wenn er nicht viel davon begriff, was dort zutage gefördert wurde.

Und fragte einer den anderen: „Wer ist

Digitized by Google

das?" dann wurde ihm die aus Respekt und Mißachtung zusammengebackene Antwort: „Ach, das ist der tolle Professor." Der tolle Professor! Dieser Name blieb an ihm hängen.

Hielt er in dem Bummel von Kneipe zu Kneipe seine Persönlichkeit nur selten noch verborgen, so behandelte er im Gegensatz hierzu seine zärtlichen Passionen noch vorsichtiger als ehedem.

Die meisten seiner Zufallsgefährtinnen erfuhren nicht, wer er war. Nur wenigen, mit denen ein fortgesetztes Zusammenkommen ihm lohnend erschien und auf deren Verschwiegenheit er bauen durfte, gab er Namen und Stellung preis. Wenn er ihrer müde war, entließ er sie in aller Güte. Und ob auch hier und da ein Tränlein floß, Katastrophen fanden sich niemals.

Buntscheckig und reich bewegt war die Bilderwelt, die so an ihm vorüberzog. Aber neben Trägerinnen schillernder Schicksale fand auch manch fades Durchschnittsgeschöpf Zuflucht auf seinem Schoß.

Ja, wenn er aufrichtig mit sich zu Gerichte ging, mußte er sich gestehen, daß die letztere Gattung weit in der Mehrzahl blieb. Doch was tat's? Dem ermüdeten Hirn halfen sie alle. Und wollte die Not der Einsamkeit schreiend hervorbrechen, so warfen sie einen erstickenden Mantel darüber.

Fest begründet in seiner Natur war das Vorhaben, seine Stellung zum weiblichen Geschlecht durch das, was ein minderwertiger Zufall ihm brachte, nicht beeinflussen zu lassen. Und manchmal — wie ein Nachhall längst vergangener Zeiten — stieg der Gedanke in ihm hoch: ‚Du hast doch schon einmal besseres erlebt.' Aber es versank wieder — zusammen mit dem Bilde der einen, das in solchen Augenblicken sorgend und mahnend vor ihm erstand.

Niemals mehr — seit jenem Frühwintermorgen — war er ihr noch begegnet. Und er wollte auch nicht. Ausgestrichen aus seinem Leben mußte sie sein, samt allem, was ihn einst von seelischen Höhen herab beglückt und umfriedet hatte.

So war neben diesen wechselnden Gestalten seine Wirtin der einzige weibliche Umgang, dessen er sich erfreute. Helenen war er seit jenem Weihnachtsabend nicht wieder nahegetreten. Sich abends zu den Frauen ins Wohnzimmer zu setzen, vermied er, und ob dem lieben Kinde auch oft sein Herz entgegenschwoll — in Reinheit und ohne Begehren, versteht sich — er hütete sich wohl, es jemals wieder zu sich heranzuziehen.

Anschwellend zu immer schwerer drückendem Reichtum spielte der Frühling sich ab. Heiße Tage, weiße Nächte — einsam die einen, einsam die anderen und durchglüht von einem Verlangen nach etwas Unbestimmbarem, Unerfüllbarem, das immer lechzender wurde, je mehr Seele und Sinne in dumpfem Entbehren sich quälten.

Fast schien es, als ob diese Stimmung seiner Wirtin nicht verborgen blieb. Sie, die sonst still und ohne Verweilen ihre Obliegenheiten versah, hielt öfter und öfter vor seinem Schreibtisch an, fragte nach diesem, fragte nach jenem, das des Besprechens nicht wert war, und immer länger und starrer suchten die traurig verschleierten Augen nach seinem Angesicht. Und auch sein Auge fing an, in Wohlgefallen auf ihr zu ruhen. Denn reizvoll war sie noch immer. Das strenggeschnittene Profil, der indisch niedrige Ansatz des Haupthaares, das in schwarzglänzenden Wellen über die Ohren hinabsank, der mattgelbe, in seinem Welken noch samtne Hals.

Nach all dem leichtfertigen Volk, das nur die Reizungen der Stunde begehrte und sie vergessen hatte, sobald es die Straße wieder betrat, ein Menschenwesen im Arme zu halten, das ihm gehörte bis in die letzten Fasern des Leibes und der Seele, das mußte aller Zwiespälte Lösung — Erlösung mußte es sein. Doch stets, wenn der Gedanke ihm kam, wies er ihn weit von sich fort. Ihm Folge geben, hieß sich und dem Leben Ketten anlegen für alle Zeit.

Immer heißer brannte der Sommer. Die Wände erhitzten sich unter den glutaushauchenden Dächern, und auch die Nachtstunden brachten keine Kühlung mehr. Man vermochte kaum noch zu atmen und zu schlafen erst recht nicht. Mehr denn je versuchte Sieburth seine Ruhelosigkeit in Arbeit zu ertränken. Selbst seine Kumpane ließ er im Stich.

Und eine Nacht kam, die quälender war als alle die anderen. Die Lampe heizte noch mehr als das Sonnenlicht. Ein Backofenhauch stieß ab und zu durch die geöffneten Fenster. Die Buchstaben verschwammen. Die Feder entsank seiner Hand. Von jagenden Bildern umschwärmt, träumte er dem Morgen entgegen.

Marions Gestalt stieg rubenshaft vor ihm auf. Cillys wuschlige Blondheit streichelte ihn wie ein sich wiegender Blütenbusch. Und dann kam Herma und besiegte sie beide mit der holdseligen Zartheit ihres sich an ihn schmiegenden Leibes, mit dem Sonnenaufgang ihres ihn anstrahlenden Augenpaares. Verloren das alles! Verloren der Reichtum eines von Liebe umdrängten Lebens!

Aber eine Liebe gab es noch immer. Die

Digitized by Google

sehnte sich und harrte seiner zwei Wände weit. Dort auf der Schreibtischecke lag der Schlüssel, der ihm erlaubte, zu allen Stunden das Heimwesen zu betreten, in dem erstickter Jubel ihn empfangen würde.

Und plötzlich wurde die Sehnsucht nach einem zärtlichen Arme so mächtig in ihm, daß jedes Bedenken erstarb.

Er sprang in die Höhe, trat auf den Treppenflur hinaus und schloß die Tür auf, die zu der jenseitigen Behausung führte.

Das Vorderzimmer lag mit niedergelassenen Vorhängen in stickiger Dämmerung da. Die Tür zu dem Alkoven, in dem ihr Bett stand, war angelehnt. Er öffnete sie so leise als möglich, denn in dem Zimmer dahinter schlief Helene. Aus dessen Innern fiel ein handbreiter Lichtstreif über den Nachttisch und das Kopfende des Bettes gegen die Wand hin, wo er, wie ein goldheller Pfeiler, inmitten des Halbdunkels dastand.

Gleichsam daran gelehnt und in gelblicher Blässe erschimmernd, lag, von dem gelösten Schwarzhaar umflossen, das Antlitz der schlafenden Frau, älter, müder, zermürbter, als es ihm jemals erschienen war. —

‚Seltsam, daß sie nicht aufwacht,' dachte er, während er nach einem Grunde seines Eindringens suchte, den er angeben konnte, wenn es dennoch geschah.

Da aber, wie er den Kopf zur hinteren Tür des Zimmers wandte, woher die goldgelbe Helle drang, da sah er auf einem rotblumigen Kleidungsstück, das über die Dielen gebreitet war, von der Morgensonne mit einem Lichtnetz überspannt, ruhend Helene. Der Hitze wegen hatte sie wohl ihr Lager vom Bett auf die kühlere Erde verlegt und auch die letzte Hülle von sich geworfen. Das war kein werdendes Weib mehr, kein Fleisch und Blut, wie Jugend und Liebreiz sie formen, ein Lichtgebilde war es, eine eben erschaffene, noch kindhafte Eva, von einem Maler der Frühzeit in eine Altarnische gebannt.

Versunken alles andere vor ihm —.

Dann — einen letzten, abschiednehmenden Blick in das Nebenzimmer hinwerfend — glitt er leise wieder zur Tür hinaus.

Und gewahrte nicht mehr, daß die Frau, zu der er gekommen war, sich langsam aufrichtend in weinendem Jammer hinter ihm her sah.

*

Das Sommersemester neigte sich wieder einmal seinem Ende zu. Nicht nur die Bänke in den Hörsälen leerten sich, auch im Versammlungszimmer begannen sich Lücken zu zeigen.

Eines Vormittags, als der Raum schon fast leer war, kam Pfeifferling mit zwei ausgestreckten Händen auf Sieburth losgesteuert. Der alte Trompeter hatte zwar niemals zu denen gehört, die ihn geflissentlich mieden, aber ein solcher Anfall von Inbrunst war auch bei ihm seit undenkbaren Zeiten nicht dagewesen. „Lieber, Teurer! Warum sieht man sich so selten? Warum vernachlässigen Sie mich? Warum vernachlässigen Sie mein Haus? . . . Dort gibt es eine liebe, alte Dame, die fragt unablässig nach Ihnen . . . Einsiedler dürfen Sie mir nicht werden. Nein, das dürfen Sie nicht."

‚Etwas spät kommt diese Mahnung,' dachte Sieburth.

„Darum nehme ich Sie kurzerhand beim Schlafittchen, und erklär' Ihnen folgendes: das Pfeifferlingsche Haus verlangt nach Ihnen . . . Das Pfeifferlingsche Haus rüstet sich, seinem entlaufenen Schützling Ehrenpforten zu bauen."

Sieburth verneigte sich: „Verfügen Sie über mich, Herr Geheimrat."

„Also hören Sie, Lieber! Morgen abend sehe ich einige Freunde bei mir, die auch die Ihren gerne sein möchten. Einer gehört sogar zur Fakultät, und was das bedeutet, sich in der Fakultät Freunde zu machen" — er senkte kaum einmal die Stimme — „das werden Sie ja abzuschätzen verstehen. Also morgen um acht zum Abendessen — ganz ärmlich — gerade nur zum Hungerstillen! Aber, was das Geistige belangt — oho!" Damit trollte er sich nach seinem Kolleg hin, und Sieburth überlegte, daß er seit anderthalb Jahren an keinem Familientische mehr gesessen hatte.

Als er am nächsten Abende den Weg zum Pfeifferlingschen Hause antrat, spürte er eine Art von Lampenfieber, das ihm neu und beschämend erschien. Doch aus den Räumen, die er noch wohl in Erinnerung hatte, schlug ein heimeliger Hauch ihm entgegen, der ihn alsbald mit widersinnigem Wohlgefühl erfüllte.

Und da war eine in Rundlichkeit welkende Frauenhand, die sich ihm herzhaft entgegenstreckte und dahinter ein von Spitzengekräusel überdachtes Matronengesicht, aus dem zwei gütig blasse Augen ihm froh entgegenlächelten. ‚Wie lange habe ich derlei nicht mehr erlebt?' dachte er, sich auf die warm umschließende Hand tief herniederneigend, und fühlte sich bereit, alles Widrige, das sich noch ereignen könnte, ruhevoll in den Kauf zu nehmen.

Dieses Widrige ließ nicht lange auf sich warten. Als der Hausherr ihm sein Willkommen fest auf die Schulter getrommelt hatte, sah er, im Halbdunkel aneinander=

Digitized by Google

gereiht, drei würdige Männer, die er stets als seine natürlichen Widersacher betrachtet hatte, drei Kämpen des Rückschritts, gehaßt und, soweit es anging, gemieden von allen, denen die Freiheit des wissenschaftlichen Denkens als höchstes Kleinod am Herzen lag. Zwei davon Theologen: Professor Bindewald, der Alttestamentler, und neben ihm der Homiletiker Professor Lohmann, beide als religiöse Eiferer bekannt. Jener: eine dürre, hochgeschossene Stange mit bogigem Langhals, dieser: ein breitbrüstiger und kröpfiger Widder mit einer grauen Zwei-Bogen-Tolle über niedriger Stirn. Der Dritte, ein stilles, müdes Männchen, hinter dessen gehöhlten Brillengläsern zwei halb erloschene Augen dauernd um Vergebung zu bitten schienen, war Lehrer der Landwirtschaft und als bissiger und verbohrter Junker bekannt, trug er doch einen Namen, der sonst nur in Garderegimentern zu Hause war.

‚Himmel, wo bin ich hingeraten?' dachte Sieburth, als drei Hände — spinnenfingrig und knochenhart die eine, die zweite herrisch fest und schon Besitz ergreifend, die dritte schlaff und teilnahmlos, — sich ihm entgegenstreckten.

Vorläufig allerdings ging alles nach Wunsch. Die Hausfrau hatte ihm einen der Plätze an ihrer Seite beschieden und sprach mit wohlmeinender Fürsorge mütterlich auf ihn ein. Das Lampenlicht ruhte schneeweiß auf dem verlängerten Oval des Tisches. Der fleischgefüllte Eierkuchen duftete lieblich, und selbst der dünne Weißwein sprach von Behagen und Wohlfahrt.

Auf der anderen Seite der Hausfrau war zwischen Pfeifferling und den Trägern des heiligen Wissens ein Streit entbrannt über den jetzt überwundenen Rationalismus in der Predigtkunst und dessen Rückwirkungen auf den rechten Glauben. Das Gespenst der „Vernunftreligion" stand riesengroß hinter den Sprechenden und drohte, den Abend zu verschlingen. Da nun Sieburth, wie allen bekannt war, über die Philosophie Schleiermachers ein kleines Buch geschrieben hatte, so ergaben sich einige Komplimente von selber, die er als Zeichen betulichen Wohlwollens mit bescheidenem Danke entgegennahm.

Wie gesagt: alles ging nach Wunsch.

Dann glitt das Gespräch mit vollen Segeln in die Bahnen des akademischen Lebens hinüber.

„Kuriose Schose," sagte der Hausherr, „wie wir hier als Leidensgefährten beisammen sitzen, ausgeschlossen von dem großen Freundschaftsbetrieb, bloß weil wir uns zum Prinzip der Staatserhaltung bekennen. Sollte man nicht, wie Ihr hebräischer Volksgott, Kollege Bindewald, mit Pech und Schwefel dareinfahren, wenn man bedenkt, daß unser so wenige sind?"

‚Mich rechnen sie auch schon dazu,' dachte Sieburth.

Und der Alttestamentler erwiderte: „Der Liberalismus ist eben eine Macht, teurer Kollege, die wir zu sehr unterschätzt haben. Wenn man bedenkt, was alles diese Leute in dem satten Bewußtsein ihrer Majorität an moralischer Verdammung zu produzieren imstande sind, dann empfindet man ihren Parteinamen erst ganz als blutigen Hohn."

„Plötzlich hockt man auf einer einsamen Insel und weiß nicht warum," stellte der Hausherr fest.

War es Zufall, war es Einbildung, daß die Blicke aller zu Sieburth hinüber zu gleiten schienen? Jedenfalls vermied er es, die Augen aufzuschlagen, um keinem dieser Blicke begegnen zu müssen. Und der Ingrimm in seiner Seele wurde zu dumpfer, klagender Wut.

Dann horchte er mit einem Herzklopfen hoch auf, denn gleichsam aus dem Leeren war plötzlich der Name Hildebrand hell an sein Ohr gedrungen.

„Jetzt scheint es auch Hildebrand nicht mehr unter ihnen aushalten zu können," sagte die Hausfrau. „Die Gerüchte wollen nicht schweigen, daß er einer Rückberufung nach dem Reiche wahrscheinlich schon im kommenden Herbste Folge leisten wird."

„Man erzählt sich," sagte der Homiletiker, „daß die Frau das kalte Klima nicht recht vertragen kann."

„Das will mich eigentlich wundernehmen," krähte der Baron, „denn wie ich höre, hat man ihr ja drüben höllisch eingeheizt."

Was war das? Und was bedeutete das starre, erschrockene Lächeln, mit dem ein jeder auf seinen Teller sah?

„Ich glaube, es ist richtig, daß sie das Klima nicht verträgt," sagte die Geheimrätin, ohne dem hämischen Worte des Barons irgendwelche Beachtung zu schenken. „Die arme Frau wird schmäler und durchsichtiger von einem Mal zum andern, daß ich sie treffe. Waren Sie nicht einmal befreundet mit dem Hause, lieber Doktor Sieburth, oder sind es vielleicht noch? Dann könnten Sie uns am besten Auskunft geben."

„Ich war einmal auf dem besten Wege zur Freundschaft," erwiderte er, „da hat mir der Bannstrahl, von dem Professor Bindewald sprach, ein Weiterverkehren im Hause unmöglich gemacht."

Überrascht sahen die andern ihn an. Daß er so offenherzig, so überlegen fast von seiner

Digitized by Google

Lage redete, das konnte nur zu seinen Gunsten gedeutet werden. Pfeifferling hob das Glas nach ihm hin. „Daß Sie mit denen dort über Kreuz sind," rief er, „das kann Ihnen nur zur Ehre gereichen. Um so wohler werden Sie sich hoffentlich in unserer Mitte fühlen."

Und weithin über den Tisch ausholend, stieß er mit ihm an. Alle andern — die Hausfrau als erste — folgten seinem Beispiel, und in aller Augen lag untrügliche Freundlichkeit und der Wunsch, ihm Gutes zu tun.

‚Wer ihr auch sein mögt, was ihr auch wollen mögt,' dachte er, vor Wut noch immer zitternd, ‚ihr sollt mich zum Freunde haben.'

Nun, was sie von ihm wollten, das kam nach Schluß des Abendessens alsbald zum Vorschein. Die Hausfrau hatte sich zurückgezogen, und die Herren saßen rauchend im Dämmer des Arbeitszimmers um die grünschirmige Lampe herum, da begann der Hausherr von dem konservativen Aufruf zu sprechen, der für die herbstlichen Reichstagswahlen bestimmt war und noch immer der endgültigen Redaktion entbehrte.

„Sie, Pfeifferling, werden als Lehrer der Stilkunst sich seiner wohl annehmen müssen," sagte der lange Alttestamentler, „sonst wird er niemals mehr fertig."

„Stil ist ein niederträchtiger Luxus," rief lachend der Hausherr. „Aber auf die Gesinnung kommt's an!" Er zog einen zusammengefalteten Zettel aus der Brusttasche. „Wollen Sie mal hineinsehen, Kollege?"

„Gern," erwiderte Sieburth mit gebotener Höflichkeit und bückte sich in den Lichtkegel der Lampe hinunter, ein Lächeln verbeißend, denn schon war ihm klar, wohin der Weg ging. Ein Blick auf das Papier genügte, um erkennen zu lassen, daß die Phrasen des üblichen Wahlfanggeredes naivtuend sich aneinander reihten.

„Nun, Herr Kollege," fragte der Predigtmann, „würden Sie das nicht unbedenklich mit unterzeichnen können?".

„Menschenkinder, das wär' 'ne Idee!" rief Pfeifferling, den plötzlich Erleuchteten spielend. „Wir gelten als schwarze Reaktionäre . . . Wir schrecken die Spießer bloß ab, aber Sieburth ist ein unbeschriebenes Blatt. Höchstens hat man ihn zu denen von drüben gerechnet . . . Wenn der seinen Namen mit runterhaut, dann kriegen wir Terrain bis ins jenseitige Lager hinein . . . Was meinen Sie, Sieburth, wie die sich schief ärgern würden? Wär' doch 'ne Sache, was?"

‚Ihr Bauernfänger!' dachte Sieburth, dem nichts entging. ‚Ihr dummschlauen Anreißer ihr!' Und doch hatte eines von Pfeifferlings Worten ihn mitten ins Herz getroffen. Wahrlich, schief ärgern würden sie sich!

Wie hatte er vorhin zu sich gesagt? ‚Wer ihr auch sein mögt, was ihr auch wollen mögt —' Aber nichts unbedacht tun! Sich nicht allzu bereitwillig zeigen!

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte er, „für das Zeichen des Vertrauens, das Sie mir geben. Dürfte ich meinen Sympathien folgen, so würde ich nicht einen Augenblick zögern, mich zu Ihnen zu bekennen. Aber Sie werden einsehen: es handelt sich um eine Stellungnahme, die für mein ganzes Leben ausschlaggebend werden muß . . . Auch würden Sie mich nur wenig schätzen können, wenn ich Ihnen ohne sorgfältige Prüfung jeder Zeile, jedes Wortes mein Ja ins Gesicht würfe."

Dem Ungestüm der Herren war dadurch eine Grenze gesetzt, ohne daß sein Zögern mißbilligt werden konnte, und als man sich gegen Mitternacht trennte, durfte er sich in Ruhe eingestehen, daß er für heute noch unversehrt aus der Attacke hervorgegangen war.

Während er die mondhelle Straße entlang schritt, fuhr Hermas Name ihm durch den Kopf, und was man bei Tische von ihr geredet hatte. Eine Unruhe, ein Angstgefühl stieg in ihm hoch, dessen er nicht mehr Herr werden konnte.

★

Und diese Unruhe wühlte weiter. ‚Eingeheizt? Was bedeutet: ‚eingeheizt?' Hierhin und dorthin zuckte der Argwohn, aber die Unmöglichkeit blieb, eine Bedeutung herauszuschälen.

Doch sah er im Schaufenster eines Blumenladens einen Busch jener blassen, zum Aussterben verurteilten La-France-Rosen, wie er sie eines Abends vor zwei Jahren Herma mitgebracht hatte. Ohne sich Rechenschaft abzulegen über das, was er tat, trat er ein, ließ einen üppigen Strauß daraus machen und nannte Hermas Adresse.

„Keine Begleitkarte?" fragte das Fräulein.

„Nicht nötig . . . Auch bei etwaiger Nachfrage nichts davon sagen, wie der Absender aussah."

Erst als er wieder mit sich allein war, wurde ihm klar, welches Unheil er damit anrichten konnte — von dem Gatten ganz abgesehen, der ein unbestreitbares Recht besaß, nach dem Ursprung der Gabe zu forschen. Der einzige Trost war: daß sie der Sendung vielleicht eine harmlose Deutung gab. Und damit schläferte er sein Gewissen ein. —

Es war am Abende des zweiten Tages nach jenem unbedachten Geschenke, da kam Frau Schimmelpfennig aufgeregt in das

Digitized by Google

Zimmer und meldete, draußen sei eine Dame in Trauer, die ihn dringend zu sprechen wünsche. Wie sie aussehe? — Ganz zart und ganz schmächtig, umpusten könne man sie. — Sein Herz machte einen Sprung. „Lassen Sie sie eintreten."

Wankend legte er den Kopf gegen das Fensterkreuz. Wahrhaftig, schwindlig war ihm geworden.

Und da trat sie ein. Ein Schatten — ein schmaler, gleitender Schatten, der dann im Dämmer als ein senkrechter Streif vor der noch weiß schimmernden Türe stand.

„Gnädige Frau! — He — Herma! — Liebe, gnädige Frau!" Ihre Hand sank in die seine.

Und das war nun ihre Stimme! Bei Gott, das war ihre Stimme! Unverändert fast. Ein wenig zitternd, ein wenig belegt. Das Echo ihres Herzschlags klang darin, wie der seine den Namen Herma zum Stocken gebracht hatte.

„Ich danke Ihnen für die Rosen . . . Ich habe den Geber gleich erkannt . . . Ohne sie wäre ich nicht gekommen . . . Ich habe oftmals kommen wollen . . . Aber man ist ja so feige." Sie schlug den Schleier zurück und schaute um sich.

Derweilen forschte er gierig in ihrem Angesicht. Die beiden Sonnen — da gingen sie auf. Größer noch, noch leuchtender — gar nicht von dieser Welt . . . Auf den Backenknochen ein Rot wie gemalt. Schattenhöhlen darunter . . . Und um die Mundwinkel herum ein messerscharfes Gefältel.

„Setzen Sie sich, Liebe! Bitte, bitte setzen Sie sich!"

„Nein, nein, noch nicht . . . Erst sehen. Ich habe mir das alles ganz anders vorgestellt . . . Also das ist der Schreibtisch!" Sie streichelte die Wachstuchplatte. „Und was für ein Stich ist das dort an der Wand?"

„Guido Renis Aurora."

„Ah ja . . . Und die Marmorbüste zwischen den Bücherschränken?"

„Bis zu Marmor hat's noch nicht gelangt . . . Es ist nur ein Plato in Gips. Ich muß ihn ehren, weil er mein Feind ist."

„Ehren Sie alle Ihre Feinde so sehr?"

„Da müßte ich ein großes Museum aufmachen . . . Aber was schwatz' ich? . . . Herma! Herma!" Er fiel in den Schreibstuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Hinter ihm setzte auch sie sich, und als er sich nach ihr umdrehte, fand er sie gerade so in die Sofaecke gedrückt wie damals zur Nachtzeit in Rauschen, mit dem rechten Arm die Lehne umklammernd. Und die Augen flammten ins Leere.

„Mein Mann ist nach Heidelberg gefahren," begann sie, „um wegen seiner Berufung zu verhandeln."

„Es ist also die Wahrheit? Ihr wollt wirklich fort?"

„Wir müssen. Aus mancherlei Gründen. Und als Ihr Rosenstrauß kam, da sagte ich zu mir: Wenn du es nicht gleich tust, dann siehst du ihn nie mehr. Nie mehr, wissen Sie . . . Denn ich werde den nächsten Frühling nicht mehr erleben."

„Um Gottes willen, was sind das für —?"

„Nein, nein, das muß so sein, das ist Schicksal . . . Schwach waren meine Lungen schon immer . . . Ich soll ins Hochgebirge, wollen die Ärzte. Aber ich möchte gern den letzten Winter bei meinem Manne verleben. Er braucht mich so nötig. Und ich habe ihm auch gar soviel Kummer bereitet . . . Das möchte ich gerne gutmachen . . . Soviel ich wenigstens kann. Bevor ich von ihm gehe."

Ihm war bei ihren Worten, als würde ihm das Herz im Leibe zerstückelt.

Und sie fuhr fort: „Es ist Ihnen und mir nicht gut gegangen inzwischen. Die Frauen der Kollegen haben nicht versäumt, mir alles Schlimme, das von Ihnen im Munde der Leute war, auf dem Präsentierteller entgegenzutragen, denn sie glaubten, mich so am giftigsten zu verletzen."

Er fuhr in die Höhe. „Was weiß man denn von Ihnen und mir?"

„Man weiß alles. Man weiß immer alles . . . Wie? Woher? In unserem Falle kann ich mir nur denken, daß Sie, mein armer Freund, in der Bedrückung Ihres Herzens irgend jemand zum Vertrauten des Geschehenen gemacht haben. Und dieser Jemand hat uns dann verraten."

„Herma! Liebe, Liebe! Wie dürfen Sie? Wie können Sie? Solch einer Schurkerei sollte ich —?"

„Durch Sie also nicht? Oh, das freut mich! Wenn's im Effekt auch das gleiche ist. Freut mich, weil — weil — ob man will oder nicht, etwas wie ein Vorwurf mischt sich ja doch darein."

„Und diesen Argwohn haben Sie zwei Jahre lang mit sich herumgetragen?"

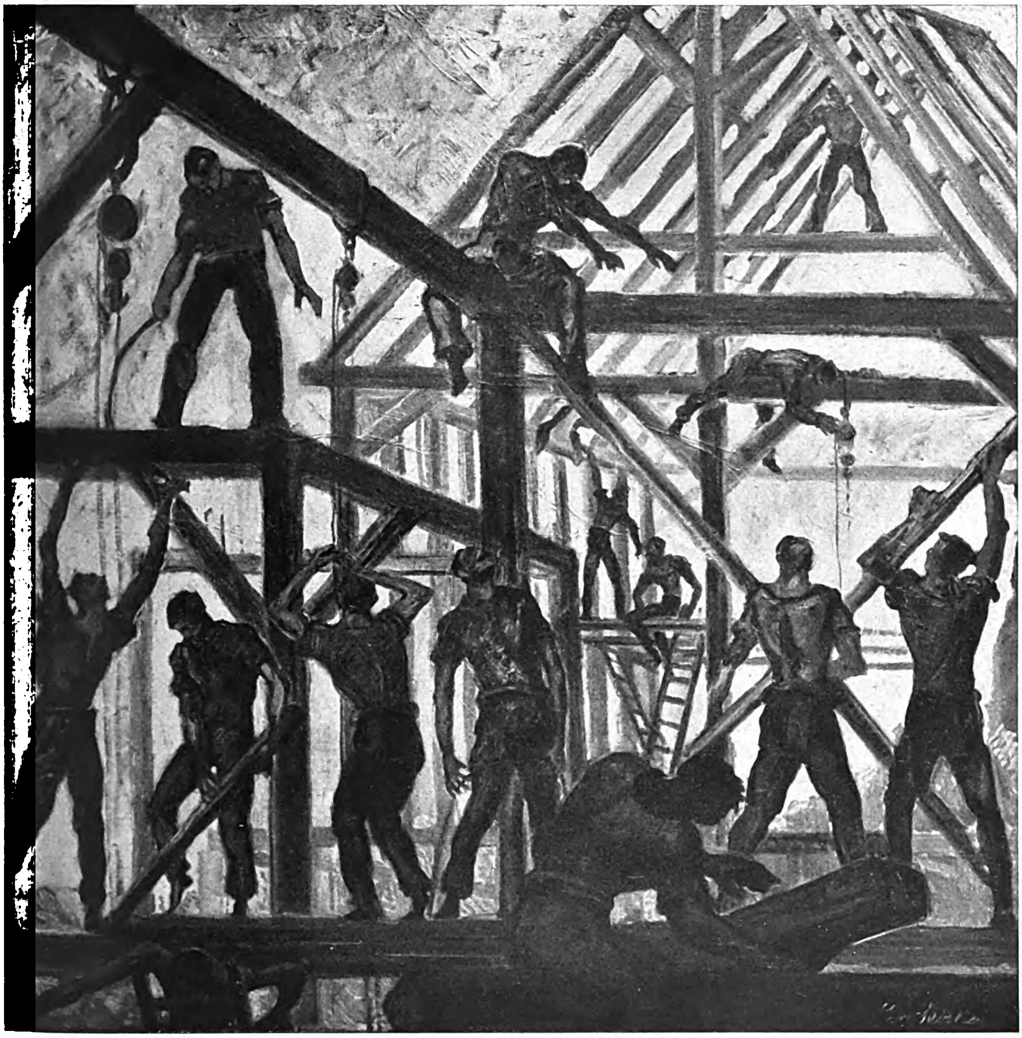
„Anderthalb. Ja, ungefähr. Seit mein Mann die anonymen Briefe bekam."

„Anonyme? Worüber?"

„Nun, über meinen Besuch in jener Nacht . . . Bis gegen Morgen sei ich bei Ihnen geblieben, und wassernaß sei ich heimgekommen . . . Und wenn ich jetzt huste, so rühre das sicher da her — Und so dergleichen . . ."

Er ließ die Bilder jener Nacht an sich vorüberziehen. „Nirgends war eine Menschenseele, die ganze Gegend habe ich ab-

Digitized by Google



Bauarbeiter. Gemälde von Lorenz Bösken

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gestreift ... Kein Fenster hell. Kein Schatten am Wege. Alles ausgestorben und leer."

Sie lachte leise. „Ob etwas mehr oder weniger rätselhaft, das bleibt sich nun schon egal."

„Und Ihr Mann?"

„Mein armer Mann. Da hab' ich ihm eben alles gesagt . . ."

„Sie haben —?"

„Ich durfte ihn doch nicht länger so leiden lassen . . . Und gelitten hat er auch dann noch genug . . . Und nun begann das Katz-und-Maus-Spiel mit uns . . . Sie wissen doch, wie man uns anfangs verwöhnt hat. Aber nun kamen die kleinen gesellschaftlichen Zurücksetzungen . . . Und die Nadelstiche in jedem Gespräch . . . Anspielungen auf dieses und jenes! Ach, was soll ich viel klagen! Sie kennen das ja."

Eingeheizt! Also das war es! Und laut sagte er: „Von mir her kenne ich es eigentlich nicht. Mich hat man so sehr distanziert, daß ich in derselben Zeit — gesellschaftlich wenigstens — mit niemand gesprochen habe."

Eine Weile saß sie reglos. „Geschah das meinetwegen?" stammelte sie dann.

„Oh, nicht doch," beruhigte er rasch. „So dreist hat sich jenes Gerücht niemals hervorgewagt . . . Es gab da noch anderes, was der landläufigen Moral die nötige Handhabe bot. Eine Albernheit — mehr nicht."

„Wohl das bewußte Inserat?"

„Sie haben davon erfahren?"

„Oh, man hat es mir wohl zehnfach zugeschickt."

„Und Ihnen wurde zehnfach klar, daß Sie Ihre Neigung an einen Unwürdigen verschwendet hatten?"

Sie sann vor sich nieder. „Lieber Gott," sagte sie, „was wissen wir Frauen vom Leben und von euch Männern? Wir machen uns euer Bild nach irgendeinem Ideal zurecht und wundern uns, wenn ihr ihm dann nicht gleicht."

„Und wenn ich Sie bei unserem einzigen Begegnen — an jenem Dezembermorgen — wissen Sie noch —?" Sie nickte. „Wenn ich Sie damals angeredet hätte, so hätten Sie mich stehen lassen. Ist es nicht so?"

Auch diesmal hob sie die Augen nicht. „Es kam soviel zusammen damals," erwiderte sie leise, „die Briefe und — —. Ach, es tat sehr weh! Und jenes Begegnen tat am wehesten . . . Erst allmählich, als ich Sie nicht mehr sah —. Aber genug davon! Ich bin bei Ihnen und kann bleiben, solange ich will — oder besser, solange der Geist dieser Stunde es will. Ich muß sie auskosten, denn es kommt keine mehr wie sie."

„So wäre dies wirklich ein Abschied?"

„Warum Abschied? Solange man lebt, kann man sich ja immer eins fühlen, gleichgültig, wo der andere ist . . . Ich war fromm, solange ich leben wollte . . . Nun ich sterben will —"

„Das wollen Sie?" fragte er in schmerzlichem Aufbegehren.

„Ich will, was ich muß," sagte sie. „Und es ist gut so. Denn anders komm' ich zu keiner Lösung . . . Seit ich mir hierüber so klar bin, gibt mir meine Religion keinen Trost mehr. Ich fand ihn woanders. ‚Das Nicht-Sein tut nicht weh', sag' ich mir immer. Das ist Trost . . ."

Da sank er vor ihr nieder und barg den Kopf auf ihren Knien. Sie streichelte sein Bürstenhaar, und er hörte das Knistern, wenn unter der Berührung ihrer Fingerspitzen die Funken sprühten. Ab und zu kam ein Hüsteln aus ihrer Kehle, ganz fein und klingend wie der Laut eines schlafenden Vogels. „Stehen Sie auf," hörte er ihr Flüstern dicht über seinem Ohr, „damit ich Ihre Hände halten kann. Soviel Wärme geht von ihnen aus, und mich friert immerzu."

Darum setzte er sich von neuem ihr gegenüber und ergriff ihre Hände, die sich dürr und heiß in die seinen legten.

„Sie wundern sich, daß sie nicht kühl sind," sagte sie, „das kommt vom Fieber. Und das Fieber ist das Schönste. Da hat man immer das Gefühl, man könne auffliegen von dieser Erde . . . Vor meinem Mann muß ich das alles geheimhalten. Sonst ängstigt er sich."

Er suchte nach einem Worte, das ihr Mut machen könnte. ‚So vielen habe ich wohlgetan,' dachte er, ‚die es nicht wert waren. Und ihr gegenüber bin ich stocksteif und dumm.' Um wenigstens etwas zu sagen, pries er die Segnungen der Höhe, die Wunderdinge vollbrächte. „Dort wird sich alles verlieren," fuhr er fort, „vor allem auch das Gefühl, daß Sie nicht mehr von dieser Erde sind."

„O nein," triumphierte sie, „das geb' ich nicht wieder her. Davon zehre ich ja immerzu. Glauben Sie, ohne das hätte ich hierher kommen können? Ich bin gleichsam durchs Fenster hereingeflogen . . . Wie ein abgeschiedener Geist wollte ich Sie heimsuchen. Wollte Ihnen etwas wie Heiligung bringen. Und nun nehme ich Heiligung mit mir fort."

„Sie — von hier?" rief er, den Hohn herunterwürgend, der in ihm hochstieg.

„Nun, ist das nicht alles heilig," fragte sie, in die Runde schauend, „da, wo Sie sinnen? Da, wo Sie schreiben? Wo lauter ewige Gedanken um Sie sind?"

Jetzt hielt er sich nicht länger. Er sprang in die Höhe und mit einem Gelächter um sich

weisend, schrie er sie an: „Wissen Sie, wo Sie hingeraten sind? In einen Sumpf! In eine Spelunke! Hier geht nichts wie Weibsgesindel aus und ein ... Jeder Fleck ist verpestet ... Stehen Sie auf, damit Sie sich nicht anstecken ... Und Sie wollen sich heiligen? Sie — an mir?“

Er rannte im Zimmer umher. Er stieß mit den Füßen gegen die Möbelstücke, als wolle er sie zertrümmern. Und die Wut in ihm stieg immer noch. Vor ihr stehenbleibend fuhr er fort: „Aber glauben Sie nicht etwa, daß ich bereue! Glauben Sie ja nicht, ich klage mich an! Ich lache nur — weiter nichts ... lache über die Weltenfarce, aus der Sie herausgewachsen sind und ich ... Zwei Menschen, so unähnlich wie von zwei Sternen ... Und die sollen sich lieben? Die müssen sich lieben? Kann es einen schlechteren Scherz des Schicksals geben, Sie Arme? ... Ehe Sie eintraten, schien alles in Ordnung, so wie es war. Und jetzt —! Herma, was ist Ihnen? Herma, um Gottes willen, Herma!“

Sie lag mit geschlossenen Augen in die Sofaecke zurückgeworfen. Es war, als wandle eine Ohnmacht sie an.

Doch als er in Angst sich um sie mühte, richtete sie sich auf und sah groß und weltfern zu ihm empor. „Warum bin ich nicht früher gekommen?“ flüsterte sie.

„Ja, warum bist du nicht früher gekommen?“ stieß er knirschend hervor.

„Wäre ich gesund und würde es deiner Zukunft nicht schaden, so käm' ich ganz zu dir, denn du kannst mich jetzt nötiger brauchen als er.“

„Herma!“ Ein Schluchzen des Erlöstseins, des Entsühntseins brach aus diesem Wort. „Vergib, Liebe! Vergib meinen Ausbruch vorhin! Vergib!“

„Im Gegenteil, es ist gut so! So kann ich dir doch wenigstens etwas sein. Und warum lehnst du dich so gegen dich auf? Wenn es wahr ist, daß wir alle nach ewigen Gesetzen unser Dasein vollenden müssen, dann kann es kein Frevel sein, sich diesen Gesetzen zu fügen. Was geschehen ist, gehört wohl alles zu dir. Und vielleicht hast du gerade aus dem Schlimmen immer neue Kräfte gezogen.“

‚Wo nimmt sie dies Hellsehertum her?‘ dachte er staunend. Und jenes Gefühl naturgewollter Zusammengehörigkeit, das ihn einst bei ihrem ersten Sehen übermannt hatte, wurde von neuem groß in ihm.

Sie stand auf.

„Wirst du mir niemals schreiben?“ fragte er.

„Ja, einmal werde ich dir schreiben.“

„Wann?“

„Wenn es Zeit ist.“

Er forschte nicht weiter. Mühsam erhob sie sich. Nun war der Abschied da. Sie standen einander gegenüber, aber keiner von ihnen brachte es über sich, dem andern die Hand entgegenzustrecken. Noch war viel zu sagen. Ein ganzes Leben wollte sich erfüllen, ehe es zu Ende ging.

„Weißt du, wie mir zumut ist?“ fragte sie. „Als kniete ich auf Gethsemane.“

„Weshalb, Liebe?“

Und plötzlich schlug sie die Arme um seinen Leib und drückte sich an ihn. „Du — du — du —“ flehte sie, „Du hast über alles nachgedacht. Gibt es keine Möglichkeit, daß wir uns drüben wiedersehen?“

Er nahm sie in seinen Arm, so daß sie im Stehen fest an ihm umschlungen ruhte, und sagte: „Sieh, Liebe, wir wissen vom Diesseits wenig, wieviel weniger können wir vom Jenseits wissen! Aber eines können wir uns vorstellen: Was war, ist ewig, weil es war, gleichviel, ob wir dessen wissend sind oder nicht ... Vergänglichkeit gibt es darum nicht für den, der das Gefühl ewigen Seins in seiner Seele trägt. Und sagtest du vorhin, solange man lebe, könne man sich mit dem andern eins fühlen, gleichviel wo dieser andere ist, so sage ich dir, daß man erst recht eins wird, wenn man nicht mehr lebt, wenn man heimkehrt in die eine große Sonne, in der alles Leben seinen Ursprung und sein Ziel hat.“

„Aber wird man wissen können um dies Einssein?“ fragte sie zitternd an seinem Leibe.

„Ist es nicht genug, daß man darum weiß, solange man um sich selber weiß?“

„Ja,“ hauchte sie und schaute mit großer Gläubigkeit zu ihm empor.

Dann löste sie sich von ihm. Er küßte sie auf Stirn und Wangen, holte ein Licht und geleitete sie in den finsteren Hausflur und die steile Treppe hinab.

Nachdem er das Licht gelöscht und auf eine Stufe gesetzt hatte, ließ er sie und sich selber im Einssein schweigender Umarmung noch einmal Ruhe finden. Und dieses Einssein war nicht Täuschung und nicht Selbstbetrug.

Dann klappte die Haustür, und alles war gewesen.

★

Der Aufschrei nachschauender Sehnsucht verklang allgemach.

Was übrigblieb, war Wut. Er brauchte sich nur vorzustellen, wie die Herrschaften drüben — „drüben“ sagte auch er schon — die wehrlose Geliebte umstichelt und um-

Digitized by Google

geifert hatten, und sie war da, besinnungslos nach Rache schreiend.

Rache! Jawohl! Aber wie? Welche Waffe war ihm gegeben, ihm, dem Einflußlosen, Alleingebliebenen, dem nicht ein einziger Helfer zu Gebote stand?

Und dennoch! Umsonst waren die neuen Freunde nicht in sein Leben getreten. Mochten sie seiner Gedankenwelt noch so fremd gegenüberstehen, mochte er sie sogar als Mächte des Acheron empfinden, bewegen ließen sie sich — zu seinen Gunsten, zu seinen Diensten, sobald er nur entschlossen war, sich ihnen anzuvertrauen.

So ging eines Tages der Aufruf, den er zur Prüfung damals heimgenommen hatte, mit seiner Unterschrift versehen, an Professor Pfeifferling zurück. Ein Ausbruch des Triumphes antwortete ihm. Und dann kam ein Jubelschrei über den Ärger, der im liberalen Heerlager die Gemüter verwirren würde. Zum Schluß fanden sich ein paar Sätze, die mancherlei zu denken gaben: „Und glauben Sie etwa, lieber Freund, daß Ihr erfreulicher Schritt an höherer Stelle unbeachtet bleiben wird? Mit dem Segen der Fakultät versehen werden Sie niemals zu dem Posten aufrücken, der Ihnen gebührt, dessen kann ich Sie versichern, aber gegen ihren Willen sollen Sie ihn erobern. Dafür lassen Sie mich und das Ministerium sorgen."

Ein rieselndes Unbehagen überkam ihn. Ein Streber war er nie gewesen. Jedes Schielen nach der Gunst der Oberen lag ihm fern. Wenn man ihm aber tückisch versagte, worauf er sich durch seine Lehrtätigkeit die Anwartschaft schon längst erobert hatte, dann war auch dieses Mittel recht — und jedes andere, das den Ränken der Feinde die Spitze abbrach. — — —

Die Ferien nahmen ihren Anfang. Lehrer und Schüler entflohen der stickigen Stadt. Doch Sieburth verzichtete ebenso wie im Vorjahr auf eine Erholung. Ihm schien es Labsal genug, fast drei Monate lang keiner der verhaßten Gestalten begegnen zu müssen, deren Anblick ihm sonst die Tage vergällte. Seit „Die drei Stufen der Ethik" fertig waren, beschäftigte ihn ein Thema, das er „Die Naturgeschichte der philosophischen Grundprobleme" benannte. In ihr beabsichtigte er, vom Standpunkt des streng positiven Relativisten aus, eine Bestandsaufnahme alles herkömmlich Gedachten zu liefern und den brüchig gewordenen Kram hinauszuwerfen, den die Dogmatiker darin aufgestapelt hatten. Die Vorstudien zu diesem Werke häuften sich bereits zu Bergen, da überkam ihn das Verlangen, sich eine Ehrenrettung der Sophisten von der Seele zu schreiben. Zu dem allen waren keine Reisen und keine „Erholungen" vonnöten. Die Sonnenstrahlen mochten noch so unbarmherzig herniederbrennen, die Straßendünste noch so schwül zu Sinnen steigen, sein Hirn beengten, seinen Willen beirrten sie nicht.

Was ihn beirrte und beengte, waren die Ansprüche, die seine neuen politischen Freunde an ihn stellten. Je näher der Wahltag rückte, der für den Spätoktober angesetzt war, mit desto heftigerer Regsamkeit wurden die Vorbereitungen betrieben.

Wohl lehnte er es ab, an den Sitzungen teilzunehmen, wohl hielt er sich die zünftigen Drahtzieher so sorgsam wie möglich vom Leibe, aber das hinderte nicht, daß er mit Forderungen bestürmt wurde, zugunsten der heiligen Sache flammende Artikel zu schreiben und nicht nur hier in der Stadt, sondern auch in benachbarten Wahlkreisen als Redner tätig zu sein. Und blieb er auch bei seinem Nein, so kostete es doch Mühe genug, sich aller Anzapfungen in höflicher Weise zu erwehren.

Endlich — nachdem man zwei Monate daran herumgemodelt hatte — erschien der Wahlaufruf. Der Kandidat ein gleichgültiger, wenig genannter Mann, keinerlei Angriffsflächen bietend, aber auch bar jedes Charakterzugs, an den man sich halten konnte. Als Rechtsanwalt zwar unabhängig — aber das mochte auch das einzige Lob sein, das ihm zu spenden war.

Um so kläglicher trat die Schar der Leute in Erscheinung, die ihn auf den Schild gehoben hatten und nun in kunterbuntem Reigen als Unterzeichner sich aneinander reihten. „Schofle Gesellschaft!" sagte Sieburth, das Zeitungsblatt zerknitternd, das nun auch seine Versklavung der Welt verkündete.

Zu Anfang des Oktobers traf Pfeifferling, vom Hochgebirge kommend, wieder ein. Braungebraten, mit halbgeschälter Haut und rotgeschwollener Nase trat das alte Scheusal ihm entgegen. Und schon nach der ersten Begrüßung legte er los: „Aber das geht nicht, Kollege! Bis zum Hals hinauf dürfen Sie den Kopf nicht in den Sand stecken. Nein, so geht das nicht. Wenn Wahlversammlungen sind, werden Sie hübsch am Vorstandstische thronen."

„Hinkommen, meinetwegen," gab Sieburth widerwillig zu. „Wenn ich nur nicht zu reden brauche."

„Gerade darum möchte ich Sie ebenso dringend wie unhöflich gebeten haben . . . Was heißt das: Nicht zu reden brauchen? Mitgefangen, mitgehangen! Da hilft nischt . . . Übrigens: die Herren Ministerial-

Digitized by Google

räte passen auf, und ein Lobstrich in der Conduite kann keinem was schaden, besonders, wenn man allerhand auf dem Kerbholz hat, wie gewisse Leute, die ich nicht nennen will."

Das war deutlich genug, und Sieburth fühlte, wie die Röte ihm heiß ins Gesicht stieg. „Sie irren, mein lieber Geheimrat," sagte er, „wenn Sie glauben, daß das Urteil der Herren im Ministerium für mich in Frage kommt. Wenn ich mich Ihnen anschloß, so geschah es aus anderen Gründen, und fühle ich mich nicht wohl dabei, so steht nichts im Wege, daß wir uns alsbald wieder trennen."

Der Alte sah, daß er zu weit gegangen war, und lenkte rasch wieder ein. „Nu, nu, nu, Kratzbürstigkeiten besorge ich selber. Sänftigen Sie Ihren achilleischen Zorn. Reden müssen Sie gelegentlich doch. Und jetzt kommen Sie zu meiner Frau. Über Ihrer Hitze wird das Essen sonst kalt."

Damit öffnete er die Tür zum Nebenzimmer, auf dessen Tische der lampenbeschienene Damast silbern erblühte.

Sieburth trat ein und dachte dabei: ‚Hoffentlich ist dieses Abendbrot nicht zu teuer bezahlt.'

*

Es war an einem feuchtwarmen Frühherbstabend, als vor den Türen der Bürgerressource eine ungebärdige Menge sich staute.

Der Kandidat der Regierungsparteien hatte durch seine Anhänger erklären lassen, daß er heute an dieser Stätte bereit sei, über seine Ansichten und seine Pläne Rechenschaft abzulegen. Seiner Programmrede sollte eine Diskussion sich anschließen, in der auch die Träger gegnerischer Meinung zum Worte verstattet sein würden.

Ein hochgewachsener junger Mann mit ausgeblaßten Schmissen und frühgereiftem Blick in einem gesunden und entschlossenen Angesicht stand, sorgsam Obacht gebend, in der bunt zusammengewürfelten Schar: Fritz Kühne, der seinen Referendar nun hinter sich hatte und nach Königsberg gekommen war, um sich auch noch den Doktor zuzulegen. Daß er sich bei dieser Gelegenheit den Wahlrummel ansah, war selbstverständlich, zumal er mit Befremden den Namen Sieburths unter den Mitgliedern des Wahlkomitees gelesen hatte.

Nur mit Mühe gelang es ihm, sich innerhalb der ersten Reihen einen Platz zu erobern. Vor ihm, mit bemalten Lappen umhängt, stand die um etliche Stufen erhöhte Bühne, von der herab die Redner zu sprechen hatten. Vorläufig war sie noch leer — und leer die lange, grün behängte Tafel, die hinter dem Pulte sich erstreckte und die für die Mitglieder des Wahlvorstandes bestimmt war. Ringsherum im Saale toste der Kampf um die Plätze.

Endlich erschienen auf beiden Seiten der waldigen Hügellandschaft, die in friedlichem Wohlwollen auf das Getümmel herniederschaute, etliche Männer. Fritz erkannte unter ihnen den alten Professor Pfeifferling. Und plötzlich stand auch Sieburth da. Ein wenig hagrer von Gestalt, ein wenig schmäler in den Backen, als er ihn in Erinnerung hatte. Das Lächeln um die Mundwinkel schien noch wachsamer, noch verbissener geworden. Nur die unwahrscheinlichen Augen flackerten wie je aus den ovalen Schattenhöhlen. Fritz fühlte sein Herz klopfen — genau so wie damals, als er zum erstenmal vor seiner Tür gestanden hatte.

Eine Glocke ertönte. Vom Giebelende des Tisches her sprach ein Herr einleitende Worte, die das Erscheinen des Kandidaten verkündeten. Der trat, von Beifall empfangen, hinter das Pult und redete mit eindringlichem Tonfall allerhand gleichgültige Dinge. ‚Alles Schwindel!' dachte Fritz, unverwandt zu Sieburth hinüberschauend, der mit niedergeschlagenen Augen und erstarrtem Lächeln dasaß. Endlich trat der vor Eifer Schwitzende vom Pult zurück und nahm die Händedrücke der politischen Freunde entgegen, während unten im Saal Beifall und Schelten miteinander kämpften.

Der am Giebelende des Tisches Stehende rührte die Glocke und erklärte die Diskussion für eröffnet.

„Wer wünscht das Wort?" fragte er in den Saal hinab.

Arme reckten sich empor, Namen wurden gerufen und von niemand verstanden. In tobendem Wirrwarr drängte alles nach vorne. Endlich war es dem Vorsitzenden gelungen, die Führung zurückzuerobern. Er hatte unter denen, die zu reden begehrten, ein bekanntes Gesicht entdeckt und rief unter heftigem Läuten dessen Träger zu sich empor. Nun verflaute allmählich der Lärm, und der neu Erschienene vermochte sich Gehör zu verschaffen. Ein Advokat war auch er und darum der freien Rede wohl mächtig. Freundlich, behaglich und scheinbar sehr wenig zur Revolte geneigt, begann er, seine Gegnerschaft zu begründen.

Von Bismarcks Plänen habe der Herr Kollege unaufhörlich gesprochen, deren Urheber jedoch kaum mit Namen genannt. Das sei verwunderlich und sei es auch nicht. Denn der Reichskanzler habe mit seinen Volksbeglückungsideen den Argwohn aller selb-

Digitized by Google

ständig Denkenden herausgefordert. „Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, meine Herren. Ich will durchaus nicht sagen, daß ich an dem guten Willen des Herrn Reichskanzlers zweifle, nur fürchte ich, er hat sich in seinen Mitteln vergriffen. Und zur Bekräftigung meiner Ansicht will ich die Worte eines Mannes zitieren, dessen Urteil größere Geltung hat als das meine. Vor einigen Tagen sagte in einer Berliner Versammlung der Abgeordnete Lasker: ‚Wenn ein Mann hinausgewachsen ist über sein Volk, wenn er hinausgewachsen ist über alle Mächte der Kulturentwicklung, so ist sein letzter Ehrgeiz darauf gerichtet, in höchst eigener Person die Not zu überwinden. Alle Cäsaren sind daran gescheitert. Geblieben ist allein die Unterdrückung der Freiheit.' . . . Das sagte er, ich aber rufe: Deutsche Bürger, schützt eure Kultur! Nieder mit Bismarcks Cäsarenwahn!"

Ein ungeheurer Tumult brach los. Wie toll geworden tobten Freunde und Feinde gegeneinander. Da erschallte durch das Läuten der Glocke hindurch die Ankündigung, die der Versammlungsleiter herunterrief: „Das Wort hat Professor Sieburth!" Und zugleich sah Fritz, daß am Vorstandstische etwas wie ein Zwist ausgebrochen war und daß sich Sieburth — noch auf seinem Platze — gegen andrängende Hände zur Wehr setzte. Das dauerte vier, fünf Sekunden lang. Dann gab er achselzuckend nach und trat mit eingebissener Unterlippe den Weg zum Rednerpulte an.

Und dann klang die Stimme wieder, die belegte, wenig tragende Stimme mit dem quellenden Glockenlaut, die Fritz zwei Jahre lang nicht aus den Sinnen verloren hatte.

„Was Sie, meine Herren, zu so zornigen Gegnerschaften treibt, wie wir sie eben hier sich auswirken sahen, das ist nicht der Mann, dessen Riesengestalt der Streit umtobt, das ist auch nicht die durch ihn geschaffene innere Lage, das ist vielmehr das Gespenst eines vergangenen Zeitalters, das immer noch zwischen uns umherstreicht."

Kirchenstille entstand. Ein jeder mochte fühlen, daß mit diesem Manne ein neuer Gedanke auf den Plan getreten war, in dem es sich zurechtzufinden galt.

„Ich möchte Sie fragen," fuhr er fort, „gärt Ihnen das Jahr 48 und die spätere Konfliktszeit nicht immer noch in den Gliedern? Als Regierungsmann oder als Revolutionär — irgendwie hat jeder dran teilgenommen. Nun kommt aber einer und sagt: ‚Das gilt alles nicht mehr. Jetzt stehen andere Fragen vor uns, jetzt heißt es Neues aufbauen.' Im Prinzip wären wir wohl alle damit einverstanden. Aber der eine will es als Demokrat, der andere als Konservativer, und keiner weiß, daß es das beides gar nicht mehr gibt . . . Daß es zusammengeschmolzen ist in eine große Einheit . . . Und der Träger dieser Einheit heißt Bismarck."

Bis hierher hatte Ruhe geherrscht. Jetzt wagte der erste Widerspruch sich hervor. „Und das Sozialistengesetz?" rief einer. Die Frage rief lauten Beifall hervor. Sieburth ließ sich nicht beirren. „Tja, meine Herren," sagte er ruhevoll und machte Miene, die durchsichtige Hand gegen das Licht zu erheben, wie er es im Kolleg immer getan hatte. „Ihre Kämpfe hat jede Zeit und muß sie haben. Denn sonst stagniert sie. Aber sehen Sie sich doch die Wahlprogramme an — bei uns, wie bei denen von drüben! — Von was für Jämmerlichkeiten sind sie beherrscht!" Am Vorstandstische wurde man unruhig.

„Steuern und nochmals Steuern. Tabakmonopol und sonstigen Kleinkram. Allenfalls, was vom Arbeiterschutz darin dämmert, schaut höheren Zielen entgegen. Was will das sagen? Daß es, aller künstlichen Erhitzung zum Trotz, ernsthafte Streitpunkte zwischen Bürger und Bürger im Augenblicke nicht gibt. Und warum gibt es die nicht? Weil bei weitem das meiste von allem, was die Demokratie einst wollte, von dem reaktionären Bismarck erfüllt ist."

Die Gegnerschaft im Saale wunderte sich murrend, und Sieburth fuhr fort: „Nun, meine Herren, haben wir nicht das, was Sie dazumal so heiß erstrebten, das wieder eins gewordene Deutsche Reich? Haben wir nicht in ihm alle die Freiheiten, die dem tätigen Bürger wohltun? Freiheit des Besitzes — Freiheit des Erwerbs — Freiheit der Berufswahl — Freiheit, selig zu werden, ein jeder nach seiner Fasson?"

In Fritzens Hirn brodelten Zustimmung und Widerspruch wild durcheinander. Viel fehlte nicht, und er hätte sich von der selbstsicheren Überlegenheit des einstigen Lehrers einfangen lassen. Immer wieder mußte er sich fragen: „Und darum die Wende in meinem Leben? Darum die Entfremdung von frohen Genossen? Darum die dunkle Einsamkeit inmitten strahlender Jugendlust? Und vor allem: Darum die marternde Not, ausgeschlossen zu sein von der Gemeinschaft der Glücklichen, die im Glanze des Vaterlandes sich sonnen?"

Sieburth fuhr fort: „Niemand als Bismarck hat den Herren der Linken das Bette bereitet, von dem sie jetzt ihre Matratzenweisheit in die Welt hinausschicken. Mögen sie ruhig ihre hölzernen Kanonen auffahren

Digitized by Google

(Bravo!), sie schrecken weder ihn noch diejenigen, die seine Gedanken zu verstehen bemüht sind. Es ist die Pflicht aller, die den wahrhaften Fortschritt wollen, dem Manne, der uns einem neuen Gemeingefühl entgegenführt, die Heeresfolge nicht zu verweigern! (Bravo!) So scheint es mir wenigstens, und so wird es allen erscheinen, denen das Vaterland höher steht als der stumpfsinnige Dünkel auf die eigene werte Person!"

Hatte bisher die Schärfe der mit gellender Stimme hinausgeschleuderten Sätze die Gegner zum Erstarren gebracht, so brach jetzt, da er geendet hatte, zugleich mit tobendem Beifall ein erbitterter Widerspruch los. Auch Fritz war in die Höhe gefahren. Saal, Menschen und Lichter — alles drehte sich vor seinen Augen, nur ein Gedanke beherrschte ihn: „Zum Narren halten lass' ich mich nicht." Mit den Händen fuchtelnd schrie er seinen Namen zum Podium empor. Gleichzeitig entdeckte er vor sich leer gewordene Plätze. Über zwei, drei, vier Bankreihen setzte er im Sprunge hinweg und stand plötzlich dicht vor den Stufen, die zur Bühne hinan führten.

Der Vorsitzende, der krampfhaft die Glocke schwang, sah sich hilfesuchend nach einem Redner um, dessen Erscheinen dem Tumulte wie vorhin Einhalt zu bieten vermöchte, und da er am Fuße der Treppe Fritzens Hochstämmigkeit gewahrte, so winkte er ihn schleunigst herauf.

Somit geschah es, daß der ehemalige Cherusker Fritz Kühne sich plötzlich auf demselben Platze wiederfand, auf dem sein Lehrer noch eben gestanden hatte. Da erst fragte er sich: ‚Was will ich eigentlich?'

Aber schon legte sich der Lärm, denn der große junge Mann dort oben versprach neue Erregungen. Ein Vorstandsmitglied verlangte seinen Namen, und gleich darauf hallte es vom Platze des Vorsitzenden her: „Herr Referendar Kühne hat das Wort."

Nun wurde es still. Und schon hörte er die eigene Stimme: „Wenn ich mir trotz meiner Jugend erlaube, hier ein paar Worte zu sprechen, so geschieht es, weil ich ein Schüler des Herrn Vorredners bin und seine ursprünglichen Ansichten genau zu kennen glaube."

Bisher war alles noch gut. Aber was nun?

„Weiter, weiter!" hallte es aus dem Saale empor.

Also weiter, in Gottes Namen! „Und darum, meine Herren, muß ich sagen, daß das alles, was wir eben hörten, nicht sehr ernst gemeint sein kann . . . Denn — denn —"

„Was: denn? Los denn!" erscholl es von unten.

„Denn das, was ich zu jener Zeit durch ihn — erfahren habe — ist — eigentlich — das Gegenteil von dem — gewesen, was er — soeben — vor uns — erklärt hat."

„Oho!" — „Sehr interessant!" — „Mehr, mehr!"

„Ich will damit — durchaus — keinen Vorwurf — gegen ihn ausgesprochen haben —"

„Nanu?" — „Das soll kein Vorwurf sein?" — „So'ne Blamage soll kein Vorwurf sein?"

Die Glocke des Vorsitzenden bändigte noch einmal den wachsenden Unwillen.

„Ich — glaube — vielmehr —, daß — daß die Stimmung — des Augenblicks — oder vielleicht —"

„Ach was!" . . . „Blech!" — „Runter vom Podium!" „Schluß!"

Ein allseitiger Aufschrei schnitt ihm das Wort ab. Wie er hinunterkam — auf welchem Wege er den Saal verließ, ist ihm immer unklar geblieben.

Als er mit hochgeschlagenem Rockkragen unerkannt in der Menge der Heimströmenden dahinschritt, rief aus seiner Brust eine Stimme ihm zu: „Du elender Denunziant!" Und eine andere Stimme antwortete: „Renegatentum verdient nichts Besseres! Du mußtest es tun!"

*

Glücklicherweise nahmen die Zeitungen von dem eben geschilderten Vorfall keine Notiz. Offenbar war das Erscheinen des jungen Mannes in dem allgemeinen Wirrwarr ohne ernstlichen Eindruck geblieben. Die Zwischenrufe hatten seine Bezichtigung rasch erstickt oder in das Reich des Lächerlichen verwiesen. Aber, ob Sieburth auch versuchte, das Geschehene mit einem Lachen abzutun, die Sorge darüber wollte nicht schweigen. Immer erbitterter wurde der Wahlkampf, immer giftiger die Waffen, mit denen die Gegner einander bekämpften.

Eines Tags wanderte ein Flugblatt von Hand zu Hand, das folgende Sätze enthielt: „Was den Herrn Universitätsprofessor Sieburth betrifft, so erleben wir an ihm schaudernd ein Beispiel übelster Fahnenflucht. Vor zwei Jahren nahm er noch an den Sitzungen des liberalen Wahlkomitees teil, vor zwei Jahren war sein demokratischer Eifer so stark, daß er dem Kaiserkommers geflissentlich auswich, und jetzt thront er an der Tafel der Reaktionäre. Sagt das genug? Um aber sein schmähliches Überläufertum auch dem Blindesten zu offenbaren, trat in der letzten Versammlung, die jene Herren vom Stapel ließen, einer seiner früheren Schüler auf, der

Digitized by Google

eidlich zu erhärten bereit war, daß der einstige Lehrer seine Überzeugungen gewechselt habe, wie man sein Hemde wechselt. Wir gratulieren dem Herrn Professor zu der Nachfolge Kants, die er so heiß erstrebt und die als Lohn für seine Gesinnungstüchtigkeit auch gegen den Willen der Fakultät nicht lange mehr ausbleiben dürfte."

Das war ein Schlag. Härter als irgendeiner, der ihm im Leben beschert gewesen.

Zwei Tage später fand die Wahl statt. Resultat: 13 000 Stimmen gegen 2000! Die zweihundert der Sozialdemokraten gar nicht erwähnenswert. Die Dreizehntausend aber hatten die Gegner. Eine Niederlage wie diese war noch nicht dagewesen.

Das Semester nahm seinen Anfang, und das Versammlungszimmer füllte sich wieder.

Hatte Sieburth geglaubt, daß der kühle, kurz abbrechende Verkehr, der seit zwei Jahren unverändert bestand, noch weiter vereisen würde, so war er allerdings im Irrtum gewesen. Hier und da zeigte sich sogar eine verdächtige Beflissenheit.

Jawohl doch! Seit er Anschluß gefunden hatte, war er gefährlich geworden. Aber hinter der süß-sauren Freundlichkeit lauerte um so nachhaltiger der Entschluß, ihn nicht mehr hochkommen zu lassen.

Diese Erkenntnis nahm er tagtäglich mit sich fort. Und noch schwerer drückte die andere Erkenntnis: in eine Umgebung geraten zu sein, der er mit höhnischer Fremdheit gegenüberstand.

Bundesgenossenschaften drängten sich an ihn heran, eine grotesker noch als die andere. Kriegervereine begehrten ihn als Redner für ihre Festlichkeiten. Der Provinzialverband für innere Mission wünschte gerade ihn als Nichttheologen für seine nächste Werbeschrift zu gewinnen. Alle möglichen Streber, Mucker und Mantelträger sahen in ihm ihren Helfer und Freund. Lieber Ruf und Stellung auch nach der anderen Seite hin aufs Spiel setzen, als diese Ketten weiterschleppen!

Und wieder begann das Leben der abendlichen Mädchenjagd und der spätnächtigen Gelage, nur vorsichtiger und blinder dem Augenblicke hingegeben.

Daneben kamen auch die Dispute am Stammtisch, das, was schönfärberisch „Symposion" genannt werden konnte, von neuem zu seinem Rechte.

In einer solchen Nacht geschah es, daß ein hochgewachsener, junger Mensch mit heißen, dunklen Augen und ein paar halbverblaßten Tiefquarten auf straffer Backe an die Runde der in Alkoholdunst und Redewut versunkenen Zecher herantrat und sich vor Sieburth hinpflanzte. Unwirsch blickte er auf und erkannte — Fritz Kühne.

„Das ist ja spaßig," sagte er, in seinem lautlosen Lachen sich schüttelnd. „Sie möchten wohl mittrinken, junger Mann?" Und erst, als keine Antwort erfolgte, gewahrte er, daß das Gesicht seines ehemaligen Schülers schlohweiß war und daß seine zitternden Lippen mit unausgesprochenen Worten rangen. Ernst werdend stand er auf. „Was ist's? Was wünschen Sie?"

„Ich muß um Entschuldigung bitten," stammelte jener, „daß ich Sie hier behellige. Man hatte mir — erzählt, — daß Sie — in diesem Lokal — öfters zu finden sind —"

„Na und?"

„Weil ich das Gefühl nicht loswerden kann, daß ich — Ihnen — eine schwere Kränkung — zugefügt habe —."

„Daß ich nicht wüßte, Herr!"

„Ich habe — in jener Wahlversammlung — habe ich —"

„Aha! Na, wie malt sich Ihnen das? Sehr interessant!"

„Herr Professor, hätte ich vorher bedacht, daß Ihnen Ungelegenheiten — daraus erwachsen würden — — ich habe nur — weil ich Sie nicht mehr verstand — weil ich — weil ich — ganz ratlos war —"

„Da hätten Sie ja zu mir kommen können! Oder haben Sie sich zu mir nicht mehr hingetraut?"

„Nein," knirschte Fritz Kühne.

„Diese Aufrichtigkeit macht Ihnen Ehre. Na, setzen Sie sich mal da! Ja, ja! Setzen sollen Sie sich. Wir fallen hier auf. Volksbelustigungen haben wir beide schon genug geliefert."

Er winkte der Kellnerin, die rasch einen Stuhl herbeiholte. Derweile machte er den Ankömmling mit seinen Kumpanen bekannt und erklärte ihnen, daß dies der ehemalige Schüler war, auf dessen Eingreifen das bewußte Flugblatt — sie nickten nur, sie wußten alle darum — perfiderweise Bezug genommen hatte.

Dann fuhr er fort: „Junger Freund, besinnen Sie sich auf jene Nacht, in der wir uns mit den sechs Matrosen einen sanften Punsch aus Arrak und Portwein brauen ließen? Das wollen wir zur Feier des Wiederbegegnens auch heute tun. Ich bin so fröhlich, ich spendier' alles."

Und er rief die Kellnerin, die seine Bestellung verständnisvoll entgegennahm. Bald kam die Terrine mit dem rauchenden Gebräu, dem nur selten ein Aufrechter widerstand.

Mit sicheren Händen schenkte er ein, leidlich wieder zum Herrn seiner selbst geworden.

Digitized by Google

Trotzdem sah Fritz Kühne mit Bangen der kommenden Stunde entgegen. Wie anders war es damals gewesen, als er mit geschmeidiger Überlegenheit die verfahrene Lage gemeistert hatte! Wie hatte er — mitten in aller Wüstheit — lächelnd das Zepter geführt! Und heute statt dessen!

„Also, meine Freunde!" — Er hob das dampfende Wasserglas, aus dem man sonst den Grog zu sich nahm — „Unser neuer Ordensbruder da — der ist mal aus seinem Corps ausgesprungen, weil er zu freiheitsliebend war, auf Bismarck einen Salamander zu reiben . . . Höchst deplaciert, junger Mann! . . . Wenn die Freiheit sich die Freiheit nimmt, sich in den Dreck fallen zu lassen, warum soll der ehrliche Finder mit ihr nicht machen, wozu er Lust hat? . . . Das Deutsche Reich hat er uns geschenkt! Und das deutsche Parlament hat er uns geschenkt! . . . Parlament! Hähähähä! Parlament! Wißt Ihr? In Schottland — bei den Bauern — die sind schlaue Hunde — —! Wenn nämlich eine Kuh, die nach dem weggenommenen Kalbe schreit, obstinat ist und sich nicht melken läßt, dann wird ein ausgestopftes vor sie hingestellt, und dann hält sie ganz stille . . . So läßt sich das deutsche Rindvieh von ihm melken und merkt gar nicht, daß sein Jüngstgeborenes eine Attrappe ist . . . Und der Kerl, der so'n Kunststück zuwege bringt, den soll'n wir nicht hochleben lassen? . . . Nu grade, was? Und durch dieses Joch mußt du jetzt kriechen, junger Bruder, das soll deine Strafe sein, junger Bruder!"

„Ich bitte ums Wort," sagte Fritz Kühne.

„Du hast das Wort, junger Bruder."

„Herr Professor Sieburth hat sich geirrt, wenn er meinte, daß mir dieses Mittrinken eine Strafe sein würde. Ich bin inzwischen um zwei Jahre älter und dank ihm — vornehmlich dank ihm — auch entsprechend reifer geworden. Ich habe gelernt, in dem Manne, als dessen Gegner ich mich fühle, den Menschen zu werten, und darum kann ich ruhig auf ihn anstoßen."

Die Gläser schlugen zusammen, und der bedrohliche Trank strömte die Kehlen hinunter. — —

Es war gegen vier Uhr morgens, da landete ein seltsames Paar vor dem Hause, in dem Professor Sieburth wohnte und das den vornehmsten seiner Insassen in einem ähnlichen Zustande noch niemals erblickt hatte. Taumelnd, stammelnd, lallend und von Fritz Kühne sorglich geführt, schien er willens, sich auf der Türschwelle niederzulassen.

Kaum verständliche Worte waren's, die er von sich gab: „Psyches galenotes — Windstille der Seele! Jetzt hab' ich sie! Und die Apatheia. Das ist die große Leidlosigkeit, mußt du wissen . . . Psyches galenotes! Weißt du, was das heißt? Die — Windstille — der — Seele — die Windstille —"

„Wo ist der Hausschlüssel?" forschte Fritz. Der Professor blieb bei seiner Windstille der Seele. So entschloß er sich endlich, an dem Knopf zu ziehen, den er zum erstenmal in Bewegung gesetzt hatte, als ihm das Wort von der Welt als Weib und Gedanke wie der heiße Wein dieser Nacht in Leib und Seele gedrungen war.

Es dauerte lange, ehe aus dem Innern und von oben herab eine Frauenstimme sich meldete, ängstlich fragend, wer da sei. „Bitte aufmachen, Professor Sieburth und sein Begleiter!" Ein kleiner Aufschrei erklang — und dann noch einer. Die zweite Stimme erkannte er sogleich, obwohl er sie seit zwei Jahren nicht mehr gehört hatte. Und wieder verging eine Weile, bis leise Schritte die Stufen hinuntertappten und der Schlüssel im Schlosse sich drehte. „Um Gottes willen!"

„Nur ruhig, Frau Schimmelpfennig, ich bin's, Fritz Kühne."

So brachten sie ihn die Treppe hoch.

Im Vorbeischleifen ein entsetzter und, als sie ihn erkannte, beruhigt aufleuchtender Blick, das war alles, was ihm von Helenens Bilde sich darbot. Dann hielt die Sorge um den Professor ihn wieder gefangen.

Mühsam brachte er ihn zu Bette, während sein trunkenes Stammeln weiterging: „Psyches galenotes! Windstille — der Seele — Windstille der — —"

Dabei beharrte er.

Und so wühlte in ihm das Gift jener Waffen.

★

Während Professor Sieburth sein Leben immer lustvoller gestaltete, ahnte er nicht, daß, durch eine Wand von ihm geschieden, ein junges Menschenwesen in angstvollem Grübeln sich um ihn verzehrte.

Hätte er gewußt, daß außer der Sorge um ihre Schularbeiten nur ein einziger Gedanke in Helene lebte, der Gedanke an ihn, sein Wohl, seine Werke, seinen Edelmut und — seine Sünden, er würde es sich nicht versagt haben, eine neue Verbindung anzubahnen.

Nach jener schreckhaften Spätnacht, in der der einstige Studiosus Kühne plötzlich als Helfer erschienen war, hatte er verschiedene Male durch die Art seiner Heimkunft das Haus in Alarm gebracht, ja selbst auf das, was im Innern seiner Wohnung geschah, war man schon aufmerksam geworden.

Die Mutter zitterte vor Angst und Empö-

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

rung. „Ich werde die Wohnung aufgeben müssen! Ich werde ihm kündigen müssen! Mein guter Ruf und der Ruf meiner Tochter verlangt das von mir.“ Aber sie würde es doch nicht tun. Das wußte Helene genau. Dazu liebte sie ihn viel zu sehr. Sie liebte ihn so, daß sie selbst sie, die eigene Tochter, nicht mehr in seine Nähe ließ. Helene sah ihn bloßgestellt, beschimpft, seines Amtes entsetzt. Und trotz all dem Bösen und Verdächtigenden, das sie von ihm erfuhr, kam es ihr nicht in den Sinn, ihn weniger zu achten und zu verehren. Was er tat, mußte er tun, weil er so einsam und so welthungrig war und weil kein guter Engel sich fand, der ihn an linder Hand auf den rechten Weg zurückgeführt hätte. Mindestens gewarnt mußte er werden. Mußte erkennen, in wie gefahrvoller Weise er am Abgrund entlangschritt.

Aber wo war der Helfer, der bereit sein würde, seinen Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken?

Einen gab's! Fritz Kühne war wieder im Lande.

Und eines Tages, als sie in schweren Sorgen von der Selekta her ihrem Hause zuschritt, sah sie ihn geradeswegs auf sich zukommen. Weit älter geworden als bloß um zwei Jahre und männlich und voll ruhiger Sorgfalt in Haltung und Kleidern.

Sie wartete seinen Gruß gar nicht ab. „Herr Kühne! Ach, Herr Kühne! Wie ist das gut, daß ich Sie treffe!“ Er zog seinen Hut. Staunende Freude leuchtete ihm aus Lächeln und Blick. „Ich hab' Sie sprechen wollen. Ich dachte, Sie würden mal den Professor besuchen und dann auch bei uns anklopfen. Aber nichts haben Sie von sich hören lassen. Rein gar nichts.“

Beide standen mitten im Gedränge des Bürgersteigs. Vorübergehende schauten sich mißbilligend nach ihnen um.

„Kommen Sie hinüber,“ sagte er, nach der anderen Seite der Straße weisend. „Dort ist es leerer, und dort können wir in Ruhe eine Strecke mitsammen gehen.“ Und als sie unbehelligt des Wegs dahinschritten, fuhr er fort: „Ich weiß, was Sie von mir wollen. Und Ihre Besorgnisse teile ich auch. Was ich in jener Nacht mit ihm erlebte, das hat mir zur Genüge bewiesen, wie sehr er sich inzwischen verändert hat. Aber das — was zwischen ihm und mir vorgefallen ist, hat mir das Recht genommen, noch einmal unaufgefordert in sein Leben zu treten. Er muß schon selber sehen, wie er mit sich fertig wird . . .“

Ein Schweigen kam.

‚So wird auch die letzte Hoffnung zuschanden,' dachte sie. Und dann fragte er sie nach anderen Dingen — wie es ihr solange ergangen sei und wie sich die Mutter befinde. Sie gab kurze, zerstreute Antworten und verabschiedete sich bald. — — —

Eines Abends, als wieder einmal Mädchenstimmen mit der Sünde ihres Hierseins juchzend und trällernd das Haus erfüllten und die Mutter, aufzuckend bei jeglichem Laut, ihren Kummer in sich hineinfraß, da wurde der Entschluß in ihr reif, der ihn zur Selbstbesinnung zurückführen sollte. Schon morgen.

In dieser Nacht schlief sie wenig. Sie überlegte die Rede, die sie ihm halten würde, und prägte sich die Stellen ein, von denen sie sich eine besondere Wirkung versprach.

Und so geschah's, daß gegen halb neun Sieburth, der, an Begriffsreihen bastelnd, vor seinem Schreibtisch saß — die Stunden, die heute nacht der Kneipe gehören sollten, lagen noch fern — durch ein plötzliches Läuten über der Schlafzimmertür von seiner Arbeit aufgejagt wurde. Er nahm die Lampe und ging öffnen. Da stand sie. Stand da, weiß wie der Kalk an der Wand, mit großen, entschlossenen Augen ihm entgegenstarrend.

„Kind, Sie? Was machen Sie hier? Was ist geschehen? Ist Ihrer Mutter was passiert? Ist sonst ein Unglück geschehen? Sagen Sie! Sagen Sie doch! . . . Ja, wenn Sie nicht reden, dann muß ich die Mutter rufen.“

„Nicht die Mutter rufen! Nicht die Mutter rufen!“ Sie streckte den rechten Arm flehend gegen ihn aus.

„Dann kommen Sie, setzen Sie sich und beruhigen Sie sich.“

Er ergriff sie bei den Händen, führte sie zu dem Sofa und drückte sie nieder. Drückte sie nieder, er, der sie noch niemals anders als mit einem flüchtigen Händedruck angerührt hatte.

Und er setzte sich ihr gegenüber in seinen Drehstuhl, denselben Drehstuhl, den sie früher beim Staubabwischen so oft gestreichelt hatte, zog ihr mit einer sanften Bewegung die Mappe unter dem Arme weg und legte sie auf den Tisch.

Nun wäre der Augenblick dagewesen, die Rede zu beginnen. Aber solch eine Dummheit war gar nicht auszudenken. Wie hatte man nur wagen können, so etwas auszudenken? Was sagte, was tat man, um dieses Eindringen zu erklären?

„Also?“ fragte er. „Jetzt Mut gefaßt! Was verschafft mir die Ehre?“

Da — in höchster Not — fiel Fritz Kühne ihr ein und wie er vor drei Jahren zum ersten Male gekommen war, sich für seine Zukunft einen Rat zu holen. Das konnte man ebenso machen.

Digitized by Google

„Früher, Herr Professor," begann sie, „wenn Sie abends bei uns saßen, da sagten Sie mir manchmal dies und manchmal das . . . Und jetzt, wo ich es so nötig brauchen könnte, da sind Sie nie mehr da."

„Ja, warum bin ich eigentlich nie mehr da?"

„Das weiß ich auch nicht," stammelte sie.

„Nun, einen Grund wird es wohl geben. Und mir scheint, der wird nicht fernab von dem liegen, der Sie heute zu mir führt. Ist es nicht so?"

Sie schlug die Augen nieder, um nicht bejahen zu müssen.

„Eine Frage vorerst: Wie lange haben Sie Zeit?"

Nun hätte sie sagen müssen: „Ich muß fort," oder „Ich werde erwartet," aber es saß sich so sicher und so wohlig hier, und er war so zart und so rücksichtsvoll, und darum erwiderte sie tapfer: „Ach, Zeit hätt' ich schon."

„Dann nehmen Sie mal gleich Ihren Hut und Ihren Mantel ab. Sonst erkälten Sie sich."

Sie tat gehorsam, was er begehrte, und er half ihr auch noch. Und dann saß sie wieder in ihrer Sofaecke und blickte groß und vertrauend zu ihm hinüber.

Es war dieselbe Sofaecke, in der Herma damals gesessen hatte. Daran dachte er und dachte weiter: ‚Die erste zwischen diesen vier Wänden, die ihrer nicht unwürdig ist.' Und als er für eine halbe Sekunde die Augen schloß, war's ihm, als säße Herma statt ihrer dort.

Er streckte die Hände aus und streichelte leise Helenens Rechte. Dabei schwor er sich zu: ‚Ich will sie halten wie jene.'

„Wenn ich Sie recht verstehe, Kind," sagte er, „so möchten Sie über Ihre künftige Lebensgestaltung etwas von mir erfahren."

„Ja," sagte sie eifrig, „das ist es. Ach ja."

„Aber dazu müßte ich erst wissen, wer Sie sind. Ich kenn' Sie ja gar nicht."

„Wenn — wenn Sie sich — die Mühe geben wollten, mich — kennen zu lernen," sagte sie stockend.

„Ihre Mutter weiß nichts davon, daß Sie hier sind?"

Sie schüttelte voll Entsetzen den Kopf.

„Dann könnten Sie wohl auch manchmal wiederkommen. Könnten Sie das?"

„O ja," sagte sie und erzählte von dem Zirkel, den sie abends oftmals besuchte und der ab und zu wohl zu entbehren war. Aber dann fielen plötzlich die Mädchenstimmen ihr ein, die sie schon ganz vergessen hatte, und alles andere, das jemals verräterisch an ihr Ohr gedrungen war.

„Nein, ich kann nicht," sagte sie hart, und schoß in die Höhe.

„Was ist? Was ist?" fragte er ganz bestürzt.

„Ich muß gehen," sagte sie, „und ich kann auch nicht wiederkommen. Nie mehr kann ich wiederkommen. O nein. Nie mehr."

„Das ist ja alles so widerspruchsvoll," meinte er nachsinnend, „da muß noch allerhand dahinterstecken, was Sie mir jetzt sagen werden."

„Nein, das werde ich nicht."

„Ja, das werden Sie," befahl er, „und zwar auf der Stelle." Damit faßte er sie um den Oberarm und drückte sie auf ihren Sofaplatz zurück. In ihrer Wehrlosigkeit fing sie zu weinen an.

„Ich werde warten, bis Sie sich ausgeweint haben," sagte er durchaus ungerührt. Und weil es doch nichts half, versiegten die Tränen sofort.

„Also?"

„Wie kann ich denn wiederkommen?" maulte sie. „Man muß ja immer fürchten, daß schon ein Besuch da ist."

Ein leiser Pfifflaut bezeugte sein rasches Verstehen. „Was wissen Sie von meinen Besuchen?"

„Man hört ja genug durch die Wand," stieß sie hervor.

Nun war es heraus — ganz anders, als sie es sich vorgenommen hatte — aber nun war es heraus.

Er stand auf und machte durchs Zimmer zweimal die Runde, dann blieb er vor ihr stehen. „Das hab' ich nicht gewußt," sagte er. „Und das tut mir leid. Viel mehr tut es mir leid, als Sie sich in diesem Augenblick vorstellen können."

Dann ging er wieder schweigend umher und machte von neuem halt: „Wie lange fällt Ihnen das schon auf?"

Sie zuckte die Achseln.

„Nun?"

Wenn er so kurz fragte, gab es kein Ausweichen und kein Verhehlen. „Ich glaube, jahrelang schon," stammelte sie.

„Auch Ihrer Mutter?"

„Meiner Mutter — erst recht."

„Wenn die Wand so indiskret ist," sagte er, „dann werden Sie sich wohl zusammennehmen müssen. Und sprechen dürfen wir auch nur leise. Sonst merkt Ihre Mutter schon heute, wer da ist."

Der Schreck fuhr ihr eiskalt durch die Glieder. „O Gott," flüsterte sie, „daran hab' ich gar nicht gedacht."

„Hören Sie mich an, mein Kind," sagte er, gleichfalls die Stimme senkend. „Ihr Kommen ist ein großes Geschenk, das das

Digitized by Google

Schicksal mir macht. Wieviel es für mich bedeutet, das kann ich heute noch nicht übersehen. Und auch für Sie wird es nicht ohne Bedeutung sein, vorausgesetzt, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Und darum frage ich Sie: Wenn fortan niemand außer Ihnen jene Schwelle überschreitet, werden Sie dann wiederkommen?"

Sie antwortete nicht, aber in ihrem dankbar aufstrahlenden Lächeln las er alles, was er zu lesen begehrte.

„Ich will Ihnen ein Geständnis machen," fuhr er fort. „Das sind nun Weihnachten zwei Jahre her, und Sie standen hier dicht neben dem brennenden Baum, da wünschte ich mir das, was heute geschieht, zum erstenmal."

In wohliger Betäubung hörte sie ihn reden. Sie wußte: Seit jener Weihnachtsnacht war manches anders geworden. Wodurch? Weshalb? Danach hatte sie sich niemals gefragt. Aber über alles Fremdsein hatte sein Wunsch gesiegt. Sein Wunsch und der ihre! „Wie wird's diese Weihnachten werden?" fragte sie.

„Ich werde in meinem Zimmer sitzen und ihr in dem euren, wie es im vorigen Jahr war."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nein, diesmal soll's anders sein. Ich werd's schon möglich machen. Ich werd' schon."

„Und wann kommst du wieder?"

„Ich weiß nicht . . . Ich weiß gar nichts. Und — — warum sagen Sie du zu mir?" Sie ahnte nicht, wo sie den Mut zu dieser Frage hergenommen hatte, aber da ja doch alles ganz unwirklich, ganz wie im Traum war, so kam es darauf schon nicht an.

„Soll ich nicht?" fragte er zurück.

„Doch! Doch! Immer! Immer!"

„Und jetzt mußt du gehen," mahnte er.

„Ja, ich muß gehen," echote sie — und wäre doch noch gerne viel länger geblieben.

Willig ließ sie sich den Mantel anziehen, stülpte den Hut über die Zöpfe und glitt auf Zehenspitzen zur Tür. Erst als sie auf dem finsteren Hofe stand, fiel ihr ein, daß nun doch kein nächster Besuch verabredet war. Aber sie grämte sich deswegen nicht. Am folgenden Tage war sie mit ihrer Ungewißheit nicht mehr ganz so zufrieden, und am nächsten gar begann sie ungeduldig zu werden. Aber von allein zu ihm zu gehen wie das erstemal, das war nun unmöglich. So wartete sie also noch zwei weitere Abende, besuchte auch einmal wirklich den Zirkel und wurde derweilen immer unglücklicher. ‚Gewiß hat er an dem einen Male genug,' dachte sie, ‚und will mich nun gar nicht mehr. Ich bin ja auch viel zu dumm.'

Aber da ereignete es sich durch einen günstigen Zufall — vielleicht hatte sie auch ein wenig nachgeholfen —, daß er ihr auf dem Neuroßgärtner Markte entgegenkam. Sie erschrak wohl heftig, aber eine so furchtbare Angst wie früher hatte sie nun nicht mehr.

Er lüftete tief den Hut, und ohne im mindesten anzuhalten, sagte er — gleichsam im Selbstgespräch: „Heut abend!" Also heut abend!

Und da war sie. Gar nicht viel zu klingeln brauchte sie erst. Die Tür tat sich von selber auf, und er stand im Dunkeln dahinter und ließ sie herein. Sie sagte kein Wort, und er sagte kein Wort. Es war alles ganz selbstverständlich und wie im voraus bestimmt.

Die Mappe legte sie auf seine Bücher, dann zog sie den Mantel aus und nestelte den Hut aus den Haaren. Dabei dachte sie: ‚Ich bin schon ganz zu Hause hier.'

„Nun noch die Handschuhe," sagte er. Und erst als ihre Hände bloß waren, nahm er sie wärmend zwischen die seinen und sah ihr lieb ins Gesicht. Dann fragte er: „Wenn ich dich nicht aufgefordert hätte, wärst du wohl nie mehr gekommen?"

„Vielleicht doch!" erwiderte sie und fühlte dabei mit Beschämung, daß sie ihn recht kokett ansah.

„Wir wollen uns heute einen andern Platz aussuchen," sagte er, „denn wir müssen jetzt arbeiten."

„Arbeiten?" fragte sie erstaunt und beinahe erschrocken. An so etwas hatte sie gar nicht gedacht.

„Natürlich," sagte er. „Ich darf dir ja die Lehrstunden nicht wegstehlen. Wenn du dann schließlich durchs Examen fällst, trag' ich womöglich die Schuld."

Darin hatte er recht. So ganz war sie hingenommen gewesen durch die Hoffnung auf dies Wiedersehen, daß sie an eine solche Möglichkeit noch gar nicht gedacht hatte.

Er stellte ihr einen Stuhl vor den runden Tisch, an dem er sonst seine Mahlzeiten einnahm, und setzte sich ihr gegenüber. Und dann mußte sie ihre Mappe auskramen und ihm zeigen, wie das heutige Pensum aussah. Als es dann ans Überhören ging und die Jahreszahlen der Kreuzzüge sich abhaspelten, ergab sich die spaßhafte Tatsache, daß sie alles weit besser wußte als er. Aber er schämte sich durchaus nicht, sondern lachte nur herzlich, und sie lachte womöglich noch mehr. Etwas Lustigeres ließ sich nicht denken. Dann aber wies er plötzlich warnend nach der trennenden Wand, und beide verstummten.

„Nächstes Mal wirst du mich besser beschlagen finden," sagte er beim Abschied.

Digitized by Google

„Auch deine Lehrer präparieren sich meistens, und mir wird es sehr gesund sein, das alles noch einmal zu lernen.“ Ja, soviel Mühe gab er sich mit ihr, und sie bedankte sich mit feuchtwerdenden Augen.

Überhaupt: die Tränen kamen ihr viel zu oft. Sie wußte gar nicht weshalb. Denn so glücklich war sie noch nie im Leben gewesen. — — —

Und plötzlich war der Weihnachtsabend da.

Es war stillschweigend abgemacht, daß er wie früher um die Dämmerung mit seinen Geschenken erscheinen würde, um auch gleichzeitig die Gaben der Hausgenossen in Empfang zu nehmen. An eine gemeinsame Feier war seit jener Nacht vor zwei Jahren nicht mehr gedacht worden. Statt dessen wollten Mutter und Tochter zur Kirche gehen, wo zwischen sechs und acht ein Gottesdienst für die Armen stattfand. Helene sang im Kirchenchor, jetzt schon seit anderthalb Jahren.

Die Dunkelstunde nahte, und der Baum stand geputzt wie gewöhnlich. Aber die Mutter wich nicht aus dem Zimmer. Augenscheinlich fürchtete sie, den Augenblick zu verpassen, in dem der Professor eintreten würde. Und da kam er.

Seine Pakete trug er unter dem Arm. Es war genau so wie immer. Aber in Helenens Seele jubelte es: ‚Er, er!‘ und: ‚Mein, mein!‘ Was er ihr brachte? Viel zu viel! Beschämend viel! Da waren Bücher. Da war ein Bild. Auch ein Tintenwischer war da, weil sie unlängst mit verfleckten Fingern bei ihm erschienen war. Und wie hatten sie beide beim Abwaschen gelacht!

Was sie ihm gearbeitet hatte, war nicht der Rede wert. Zwei Schonerchen für die Sofalehnen. Mehr nicht. Und während sie ihm mit zaghaftem Stottern die armen Läppchen hingab, gewahrte sie, wie die Mutter ihn argwöhnisch und voll neidischer Ungeduld nicht aus den Augen ließ. Was er ihr selber geschenkt hatte, beachtete sie kaum. Und es war doch reichlich und schön. Eine Nachtuhr in Alabaster und Bronze, leuchtend von innen heraus, und dergleichen noch mehr. Aber das galt ihr nichts. Nur eines schien ihr von Wichtigkeit: Wie ihre Tochter und er miteinander verkehrten. Gott sei gelobt, daß die Qual alsbald zu Ende war. Er ging, und nach dem Baume, der schon fertig geputzt in der Ecke stand, fiel nicht ein Blick.

Aber sie hatte noch einen andern. Von dem wußte keiner. Der steckte zwischen dem Trödel des Hängebodens wohlverwahrt. Groß war er nicht. Man konnte ihn auf den Arm nehmen und zu ihm hinübertragen. Aber wann? Frech müßte man sein, dann würde der Plan schon gelingen.

Die Zeit zum Kirchgang drängte. Erst nach der Heimkehr sollte die Bescherung vonstatten gehen.

Die Mutter zog schweigend den Mantel an, und sie tat das gleiche. In Schweigen verlief auch der Gang. Vor der Kirchentür trennten sie sich. Helene rannte die Treppen hinauf. Die Mutter blieb unten bei der Gemeinde. Zahlreich war die nicht. Auch von den Frommen hatten heute nur wenige Lust, in dem leeren Kirchenraume zu sitzen, der noch dazu dunkel und kalt war.

Vor der Orgel, rings um den Kantor geschart, ballten sich schwarz die Teilnehmer des Chores, Männlein und Weiblein, junge und alte. Man begrüßte sich, man nahm die Notenblätter in Empfang und verteilte die Kerzen, die, auf eiserne Gestelle geklebt, nicht mehr als den nötigsten Lichtschimmer spendeten.

Der Weihnachtsbaum war angezündet. Der Kantor gab die Stimmen an, und dann konnte es losgehen. „Vom Himmel hoch — da komm' ich her.“ c.e.g.c. Nun hieß es fix sein!

„Verzeihung, Herr Lemke,“ sagte sie würgend, „ich bin erkältet und krieg' meinen Hustenanfall.“ Und damit schlüpfte sie in das Dunkel der Hintergründe.

Im Laufschritt nach Hause. Zum Bodenverschlag empor. Da stand er — da stand er, der süße, kleine Baum, von dem Mama keine Ahnung hatte. Jetzt, hier anzünden? Oder bei ihm anzünden? Nein, hier anzünden.

Und so geschah es, daß Sieburth, der mit aufgestützten Ellenbogen vor sich niederstarrte ungewiß, was mit des Abends Einsamkeit beginnen, ein Schlürfen, ein Rascheln vor seiner Zimmertür vernahm, die sich langsam auftat und einem schräg gestellten Lichterkegel Platz machte, der, den Türrahmen streifend, sich in das Zimmer hereinschob. Dahinter ein in lachendem Triumph strahlendes Angesicht.

„Helene — du!“ Rasch sprang er auf, hinter ihr die Türe zu schließen, und als er sich umwandte, da stand der Baum schon auf der Schreibtischplatte. Die aber, die ihn gebracht hatte, hing jauchzend an seinem Halse.

„Du, du, du!“

So war auch sie zu dem Du gekommen — oder das Du zu ihr. Er hatte es nicht erbeten. Er hatte auch den Kuß nicht erbeten, der wie der Flügel eines huschenden Vogels seine Lippen gerade nur streifte.

‚Sie schenkt, was sie hat,‘ dachte er und nahm sie zärtlich in seine Arme. ‚Ich will sie heilig halten!‘ schwor er auch heute. Und dann war sie schon draußen.

(Schluß des Romans folgt)

Digitized by Google

Das nationale Bildungsideal

Von Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt

Schon seit dem Ausklang des 18. Jahrhunderts ist die abendländische Menschheit von zwei machtvollen Strömungen gegensätzlicher Art ergriffen worden: der nationalen und der sozialen. Zwar enthalten diese Bestrebungen an sich nichts Neues, nur treten sie gegenwärtig gemeinsam auf und sind in den heftigsten Widerspruch miteinander geraten. Zum nicht geringsten Teile beruht hierauf die zunehmende Zersetzung und Unfruchtbarkeit des modernen Geisteslebens. Das wahrhaft Große wird fortab nur da hervorgebracht werden, wo sich das Echtnationale und das Echtsoziale wechselseitig durchdringen und fördern.

Wenden wir uns der nationalen Frage zu, so müssen wir die Augen dafür öffnen, daß ihre Lösung sehr viel mehr erfordert als nur die Entfachung leidenschaftlicher Begeisterung für die Heimat, für das Vaterland, für das eigene Volk und den eigenen Staat. Gewiß ist sie die unumgängliche Voraussetzung für alle wahrhafte Lebensgestaltung. Wem diese Kraft mangelt, der vermag sie auch durch den Erwerb der höchsten geistigen Güter nur unzulänglich zu ersetzen. Darum sollten sich auch alle die Kleingeister, die von irgendeiner der internationalen Irrlichtereien angekränkelt sind, den Spruch Goethes merken: „Der Trost, den Kunst und Wissenschaft gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt nicht das stolze Bewußtsein, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch mich der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn fest, diesen Gedanken!" — Doch eben weil die Pflege des Nationalbewußtseins die stillschweigende und selbstverständliche Voraussetzung eines jeden echten und wahren Menschenlebens ist, kennen wir damit noch nicht den tieferen Sinn und den schöpferischen Grundgedanken der neuweltlichen Nationalbewegung. Zum wenigsten, was wir Deutschen nunmehr als das Bildungsideal des nationalen Ethos zu verlebendigen haben, ist ganz etwas anderes als das, worauf die alteuropäischen Nationalbestrebungen abzielten. Der Weltgeist hat sich in den Volksgemeinschaften auf eine neue, höhere Weise zu verpersönlichen begonnen.

Das Bildungsideal des alten Europas war das einer sich über alle individuellen und nationalen Gegensätze erhebenden Universal- oder Gleichheitskultur. Feste Gestalt gewann diese Kulturbewegung zuerst durch die Errichtung des römischen Universalstaates, so daß alle unterworfenen Völker und schließlich die Römer selbst zu Bürgern des einen, übernationalen Staatswesens gemacht wurden. Als dieses dann aber zusammenbrach, bildete sich als die zweite große Schöpfung dieser Universalkultur die römisch-christliche Universalkirche, welche die Menschen auch innerlich zu einer wesensgleichen Gemeinschaft zu vereinigen trachtete. Aber auch sie war noch nicht die letzte Form der römisch-westeuropäischen Universalkultur. Denn als sich vom 16. Jahrhundert ab auch die Universalkirche in eine Anzahl von Partikularkirchen aufzulösen anfing, faßte sich der universalistische Menschheitsgedanke noch einmal in der Form der kosmopolitischen Vernunftkultur zusammen, um danach seiner endgültigen Zersetzung entgegenzusinken. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts begann bereits das neuweltliche Bildungsideal der nationalen Freiheitsidee sich über dasjenige der universalen Gleichheitsidee zu erheben.

Verfolgt man die Entstehung und den Fortgang der nationalen Strömung bloß im allgemeinen, so zeigt sich, daß schon gegen Ende des Mittelalters hin die europäischen Kulturvölker von dem Triebe ergriffen wurden, ihr Eigenwesen dem universalen Lebensgefüge gegenüber in selbständigen, souveränen Staaten zum Ausdruck zu bringen. Dieses Verlangen erwachte bereits im Zeitalter der Frührenaissance. Wie aber kam das? Im Mittelalter, so sagt Jakob Burckhardt einmal, lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt; der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen (Universalen). In Italien zuerst verwehte dieser Schleier in die Lüfte; es erwachte eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt. Daneben aber erhob sich mit voller Macht das Subjektive; der Mensch wurde geistiges Individuum und erkannte sich als solches! Aber eine so starke Wiederbelebung der individuellen und nationalen Triebe hier auch erfolgte, so darf doch etwas Wesentliches nicht übersehen werden: die Renaissance-Bewegung machte vor dem einen noch grundsätzlich halt, vor dem Grundbestande der römisch-hierarchischen Universalkultur. Sie beherrschte als solche mit ihrer Latinitätsbildung die abendländische Geisteswelt nach wie vor, und das Neue war nur, daß diese allumfassende Universalgemeinschaft sich jetzt als solche national zu gliedern begann, ohne das Bildungsideal der gemeineuropäischen Humanitätskultur an sich zu ändern. Die nationale Strömung, die von

Digitized by Google

den romanischen Völkern ausging, war also noch keineswegs darauf gerichtet, das altrömische Universalprinzip überhaupt durch das völkerbefreiende Nationalprinzip zu ersetzen, sondern lediglich darauf, die einzelnen Kulturvölker zu individuellen Vertretern der an sich wesensgleichen, universalen Humanitätsbildung zu machen. Ein neues, wahrhaft nationales Bildungsideal an Stelle des römischen Universalideals ist von den süd-westeuropäischen Völkern nicht erzeugt worden.

Da erfolgte jedoch im 19. Jahrhundert eine bedeutsame Umwälzung im Geistesleben der abendländischen Völkerwelt. Nachdem sich die römische Universalidee in den aufeinanderfolgenden Formen des Imperialismus, des Hierarchismus und des Kosmopolitismus erschöpft hatte, begann nunmehr endlich auch das deutsche Volk, seinem eigenen Nationalberuf unter der zunehmenden Abkehr von dem universalen Kulturideal eine festere und bestimmtere Gestalt zu geben. Hiermit setzte die zweite Entwicklungsepoche der nationalen Freiheitsbewegung ein, und das ist diejenige, in der jetzt erst das Bestreben zum Durchbruch kam, dem Humanitätsideal der römisch-westeuropäischen Universalkultur gegenüber das der germanischen Individual- und Nationalgesittung herauszubilden. Man muß endlich begreifen lernen, daß vollends erst dadurch ein wahrhaft großer, welterneuernder Fortschritt der Selbstbildung des Menschengeschlechtes eingeleitet worden ist. Das Eigene, was eine Nation im ganzheitlichen Geiste vollbringt, wird fortan zugleich für alle anderen Nationen mitvollbracht, und allein so kann das Höchste in der ganzen Fülle seiner sittlichen Individualgestalten verwirklicht werden. Das neuweltliche, germanische Bildungsideal ist nicht mehr dasjenige der universalen Gleichheitlichkeit, sondern dasjenige der nationalen Ganzheitlichkeit.

Zuerst und mit der ganzen Schärfe seines sittlichen Bewußtseins ist die germanische Nationalidee von Fichte mit den denkwürdigen Worten charakterisiert worden: „Diese Idee," sagte er, „müsse es sein, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höheren Zweck setzt, als den gewöhnlichen der Erhaltung des inneren Friedens, des Eigentums der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseins aller. Ihr wahrer Geist sei daher nicht derjenige der bloß ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, welche die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll!" Hierin trat sonach bereits deutlich zutage, daß sich in der germanischen Welt ein durchaus neuer Begriff vom Wesen und von der Bestimmung der Nationen zu bilden begonnen hat. Er hat mehr zu bedeuten als bloß die nationale Gliederung der alteuropäischen Universalgemeinschaft in sich; mit ihm ist vielmehr die Triebkraft erwacht, die Humanitätsidee der Universalkultur überhaupt durch diejenige der individualen und nationalen Totalitätsgesittung zu ersetzen. Alle Völker sind zunächst nur Naturnationen; die römisch-westeuropäische Vernunftzucht bildete sie dann zu Kulturnationen, aber erst das germanische Geistesideal der ganzheitlichen Selbstverklärung und Selbstbildung erhebt sie zu freiheitschöpferischen Gesittungsnationen, und allein als solche sind sie „die Hülle des Ewigen".

Noch entbehrt dies alles freilich der durchsichtigen und durchgebildeten Klarheit. Denn was man heut in der gesamten abendländischen Welt mit dumpfem und unheimlichem Grauen spürt, ist immer noch das vorwaltend Negative: daß die alteuropäische Universalkultur in einer zunehmenden Zersetzung begriffen ist. Da ist aber gerade gegen uns Deutsche der herabsetzende Vorwurf erhoben worden, daß wir uns gegen die römisch-westeuropäische Weltkultur von jeher nur feindlich verhalten und doch kein eigenes Humanitätsideal hervorgebracht hätten. Indem man also noch nicht zu erkennen vermochte, daß dieser Aufgang der neuen Geistessonne längst erfolgt ist, faßte schon vor einem halben Jahrhundert einer der tiefsinnigsten Ausländer das Urteil der übrigen Welt über das deutsche Volk dahin zusammen, daß er erklärte: „Der ureigenste, wesentlichste Zug dieses großen, stolzen und selbständigen Volkes bestand schon seit dem ersten Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt darin, daß es sich niemals, weder in seinen Zielen noch in seinen Grundsätzen, mit der äußersten westeuropäischen Welt hat vereinigen wollen, d. h. mit allen Erben der altrömischen Kultur. Es protestierte gegen diese Welt die ganzen zweitausend Jahre hindurch; und, wenn es auch sein eigenes Wort nicht aussprach, sein scharf formuliertes eigenes Ideal zum positiven Ersatz für die von ihm zerstörte altrömische Idee, so war es doch im Herzen immer überzeugt, daß es noch einmal imstande sein würde, dieses neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen. Schon mit Armin begann es, gegen die römische Welt zu kämpfen. Darauf, zur Zeit des römischen Christentums, kämpfte es mit dem neuen Rom mehr denn jedes andere Volk um die Oberherrschaft. Endlich protestierte es in der allermächtigsten Weise, indem es die neue Formel des Protestes aus den geistigsten, elementarsten Wesensgründen der germanischen Welt zog. Die Stimme Gottes tönte aus ihm und verkündete die Freiheit des Geistes. Die Spaltung war furchtbar und allgemein, — die Formel des Protestes war gefunden und ging in Erfüllung, wenngleich es noch immer eine negative blieb und das positive Wort

Digitized by Google

noch bis heut nicht gesprochen wurde!" — In der Tat aber ist dieses Wort, dieses neue Menschheitsideal längst verkündet worden, und es ist nur unter all den verheerenden Sturmfluten des gegenwärtigen Zeitalters immerfort unverstanden und daher auch unbegriffen geblieben. Es gibt, wenn nicht schon seit dem Beginn der Reformation, so doch seit den großen Tagen unseres klassischen Idealismus ein neues, germanisches Humanitätsideal, und dieses ist kein anderes als das Freiheitsideal der ganzheitlichen, gottesgeistigen Nationalgesittung.

Später als bei den übrigen europäischen Völkern hat sich somit das eigenschöpferische Nationalprinzip des deutschen Volksgeistes herauszugestalten begonnen, und wir stehen noch immer in den ersten Anfängen seiner Entwicklung. Dafür handelt es sich aber in ihm nunmehr auch um die prinzipielle Verwirklichung einer ganz neuen Humanitätsidee. Und mit ihr ist uns endlich die Gewißheit aufgegangen, daß noch nicht die allgemeinheitlichen Vernunftgebilde des Universalstaates, der Universalkirche, der Universalkultur die vollwirksamen Geschichtsmächte sind, sondern vielmehr die ganzheitstätigen Geistesgemeinschaften der nationalen Gesittungseinheiten. Das aber sind sie deswegen, weil sich in ihnen erst der ganzheitliche Willensgeist und nicht bloß das gleichheitliche Vernunftbewußtsein selbsttätig erfaßt, und weil so erst die nationalen Individualitäten zur Vollentwicklung ihrer sittlichen Weltbestimmung gelangen. Indem ferner nur diejenigen Nationen wahre Gesittungsnationen sind, welche den ureigenen Beruf ihrer Volksindividualität nach den ewigen Maßen des gottesgründigen Totalitätswillens erfüllen, so spricht sich darin zugleich die Bestimmung aus, daß sie durch ihre Gesittungsarbeit das Humanitätsideal der sittlichen Freiheit zugleich für alle Nationen überhaupt erreichbar zu machen haben. Das ist der Kernpunkt der deutschen Nationalidee. Nicht schon durch die Kulturnationen, sondern vollends erst durch die Gesittungsnationen verwirklicht sich die Freiheit des Menschengeschlechtes. Nationen im wahren und höchsten Sinne des Wortes sind im Unterschiede von dem bloß natürlichen Volkstum sittliche Bildungsgemeinschaften im Dienst der Arbeit aller für alle.

Da aber geschah es nun doch, daß diese nationale Gesittungsbewegung sogleich in ihren Anfängen durch eine internationale Gegenströmung auf das schwerste gehemmt wurde. Es war vor allem Frankreich, von wo dieser Gegenstoß ausging, und zwar durch die von dorther erfolgte Begründung des internationalen Sozialismus und Kommunismus. Man hat diese Erscheinung fast stets nur aus wirtschaftlichen Gründen zu erklären versucht und so als gegensätzliche Folgewirkung des sich seit der großen französischen Revolution immer mehr ausbreitenden Industrialismus und Kapitalismus. Doch so überaus bedeutsam diese Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse auch eingriff, so kommt man damit allein der Sache noch nicht vollständig auf den Grund. Der tiefere Ursprung liegt vielmehr in der Entwicklung der abendländischen Menschheit als solcher. Man lasse sich nur nicht durch die sozialkommunistischen Theorien von Saint-Simon an bis zu Karl Marx, Friedrich Engels und Lenin hin betören, und man wird dann auch den grundsätzlichen Unterschied zwischen der „sozialen" Idee und ihrer „sozialistischen" Entartung begreifen lernen. Denn, während mit dem nationalen Gesittungsideal eine soziale Auswirkung unmittelbar und notwendig verbunden ist, widersprechen jenem die sozialistischen Bestrebungen auf das allerentschiedenste. In allen früheren Zuständen des Völkerlebens hat es zwar immer schon eine die Ordnung der Gesamtgemeinschaft beherrschende Gesellschaft (Sozietät) gegeben. Aber zu diesen gesellschaftlichen Klassen und Ständen gehörte keineswegs die ganze Volksgemeinschaft, sondern gerade der größte Teil, die besitzlose Masse, blieb in dem alten Europa immerdar von der Vergesellschaftung und den daraus entspringenden Machtbefugnissen ausgeschlossen. Sowie nun jedoch die neue Nationalidee von der Erhebung aller Volksglieder zu einer wahrhaft freien, sittlichen Lebensgemeinschaft zum Durchbruch kam, erwuchs daraus mit innerer Notwendigkeit die Forderung, auch die bis dahin noch gesellschaftslose Masse ebenfalls als ein selbständiges und gleichberechtigtes Glied in das Gesellschaftsgefüge aufzunehmen und so aus dem bloß oberklassigen einen durchgebildet nationalen Gesellschaftsorganismus zu erzeugen. Mit der Entbindung des nationalen Gesittungsprinzips ist zugleich das Vergesellschaftungsprinzip des Volksganzen unerläßlich verknüpft. Die Verwirklichung der gesittungsgeistigen Nationalgemeinschaft hat den Ausbau der ganzheitlichen Sozialgemeinschaft zu ihrer wesentlichen Bedingung.

Gesellschaftliche Kämpfe blutiger und unblutiger Art hat es stets gegeben. Das aber, was man die „soziale Frage" zu nennen pflegt, ist erst aus der Erweckung der neuweltlichen Nationalidee geboren worden, und ihr eigenster Gegenstand ist im letzten Grunde gar kein anderer als die allbefreiende Gesittungsschöpfung einer sich auf die ganze Volksgemeinschaft erstreckenden Gesellschaftsordnung. Im härtesten Widerspruch hiermit steht nun der Sozialismus. Von der französischen Vernunftkultur ausgehend, entfesselte sich in ihm der ungestüme Drang, der römisch-westeuropäischen Universalidee noch einmal eine neue, weltbeherrschende Gestalt zu geben. Einen solchen Versuch hatte vorher schon Napoleon I. gemacht, als er, der Erbe der Revolution, sich anschickte, den Gedanken des römischen Universalstaates in der Errichtung des französischen Imperialis-

Digitized by Google

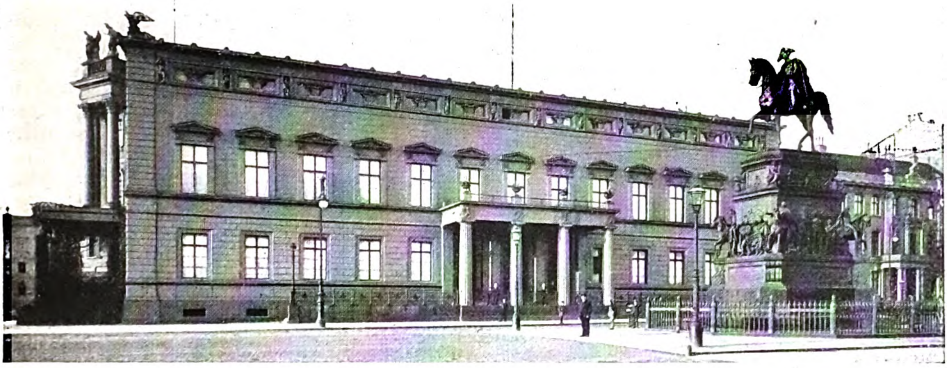
mus zu erneuern. Als dieses Unternehmen dann aber gescheitert war, suchte man nunmehr dem Ideal der alteuropäischen Allerweltskultur die Herrschaftsführung auch fürderhin dadurch zu erhalten und zu sichern, daß man an Stelle des längst brüchig gewordenen Universalstaates und der Universalkirche vielmehr eine gleichmacherische, sozialistische Universalgesellschaft zu erzwingen trachtete. Zu diesem Zwecke arbeitete man daraufhin, das Prinzip der Individualgesittung durch dasjenige des massenzüchtenden Kommunismus zu verdrängen, das Prinzip der nationalen Volksgemeinschaft durch dasjenige der internationalen Proletariergemeinschaft und das idealistische Freiheitsprinzip durch das materialistische Zwangsprinzip. Der römisch-westeuropäische Sozialismus ist das Verfallsprodukt der altweltlichen Universalkultur, und er ist es deshalb, weil er sich seinerseits folgerecht dahin getrieben findet, das ganze Menschengeschlecht in eine einzige, völlig gleichförmige Zwangsgemeinschaft zu verwandeln.

Da sei denn auch auf das Wort eines der größten russischen Seher und Denker verwiesen, der offen heraus verkündete: „Von allen Ländern ist Frankreich die vollkommenste Verkörperung der universalistischen oder, was ja dasselbe besagt, katholizistischen Idee, ist seit Jahrhunderten schon das Haupt dieser Idee, die es von den Römern und in durchaus römischem Geiste übernommen hat. Dieses Frankreich, das die religiöse Form seines Katholizismus aufgegeben hat, das schon mehrmals seine Kirchen geschlossen und einmal sogar Gott selber der Ballotage einer Versammlung unterworfen hat, dieses selbe Frankreich, das aus den Ideen von 1789 seinen eigenen französischen Sozialismus entwickelt hat: dieses selbe Frankreich ist und fährt fort, wie in seinen Revolutionären des Konventes, so auch in seinen Atheisten, Sozialisten und Kommunisten immer noch im höchsten Grade eine katholizistische Nation zu sein, bis ins kleinste durchdrungen von katholizistischem Geist und Buchstaben. Selbst der heutige Sozialismus — scheinbar ein heftiger Protest aller Nationen gegen die Universalidee, aller Menschen, die sie gequält und erstickt hat — ist in Frankreich nichts anderes als die getreuste und geradeste Fortsetzung des entgötterten Katholizismus, seine endgültige Vollendung, sein lange vorbereitetes Schlußgebilde! Denn dieser von Frankreich erzeugte internationale Sozialismus ist die gewaltsame Vereinigung aller Menschen, — eine Idee, die noch aus dem alten Rom stammt und jetzt in dem gesellschaftlichen Katholizismus nach ihrer geschlossensten Verwirklichung ringt. Auf diese Weise hat sich die Idee der Massenbefreiung von dem kirchlichen Katholizismus gerade hier in die allerstrengsten universalistischen Formen gehüllt, in Formen, die dem Herzen des katholizistischen Vernunftsprinzips, seinem Buchstaben, seinem Materialismus, seinem Despotismus und wohl auch seinem zwangsläufigen Moralismus entlehnt sind!"

Der in Frankreich entsprossene Sozialismus ist der letzte entscheidende Versuch, dem römisch-westeuropäischen Universalprinzip die Weltherrschaft zu gewinnen.

Damit sind nun aber die beiden großen Humanitätsideale, das altrömische und das germanische, dasjenige der gleichheitlichen Universalkultur und dasjenige der freiheitlichen Nationalgesittung, in den härtesten Kampf miteinander geraten. Eine solche Auseinandersetzung zwischen der alteingewurzelten und einer neuaufkeimenden Weltanschauung kann sich jedoch sehr lange hinziehen, und zwar um so länger, je weniger ihr wesenhafter Unterschied noch klar begriffen und wirksam genug entwickelt ist. So muß sich denn auch unser Volk vor allem erst einmal mit der unerschütterlichen Glaubensgewißheit erfüllen, daß Deutschland unter all den übrigen Völkern von der geschichtlichen Vorsehung dazu auserwählt und berufen ist, der Menschheit an Stelle der universalen, schon in der Auflösung begriffenen Vernunftkultur die Idee der neuen, gottesgeistigen Nationalgesittung zu vermitteln. Es hat einer geschichtlichen Arbeit von mehr als tausend Jahren bedurft, bis in unserem Volke das höhere Bewußtsein leise erwacht ist, sein tieferes, am Christentum erfaßtes Gottesbewußtsein, wie das daraus entfachte Ethos seiner geistigen Individual- und Nationalbestimmung nunmehr endlich unabhängig von all den fremden, früheren Bindungen vollwirksam zu offenbaren. Der Anfang damit ist schon im Zeitalter unseres klassischen Idealismus gemacht worden, und seitdem hat sich schon in der ganzen Welt das Bewußtsein zu regen begonnen, daß wir mitten in dem Übergange zu einer ganz neuen Menschheitsepoche stehen. Das Bildungsideal dieses im Aufgang begriffenen Weltalters ist aber nicht mehr das der römisch-westeuropäischen Universalkultur, sondern das der freiheitschöpferischen Ganzheitsgesittung aller Individuen und Nationen. Das ganzheitliche, gottesgeistige Freiheitsprinzip der sittlichen Volksgemeinschaften ist das wesenhaft deutsche Nationalprinzip.

Digitized by Google



Das Palais des alten Kaisers

Von Dr. Bogdan Krieger

Die älteste Darstellung des Hauses, an dessen Stelle das vor 90 Jahren erbaute Palais Kaiser Wilhelms I. steht, bietet eine Aquarellskizze von Johann Stridbeck vom Jahre 1691. Es gehörte dem Obersten von Weiler, Chef der Brandenburgischen Artillerie, der 1692 als General starb. Er hat es selbst zwischen 1692 und 1688 erbaut. Sein Sohn verkaufte es noch in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts an den Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, den ältesten Sohn des Großen Kurfürsten

Kaiser Wilhelm I. am historischen Eckfenster. Gemälde von Carl Johann Arnold

Digitized by Google

Ansicht der Straße Unter den Linden vom Jahre 1691. Links das Haus des Obersten Weiler, an dessen Stelle später das Palais des alten Kaisers entstand
Unten: Königin Luise auf dem Totenbette. Ausschnitt aus dem Gemälde eines unbekannten Meisters

aus seiner nach dem Tode der Kurfürstin Luise Henriette mit Dorothea von Holstein-Glücksburg geschlossenen Ehe. Nach dessen Tode war seine Gattin, eine Tochter des alten Dessauers, Besitzerin. Einen palaisartigen Charakter erhielt es erst durch ihren Sohn, den Markgrafen Friedrich Wilhelm, der es 1750 erbte und durch den von Friedrich dem Großen öfters beschäftigten Architekten Christian Ludwig Hildebrand vollständig umbauen ließ. Nachdem es seinen Besitzer noch mehrfach gewechselt hatte und schuldenhalber an zwei Herren von Katte 1817 gefallen war, wurde es subhastiert. Der Wert betrug nach gerichtlicher Abschätzung 48 356 Taler 19 Groschen. Der aus den Freiheitskriegen bekannte General von Tauentzien erwarb das Palais und bewohnte es als kommandierender General des 3. Armeekorps. Er starb 1824. Sein Nachfolger in der

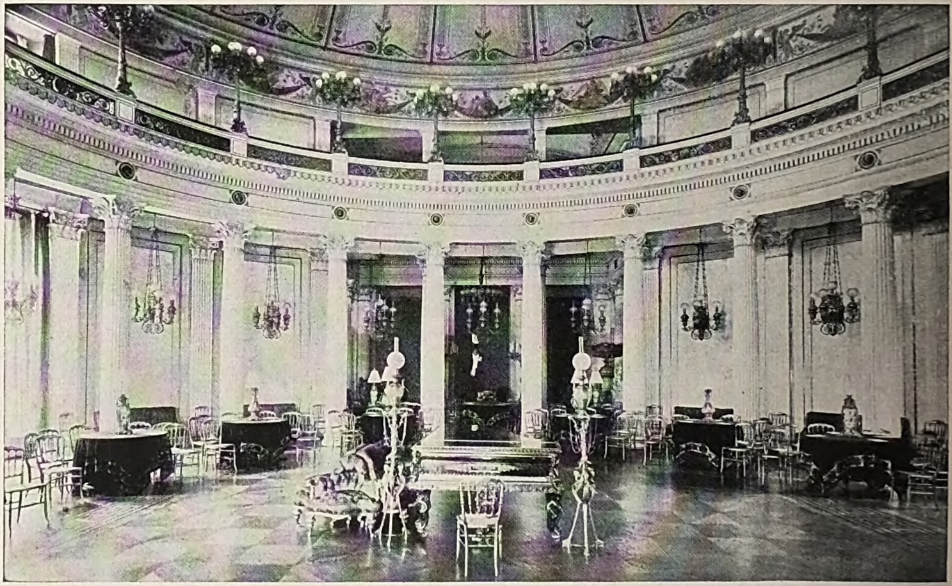
Digitized by Google

Kaiserin Augusta in jüngeren Jahren. Gemälde von Eduard Magnus

militärischen Stellung sowohl wie als Bewohner des Palais wurde Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere erste deutsche Kaiser. Er bezog es aber erst nach seiner am 11. Juni 1829 erfolgten Verheiratung, nachdem er bis dahin im großen Schloß am Lustgarten gewohnt hatte. Bald danach faßte er einen durchgreifenden Umbau ins Auge, für den sich ganz besonders sein älterer Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, interessierte. Wie er sich die Umgestaltung des Opernplatzes durch einen Erweiterungsbau des Palais, durch die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen und durch verschiedene tempelartige Bauten und Obelisken dachte, zeigt eine noch erhaltene Handzeichnung. Nicht minder phantastisch als die Ideen des Kronprinzen waren zwei Entwürfe Schinkels. Der eine erforderte die Niederlegung der vor kaum 50 Jahren vom Großen König erbauten Bibliothek. Keiner von beiden fügte sich in das Platzbild ein; beide stehen im Widerspruch zu der schlichten Persönlichkeit dessen, für den das zu errichtende Gebäude bestimmt war.

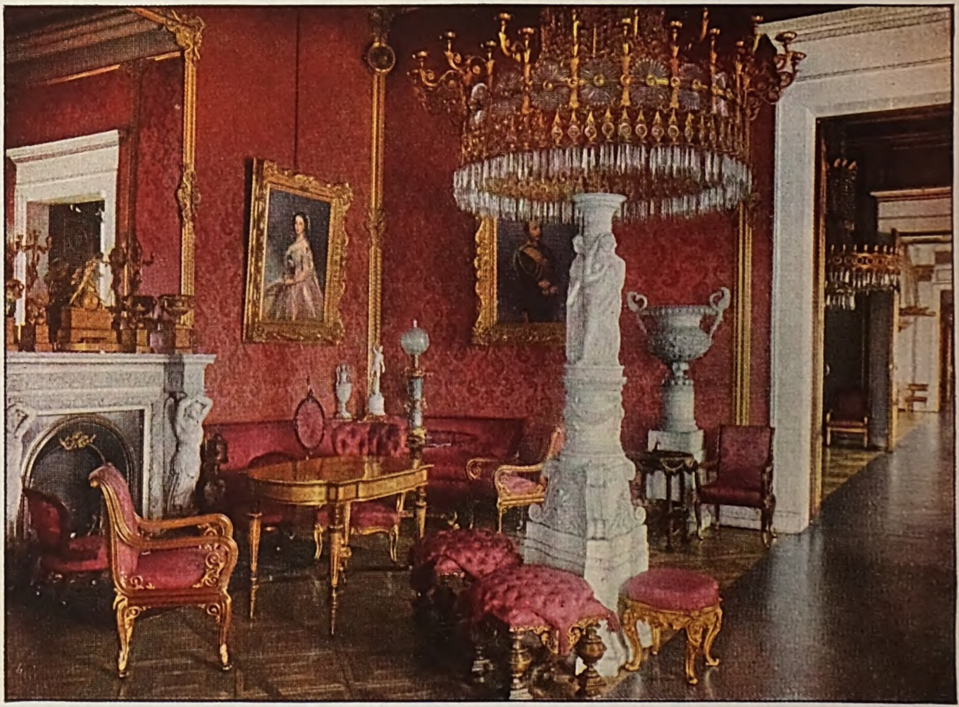
Ein am 10. Februar 1832 vom Prinzen Wilhelm an Schinkel gerichteter Brief be-

Digitized by Google



Der Tanzsaal

zieht sich vermutlich auf dessen Entwürfe. Darin schreibt er: „Jedoch bemerke ich, daß das Projekt mir für meine Mittel viel zu colossal ist, ohne mich nicht colossal zu ruinieren. Ich bin bisher mit meinen Finanzen noch nie in Verlegenheit gewesen, wünsche also durchaus so fortzufahren, um wenigstens nicht noch beschränkter als bisher



Wohnzimmer der Kaiserin

Digitized by Google

Einzug Kaiser Wilhelms I. mit den Verbündeten in Berlin am 16. 6. 1871. Ausschnitt aus einem Gemälde von W. Camphausen. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg)

leben zu müssen. Daher würde, soll ich aus meinen Mitteln bauen, das Project doch sehr modifiziert werden müssen, da ich außer der disponiblen Summe von 320 000 Thlr. nichts herzugeben und nichts aufzunehmen vermag. Denn dergleichen finanzielle Unternehmungen, inclusive Amortisationsfonds usw., setzen einen jahrelang in sehr beschränkte Verhältnisse, bis alles abgetragen ist, und die herrlichen Palais-Räume müßten ebenso viel Jahre lang unbenutzt stehen, weil die Mittel fehlen, sie zu peupliren. Nach früheren Erfahrungen und Anschlägen schlage ich Ihr Project aber auf 5—600 000 Thlr.

Bildnis. Porzellanmalerei

an." — Der Umbau mußte also weniger großzügig bewerkstelligt werden.

Schinkels Rat mochte der Prinz nicht entbehren. Am 6. Mai 1833 schrieb er ihm von einem neuen Plan: „Jetzt hat der B.R. Langhans mir seine Pläne eingereicht und nach einigen von mir gewünschten Modificationen erscheint mir das Project sehr gelungen, da es die Wohnungs Räume unverändert nach Ihrem Plan läßt und nur in den Saal(-)Combinationen eine annehmbare Veränderung eintreten läßt."

Der vom Prinzen genannte Baumeister war der Sohn des Erbauers des Brandenburger Tores, Baurat Carl

Digitized by Google

Ferdinand Langhans, der später auch das in der Nacht vom 18. zum 19. August 1843 bis auf die Grundmauern niedergebrannte Opernhaus wiederherstellte. In seiner Antwort zollte Schinkel dem Bauplan von Langhans volle Anerkennung. Er glaubte, daß unter Berücksichtigung des beschränkten Platzes schwerlich ein Plan erdacht werden könne, der den Anforderungen eines modernen und vornehmen Palastes gerechter würde als der ihm vorgelegte Entwurf, und entkräftete einige vom Prinzen vorgebrachte Bedenken. Am 29. Mai des nächsten Jahres fand die Grundsteinlegung des Langhans übertragenen Baues statt, an der der spätere Kaiser Friedrich als zweieinhalbjähriges Kind teilnahm.

Aus dem im Jahrgang 1902 des Hohenzollern-Jahrbuches von Paul Seidel veröffentlichten Briefwechsel des Prinzen Wilhelm mit Langhans geht hervor, wie eingehend sich der Bauherr um alle Einzelheiten des Baues kümmerte. Die Anordnung der Zimmer, die Treppenanlage, die Gestaltung des Wintergartens, die durch die angrenzen-

Arbeitszimmer der Kaiserin. Aquarell von K. G. A. Graeb

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm I. Gemälde von Franz Krüger

den Baulichkeiten sehr erschwerte Frage genügender Lichtbeschaffung, die Unterbringung der Dienst- und Wohnräume für die Hofstaaten, die Beamten und die Dienerschaft wurden eingehend besprochen.

Nach zwei Jahren war der Bau vollendet. Wer das Palais kennt, das sich bis auf einige im Jahre 1854 von Strack durchgeführte Verschönerungen der Innenarchitektur in seiner ursprünglichen Gestalt und Einrichtung erhalten hat und hoffentlich für alle Zeiten erhalten wird, muß zugeben, daß Langhans unter den gegebenen Verhältnissen das denkbar Beste geleistet hat. Die Lichtlosigkeit der hinteren Räume war nicht zu vermeiden, wenn man die Bibliothek nicht abreißen wollte. Daß Prinz Wilhelm und seine Gemahlin diesen empfindlichen Mangel ihres Heims mit in den Kauf nahmen, beweist ihre Achtung vor historisch Gewordenem und ist der Ausdruck der Pietät gegenüber dem Vorfahren, der der Hauptstadt seines Landes ihren residenzlichen Charakter gegeben hat. Andererseits wirken die nach den Linden gelegenen Zimmer, die nicht nur Repräsentationszwecken, sondern den Bewohnern des Palais auch zu ständigem Aufenthalt dienten, ebenso wie die Säle des an der Durchfahrt liegenden Seitenflügels in ihren Größenverhältnissen und ihrer Anordnung so harmonisch, daß jeder Besucher des Palais bei ihrem Durchschreiten durchaus den Eindruck fürstlicher Vornehmheit und Würde erhält. Der für den Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin errichtete Bau war so angelegt und eingerichtet, daß er auch den Ansprüchen eines königlichen und kaiserlichen Hofhalts voll genügt hat.

Für die Inneneinrichtung war die Prinzessin Augusta mit großem Eifer und Geschick bemüht. „An mir ist ein Dekorateur verloren gegangen," pflegte sie zu sagen, wenn ihr eine Anordnung in ihren Räumen besonders gelungen war. Die Berliner Gesellschaft war von der vornehmen und glänzenden Ausstattung des Palais entzückt. Wir können dem nicht bedingungslos zustimmen, da wir heute andere Anforderungen an Wohnlichkeit und Behaglichkeit stellen. Neben vielen schönen Stücken besonders an großen Vasen, Uhren, Kronleuchtern, Gemälden finden wir Möbel, die unserem Geschmack durchaus nicht mehr zusagen wollen. Bedrückend wirkt die Fülle von allerlei Andenken, Geschenken und Bildern, die in dankbarer Pietät für die Spender, zumeist Familienangehörige, ohne Rücksicht auf Güte und Wert wahllos neben-, fast aufeinander gestellt wurden.

In der nach den Linden zu liegenden Front waren links vom Eingang im unteren Stock die Räume des Kaisers, im oberen Stock die der Kaiserin untergebracht. Von der Eingangshalle führen einige von zwei molossischen Hunden in Marmornachbildun-

Digitized by Google

Jugendbildnis der Kaiserin Augusta Miniaturgemälde von Karl Begas d. Ä.

führt, das Kaiser Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritt bezogen hatte. An der nun leeren Stelle ließ die Kaiserin Augusta ein Banner von weißer Seide aufstellen mit der in Gold gestickten, schlichten Inschrift: „Hier standen Preußens siegreiche Fahnen.“ In diesem Zimmer nahm der Kaiser die militärischen Meldungen entgegen und beim Jahreswechsel die Glückwünsche der Kommandierenden Generäle. Auch Abordnungen allerart wurden hier empfangen. In dem daranstoßenden Vortragszimmer wurden die Beratungen mit dem Staatsministerium abgehalten und die Vorträge des Reichskanzlers, des Chefs des Generalstabes, des Kriegsministers und der Chefs des Militär- und Zivilkabinetts entgegengenommen. Hier unterzeichnete der Kaiser auch die Mobilmachungsorders vor den drei großen Kriegen. Rechts an der in das Arbeitszimmer führenden Tür steht auf einer Staffelei das sehr gute Bildnis der Kaiserin von N. Schroedl, darunter auf dem Fußboden ein Bild der an dem Palais vorbeimarschierenden

gen der im Vatikan befindlichen Antiken beseitete Stufen in das obere Vestibül, von dem man in die Gemächer des Kaisers eintritt. Durch das nach dem Hofe zu gelegene Adjutantenzimmer gelangt man in das erste Zimmer der Lindenfront, das sogenannte Empfangszimmer, in dem die Fahnen der Berliner Garnison aufgestellt waren. Diese Zeugen der ruhmreichen Kämpfe der preußischen Armee verblieben dort bis zum 27. Januar 1889. An diesem Tage wurden sie in den Sternsaal des Königlichen Schlosses überge-

Kleines Teezimmer der Kaiserin

Digitized by Google

Jugendbildnis der Großherzogin Luise von Baden. Miniaturgemälde von Karl Begas d. Ä.

denen, die um ihn waren, erzählen lassen, daß er jedesmal beim Herannahen der Musik mitten im Zimmer und während des Gesprächs den Überrock über der weißen Weste zuknöpfte und den Orden pour le mérite nach der Vorschrift zwischen den Uniformkragen legte. „Ein Knopf, der nicht zugeknöpft war,“ konnte in militärischen Dingen für ihn maßgebend sein für die Beurteilung des ganzen Systems.

Neben dem historischen Fenster steht des Kaisers Schreibtisch mit einem unübersehbaren Vielerlei an Bildern, Andenken und Zieraten überladen. Dem Stuhl gegenüber in dreiteiligem Rahmen die Ölminiaturbilder der Kaiserin und seiner beiden Kinder in jugendlichem Alter von Karl Begas, darüber das Bild seiner Gemahlin in älteren Jahren von Richter, links an der Wand dieselbe als junge Frau von Magnus. Ein Medaillonporträt der Kaiserin von dem Bildhauer Josef von Kopf, der dem Kaiserpaar während des alljährigen Aufenthaltes in Baden-Baden nahetrat und in seinen Erinne-

Wache von Skarbina, das die Damen und Herren des Hofstaates dem Kaiser zu seinem letzten Geburtstage schenkten.

Wie das ganze Palais Kaiser Wilhelms I. ist ganz besonders sein Arbeitszimmer eine Weihestätte für jeden, dem der Kaiser als Mensch und Herrscher die verkörperte Majestät darstellt. Pflichttreu und gewissenhaft wie wenige Fürsten hat er hier in des Wortes tiefster Bedeutung unermüdlich geschafft. Wir Älteren, die wir noch das Glück hatten, in sein gütiges Gesicht zu schauen und in all seinem Tun und Lassen den Ausdruck seiner edlen Gesinnung und vornehmen Wesensart zu sehen, stehen anders zu ihm als die Jüngeren, denen er nur die bedeutende geschichtliche Gestalt, der erste Kaiser des wieder geeinten deutschen Vaterlandes ist. Uns belebt das Arbeitszimmer, an der Ecke nach den Linden und dem Opernplatz zu gelegen, seine hoheitsvolle Gestalt. Wir sehen ihn beim Vorbeiziehen der Wache an das historische Eckfenster treten, an dem wir ihn als junge Studenten so oft geschaut. Wir haben es uns von

Jugendbildnis des Kaisers Friedrich III. Miniaturgemälde von Karl Begas d. Ä.

Digitized by Google

Kaiserin Auguste Viktoria. Gemälde von Franz-Xaver Winterhalter

rungen manches Freundliche von ihm zu erzählen weiß. Links über dem Schreibtisch sehen wir die Büste Friedrich Wilhelms III. mit einem Lorbeerkranz, in weiterer Entfernung auf einem Postament denselben zu Pferde von A. Wolff. An der linken Wand oberhalb des Bildes der Kaiserin ein Porträt der Königin Luise mit der hohen Mullbinde von Lauchert. Etageren und Stühle sind mit Mappen, Karten, Rollen überreich beladen. An den Wänden und Türen hängen Bilder von Angehörigen der Königsfamilie in allen möglichen Wiedergaben. Sehr nüchtern muten in den Bücherständern eine Folge von Bänden der preußischen Gesetzsammlung, des Reichsgesetzblatts, der Zivilprozeßordnung und andere wenig unterhaltende Bücher an. An geschichtlichen Werken finden wir die Publikation des Generalstabes über den deutsch-französischen Krieg. Nur ein einziger Stuhl diente als Sitzgelegenheit. In all diesem Wirrwarr waltete der Kaiser mit peinlicher Ordnungsliebe, die an Pedanterie grenzte. Eines

Digitized by Google

Großherzogin Luise von Baden. Gemälde von Franz-Xaver Winterhalter

Morgens hatte der Geheime Hofrat Schneider, der eine Art Mittelstellung zwischen Bibliothekar und Privatsekretär bei dem alten Herrn einnahm, eine große Mappe mit Bildern vorzulegen. Da das noch auf dem Schreibtisch stehende Kaffeegeschirr daran hinderte, sagte ihm der Kaiser, er möchte es beiseite stellen. Das war aber im Arbeitszimmer des Kaisers eine Unmöglichkeit, da vor Büchern, Papieren und Karten auch nicht das kleinste Fleckchen auf Tischen, Stühlen und anderen Möbelstücken frei war. Schneider stellte das Service daher ins Vortragszimmer. Als er entlassen war, klingelte der Kaiser dem diensttuenden Leibjäger, dem Schneider im Vorzimmer sagte, wo er das Kaffeeservice finden würde. Durch einen Zufall begegnete er dem Leibjäger, als dieser wieder herauskam, und war höchst erstaunt zu hören, daß der Kaiser das Service selbst wieder auf den Schreibtisch gestellt hatte, wo es der Dienst zu finden gewohnt war.

Eine schmale Wendeltreppe führt von der dem Arbeitszimmer benachbarten Bibliothek

Digitized by Google

in die Räume der Kaiserin Augusta im oberen Stockwerk. Es ist erstaunlich, daß der Kaiser diese vielfach gewundene Treppe noch bis in sein hohes Alter benutzte. Kurz vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1868 ist er hier ausgeglitten, als er, mit Geschenken im Arm, zur Kaiserin hinaufging. Er verletzte sich den Knöchel, so daß eine mehrwöchige Behandlung und Schonung notwendig wurde. Im Bibliothekzimmer nahm der Kaiser stehend das zweite Frühstück, das ihm auf den Absatz eines Bibliothekschrankes rechts vom Eingang in die Bibliothek gesetzt wurde. Daß er an der Flasche Wein, die dazu gestellt wurde, mit einem Bleistiftstrich vermerkte, wie weit er sie geleert hatte, um Mißbrauch festzustellen, ist eine Mär. Ein solches Mißtrauen lag nicht in der Art des vornehmen Herrn, der seine Dienerschaft mit einer von allen ausnahmslos gerühmten Güte behandelte und sich niemals zu einer Heftigkeit ihr gegenüber verleiten ließ, selbst wenn einmal berechtigter Anlaß zum Unwillen vorlag. Von der Bibliothek führt eine kleine Tür in das schlichte, nach dem Hofe zu gelegene Schlafzimmer des Kaisers, in dem er am 9. März 1888, fast 91 Jahre alt, an einem kalten Vorfrühlingsmorgen von seiner Familie und seinem Volke ging. In einer alkovenartigen Nische steht die einfache eiserne Bettstelle des Kaisers, daneben ein sehr bescheidener kleiner Nachttisch aus hellem Mahagoniholz. Links am Bett hängen zwei Aquarelle, die die Königin Luise auf dem Totenbett und ihre Aufbahrung in Hohenzieritz darstellen. Der übrige Bilderschmuck beschränkt sich auf Uniformbilder der russischen und preußischen Armee. Das sich an das Schlafzimmer anschließende gelbe, auch Toilettenzimmer genannt — der Kaiser hat sich niemals hier angekleidet — hat die Kaiserin Augusta ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls zu einer Kapelle umbauen lassen, für die Kaiser Wilhelm II. den Altar, das Kruzifix und die Engel zu beiden Seiten spendete. Von hier aus gelangt man wieder in das Adjutantenzimmer und dann durch die rundgeformte Waffenhalle und ein Durchgangszimmer über einige Stufen in die

Aus der Gemäldesammlung im Arbeitszimmer des Kaisers: Römisches Landmädchen. Ausschnitt aus einem Gemälde von August Riedel

Digitized by Google

Aus der Gemäldesammlung im Arbeitszimmer des Kaisers: Bildnis. Gemälde von Natale Schiavone

auszugreifen —, die zu ihren Donnerstag-Abenden geladen wurden, später Max Dunker, Mommsen, Ranke, der einstmalige Erzieher ihres Sohnes Ernst Curtius, Herman Grimm, Bergmann, Virchow, Helmholtz, Kögel, die Sängerin Désirée Artôt, aus der Hofgesellschaft die Generaladjutanten ihres Gemahls und deren Frauen, wie Graf Lehndorf, Fürst Anton Radziwill, der Generalintendant Botho von Hülsen, Generalarzt von Lauer, General von Bayer und andere, die ihr auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft volles Verständnis findende Anregungen gaben und in harmonischem Ausgleich von Nehmen und Geben vornehme Geselligkeit genossen. Außer Tee wurden an diesen Abenden regelmäßig belegte Brötchen, Eis und Mandarinen gereicht. Das war hergebracht und blieb so bis zum Tode der Kaiserin. An den Teesalon schlossen sich die geschmackvoll und wohnlich eingerichteten drei Zimmer der Großherzogin von Baden, die sie schon als Kind innehatte und bis zu ihrem Tode bei Anwesenheit in Berlin bewohnte.

Das sich an das obere Vestibül schmale, die Linden mit der Behrenstraße verbindende Durchfahrt. In dieser stieg der Kaiser immer in den Wagen, so daß seine Ausfahrt unbemerkt blieb.

In der Zimmerreihe nach den Linden zu, rechts von der Rampe, folgte auf die Portierloge ein früher für den Aufenthalt des diensttuenden Hofmarschalls bestimmtes Zimmer, das die Kaiserin Augusta, um ihrem Gemahl das Treppensteigen zu ersparen, in späteren Jahren als Teezimmer benutzte. Hier sah sie allabendlich um neun Uhr Gäste bei sich. Zeitlebens ist die Kaiserin Mittelpunkt eines geistigen Kreises geblieben, den sie in Berlin, Koblenz und Baden-Baden um sich zu vereinigen wußte. In den ersten Jahren ihrer Ehe waren es Fürst Hermann Pückler-Muskau, die verschiedenen Mitglieder der Familie Radziwill, die Herzogin Dorothea von Sagan, Graf Pourtalès, General Graf von der Goltz, von Gelehrten und Dichtern Alexander von Humboldt, Raumer, Geibel, Auerbach, der Kunstsammler Professor Waagen, Liszt, Henriette Sonntag — um nur einige bekannte Namen her-

Aus der Gemäldesammlung im Arbeitszimmer des Kaisers: Bildnis einer Münchnerin. Gemälde von Josef Karl Stieler

Digitized by Google

rechts anschließende Treppenhaus aus schlesischem Marmor ist vielleicht der eindrucksvollste Raum des ganzen Palais. Die zunächst in gerader Linie ansteigende Treppe teilt sich auf dem ersten Absatz in zwei gebogene Arme. Am Ende des geraden Treppenteils steht auf einem Marmorpostament die Büste Friedrichs des Großen von Rauch; unter ihr sitzt ein Adler mit gespreizten Flügeln, der mit den Fängen einen Lorbeerkranz hält. Die Seitenwände schmücken die Gillyschen Büsten Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. zwischen je zwei Vasen mit den Porträtreliefs Blüchers und Hardenbergs auf der einen, des Grafen Brandenburg und Alexander von Humboldts auf der anderen Seite. Beim Aufstieg über die gerade Treppe hat man im Aufblick zwei Viktorien und einen Friedensengel von Rauch vor sich, die durch das Oberlicht der Rotunde wundervoll beleuchtet werden.

Die Wohnung der Kaiserin zerfällt in die doppelte Flucht der nach dem Hofe und nach den Linden zu gelegenen Räume. Man tritt vom Vestibül in das Vorzimmer, kommt von dort in das nach den Malereien auf den Wänden benannte pompejanische Zimmer, dann in das Vorlesezimmer, das über der Kapelle des unteren Stockwerks liegt, und schließlich in das Schlafzimmer der Kaiserin, das ein Fenster nach dem Opernplatz hat. In den ersten Jahrzehnten der Ehe empfing die Kaiserin den Besuch zum Tee in dem Vorlesezimmer oder blauen Kabinett, in dem sie sich am liebsten aufhielt. Das kleine Zimmer wurde von den Gästen auch die Teebüchse oder Bonbonnière genannt. In späteren Jahren, als die Kaiserin schon mehrfach Urgroßmutter war, kam jeden Freitag die Prinzessin Wilhelm mit ihren Kindern zu ihr. Dann ließ sich die Kaiserin in ihrem Rollstuhl bis an die Treppe heranfahren, um die junge Mutter mit ihren Kindern zu begrüßen. Die ältesten Prinzen genossen das Vorrecht, ihre Urgroßmutter wieder zurückfahren zu dürfen.

Betritt man die nach den Linden gelegenen Zimmer des ersten Stockwerks, so ist man angenehm berührt von der durch die hohen Fenster einflutenden Lichtfülle. Die in der Richtung nach dem Opernhaus liegenden Räume gehören noch zur Wohnung der Kaiserin. Im Audienzzimmer fallen die Porträts des Kaiserpaares aus früheren Jahren, das der Kaiserin von Winterhalter, das des Kaisers von Krüger ins Auge. Die große Uhr aus ägyptischem Alabaster brachte der König 1868 von der Pariser Weltausstellung mit. Alle oberen Räume haben prachtvolle Kristallkronleuchter. Auch die Porträts der Großherzogin von Baden und der Kaiserin Friedrich im anschließenden Wohnzimmer sind von Winterhalter, die ihrer Männer von

Der kleine Speisesaal

Digitized by Google

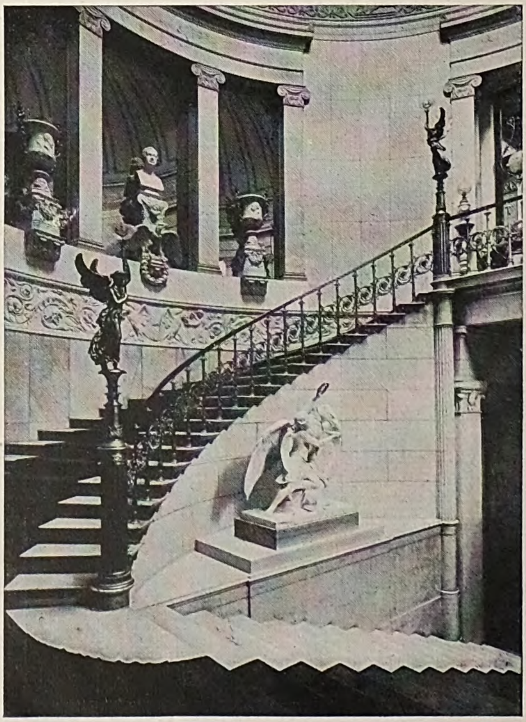
Kaiser Wilhelm nimmt bei Euskirchen am 22. 9. 1884 zum letzten Male die Parade zu Pferde ab. Ausschnitt aus einem Gemälde von Emil Hünten
Unten: Kronprinz Wilhelm. Gemälde von Josef Koppay

Lauchert. Neben dem Mitteltisch steht der Rollstuhl der Kaiserin, vor dem Fenster ein länglicher, eingelegter Tisch, an dem die Majestäten ihre Mahlzeit einzunehmen pflegten, wenn sie allein waren. Das Arbeitszimmer der Kaiserin liegt über dem des Kaisers mit einem weiten Blick über die sich dort zum Platz weitenden Linden bis zum Apothekenflügel des alten Schlosses und zur Kaiser-Wilhelm-Brücke.

Wir kehren in das Balkonzimmer zurück, von dem aus die Kaiserin am Tage der Überführung des Sarges ihres Gemahls in das Charlottenburger Mausoleum den letzten Abschied von ihm nahm. Nach Westen zu reihen sich die Repräsentationsräume an das Balkonzimmer an, alle in der Architektur, in Stil und Einrichtung Ausdruck edler Majestät. Auf das Malachitzimmer, so genannt nach den vielen aus diesem Stein hergestellten Gegenständen, zumeist Geschenken der beiden russischen Kaiser Nikolaus II. und Alexander II., folgt das Eßzimmer, in dem u. a. die Botschafterdiners abgehalten und die Weihnachtstische aufgebaut wurden, während die allsonntäglich stattfindende Familientafel im Balkonzimmer stattfand. In dem nach der

Digitized by Google

Vortragszimmer des Kaisers. Unten: Das Treppenhaus



Durchfahrt liegenden Flügel folgen der runde Tanzsaal mit 20 kannelierten korinthischen Säulen, die eine Galerie mit vielarmigen, vergoldeten Kandelabern tragen. Die gelbe Galerie verbindet den Tanzsaal mit dem Adlersaal, der 1854 von Strack neu hergerichtet wurde. Ein stolzer Adler mit ausgebreiteten Schwingen steht gegenüber dem Eingang auf einer Konsole und bietet einen wirksamen Abschluß des Durchblicks vom Eßzimmer. Der Saal wurde bei größeren Festlichkeiten zum Aufstellen von Büfetts oder zu theatralischen Darbietungen benutzt. Hier wurden dem Kaiser alljährlich die in die Armee eintretenden Kadetten vorgestellt, zum letztenmal am 28. Januar 1888. — Als am 20. März 1848 ein besonnener Bürger das Palais des Prinzen von Preußen vor der Wut der erregten Volksmasse, die es in Brand stecken wollte, dadurch rettete, daß er es zum Nationaleigentum erklärte, ahnte niemand, daß es dereinst ein Nationalheiligtum des deutschen Volkes werden sollte.

Digitized by Google

Methode und Mode Coué

Von Univ.-Prof. Dr. Max Dessoir

An demselben Tage, an dem mich die Schriftleitung dieser Zeitschrift einlud, zu ihren Lesern über das Heilverfahren Coués zu sprechen, erhielt ich von Charles Baudouin, dem bekanntesten wissenschaftlichen Fortbildner des Verfahrens, einen für das deutsche Publikum bestimmten Aufruf. Darin heißt es: „Beunruhigende Nachrichten strömen uns von allen Ecken und Enden des Reiches zu, und es werden deren immer mehr. Zugetane Briefschreiber sprechen uns ihren Kummer und Unwillen darüber aus, daß ‚Coué-Demonstrationen' stattfinden, die an geschäftliche Ausbeutung und Marktschreierei erinnern ... Ich bedauere es, daß Herr Coué diesen Demonstrationen nicht öffentlich entgegentritt, vielmehr seine Duldsamkeit oder Vertrauensseligkeit zuweilen so weit treibt, daß er sie sogar zu billigen scheint. Mir tut das Herz weh beim Anblick der Schamlosigkeit, mit der man einen Mann am Ende seiner schönen, aufopferungsvollen Laufbahn eine lächerliche Rolle spielen läßt ... Es ist wichtig, daß das Publikum die Autosuggestion nicht als ein Allheilmittel betrachte, von dem man Wunder erwarten dürfe; es ist wichtig, daß man mir nicht die Meinung zuschreibe, diese Methode könne die medizinischen oder auch nur die andern psychotherapeutischen Maßnahmen ersetzen ... Wenn ich es für meine Pflicht halte, die Deutschen vor einer drohenden Epidemie zu warnen, so geschieht es deshalb, weil ich vor zwei bis drei Jahren in England und Amerika Verwüstungen durch dasselbe Übel beobachten konnte ... Aber ich glaube nicht, daß in Deutschland die gleiche Gefahr zu befürchten ist; ich vertraue der Gründlichkeit des deutschen Urteils."

Wir haben demnach allen Anlaß, uns einmal näher mit dem Gegenstand zu befassen. Dazu ist aber nötig, daß wir uns vorher über zwei hier in Frage kommende Begriffe klarwerden, nämlich über den Begriff der Suggestion und den des Unterbewußtseins.

Unser Sprachgebrauch hat das Wort von der „suggestiven Kraft" aufgenommen, die von gewissen Dingen und Personen ausgehen soll. Das Gähnen besitzt eine solche Kraft, der man sich nur schwer entziehen kann; die im Warenhaus aufgestapelten Waren verleiten einen schwachen Charakter dazu, über Bedürfnis und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit hinaus einzukaufen. Namentlich jedoch Personen üben durch Schmeichelei, Überredung oder durch Zwang einen oft erstaunlich großen Einfluß auf andre Menschen aus, einen Einfluß, der auch den Körper einbeziehen kann: sind doch sogar durch bloße Suggestion gelegentlich Brandwunden auf der Haut eines Hypnotisierten hervorgerufen worden. In allen Fällen zeigt die suggerierte Vorstellung das Merkmal, daß sie nicht folgerichtig aus der seelischen Vergangenheit des Betroffenen und den im Augenblick vorhandenen Bewußtseinsinhalten hervorgeht, sondern gewissermaßen grundlos die Herrschaft an sich reißt. Offenbar also ist ein suggestibler Mensch ein solcher, dessen eigener Wille sich nicht gegen Lockungen oder Drohungen behaupten kann, dessen erworbener Seelenzusammenhang allzu leicht, wenn auch meist nur für kurze Zeit, zerstört werden kann.

Daß diese Schwäche trotzdem eine Kraft in sich schließt, läßt sich zeigen, sobald wir zu dem zweiten Begriff, dem des Unterbewußtseins, übergehen. Eine suggestive Vorstellung muß ja nicht nur aufgenommen, sondern auch verwirklicht werden. Da das helle Bewußtsein an dieser Verwirklichung nicht beteiligt ist, ihr vielleicht sogar sehr entschieden widerstrebt, da aber anderseits ohne Frage seelische Tätigkeit vorliegt, so nimmt ein Teil der heutigen Psychologen an, daß das „Unterbewußtsein" am Werke sei. Baudouin sagt geradezu: die Suggestion ist ein unterbewußter Wille. Jedenfalls mag man sich den Ablauf so denken, daß alle seelischen Vorgänge, die zur Ausführung einer suggerierten Handlung oder zum Entstehen einer körperlichen Wirkung vorauszusetzen sind, sich unterhalb der Schwelle des klaren Bewußtseins abspielen. Hierin liegt zugleich eine weitere Erkenntnis. Die von außen kommenden Suggestionen müssen angeglichen, gleichsam aufgesogen werden, um ihre Kraft entfalten zu können, nur eben nicht mit voller Überlegung und mit Anspannung des Willens. Sie werden im Grunde allesamt zu Autosuggestionen. Auch die ganz unzweideutigen Autosuggestionen wirken sich im Unterbewußtsein aus.

Wenn jemand sich beim Einschlafen vornimmt, zu einer bestimmten Zeit zu erwachen, so werden vielleicht unterbewußt Reize aufgefaßt und ausgewertet, die das Erwachen zur Folge haben. Oder man denke sich folgenden Fall. Ich habe versehentlich eine Stunde lang einen fremden Hut getragen. Indem ich den Hut zurückgebe, bemerke ich, daß der Eigentümer einen Ausschlag auf der Stirn hat, und sofort verspüre ich heftiges Jucken an der gleichen Stelle; diese Empfindung, die nur seelisch bedingt ist, stammt gewiß nicht aus dem „Bewußtsein" — im engeren Sinne des Wortes.

Der Zusammenhang der Suggestion mit dem Unterbewußtsein und die Vermittelung durch die Autosuggestion ist besonders klar erkannt worden in der sogenannten Schule von Nancy. Man unterscheidet eine ältere und eine jüngere Schule von Nancy; zur

Digitized by Google

jüngeren gehört Coué. Er ist kein Arzt, hat überhaupt keine Universitätsbildung genossen, aber er besitzt offenbar alle Anlagen des geborenen Heilers, vornehmlich eine unzerstörbare Güte. In den Jahren 1910 bis 1914 hat er seine Praxis aufgebaut; nach dem Krieg ist sie gewaltig angewachsen. Ich selber habe ihn nie kennengelernt, doch weiß ich von ihm nicht nur durch Schriften, sondern auch durch persönlichen Verkehr mit den wissenschaftlichen Vertretern seiner Lehre: Prof. Charles Baudouin, D. A. Lestchinski und Sofie Lorié*).

Coués Grundsätze lassen sich leicht aussprechen. 1. Es gibt lediglich Autosuggestionen, also keine Fremdsuggestionen. Hiermit wird der alte Glaube an eine vom Hypnotisten ausstrahlende, geheimnisvolle Kraft noch gründlicher zerstört als durch die übliche Suggestionslehre. Denn nicht einmal den Worten des Hypnotisten (oder seinen anderen Maßnahmen) wird nunmehr unmittelbare Wirkung zuerkannt, vielmehr wird der Ton darauf gelegt, daß die Versuchsperson sich einredet, sie sei der Suggestion unterworfen. Die Fremdsuggestion ist nichts weiter als ein Mittel zur Ausbildung der Autosuggestion. 2. Autosuggestion bedeutet nicht Erziehung des Willens; der Wille ist vielmehr der Stein des Anstoßes: je mehr man will, um so weniger kann man. Es handelt sich um Schulung der im Unterbewußtsein schier allmächtigen Einbildungskraft — jener Einbildungskraft, die auch nach Erfahrungen des täglichen Lebens im Kampf mit dem Willen fast stets den Sieg davonträgt. 3. Durch Autosuggestion kann der Zustand des Gemütes gleichwie die Verfassung des Körpers in hohem Grade beeinflußt werden. Wir müssen daher lernen, uns gute Suggestionen zu geben, wir, die wir allesamt es so vortrefflich verstehen, uns durch unbewußte schlechte Eigensuggestionen zu schaden.

Diese Grundsätze pflegt Coué durch Hinweise auf bekannte Tatsachen zu erläutern. Die Ohnmacht des Willens zeigt er an den vergeblichen Versuchen, sich zum Einschlafen zu zwingen, oder an den fruchtlosen Anstrengungen, einen vergessenen Namen zu finden; im letzten Fall hilft nur das eine Mittel: man beschäftigt seine Gedanken mit einem ganz andern Gegenstand und läßt „es" inzwischen „ruhig arbeiten". Coué macht auch ein paar einfache Experimente mit seinen Besuchern. Er bittet jemand, sich in ganz aufrechter Haltung, mit möglichst starren Muskeln, den Kopf nach hinten geneigt hinzustellen und dreimal ganz schnell zu sagen: „Ich falle nach hinten" — alsbald geschieht es. Oder er läßt einen andern Besucher die linke Hand schließen und sagt im Tone des Befehls: „Sie können die Hand nicht öffnen" — und der Erfolg tritt meistens ein. Kurz, Coué gibt Wachsuggestionen, die um so leichter gelingen, als ja der Ruhm des Meisters und die ganze Umgebung förderlich einwirken. Ich erinnere mich aus dem Kriege an ein Krankenhaus in Gent, in dem die aus der Front zurückgeschickten „Schüttler" schnell und sicher von ihrem Leiden befreit wurden, weil alle Insassen des Hauses, vom Pförtner angefangen, früher selbst Schüttler gewesen waren und dem neu Eintreffenden überzeugt von schneller und sicherer Heilung sprachen; auch hier war die Stimmung vom ersten Augenblick an so günstig, daß die suggestiven Maßnahmen des Arztes höchst selten fehlschlugen.

Dann wendet sich Coué den Beschwerden der einzelnen zu. Er reibt schnell und leise die Stellen, die schmerzhaft sind, und sagt dabei, zusammen mit dem Kranken, und zwar sehr rasch: „Es geht vorüber, es geht vorüber . . ." Diese Worte müssen schnell und verhältnismäßig lange Zeit hindurch gesprochen werden, damit kein bewußter Zweifel sich dazwischen schieben und die bereitwillige Mitarbeit des Unterbewußtseins stören kann; Coué vergleicht sein Vorgehen mit dem Niederlassen eines Schlagbaums. Hierauf pflegt Coué die Besucher aufzufordern, sich bequem hinzusetzen, die Augen zu schließen, damit die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werde, und dem zuzuhören, was er ihnen nunmehr sagen werde. Eine solche Ansprache ist in einer Schrift Coués aufgezeichnet; ein paar Hauptpunkte daraus seien hier wiedergegeben. „Ich will nicht versuchen, Sie einzuschläfern, denn das ist überflüssig. Aber meine Worte sollen sich so in Ihr Gehirn eingraben, daß Sie selbst und Ihr Körper diesen Worten unbewußt gehorchen werden. Zunächst sage ich Ihnen, daß Sie dreimal am Tage Appetit empfinden und mit Genuß essen werden, aber nicht zu viel. Sie werden langsam kauen . . . (Es folgen Suggestionen über Verdauung, Stuhlgang, Nachtschlaf.) . . . Sie werden heiter sein, auch ohne Grund, so wie Sie bisher manchmal grundlos traurig waren, und selbst wenn Anlaß zu Ärger und Kummer vorliegen sollte, wird die innere Fröhlichkeit siegen... Alle Ihre Organe sind gut imstande: das Herz schlägt ruhig und gleichmäßig, der Kreislauf des Blutes... Sollte eins der Organe nicht in Ordnung sein, so wird es täglich ein wenig besser werden... Es ist nicht nötig zu wissen, welcher Teil des Körpers krank ist, denn unter dem Einfluß der Autosuggestion versteht das Unterbewußtsein das Organ zu finden und darauf zu wirken. Ich füge noch etwas äußerst Wichtiges hinzu: wenn Sie bisher sich selber wenig zugetraut haben, so wird nunmehr ein starkes Selbstvertrauen Platz greifen, gestützt auf die unberechenbare Kraft, die in jedem von uns lebt . . . Die Wörter: zu

*) Vgl. Charles Baudouin, Psychologie der Suggestion und Autosuggestion. Dresden, Sibyllen-Verlag, 1926. — A. Lestchinski et S. Lorié, Essai médico-psychologique sur l'autosuggestion. Neuchâtel, Delachaux et Niestlé, 1924.

Digitized by Google

schwer, unmöglich, ich kann nicht, sollen aus Ihrem Wörterbuch verschwinden."

Nach dieser allgemeinen Suggestion geht Coué zu jedem einzelnen und gibt ihm die besonderen Suggestionen, die seinen körperlichen und seelischen Beschwerden angepaßt sind. Dann folgen wieder allgemeine, ermutigende Worte, die Aufforderung, langsam die Augen zu öffnen, und die Ermahnung, bald oder in gemessenen Zeitabständen wiederzukommen. Den Schluß bildet der auch in Deutschland geradezu volkstümlich gewordene Rat, an jedem Morgen und Abend zwanzigmal wie eine Litanei die folgende Formel herzusagen: „Tous les jours, à tous points de vue, je vais de mieux en mieux."

Etwas anders verfährt Baudouin, da er nicht mit einem Massenbesuch zu rechnen hat. Er beginnt bei jedem neuen Kranken mit einem kleinen Versuch, der ihn von der Wirksamkeit der Autosuggestion überzeugen soll. Dem einen Ende eines Bleistiftes wird ein Faden umgeschlungen und an dessen Ende ein Knopf befestigt. Die Versuchsperson hält diesen kleinen Apparat etwa so wie der Angler seine Rute, und zwar über einem weißen Blatt Papier, auf dem ein Kreis gezeichnet ist mit zwei sich im rechten Winkel schneidenden Durchmessern AOB und COD. Wenn die Versuchsperson nun, den Blick auf den Knopf geheftet, im Geiste der senkrechten Linie AOB folgt — wohlgemerkt aber: ohne irgendeine Bewegung zu machen —, so beginnt der Knopf, von selbst in dieser Richtung zu schwingen; das Entsprechende geschieht, sobald an die wagerechte Linie oder an den Kreisumfang gedacht wird. Dabei merkt die Versuchsperson nicht nur nichts von einer Bewegung des Armes oder der Hand, sondern jede Bemühung, das Pendeln zu unterdrücken, vermehrt es sogar. Nachdem man sich auf diese Art von der Wirksamkeit des Unterbewußtseins überzeugt hat, ist man für die Vorschläge des Heilpädagogen empfänglich geworden; in Baudouins Verfahren spielt eine große Rolle, daß man jeden Morgen sich in zwei oder drei Minuten alle Wünsche für Stimmung und Gesundheit durch den Kopf gehen läßt: er nennt das „die moralische Morgentoilette".

Die Erfolge, von denen berichtet wird, sind zum Teil ganz erstaunlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß ja zum Glück viele Krankheiten von selber heilen; ob nicht im einzelnen Fall die Krankheit auch ohne planmäßige Heranziehung des Unterbewußtseins gut abgelaufen wäre, wird schwer auszumachen sein. Durchaus begreiflich sind die Erfolge bei sogenannten nervösen Beschwerden und bei Leiden mit nervösem Einschlag, besonders wohl — soweit das ein der ärztlichen Praxis Fernstehender beurteilen kann — bei Magen- und Darmleiden. Ich habe unter anderem beobachtet, daß eine ältere Dame, die sich krumm hielt und vergeblich durch Aufmerksamkeit und Willensanspannung dagegen ankämpfte, innerhalb einer solchen autosuggestiven Behandlung die gerade Haltung wiedergewann; sie erzählte mir, sie habe oft das Gefühl, als ob eine unsichtbare Hand die Schultern nach hinten zusammendrücke. Die Hauptsache scheint mir, daß die Eigensuggestionen in jene unterirdische Minierarbeit hineingleiten, die sich fraglos in den Tiefen der Seele abspielt. Mir selbst will es freilich mit der Methode Coué nicht glücken, obwohl ich theoretisch von ihrer — eingeschränkten — Brauchbarkeit überzeugt bin: ich finde den „Dreh" nicht, weil ich zu bewußt bleibe. Es gehört wohl mehr Frische und Unbefangenheit dazu, als unsereiner aufbringt.

Bei aller Anerkennung jedoch dessen, was geregelte Autosuggestion zu leisten vermag, muß vor dem Couéismus der Straße gewarnt werden. Auch Coués Verfahren ist nicht, ebensowenig wie irgendein anderes, ein Allheilmittel. Wir erleben jetzt dasselbe wie in den Zeiten des Mesmerismus: je weiter sich die Mode verbreitet, desto mehr verzerrt sie sich. Das liegt vor allem darin begründet, daß wir Menschen nichts ängstlicher scheuen als das Nachdenken. Gewiß will jeder gesund bleiben oder werden, aber am liebsten so, daß er täglich sich abduscht oder Aufbausalze schluckt oder das therapeutische Gebet aufsagt, denn dann braucht er den Verstand nicht zu bemühen. Weiter indessen führt kluge Beobachtung, sorgsame Trennung der verschieden gearteten Störungen, behutsames Aufspüren der ursächlichen Zusammenhänge zwischen den Änderungen des Befindens und den getroffenen Maßnahmen, und in allem muß eben die Vernunft walten. Daß Coué diese Notwendigkeit mißachtet und den naiven Glauben an die Macht des Wortes einerseits, an die unbegrenzte Kraft des Unterbewußtseins anderseits zum alleinigen Grundsatz erhebt, scheint mir bedenklich. Ebensowenig kann ich mich damit befreunden, daß die Erziehung des Willens sträflich vernachlässigt wird. Obgleich unter bestimmten Umständen tatsächlich der Wille von der Phantasie besiegt zu werden pflegt, so geschieht es keineswegs immer und es soll nicht immer geschehen. Wehe den Menschen, die das zielgerichtete Wollen preisgeben, um sich der unbestimmbaren Einbildungskraft zu überlassen!

Unsere Ärzte und Erzieher werden die Mittellinie finden müssen, auf der das Verfahren Coués, seines modischen Flitterruhms entkleidet, als Hilfsmittel gute Dienste leisten kann. Hoffen wir, daß die falschen Propheten, die jetzt auch in Deutschland ihr Unwesen treiben, bald verstummen; sie haben Schaden genug angerichtet.

Digitized by Google

Eminenz / Novelle von Carl Marilaun

Das Nachspiel der kleinen Orgel in der Sakramentskapelle schwebte leise durch die zur Decke steigenden Weihrauchwolken. Der alte Giacomo nahm die Stange mit dem Blechhütchen und löschte die Lichter am Tabernakel aus.

Bevor er mit seinen schlurfenden Schritten zurück in die Sakristei ging, zündete er aber vor dem Bild der wundertätigen Frau vom Berge Karmel eine neue Kerze an. Mochte sie diese Nacht hier brennen auf die Meinung Seiner Eminenz. Und hoffentlich würde das Bild seine Schuldigkeit tun. Giacomo konnte nicht umhin, unserer lieben Frau vom Berge Karmel vorzurechnen, daß dies nun schon die vierte ganz neue Kerze von bestem Wachs sei. Die letzten drei waren anscheinend nicht zur Kenntnis genommen worden. Eminenz verließ seit einer Woche nicht mehr sein Zimmer, trotz Segenmessen, Rosenkranz und Kerzen, die man für ihn aufgeopfert hatte.

Und nun war der Doktor Züslin heute zweimal bei Eminenz gewesen. Man konnte in Hinsicht auf die Ersprießlichkeit solcher Vorsprachen verschiedener Meinung sein. Daß Doktoren sich unnütz wichtig machen, weiß jedermann. Der hochwürdige Herr war sechsundsiebzig, zwei Jahre älter als sein treuer Diener Giacomo. Ärzte können da wenig helfen.

Der alte Giacomo war nicht in rosiger Stimmung, als er mit seinem Löschhütchen in die Sakristei zurückging, um abzusperren und zu seinem Herrn hinüberzusehen.

Diese Stimmung besserte sich nicht, als er Besuch in der Sakristei vorfand. Soviel er mit seinen schwachen Augen sah, war es eine Alte mit schlohweißem Haar, die einen lang aufgeschossenen, braunen und schwarzäugigen Jungen bei sich hatte.

„Ich sperre ab," sagte Giacomo mürrisch und rasselte mit seinem Schlüsselbund. „Kommt morgen. Unsere geistlichen Herren sind fort. Wenn ihr beichten wollt, hat das morgen früh um sechs Uhr noch Zeit."

Die Alte schob ihren Jungen weg, sah den krummen, greisen Giacomo geringschätziger an, als dies am Platz war, und band ihr schwarzes, seidenes Kopftuch fester. „Du glaubst wohl," sagte sie, „daß ich sechs Stunden von Pallanza hier heraufgefahren bin, um mich von dir beichten schicken zu lassen? Ich will deine geistlichen Herren gar nicht. Bringe mich sofort zum Bischof."

Giacomo stand starr. Erstens, weil diese Alte etwas von Pallanza gesagt hatte. Ein ferner, trüber Glanz stieg vor seinen müden Augen auf. Wie lange hatte er diesen Namen nicht mehr gehört? Dort war Giacomo, aber das schien gar nicht mehr wahr zu sein, jung gewesen. Dort gab es Sonne, und Rosenhecken am blauen See. Und Giacomo sah, aus vergessenen Träumen herzugeweht, das Segel eines Fischerbootes, mit dem er einst in die rosenwolkige Morgenfrühe der Sommertage hinausgesteuert war.

Im Altarschrank der Sakristei schlug die Uhr. Giacomo fiel ein, daß Eminenz nun sicher schon auf ihn warten würde. Was kümmerten ihn Rosenhecken am blauen See! „Zum Bischof wollt ihr?" sagte er, die Alte und ihren Knaben ungeduldig vor sich her zur Tür schiebend. „Eminenz ist nicht wohl. Eminenz empfängt niemanden. Macht fort, meldet euch morgen früh bei einem unserer geistlichen Herren."

Die Frau sah Giacomo an. ‚Wo,' dachte der Alte, ‚habe ich diese Augen schon gesehen?' „Simone ist krank?" fragte das kleine, weißhaarige Weiblein mit dem zitronengelben Gesicht und den dunkelbrennenden Augen. „Aber dann ist es ja gut, daß ich gekommen bin. Führe mich sofort zu Simone!"

Giacomo aber sprach mit Würde: „Ich kenne keinen Simone, unser hochwürdigster Herr heißt seit einundfünfzig Jahren Franziskus."

„Halte uns nicht auf," sagte die Alte. „Wenn ihr ihn vor einundfünfzig Jahren umgetauft habt, geht mich das nichts an. Ich habe ihn gekannt, als er noch Simone hieß: der braune Simone, der wilde Simone. Simone, der Fische aus dem See mit seinen bloßen Händen fing. Das weißt du natürlich nicht. Also führe mich nun zu ihm, ich bringe ihm meinen Enkel. Der Dummkopf will das Lateinische studieren, Priester will er werden. Ach, nie hat er es wie Simone und ich verstanden, Fische mit bloßen Händen aus dem See zu holen."

Die Alte strich über die braunen Locken ihres Knaben. „Poveretto!" sagte sie, und die schwarzen Augen in ihrem faltigen, lederfarbenen Gesicht lachten wie die eines jungen Mädchens.

Die drei gingen über den grasbewachsenen Hof des uralten, ein wenig verfallen und verwahrlost aussehenden Bischofpalästchens. Und Giacomo, alle seine Erinnerungen zusammennehmend, ließ die Blicke seiner schwach gewordenen Augen von der Alten zum Knaben wandern. Er mußte es doch kennen, dieses dunkellockige, bräunlichblasse Gesicht mit den immer umränderten, schwarzen Augen . . .

„Ja," sagte die Alte, „er sieht mir ähnlich, sieh ihn nur an. Du brauchst es nicht zu wissen, daß ich altes Weib einmal so hübsch war wie mein Poveretto. Bloß ein wenig wilder war ich als er, und aus dem Lateinischen habe ich mir nichts gemacht. Das überließ ich eurem Simone, den ihr jetzt Franziskus nennt."

Giacomo schob die Alte und ihren Enkel in eine Kammer neben dem Aufgang zu den bischöflichen Gemächern. „Wartet hier," sagte er unsicher, „aber ich weiß übrigens

Digitized by Google

bestimmt, daß Simone" — er verbesserte sich sofort — „daß Eminenz euch nicht empfangen wird." Er starrte unverwandt die weißhaarige Alte an. Sie kannte Simone. Sie kam aus Pallanza. Ob es noch Rosen gab am blauen See? Und sie hatte, mit einem kleinen Knaben namens Simone, mit den bloßen Händen die Fische . . .

Ein Wunder geschah. In Giacomos gelbe, faltige Greisenwangen stieg das Blut, als ob er selbst noch der Knabe Giacomo am See von Pallanza sei. „Du bist... Marietta," sagte er leise, und seinen welken Lippen bereitete es Mühe, den längst vergessenen Namen zu formen. „Du bist die Tochter des Fischers. Du hast mit Simone gespielt. Und du hast auch mich gekannt, erinnere dich, vielleicht weißt du auch noch meinen Namen. Ich bin Giacomo."

Die Alte sah ihn an. „Giacomo?" fragte sie. Sie schob mit ihren faltigen Fingern das weiße Haar aus der Stirn. „Natürlich," sagte sie dann, „ich habe ja gehört, daß du Simone treu geblieben bist. Und nun wären wir alle drei wieder beisammen, Simone, Giacomo und . . . Marietta. Übrigens, gefallen hast du mir nie, das weißt du. Simone war wahrhaftig hübscher als du."

Der alte Giacomo sagte gekränkt und etwas spitzig: „Nun, wir wollen nicht streiten, wer von uns am hübschesten ist. Wir sind alt geworden, und du tätest besser, nicht immer Simone zu sagen. Warte hier, aber ich bin ganz sicher, daß du vergeblich wartest. Eminenz ist krank. Wir haben Messen für ihn lesen lassen, und heute ist sogar ein Doktor zweimal bei ihm gewesen."

„Ich merke," sagte Marietta mißbilligend, „daß aus Simone ein Bischof geworden ist. Wäre er daheim in unserm Dorf geblieben! Wir brauchen keine Doktoren. Ich bin nicht jünger als Simone, und ich habe sechs Kinder zur Welt gebracht. Aber wenn ich je in meinem Leben krank werden sollte, so lasse ich mir von meinen Töchtern einen heißen Ziegelstein unter die Füße geben, und alles Weitere tut Gott. Es wird doch nicht so sein, daß sich Gott um einen Bischof weniger bemüht als um ein altes Weib aus Pallanza?"

Giacomo glaubte sich zu erinnern, daß er in jenen lang vergangenen Jugendtagen nicht oft so eines Sinnes mit Marietta gewesen war, wie dies nun der Fall schien. „Geht hinunter in die Stadt," riet er. „Nehmt euch für die Nacht ein Zimmer, und ich lasse euch morgen früh rufen. Mit dem Ziegelstein aber hast du recht, Marietta. Und ich werde ihn noch heute besorgen."

„Wir nennen es Unicithin, Eminenz," sagte der Doktor Züslin, der gegen Abend abermals gekommen war. „Ein gutes Mittel. Ein ganz neues Mittel. Eine Pastille vor dem Schlafengehen würde Wunder wirken."

Eminenz geruhte nicht hinzusehen. Eminenz glaubte nicht an Krankheiten. Und ihre Bekämpfung durch Chemikalien schien ihm gleichbedeutend mit Zweifeln an der göttlichen Vorsehung zu sein.

Ein trockener Husten erschütterte die zarte, tief über den Tisch gebeugte Gestalt des Greises. Aber in seinen großen Augen flammte der alte, nie gänzlich gebändigte Eigensinn des Bauernsohnes, der einst mit seiner Mutter, einer einfachen Frau aus dem Dorf bei Pallanza, einen Handel mit Gemüse, den Früchten der Jahreszeit und Fischen aus dem See betrieben hatte.

„Nehmen Sie das wieder mit, Doktor," sagte Eminenz, sich mühsam von dem Hustenanfall erholend. „Giacomo, mein Diener, wird mir nachher eine Tasse Tee ins Bett geben. Ihre Chemie wirkt keine Wunder bei mir. Ich bin sechsundsiebzig Jahre alt."

Die Kerzenlichter, die unbewegt in silbernen Armleuchtern brannten, taten seinen Augen weh. Er legte sein Gesicht in die greisen Hände. Die Stirn, die faltigen Wangen brannten wie einst, da Eminenz als Bauernknabe Simone auf den Wiesen von Pallanza nach Faltern jagte und Fische aus dem See fing.

Seine Unterlippe fiel herab. Ein Schwächeanfall überwältigte ihn. Er dachte an seine Mutter, an deren Grab auf dem Dorffriedhof er seit zwanzig Jahren nicht mehr gewesen war.

Die Schuhe des Arztes knarrten leise. „Giacomo?" fragte der Kranke. Und, den Doktor erkennend, sagte er ungeduldig und schroff: „Lassen Sie also Ihr ausgezeichnetes Präparat hier! Vielleicht werde ich es nehmen, später. Und nun schicken Sie um den Diener Giacomo. Ich begreife nicht, weshalb er noch nicht hier ist."

Doktor Züslin war entlassen.

Giacomo kam erst in einer Viertelstunde. Er hatte beträchtliche Abhaltungen gehabt; es war nicht leicht gewesen, die alte Marietta auf morgen zu vertrösten. Und nun war er im Heraufgehen ganz plötzlich wieder von einem dieser merkwürdigen Schwindelanfälle heimgesucht worden, die sich in der letzten Zeit immer öfter meldeten. Auch sein alter Hexenschuß plagte ihn. Man war wirklich zu nichts mehr nütze.

Giacomo berichtete Eminenz von seinen Schmerzen, wie man einen Scherz erzählt. „Die alten Knochen," sagte er — aber es schien, als ob seine Gedanken anderswo wären — „die alten Knochen wollen nicht mehr. Wenn ich mich nachts in meinem Bett auf die andere Seite zu drehen versuche, pfeift es in den Gelenken, als ob da eine Tür wäre, in deren Angeln man Öl tun sollte."

Und Giacomo packte aus Zeitungspapier einen großen Ziegelstein aus, der heute unter die Füße von Eminenz kommen sollte. Das auf dem Tisch liegengebliebene Pastillchen des Arztes betrachtete er mit unverhohlenem Mißtrauen. Mit Hohn sah er dieses Gift an. „Ich kenne," sagte er, „alte Weiber

Digitized by Google

aus den Dörfern, die sechs Kinder zur Welt gebracht haben. Aber wenn sie je in ihrem Leben krank werden, lassen sie sich von ihren Töchtern einen heißen Ziegelstein unter die Füße geben, und alles Weitere tut Gott. Es wird doch nicht so sein, daß sich der Allmächtige um Eure Eminenz weniger bemühen sollte als um ein altes Weib aus ..."

Er fuhr sich mit beiden Händen nach dem geschwätzigen Mund. Fast hätte er gesagt: aus Pallanza. Nein, es tat heute sicher nicht gut, Eminenz an diese lang vergangenen Zeiten zu erinnern. Giacomo öffnete die Tür zum Schlafzimmer und brachte seinen Ziegel auf dem Ofen unter.

Vor Eminenz kniend, löste er die Bänder von den Schuhen. Und er versuchte, mit seinen eigenen eiskalten Händen die Füße seines greisen, hohen Freundes zu wärmen.

Eminenz lächelte, und auch Giacomo lachte in seinem Kummer. Sie verstanden einander wie damals, da sie mit bloßen Füßen, mager und zerlumpt, die Ziegen ihrer Mütter auf den Graswiesen am See geweidet hatten.

„Es ist nicht mehr Staat zu machen mit uns," sagte Giacomo. „Um mich wäre nicht schade. Irgendein Plätzchen auf einem himmlischen Schindanger wird mir mein Namenspatron wohl aufgespart haben."

Eminenz war zu müde, um Giacomo die ungehörigen Redensarten, zu denen er heute auffällige Geneigtheit bezeigte, zu verbieten. Der alte Diener schlug mit seinen faltigen Händen das Bett auf. Eminenz legte sich hinein und bekam den wundervoll gewärmten Ziegelstein unter die Füße.

Seine Augen leuchteten groß und dunkel ins heranwehende Nichts. Er dachte an das sonnenwarme Gras unter den Füßen eines Hirtenknaben. Er selbst war dieser Knabe gewesen. „Erinnerst du dich, mein Giacomo," sagte er, „an unsere Spiele? Wir warfen Münzen in die Luft, es war ein verbotenes Spiel. Einmal gingst du mit dem Messer auf mich los. Aber es war nur ein kleines Taschenmesser und die Klinge abgebrochen. Unmöglich, damit Schaden anzurichten. Und nun stießest du los wie ein Brigant aus den Wäldern, abscheulicher Giacomo!"

Ein kindlich zartes Lächeln malte flüchtige Rosen auf die pergamentenen Wangen von Eminenz.

Giacomo sah seinen alten Freund an. Giacomo faßte einen Vorsatz, und er sagte, vorsichtig um eine Einleitung für vielleicht möglichen Bericht von Neuigkeiten bemüht: „Ich bitte heute noch um Verzeihung, ich erinnere mich wohl. Aber erstens waren Sie es, der damals im Spiel geschwindelt hatte. Und dann rauften wir zu jener Zeit um ein Mädchen, den Namen werden Eminenz wohl längst vergessen haben. Sie war die Tochter des Fischers. Ein braunes Ding, ein wildes Ding, und ich weiß wohl, daß sie sich aus mir nichts machte. Um so mehr Glück hatten Sie, Eminenz, und überdies betrogen Sie mich beim Münzenwerfen. Es war mehr, als Ihr Giacomo vertragen konnte."

Eminenz hatte mit keinem Zug seines Gesichtes verraten, ob er sich noch an Töchter von Fischern mit Namen Marietta zu erinnern vermöge. Und Giacomo schwieg für heute. Der Kranke lag halb aufgerichtet in seinen Polstern und ließ eine Hand auf der Schulter des am Bettrand sitzenden Freundes. Giacomo hatte zuviel geschwätzt. Nun fielen ihm die Augen in der Wärme des Krankenzimmers zu. Rasselnd ging sein Atem. Und als ihn Eminenz mit leiser Stimme anrief, gab er keine Antwort.

Giacomo war eingeschlafen.

Langsam vergingen die Stunden der Nacht.

Giacomos Erzählungen hatten ferne Tage beschworen. Nun stiegen sie im Dunkel herauf: beglänzte Wiesen und die blauen Wasser des Sees, das Antlitz der Mutter und das braune, immer glühende, immer lachende Gesicht eines Mädchens, dessen Name nicht mehr zu ergründen war.

„Glückliche Zeiten, schöne Zeiten!" sagte Eminenz fast unhörbar in die Finsternisse der Stube. „Wir werden die Glocken von Pallanza nie mehr hören. Wir sind seit zwanzig Jahren nicht mehr am Grab unserer Mutter gestanden . . ."

Zwischen Traum und Wachen rüttelte der Kranke den schlafenden, den fahrlässigen Giacomo auf. „Ob sie noch immer," fragte er mit stammelnder Zunge, von einer jähen Erinnerung überwältigt, „ob sie noch immer blühen, die Rosen auf der Insel, zu der wir von Pallanza so oft hinüberruderten?"

Giacomo ermunterte sich nur langsam. Dann zündete er mit steifen Fingern eine Kerze an.

„Die Rosen?" fragte er. Seine Begegnung von gestern abend fiel ihm ein. Vielleicht war es eine Dummheit von ihm, diese alte Marietta nicht gleich heraufgebracht zu haben. Ein schwer deutbares, fast hinterhältiges Lächeln begann sein eben noch schlafbefangenes Bauerngesicht zu erhellen. „Wie es mit den Rosen auf jener Insel steht, wäre vielleicht nicht schwer in Erfahrung zu bringen," sagte er und beschloß, morgen in aller Frühe die Alte aufzusuchen, die für sich und ihren kleinen Enkel auf seinen Rat unten in der Stadt ein Zimmer für diese Nacht genommen hatte. Der Junge wollte Priester werden, Eminenz konnte gegen einen solch lobenswerten Vorsatz doch wirklich nicht das mindeste einzuwenden haben. Im Seminar hatte man genügend Platz für strebsame, fromme Jünglinge, die es zum Bischof zu bringen gedachten.

„Wahrhaftig," setzte der treue Diener Giacomo, nachdem er diese Gedankengänge bewältigt hatte, mit einem sonderbar hinterhältigen, lautlosen Lachen hinzu, „nichts wäre leichter, als jemanden hierher zu

Digitized by Google

bringen, der Eminenz von vergangenen Tagen erzählen könnte."

Eminenz verstand offenbar nicht, und sein undurchdringlich gebliebenes Gesicht ließ es Giacomo geraten erscheinen, die Sache von einem anderen Ende anzupacken. Während der Kranke stumm in die mit einem kleinen, bunten Heiligenschein brennende Kerzenflamme starrte, kam Giacomo, seinen ganzen Mut und eine kleine Notlüge zu Hilfe nehmend, auf das Gespräch vom vorigen Abend zurück.

„Ich weiß nicht," sagte er und befühlte seine steifen Beine, die eiskalt waren, „es ist mir fast, als hätte ich einen ganz dummen Traum gehabt. Ich alter Esel träumte von ... der Tochter jenes Fischers oder Gärtners. Beppo hieß er, jetzt eben ist mir der Name eingefallen. Aber wie hieß nun das Mädchen? Helfen Sie mir, Eminenz!"

Seine Augen unter den eisgrauen Brauen wanderten flink über den hohen Kranken. „Braun," plapperte er weiter, „war sie wie die Kastanienkerne, die wir in den Wäldern auflasen. Wild war sie und heiß, und ich gefiel ihr gar nicht. Sie hielt es mit Ihnen, Eminenz! Ach, was waren Sie damals für ein hübscher Junge! Schwarzlockig, und mit fünfzehn Jahren die Wangen voll Flaum. Wie verrückt lief die Kleine hinter Ihnen her. Und ich glaube immer, Sie sind nicht spröde gewesen. Ich stach nicht umsonst mit dem Messer nach Ihnen — den wir damals, erinnern sich Eminenz noch, Simone nannten! Den braunen Simone, den wilden Simone. Simone, der die Fische aus dem See mit seinen bloßen Händen fing..."

Giacomo trug den Ziegel zum Ofen, aber der Ofen war kalt. Er wickelte die Füße von Eminenz in Kissen und bekam es dabei selbst mit einem seiner dummen Schwindelanfälle zu tun. Es war nur gut, daß sein Kranker nichts davon merkte. Giacomo hätte sich um keinen Preis zu Bett schicken lassen.

Und Eminenz sprach nach langem Schweigen: „Du sprichst heute törichte und ungehörige Dinge, mein Freund. Bringe mir meinen in Jerusalem geweihten Rosenkranz. Laß uns die lauretanische Litanei beten. Laß uns zum heiligen Joseph um eine glückselige Sterbestunde beten!"

Giacomo schwätzte, es war nötig, Eminenz auf andere Gedanken zu bringen. „Wie hieß sie nur?" fragte er mit seinem hinterlistigen Lächeln. „Wir stahlen für sie das Boot des Fischers, und Sie brachten ihr Fische aus dem See. Sie aber, sie gab Ihnen dafür die Falter, die sie aus den Ginsterbäumen geholt hatte. Sie hatten mehr Glück als ich ..."

Die Augen der Eminenz wanderten durchs Zimmer, vor dessen Scheiben der Morgen aufzugrauen begann. Über dem Schreibtisch hing an der purpurroten Tapete unter blindgewordenem Glas eine alte Schmetterlingsammlung. Staub nistete darin, die bunten Falterflügel waren schwarz und brüchig geworden. Seit Jahrzehnten hatte Eminenz seinen Schmetterlingen keinen Blick mehr geschenkt.

Nun ruhten seine großen, dunklen Augen — zwei schwarze Flammen in einem zu Pergament geschrumpften Vogelgesicht — mit einem rätselhaften Ausdruck an dem Kästchen, das er in seiner Knabenzeit aus buntem Papier geklebt hatte.

Giacomo wartete, bis der erste Strahl der Morgensonne durch die Nebel brach. Dann trippelte er mit steifen Beinen aus dem Zimmer der eingeschlafenen Eminenz. Er trat hinaus auf den kleinen, grasbewachsenen Hof, er wollte gleich jetzt in die Stadt hinunter, um die alte Marietta und ihren Knaben zu holen.

Aber er kam nicht weit. Die Morgenluft war wie Eis, obwohl die Sonne schien. Der alte Mann rang nach Atem, er fühlte seine Knie brechen: nun kam wieder einer dieser ganz unnötigen Schwindelanfälle, über die er sich schon so oft geärgert hatte.

Giacomo sank in die Knie. Er stürzte. Merkwürdig, wie weich er stürzte, und im Fallen riß er noch einmal weit die alten, müden Augen auf. Die harten, spitzen Steine, auf die er hinschlug, waren weich und warm wie die sonnigen Grasweiden von Pallanza. Und die schönen, blühenden Rosen der Jugend waren es, in die er mit einem erlösten, glücklichen Seufzer sein altes Haupt bettete.

Dieser letzte Seufzer Giacomos war: „Simone . . ."

Eminenz erwachte spät am Vormittag. Giacomo war verwunderlicherweise nicht da. Ohne ihn zu Hilfe rufen zu wollen, versuchte Eminenz, sich anzukleiden.

Herr Doktor Züslin trat ins Zimmer, niemand hatte ihn angemeldet. Eminenz, verfallener als je, starrte ihn an. Wie konnte Giacomo es wagen, den Mann hier einzulassen?

„Eminenz wollen mein unangemeldetes Erscheinen gnädigst verzeihen," sagte leise der Arzt. „Giacomo ist unwohl, er wird seinen Dienst heute schwerlich versehen können."

Der Fiebernde verwandte keinen Blick von dem ungebetenen Eindringling. Er sah in die hinter blitzenden Gläsern verschanzten Augen des Arztes. Die Augen blickten gelassen und beherrscht, sie verrieten nicht mehr, als der Mund des Doktors gesprochen hatte.

Schwäche überfiel den Greis. Er wußte in diesem Augenblick, woher dieser Mann den Mut genommen hatte, hier einzudringen. „Giacomo," sagte er, und eine seltsame Ruhe goß Kälte in seine Greisenadern, „meinem Giacomo ist etwas zugestoßen? Er ist alt, er ist nur zwei Jahre jünger als ich. Giacomo . . . ist gestorben?"

Der Arzt gab nicht gleich Antwort. Und Eminenz, zum Fenster tretend, hob sein

Digitized by Google

blasses Gesicht der Sonne entgegen. Nun war auch dies vorbei. Mochte der Knecht Giacomo in Frieden ruhen.

Der Kranke ließ seinen Zeremoniär kommen. Er verlangte, sofort zur Kirche hinüber geleitet zu werden. Den Einspruch dieses Doktor Züslin, die Bitten des heraufgekommenen jungen Geistlichen lehnte er mit schroffen, zornig gestammelten Worten ab. Eminenz war sechsundsiebzig Jahre alt, aber noch war er Herr hier im Hause und setzte es durch, seine Anordnungen befolgt zu sehen. Auf den Arm des Zeremoniärs gestützt, Flammen in den dunklen Augen, schritt er langsam die Treppe hinab, indessen im Turm die Glocke zur Bischofsmesse zu läuten begann.

Im Flur hatte Eminenz eine Begegnung. Eine alte Frau, weißhaarig, in der schwarzseidenen Sonntagstracht italienischer Bäuerinnen, stand unten mit einem braunlockigen Knaben, der wohl ihr Enkel war. Eminenz hob die Hand mit dem Fischerring, um die beiden zu segnen.

Ungewöhnliches ereignete sich. Die Frau sank nicht in die Knie, um den Segen in Demut zu empfangen. Rosenfarben stieg das Blut in ihr gelbes, von unzähligen Runzeln zerfurchtes Gesicht. Mit ungehörigem Ungestüm griff sie nach der Hand des Greises und, indes Tränen aus ihren großen, schwarzen Augen über die welken Wangen liefen, murmelte sie ein ums andere Mal: „Simone . . . Simone . . .“

Eminenz neigte sich, von einem Klang aus fernen Jugendzeiten bis ins Herz getroffen, über die unbekannte Alte. Seine Augen suchten in dem faltigen, verwitterten Greisinnengesicht und fanden nichts.

Das marmorbleiche Gesicht des Bischofs ruhte auf dem braunlockigen Scheitel des Knaben, den die Alte mitgebracht hatte. Er bog mit seinen kalten Fingern dies bräunlich blasse Kinderantlitz zu sich empor. Mit schmerzhaft brennenden Augen und seltsam zuckenden Lippen suchte der Greis im Gesicht des Knaben, was ihn beim Anruf jener Frau, die ihn Simone nannte, so tief und bis ins innere Herz getroffen hatte.

„Mein Enkel,“ sagte die Alte nun. „Er soll bei euch bleiben, er will Priester werden, der Poveretto. Er wird es“ — und wieder flossen die Tränen aus ihren noch immer schönen, schwarzen, großen Augen — „er wird es ja zehnmal eher treffen, euer Lateinisch zu lernen, als, erinnere dich, Simone, durch die Hecken am See nach Faltern zu laufen und Fische mit den bloßen Händen zu fangen . . .“

Eminenz lächelte ganz leise, von einer halben und unendlich blassen Erinnerung angerührt, der er keinen Namen zu geben wußte. Wieder sah er in das bräunlichblasse Gesicht des Knaben. Dann sprach er, und der einen halben Schritt zurückgetretene junge Zeremoniär glaubte, nicht recht gehört zu haben: „Nimm ihn nur ruhig wieder mit, deinen Enkel. Laß ihn in euren Gärten, laß ihn jung sein. Sieh in seine Augen, sie sind unruhig und heiß. Er taugt zu den Lebenden und nicht . . . zu den Alten, nicht zu den Toten.“

Eminenz nahm den Arm des hinter ihm stehenden Priesters. Langsam und ohne sich umzuwenden schritt er zur Sakristei hinüber. Dort ließ er sich mit den heiligen Gewändern bekleiden. Den Meßkelch in den Händen, schritt der Greis die Stufen des Altars hinan. Er beugte die Knie zum Introitus... der junge Zeremoniär fing den Wankenden mit seinen Armen auf.

Man brachte dem Sterbenden in feierlichem Zug die Sakramente. Sein Gemach erhellte sich von Kerzen. Aber Eminenz wußte es nicht mehr und sah nichts davon.

Der süße Duft des Chrisams auf seiner Stirn ließ einem jungen Bauernknaben namens Simone, Giacomos schönem Freund, noch einmal einen Frühling am See erblühen. Aus einem unsagbar tiefen Abgrund des Vergessens tauchte ein Gesichtchen blaß herauf. Ein Mädchen, des Fischers Tochter. Wie konnten ihre Augen lachen, wie war ihr Mund rot —! Sie fuhr mit ihren heißen, weißen Fingern durchs Haar eines entbrannten, wilden Knaben.

Die Hände der Eminenz glitten ruhelos über die seidene Decke. Einer der Priester faßte sie mit kühlen Fingern und hielt sie fest.

Noch einmal öffnete der Greis die großen, dunkel forschenden Augen. Ein Schatten glitt vorbei: das welke, alte Gesicht jener Frau, die ihn unten im Flur angerufen hatte: Simone, Simone . . .

Er kannte das Gesicht nicht. Aber nun schien es sich zu verändern, es veränderte sich sonderbar. Glich es nicht dem blassen Antlitz des Knaben mit dem braunen Scheitel, den Eminenz nach Hause geschickt hatte?

Wem glich dies Antlitz mit dem roten Mund und den dunklen, heißen Augen . . .?

Eminenz sah ruhigen Blickes, ohne die Gebete der Priester zu hören, zur Wand hinüber. Dort hing, verstaubt, das Kästchen, das er als Knabe einst aus buntem Papier geklebt hatte. Unter Glas ein Zitronenfalter mit welk und brüchig gewordenen Flügeln, an einem längst dahingesunkenen Sommertag gefangen. Die braune, heiße Hand des Mädchens, das den Falter für den Geliebten gefangen hatte, lag weich und kühl auf der Stirn des Sterbenden.

Und in ungeheurer Anstrengung suchten und formten die Lippen des Greises ein Wort und fanden es und stammelten diesen Namen: „Ma — riet — ta —!“

Kein irdisches Ohr konnte dieses Wort hören. Denn mit schwerem, trauervollem Dröhnen schlug in dem Augenblick die Glocke, die den Tod des Bischofs verkündete, an und trug dies Wort und diese arme Seele zu den geöffneten Toren des Himmels empor.

Digitized by Google

Christian Rohlfs

von Edwin Redslob

Christian Rohlfs, 1849 in Schleswig-Holstein als Bauernsohn geboren, infolge eines Unglücks, durch das er einen Fuß verlor, in der Beweglichkeit gehindert und in seiner auf Einsamkeit und Betrachtung gestellten Eigenart verstärkt, begann als Maler im Weimar der achtziger Jahre, unter dem Zeichen des Thüringers Karl Buchholz.

In Karl Buchholz hatte sich die Weimarer Landschaftsmalerei, die in der Goethe-Zeit ihre Entwicklung begann und in Friedrich Preller dem Älteren ihren ersten klassischen Meister gefunden hatte, zur Höhe entwickelt. Naturbeobachtung, die aber nicht so sehr die Realität, als vor allem die innere Stimmung wiederzugeben bestrebt war und die in gewissem Sinne die Vollendung der Goetheschen Naturauffassung mit Mitteln der Malerei bedeutet, erschien als das Merkmal dieses Stiles. Insbesondere ist es für Karl Buchholz kennzeichnend, daß er nicht so sehr auf die Motive selbst aus ist: den Baumschlag im Webicht, die Felder um Weimar, die Wiesen und Brücken der Ilm; was er im Grunde darstellt, ist das Wetter selbst. Er erfaßt die zarte Luft des Frühlings, die Feuchtigkeit der Schneeschmelze, die lastende Stimmung des Novembertages. Seine Malerei, die rein seelisch auf uns wirkt, beruht dabei auf so scharfer Beobachtung, daß man gewissermaßen den Gehalt der Luft mit dem Hygrometer im Bilde abzulesen vermag, während in Prellers Kompositionen noch die Luft der Bühne zu spüren ist.

Wenn auch Buchholz keine eigentlichen Schüler hatte, knüpft Rohlfs in seinen frühesten Bildern fühlbar an ihn an. Auch er will nicht ein Abbild der Dinge, er will ihre innere Belebtheit. So malt er im Jahr 1883 die Schloßbrücke von Weimar: zwei Bogen, deren im Spiegelbild verdoppelte Ausschnitte gleichsam das engere Ziel von zwei Augen noch einmal im Bilde festhalten, wodurch

Die Schloßbrücke bei Weimar. Ölgemälde. 1883

Digitized by Google

Gefällte Baumstämme im Webicht bei Weimar. Ölgemälde. 1889

das Ganze jenes irgendwie schon spukhafte, für Rohlfs kennzeichnende Leben enthält. Will man, auf diesem Bild die Betrachtung über Rohlfs aufbauend, schon die Vorahnung

Weiden. Ölgemälde. 1904

Digitized by Google

seines künftigen Schaffens haben, so braucht man nur die gespiegelte Hälfte als ein Bild für sich anzusehen: da findet man jene durchleuchteten Stellen, die für alle Zeit für die Bilder von Rohlfs kennzeichnend sind.

Zu Ende der achtziger Jahre steht Rohlfs bereits völlig selbständig neben und über den Meistern der Weimarer Landschaftsmalerei. Außer Buchholz hat ihn noch Theodor Hagen angeregt, der, von Düsseldorf her kommend, neue Wege in der Darstellung und Beobachtung der Lichtwirkung ging, dazu Schillers Enkel, der Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm, der unmittelbar aus Paris die Anregungen von Buchholz durch den Einfluß Corots ergänzte, und Albert Brendel, der mit den Meistern von Barbizon eng verbundene zeitweilige Direktor der Weimarer Kunstschule.

Schleswig-holsteinische Landschaft. Ölgemälde. 1903

Will man sich klarmachen, was Rohlfs diesen Malern gegenüber Neues brachte, so muß man eine seiner Webicht-Landschaften aus dem Ende der achtziger Jahre betrachten. Er malt hier nicht die Stimmung, die im herbstlichen Wald in uns hervorgerufen wird, er malt auch nicht nur die Atmosphäre, die zwischen den tief ziehenden Wolken und Zweigen hängt: er malt die Dinge selbst, die

Härte der entlaubten schwarzen Zweige, das Verharschte und Vermooste der Rinde an den Stämmen und — was er wie kein anderer verstand — das Fleisch des Baumes, wie es sichtbar wird, wenn die Stämme gefällt und zersägt am Boden liegen.

Nur die völlige Unkenntnis über die Entwicklung des nachgoethischen Weimar hat es verhindert, daß diese Werke, die Rohlfs im Alter von etwa vierzig Jahren schuf, und die heute den Museen von Weimar und Erfurt eine besondere Note verleihen, in ihrer starken Eigenart und großen Bedeutung gewürdigt wurden. Man meint, der junge Maler habe gedrückt und freudlos in einem öden Akademismus leben müssen und sei erst in Hagen zum Erwachen gekommen! Dabei wehte in Weimar gerade damals ein frischer Wind: die Akademie, ganz auf Meisterateliers gestellt, war viel weniger Schule als Künstlerkolonie. Diese Künstlerkolonie aber, deren Mitglieder unbeirrt von veralteten Vorurteilen unmittelbar vor der Natur selbst arbeiten und lernen wollten, brachte für die Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei eine erste Erfüllung dessen, was dann später in Worpswede und Dachau betrieben wurde und sich in dem Augenblick durchsetzte, als Ent-

Baumreihe im Winter
Kreidezeichnung. 1898

Unten: Weißbuchen
Ölgemälde. Um 1910

Digitized by Google

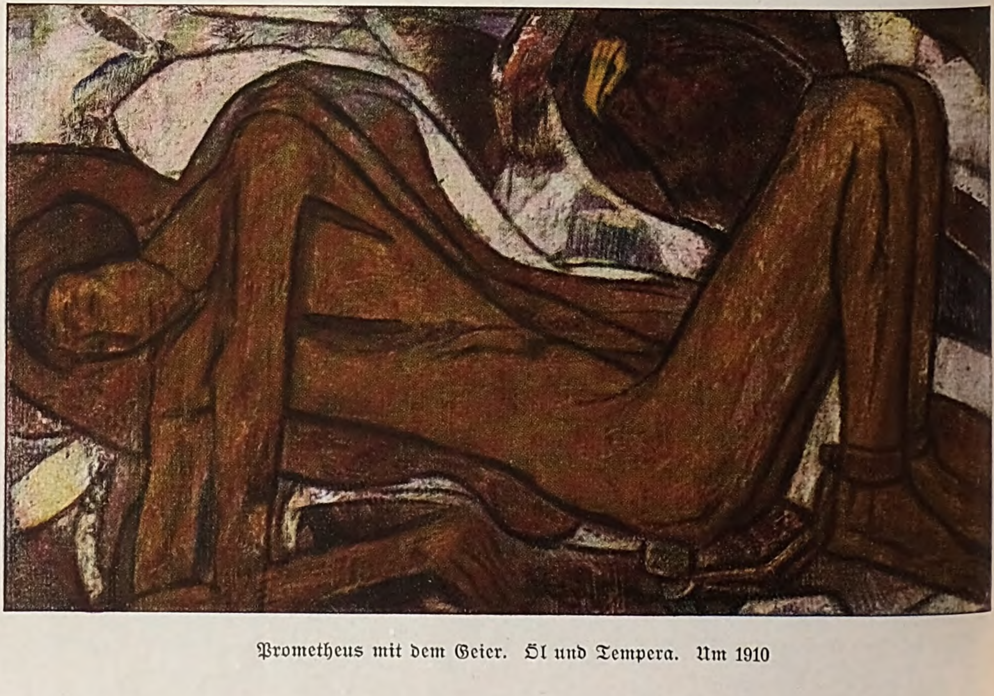
Gelbes Haus in Soest
Tempera. 1915

Digitized by Google

deckerfreude von außen her es bewußt und modisch machte.

Zu Ende seiner Weimarer Zeit hat Rohlfs noch die auch in Thüringen stark spürbaren Anregungen verarbeitet, welche zur Pleinair-Malerei führten. Impressionist ist weder er noch Hagen jemals gewesen, er vor allem deshalb nicht, weil er die Dinge selbst und ihr Wesen mit einer inneren Naturvertrautheit verstand, die sie ihn nie von außen sehen ließ, vielmehr eine intensive Belebung verlangte. Brücken, die er malt — insbesondere die überdeckte Holzbrücke von Taubach, Waldesdickicht, Baumschlag und gespensterhafte Weiden sind nicht nur vom menschlichen Beobachter aus gesehen: sie schauen selbst, sie sind erfüllt von jenem gespenstischen Leben, welches das Kind aus der Sprache der Natur heraushört. In dieser seiner Bedeutung für die deutsche Landschaftsmalerei ist Rohlfs noch nicht erkannt. Aber es kann gar nicht ausbleiben, daß gerade die Werke aus dieser Periode sich durchsetzen. Man wird sie aus der Eigenart des damaligen Weimar heraus verstehen, vielleicht aber auch aus gleichzeitigen Werken von Corinth,

Die schlechten Streichhölzer. Zeichnung. 1919



Prometheus mit dem Geier. Öl und Tempera. Um 1910

Digitized by Google

Auferstehung. Tempera. 1916

die im Gegensatz zu anderen Dokumenten des Impressionismus auch jenen ins Visionäre gesteigerten Realismus haben.

Auf dieser Grundlage, die von der stimmungsvollen Naturbeobachtung des Thüringer Landschaftsmalers Karl Buchholz zu der inneren, leidenschaftlichen Belebung führte, wie sie von Zeitgenossen Corinth und van Gogh besaßen, hätte manch anderer Maler ein gefestigtes, klar umrissenes Schaffen entwickelt. Anders Christian Rohlfs. Wohl war es ein äußerer Anlaß, der ihn 1902 aus Weimar gerade in dem Augenblick herausriß, als er sich dort durchzusetzen begonnen hatte: seine Berufung nach Hagen, wo ihm Karl Ernst Osthaus in seinem Folkwang-Museum Werkstatt, Wohnung und Existenzmöglichkeiten verschaffte.

Linoleumschnitt. 1919

Die Wandlung seiner Kunst und seiner Auffassung war schon in Weimar vorbereitet. Infolge einer Krankheit für mehrere Monate an der beschränkten Bewegung gehindert, die sein Leiden ihm auch sonst nur ermöglichte, hatte er, von seinem Freund, dem Maler Arp aufgenommen, nach dem ersten Besten gegriffen, was sich malen ließ das waren Blumen gewesen, die man vor ihn hinstellte, Blumen, die im Garten zu blühen begannen, Kirschen, die über ihn in den Zweigen hingen, Hühner, die er füt-

Digitized by Google

ternd in seine Nähe lockte. Auch hier ringt er um die Darstellung des inneren Lebens. Während die meisten Menschen Tiere nur dadurch zu beleben vermögen, daß sie ihnen im Blick oder in der Bewegung irgendwie etwas Menschliches geben, versteht Rohlfs ein Tier stets aus seinem eigensten Wesen heraus. Und ähnlich malt er dann in seiner letzten Weimarer Zeit, in kühnen Strichen bauend, auf den in großer Anzahl entstehenden Aquarellen Bäume, Berge und Wolken.

Völlig ersichtlich wird die Wandlung freilich erst, seit er in Hagen ist. Zunächst setzt er sich in einer großen Zahl zeichnerisch gestrichelter Aquarelle mit der neuen Landschaft auseinander. Dann aber ist er endlich in sich so weit gefestigt, daß er an die Darstellung des Menschen geht. Es wird gewöhnlich erzählt, daß er in Weimar zu arm war, um Modelle bezahlen zu können. Das kann der Grund nicht sein, warum er sich dies Motiv versagte. Er mußte vielmehr erst die Außenwelt von sich her belebt haben, um allmählich auch den Menschen so darzustellen, daß er für ihn nicht nur Objekt blieb, sondern daß er ihn um seiner selbst willen darzustellen vermochte. — Nun malt er menschliche Gestalten so, wie ein Kind die Erwachsenen und die Gestalten des Märchens sieht. Seine Alltagsgestalten sind geheimnisvoll gesteigert durch die grotesk aufgefaßte Bewegung. Seine Engel, bei denen ihm die Posaune wichtiger ist als die Flügel, haben stets das Plötzliche und Bedrohliche der Vision. Seine Könige sind ungeschlachte Gesellen, bei denen man an Menschenfresser denkt. Auch in Hexen und alten Weibern, die er darstellt, wird die atavistische Erinnerung an die Zeit der Menschenfresserei, die ja noch im Märchen von Hänsel und Gretel lebt, plötzlich lebendig. Es gibt eine Stickerei einer Hexe von ihm, die in knochigen Händen eine Katze um den Hals packt, die jeden Betrachter von der Märchensentimentalität der Erwachsenen kurieren und ihm die gläubige Märchenfurcht des Kindes begreiflich machen kann.

Es ist von besonderem Interesse, zu sehen, wie in dieses aus dem innersten Wesen von Rohlfs kommende Verlangen nach der Darstellung des Menschen äußere Anregungen einmünden. In Hagen ist es besonders die Beziehung zu Thorn-Prikker, dem lebhaften, durch seine Verbindung mit dem monumentalen Stil der Glasmalerei zur stilistischen Strenge entwickelten Anreger. Man vergleiche daher den Prometheus von Rohlfs

Tanz. Tempera. 1916

Digitized by Google

Die Türme von Soest. Tempera. 1921

mit irgendeinem Bild von Thorn-Prikker. In der Form, in den langen, umgeknickten Linien, in dem Lastenden und Schweren des Körpers sind Einflüsse deutlich erkennbar. Aber wer anders als Rohlfs hätte das Innerliche des Mythos so zwingend ausdrücken können, wer anders hätte das Bedrohende des Geiers so grausam fühlbar gemacht? Es ist auch nicht nur Thorn-Prikker gewesen, der Rohlfs beeinflußt hat; auch mit Noldes Kunst setzt er sich auseinander, auf dessen Bedeutung Osthaus als einer der ersten hinwies. Nolde und Rohlfs sind Holsteiner, beide fühlen das Schreckhafte aller von außen kommenden Dinge in ähnlicher Weise, beide lieben es, die Menschen so fremd vor sich hinzustellen, als führe von ihrem eigenen Wesen her keine Brücke zu diesen Gestalten.

So geschieht nun das Merkwürdigste: je mehr Rohlfs die Menschen als etwas Fremdes behandelt, um so mehr stellt er Bäume, Blumen, ja Häuser als das ihm innerlich vertraute und ihm verwandte Leben dar. Das beginnt mit einem der merkwürdigsten Erlebnisse seines künstlerischen Schaffens: dem Erlebnis von Soest. Die Stadt Hagen bleibt ihm fremd. Aber in Soest findet er jene Häuser, die er malen kann, als seien sie alte, ihm längst bekannte Kumpane. Er stellt sie breit und verwittert vor einen fast schwarzen Himmel hin, er zeichnet ihr Balkenwerk, wie man den Linien im Kopf eines alten Mannes nachgeht. Er läßt uns nicht in seine Fenster von außen hineinschauen: die Fenster selbst sind Augen und schauen auf uns!

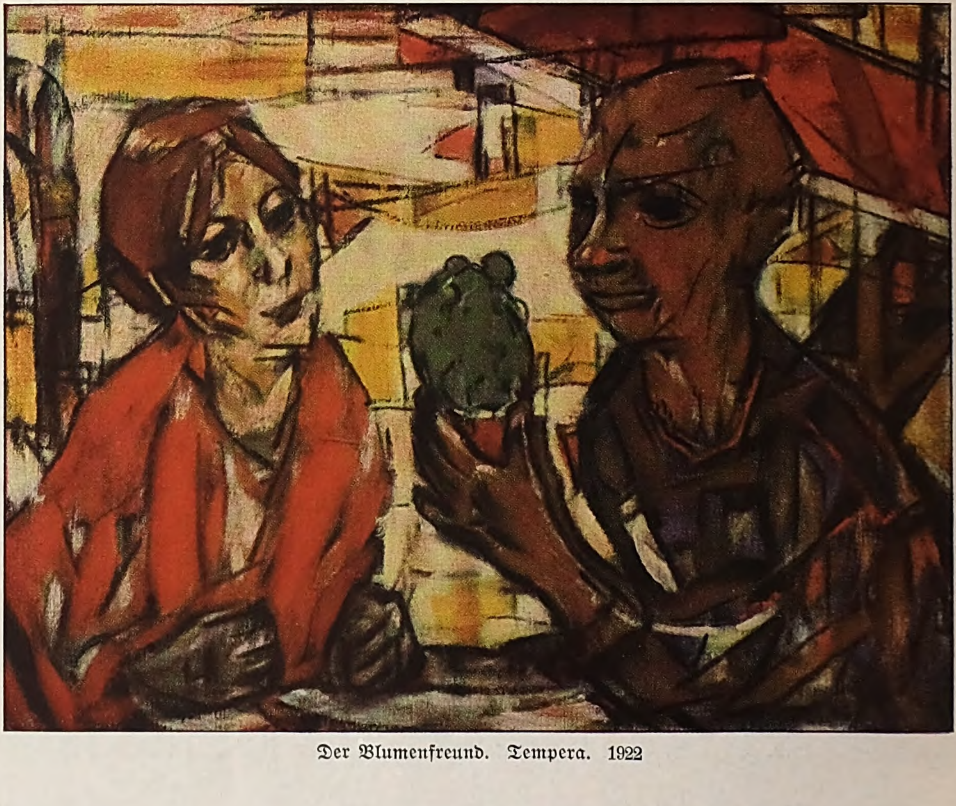
Und wer hat so lebendige Bäume gemalt wie Rohlfs, diese Stämme, die ihre Äste wie Arme recken, diese windgewohnten Gesellen, deren Lebensgeheimnis sich zur Größe des Mythos erhebt? Immer wieder aber malt er Blumen: Schwertlilien und Gladiolen, weil er jene Arten liebt, die unmittelbar aus dem Stengel zauberhaft große Blüten aufsprießen lassen, vor allem aber auch Rosen, weil es ihn reizt, das Schwere der Blumen zu malen und ihren Widerstreit mit dem Gerank der Zweige. Die Freude des ursprünglichen Wachstums, wie es die einfache Blume zeigt, weiß er ebenso zu erfassen, wie die Schönheit und Trauer, die über den vom Menschen gezüchteten Hybriden-Gebilden liegt.

Ist es nicht selbst ein Mythos, daß dieser Maler in unserer Zeit lebt und daß er mit

Digitized by Google

Im Schanzgraben bei Weimar. Kreidezeichnung. 1898

seinem Schaffen das halbe Jahrhundert umspannt, das den größten Wandel unserer Auffassungen brachte? In seiner Jugend sah der Bauernsohn aus Holstein die Welt so, wie sie die Bauern durch tausend Jahre gesehen haben: die ewige Ruhe, den Wandel nur im Wetter und Wachstum, die Lebendigkeit der Häuser, der Bäume, die Verschlossenheit der Menschen. Dann lernt er in der Stadt und im Park Goethes die eigene Seele in der Natur



Der Blumenfreund. Tempera. 1922

Digitized by Google

Schwertlilien. Aquarell. 1924

suchen, dann stemmt er sich gegen diese Lehre und behauptet, in der weiteren Umgebung unverbrauchte und neue Motive entdeckend, sein erdgeborenes Recht, die Dinge selbst zu geben, nicht die Interpretation, die eine überbildete Zeit für entscheidend hält. Dann wird er aus Weimars Stille nach der Industriestadt Hagen geführt. Er spürt das Tempo der neuen Zeit, er erlebt die Fülle der Ausstellungen, mit denen die rastlose Persönlichkeit von Karl Ernst Osthaus-Hagen und von seinem Folkwang-Museum aus Deutschland überschüttete, lernt alle Bestrebungen der zeitgenössischen Kunst kennen. Um sie nicht gedanklich verarbeiten zu müssen, probt er sie malend durch, einerlei, ob es sich um den straffen Linienbau Thorn-Prikkers oder — denn auch das hat er versucht — um das schematische Tüpfeln der Neo-Impressionisten handelt. Am einzelnen Werk liegt ihm von nun an nie mehr. Es ist die Art des Sehens, die Art der Darstellung, die ihn reizt. Er schult sein Beobachten und sein Schaffen, und die Bilder und die eigenartigen Schnitte in Linoleum sind Belege dieser lernenden Kraft, ohne daß sie oft im Sinne fertiger, für andere geschaffener Arbeiten Selbstzweck haben.

Unbeirrt in seiner so nur ihm eigenen Anschauung ist „Meister Christian“ ständig vorangegangen. An Technik, an Lichtbehandlung, an Farbigkeit hat er sich entwickelt und hat dabei unbekümmert auch Anregungen übernommen, woher sie ihm kamen. Die innere Eigenart hat er dabei bewahrt wie selten ein anderer. Diese seine Auffassung, die nicht in die Dinge hineininterpretiert und sie der eigenen Stimmung untertan macht, sondern die die Welt von außen her groß aufsteigen und sich der Seele des Betrachters bemächtigen läßt, hat er in all seinen Werken erfüllt. Das Entscheidende aber bleibt, daß Christian Rohlfs Uranfängliches, immer wieder im Menschen Aufsteigendes, Mythisches und Elementares zur Grundlage seiner Kunst zu machen verstand. Das stellt seine Persönlichkeit und sein Schaffen zwischen zwei Zeitalter, das rechtfertigt die Wendungen, die er durchmacht, das zeigt in allem Wechsel die Kraft seiner Persönlichkeit. Will man aber die Eigenart dieses Meisters mit einem Worte umreißen,

Digitized by Google

Landschaft bei Weimar. Kreidezeichnung. 1898

so kann man sagen: er überwand in seinem Schaffen die subjektive Art seiner Generation, er stellt nicht dar, wie er als ein einzelner Maler die Welt betrachtet: er macht sein Werk zu einem Instrument, durch das die Dinge selbst lebendig zu uns reden.

Rosen. Aquarell. 1923

Digitized by Google

Von Waldverwüstern und ihrem Ende

Von Dr. Max Wolff

Professor an der forstlichen Hochschule zu Eberswalde

Mit zehn Abbildungen

Was Waldverwüstung durch Massenvermehrung schädlicher Insekten bedeutet, haben große Teile Nord- und Mitteldeutschlands während des laufenden Jahrzehnts bitter erfahren müssen. Man kann sagen: östlich des Berliner Meridians ist kaum ein Revier von der Forleule verschont geblieben. Und seit dem vorigen Jahr sind Nonne und Kiefernspanner in deutlichem Aufstieg begriffen, so daß ähnliche Katastrophen, wie die von der Forleule verursachte, zu befürchten wären, wenn wir nicht heute glücklicherweise über eine wirksame Abwehrmethode verfügten.

Fig. 1. Puppe der Forleule

Wie entwickeln sich diese Schädlinge und wie kommt es, daß sie solche furchtbaren Verheerungen anrichten konnten? Die erste Frage gibt auch die Antwort auf die zweite. — Die Forleule überwintert als Puppe in der Streudecke des Waldes. Ihre Puppe ist mit keiner anderen Schmetterlingspuppe der Welt zu verwechseln. Sie zeigt auf dem Rücken eine kleine, von einem Chitinwulst umgebene Grube, die keine einzige Schmetterlingsart sonst besitzt. Wenn die Frühlingswärme in den Boden einzudringen beginnt, schlüpfen die Falter aus und umfliegen in den Abendstunden mit summendem Flügelschlag die Baumkronen. Hier oben legen sie ihre napfkuchenförmigen, hellgrünen Eier in Reihen an die Hohlseite der Nadeln ab. Die ausschlüpfenden und später schön weißgrün- und orange-gebänderten Raupen kommen gewöhnlich dem Laien erst Ende Juli zu Gesicht, wenn sie stammabwärts kriechen, um sich in der Streudecke zu verpuppen.

Viel auffälliger ist die Nonne, als Falter besonders. Der dunkel auf weißem Grunde gebänderte Schmetterling ist in seiner normalen Färbung wenigstens — es gibt auch dunkle Formen — kaum zu übersehen, wenn er an den Stämmen sitzt oder um die Straßenlaternen waldreicher Orte nachts sich in taumelndem Fluge tummelt. Die Nonne fliegt in der zweiten Julihälfte und legt ihre hellbräunlichen Eier in unregelmäßigen

Fig. 2. Forleulenfalter

Haufen versteckt in der Tiefe von Rindenrissen und unter dem Flechtenbewuchs des Stammes, nie an den Nadeln ab. Das Räupchen sieht man fertig entwickelt, etwa vom September ab, durch die glashelle Eischale schimmern. In diesem Zustande ruht es den ganzen Winter hindurch und verläßt das Ei erst im Laufe des April. Da die

Fig. 3. Eigelege der Forleule an einer Kiefernadel

Eier in allen Stammhöhen liegen, haben die jungen Räupchen im Frühjahr einen mehr oder minder weiten Weg bis zu den Nadeln zurückzulegen. Da sie bis zu zwei Wochen ohne Nahrung auskommen können, fällt ihnen das nicht schwer, auch wenn schlechtes Wetter die kleinen Raupengesellschaften („Spiegel") tagelang zur Rast zwingt. Der Fraß der älteren Raupe, die sowohl die Blätter von Laubhölzern, als die Nadeln von Kiefer und Fichte verzehrt, überrascht nicht selten auch den aufmerksamsten Forstbeamten. Wenn die ältere Raupe, während der heißen Tageszeit meist ruhend, an der Unterseite der Fichtenzweige regungslos und langgestreckt sitzt, kann sie in der Tat einem ungeübten Auge leicht entgehen. Ich habe es erlebt, daß in Fichtenaltholzbeständen zu Beginn der Woche nichts Verdächtiges bemerkt worden war. Und

Fig. 4. Raupe der Forleule

Digitized by Google

Digitized by Google

Leimringhöhe liegen, gehen auch später nicht (außer als kranke oder verpuppungsreife Raupen) unter den Leimring. Sie werden also nicht von der Krone abgesperrt. Hochangebrachte Leimringe, die diese Aufgabe besser erfüllen könnten, lassen sich auf so riesigen Waldflächen nicht anbringen.

Schmarotzerinsekten und seuchenhafte Erkrankungen treten aber fast ausnahmslos erst dann in Wirkung, bereiten erst dann den Raupenmassen das Grab, wenn der Wald ruiniert ist. Fälle, wo beispielsweise winzige Eischmarotzer eine Massenvermehrung im Keime ersticken — die drei Forleuleneier in unserer Figur 3, links, zeigen die Ausbohrlöcher solcher Schmarotzerwespchen — gehören zu den Ausnahmen. Und selbst wenn wir solche Wespen (und andere Feinde der Schädlinge) züchten würden, könnten wir doch nicht die komplizierten Bedingungen für den richtigen Absatz ihrer Brut draußen im Walde sicherstellen.

So haben sich einsichtige Forstverwaltungen bis vor kurzem entschließen müssen, kostspielige und doch nicht im großen wirksame Bekämpfungsmaßnahmen zu unterlassen und die Verluste durch die Massenvermehrungen von Forleule, Nonne und Spanner in das Risiko des Betriebes einzukalkulieren.

Die Verluste, die der deutschen Forstwirtschaft allein durch die Massenvermehrungen der Nonne, der Forleule und des Kiefernspanners erwachsen, sind leider unverhältnismäßig größer, als die durch andere tierische Schädlinge, durch parasitäre pflanzliche Organismen, durch Waldbrände und durch Naturkatastrophen atmosphärischer Art hervorgerufenen.

Die letzte Forleulenvermehrung hat wohl sogar dem Großstädter die Augen geöffnet. Die Haupteisenbahnverbindungen nach dem Nordosten, Osten und Südosten führen ja durch die von dem Schädling zum Teil völlig entnadelten Kiefernheiden. Aber sonst bekommt der Großstädter gewöhnlich wenig von der angerichteten Verwüstung zu sehen. Deshalb wird es gut sein, mit einigen Zahlen das eben Gesagte zu erläutern. Der

Fig. 8. Kiefernspannermännchen

Forleulenfraß der letzten Jahre hat in Preußen auf 170 000 Hektar Kahlfraß, auf rund 320 000 Hektar Teilfraß hervorgerufen. Es sind im ganzen also rund eine halbe Million Hektar mehr oder weniger stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Diese Waldfläche ist etwa halb so groß wie der heutige Freistaat Thüringen. Der durch Absterben der verwüsteten Bestände unvermeidbar gewordene Einschlag „raupenfräßigen" Holzes beläuft sich auf zehn Millionen Festmeter. Alle genannten Zahlen beziehen sich nur auf den Freistaat Preußen!

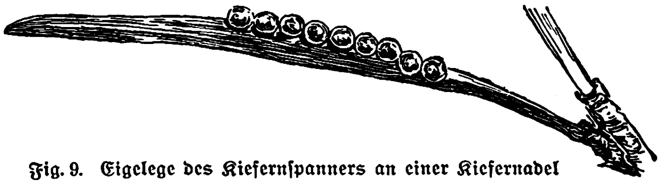


Fig. 9. Eigelege des Kiefernspanners an einer Kiefernadel

Gleichwohl ist die Forleulenvermehrung bei weitem nicht die schlimmste in neuerer Zeit beobachtete Insektenkatastrophe. Der große russische Nonnenfraß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vernichtete eine Waldfläche von über 400 000 Quadratkilometer, also ein Gebiet fast so groß wie das heutige Deutschland (472 000 Quadratkilometer). Der Nonne fielen damals 183 Millionen Raummeter Holz zum Opfer.

Man hat bisher, wie gesagt, meist geraten, sich auf die Naturselbsthilfe zu verlassen, also abzuwarten, ob oder bis infektiöse Erkrankungen und die zunehmende Vermehrung von Schmarotzerinsekten die Feinde unserer Wälder vernichten. Leider lehrt aber, wie wir vorhin darlegten, die Erfahrung, daß dies in der Regel erst dann eintritt, wenn der größte Teil der befallenen Bestände ruiniert ist. Die vielgepriesene

Fig. 10. Kieferspannerraupe in charakteristischer Fraßstellung

Naturselbsthilfe setzt also, von unserem Standpunkte, vom Standpunkt der Wirtschaft aus betrachtet, meist viel zu spät ein. Nicht selten bleibt sie während sehr langer Zeiträume ganz aus, so z. B. gegenüber dem Eichenwickler, der jahraus, jahrein in Westdeutschland auftritt, im einen Jahre stärker, im anderen weniger auffällig frißt, aber doch in keinem von seinen Feinden so stark dezimiert wird, daß er praktisch von der Bildfläche verschwände.

Glücklicherweise brauchen wir heute nicht mehr „Gewehr bei Fuß" der Vernichtung unserer Wälder zuzusehen.

Im Jahre 1911 hatte ein deutscher Forstmann, der Oberförster Zimmermann, den genialen Gedanken, von Luftfahrzeugen aus insektentötende Stoffe über die bedrohten Wälder zu verspritzen. Leider wurde dieser Gedanke damals in der ganzen Forstwelt zwar als origineller Einfall besprochen, aber nicht so gefördert, daß er zur Ausführung gelangt wäre. Ein trauriges Kapitel von dem bei uns so oft bei Behörden und in der breiten Öffentlichkeit fehlenden Verständnis für originelle, zukunftsreiche Ideen!

Dem Zimmermannschen Gedanken haben die Amerikaner erst Bahn brechen müssen! Diese haben im Jahre 1921 zuerst einen Bestand von Catalpa-Bäumen, der stark von den Raupen des Catalpa-Schwärmers bedroht war, durch Verstäuben pulverförmiger Arsenpräparate unter Verwendung von Flugzeugen gerettet. Die Vorzüge des Verfahrens, äußerst schnelle Bearbeitung großer Flächen mit einem sehr geringen Aufwand von Personal und radikale Wirkung traten bei diesem ersten Versuche sofort deutlich in Erscheinung. In noch nicht ganz einer Minute war das zweieinhalb Hektar große Catalpa-Gelände sechsmal überflogen worden. Nach zwei Tagen war der Boden des Bestandes mit Millionen und Abermillionen toter Raupen bedeckt.

Diese amerikanischen Versuche, die drüben zur Einrichtung eines ständigen Arsenflugzeugdienstes, hauptsächlich zur Bekämpfung des Baumwollkapselkäfers, geführt haben, veranlaßten den Schreiber dieser Zeilen, zusammen mit seinem Mitarbeiter Dr. A. H. Krauße die Wirkung pulverförmiger Arsenpräparate auf die Raupen der Nonne, Forleule und des Kiefernspanners, sowie anderer Forstschädlinge näher zu erforschen und andere, mit dem Verfahren in Zusammenhang stehende Fragen soweit zu klären, daß er im Sommer 1924, als die Möglichkeit der Bereitstellung der erforderlichen Geldmittel gegeben war, der preußischen Zentralforstverwaltung den Arsenflugzeugkampf als unbedingt erfolgreiche Waffe empfehlen konnte. Unsere Arsenflugzeuge haben denn auch im Sommer 1925 auf Tausenden von Hektaren den Kampf gegen Forleule, Nonne und Eichenwickler mit vollem Erfolge durchgeführt.

Das größte Verdienst an dem Gelingen des über den Kronen unserer Wälder hinbrausenden Arsenkampfes haben unsere braven Flieger, unsere vorzüglichen Flugzeugwerke und unsere chemische Industrie. Diese war übrigens schon länger gerüstet. Seit 1919, im großen seit 1920, wird in den südwestdeutschen Weinbaugebieten mit einem Arsenpräparat der chemischen Fabrik E. Merck (Darmstadt), dem nach dem Erfinder Dr. Sturm benannten „Esturmit", der „Heu- und Sauerwurm" niedergehalten. Dieses Präparat hat sich auch im Jahre 1925 bei der Bekämpfung unserer Forstschädlinge hervorragend bewährt. Das gleiche kann von dem Arsenpräparat der Güttler A.-G. (Hamburg) gesagt werden.

Wenn der Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommt, werden die deutschen Arsenflugzeuge wieder über den Kiefernheiden der Grenzmark und über den Eichenbeständen Westfalens fliegen, um dort eine drohende Vermehrung der Nonne, hier den chronischen Eichenwicklerfraß zu ersticken. Im Hochsommer werden sie voraussichtlich ihre Arsenstaubwolke über ausgedehnte vom Kiefernspanner gefährdete Kiefernforsten legen.

Der Schreiber dieser Zeilen möchte zum Schluß noch dankbar ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst der deutschen Chemiker rühmend hervorheben, eine Leistung, die es ihm wesentlich erleichterte, die Verantwortung für den Arsenkampf zu übernehmen: die Herstellung von Arsenpräparaten von großer Haftfähigkeit, bedeutender insektentötender Kraft und — unter Beachtung der erlassenen Vorschriften — Gefahrlosigkeit für Warmblüter. Kein Stück Wild, kein gefiederter Sänger ist, wie Schwarzseher befürchteten, durch den Arsenkampf zu Schaden gekommen, kein Mensch ist erkrankt. Hätten wir die Bleiarsenate verwenden müssen, mit denen man im Auslande vorwiegend arbeitet, würde der Arsenkampf für die „neutralen" Waldbewohner kaum so harmlos geblieben sein. Die Blaubeeren- und Pilzernte wurde, als einige Regengüsse niedergegangen waren, ohne irgendwelche übeln Folgen genossen.

Und der Wald ist gerettet! Wir wissen heute, daß wir nicht mehr „inflationszählige" Raupenmassen — um mit dem verdienten Vorkämpfer des Arsenbefluges, Forstmeister Ebert-Sorau, zu reden — abwarten werden!

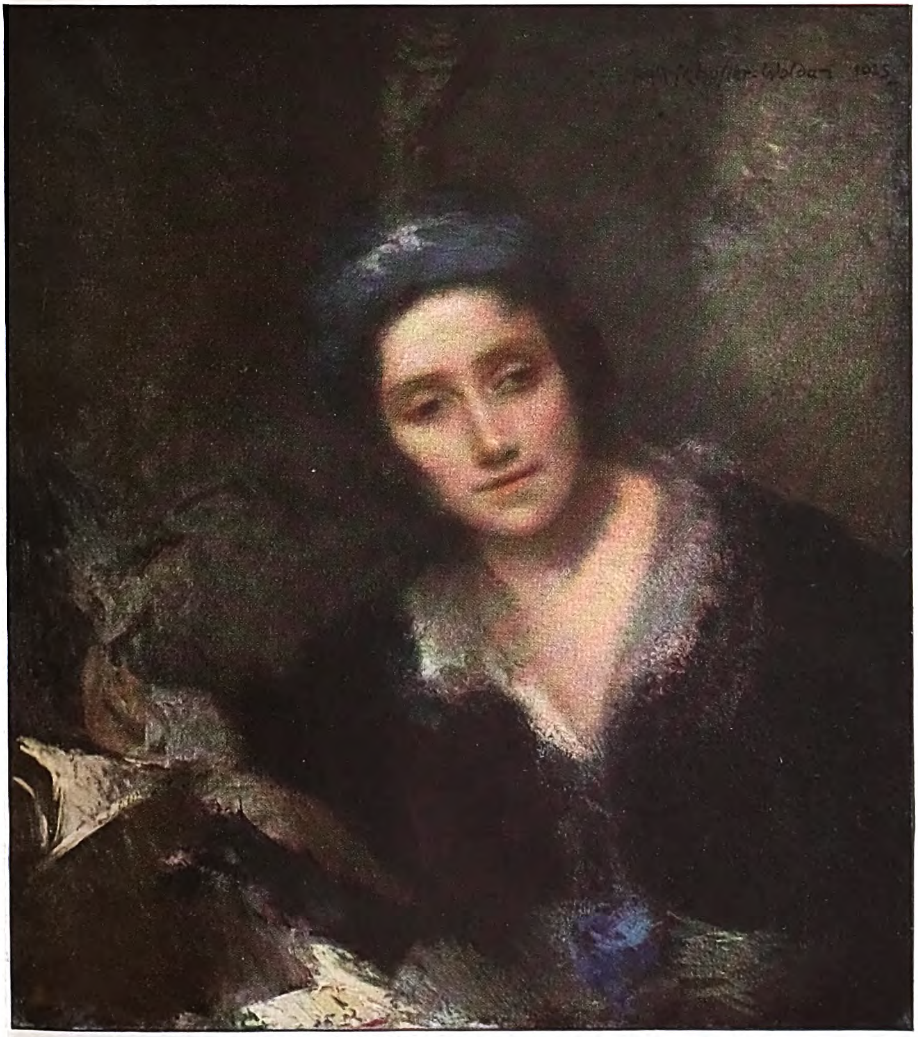
Digitized by Google

Das Geheimnis der Schönheit

Von Dr. Paul Weiglin

Zu acht Abbildungen nach Gemälden von Raffael Schuster-Woldan

Raffael Schuster-Woldan hat das Schicksal gehabt, niemals modern gewesen zu sein. In seinen jungen Jahren war der Naturalismus Trumpf. Man malte die stimmungsvolle Langeweile der Lüneburger Heide oder das graue Elend der Großstadt. Schuster-Woldan nahm an, was er von den Propheten der Freilichtmalerei lernen konnte, aber er sah nicht ein, daß ein Kohlkopf ebenso interessant sein solle wie eine schöne Frau, und eine so beschaffene Gesinnung galt in den neunziger Jahren als verworfene Ketzerei. Als man danach in weiten Kreisen müde wurde, immer aufs neue abzumalen, was die Natur in so unvergleichlich größerer Vollkommenheit geschaffen hatte, versuchte man es mit einer Stilisierung ins Monumentale. Wieder machte Schuster-Woldan nicht mit. Er hatte die ausgedehnten Wände des Bundesratsaales im Reichstag mit dekorativen Malereien bedeckt. Viele Hunderte von Gestalten waren durch ihn lebendig geworden. Aber sie lebten eben wirklich und waren nicht blasse Abstraktionen der Natur. Die moderne Kunst ging weiter. Sie verfluchte die Welt der Tatsachen, der sie im letzten Menschenalter bis zur Geistlosigkeit hingegeben gedient hatte, und trommelte mit



harten Fäusten an die schwere Tür, hinter der sich das zweite, das eigentliche Leben zu verbergen schien. Die Tür sprang auf; es war nichts dahinter als gähnendes Dunkel, aber die Ekstase wähnte, in der brodelnden Finsternis verzerrte Gesichte zu schauen. Schuster-Woldan ließ auch den Expressionismus die andern machen. Er hatte sich von Anbeginn seiner künstlerischen Laufbahn einem andern Dienst gelobt: dem Dienst der Schönheit.

Eine Pilatusfrage drängt sich auf die Lippen: was ist Schönheit? Zwiespältig wie wir Deutschen gewöhnlich sind, haben wir auf diese Frage eine doppelte Antwort. Goethe hat seinen Faust aus der dumpfen Enge seiner gotischen Studierstube in die sonnige Weite der arkadischen Landschaft geführt. Seit mehr als einem Jahrhundert fühlen und wissen wir, welche unerschöpflichen Reichtümer in unsrer deutsch-mittelalterlichen Vergangenheit ruhen. Aber klarer als unsere ersten Schatzgräber, die Romantiker, erkennen wir, daß der Weg unsrer wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung über Rom geht. Man kann das beklagen, doch nur die liebenswürdige Verblendung nationaler Heißsporne kann es bestreiten. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß unser volkstümlichster Maler Albrecht Dürer geworden ist, der sein Leben daran setzte, sein deutsches Gefühl mit der italienischen, der klassischen Form zu versöhnen, daß wir die Hilfe kunstgeschichtlicher Betrachtung brauchen, um die Sprache unsrer Vergangenheit zu verstehen, und daß der Laie den Weg zu Raffael leichter findet als zu Matthias Grünewald. Unter dem klaren Himmel des Südens hat sich die Schönheit freier und früher enthüllt als im Norden. Wenn das Schöne nach Goethes Wort ein Urphänomen ist, das nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird, mannigfaltig und verschiedenartig wie die Natur selbst, so hat es die klassische Kunst in einer Weise gespiegelt, die dem Auge und dem Herzen unsers Volkes besonders verständlich und verführerisch erschien.

Wie für viele unsrer Großen ist auch für unsern Künstler Italien entscheidend gewesen. Wir haben heute, glücklicherweise, nicht mehr viel Sinn für umständliche Quellenuntersuchungen, und so können wir es uns ersparen, nachzuweisen, was Schuster-Woldan von diesem oder jenem Meister gelernt hat. Er hat sich, ein begeisterungs- und eindrucksfähiger Mensch, an Italien nicht genügen lassen. Ihn haben der Ernst der spanischen Landschaft, die lähmende Würde des Eskorials nicht weniger ergriffen als die Heiterkeit italienischer Gärten und die geschichtliche Wucht des römischen Forums. Und wenn ihm Paris nicht viel zu geben vermochte: er fühlt sich gewiß den heroischen Landschaftern, den pompösen Porträtisten aus Frankreichs großem Jahrhundert verpflichtet. Er wurde überall angezogen, wo er auf das stieß, was man mit einem altfränkischen Ausdruck bezeichnen muß, weil es heute sehr selten geworden ist: auf Noblesse.

Ältere Leser dieser Hefte werden sich erinnern, daß vor Jahren (Novemberheft 1913) Jarno Jessen das Schaffen Raffael Schuster-Woldans und seines Bruders Georg gewürdigt hat. Die Zeitschrift hat seine Kunst weder vordem noch danach aus den Augen verloren. Wenn hier noch einmal ausführlicher über ihn geredet wird, so liegt ein besonderer Anlaß in einer Folge von Frauenköpfen vor, die der Künstler vor kurzem geschaffen hat und zu der die ersten sechs der hier wiedergegebenen Bilder zählen. Schuster-Woldan ist nämlich nicht bloß der hochgeschätzte Porträtist von schönen Frauen. In seinen dekorativen Gemälden sieht er den Gipfel seiner Leistung. Er ist ein Poet vom Vater her, der seine juristischen Akten gern beiseite schob, um Verse voll echten Gefühls und von vollendetem Ebenmaß zu schmieden. Wenn wir durch die weite Wohnung und das geräumige Atelier des Künstlers schreiten, stoßen wir unter der fast überwältigenden Fülle seiner Arbeiten immer wieder auf Werke, in denen sich neben den selbstverständlichen malerischen Qualitäten sein Erfindungs- und Gedankenreichtum offenbart. Seine Bilder erzählen etwas, aber sie bleiben nicht im Epischen, im Genrehaften stecken. Schuster-Woldan ist weder Geschichts- noch Sittenmaler. Sein Streben geht höher, zum Mythologischen und endlich zum Symbolischen. Er hat die Kraft — wer kann das heute oder versucht es auch nur? — abstrakte Begriffe selbst wie Meditation oder Intuition ins sinnfällige Leben zu reißen und ihnen dennoch ihre gedankliche Majestät zu belassen.

Schuster-Woldan ist sehr unzufrieden mit den modernen Architekten. Sie sorgen für weite Fenster und viel Licht. Herrlich! Aber sie denken nicht an den Maler, der Wände braucht. Es ist lange her, daß er im Reichstag malte, was ihm die Professur an der Hochschule und selbstverständlich viele Feinde eintrug. Es kommen natürlich Aufträge, doch manchmal sind sie seltsam geartet. So bestellte vor kurzem ein reicher Mann ein großes Bild, gab Länge und Breite an und überließ alles Weitere, ein verständiger Mäzen, dem Künstler. Das Bild steht heut noch in der Werkstatt. Der Auftraggeber hat es sorgsam vermieden, es sich auch nur anzusehen. Fest steht, daß er nicht verstorben ist. Was soll der Maler tun? Es ist nicht einmal gut, daß er sich die Bestellung schriftlich bestätigen läßt. Dann hat der schweigsame Kunstfreund ein Recht auf das Bild, und selbst wenn er nicht zahlt, ist der Maler um sein Werk gekommen. Was soll ein Künstler unter so wenig erfreulichen Umständen anfangen? Gottlob braucht er sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Er kann ja nichts

Digitized by Google

andres als schaffen, und so malt Schuster-Woldan mit einer Frische und Begeisterung, als wenn er täglich neue Sensationen zu gewärtigen hätte. Und so ist es auch, denn das Geheimnis der Schönheit, um das er ringt, wird niemals ganz enträtselt.

Wenn die unkollegialen Architekten keine Wände bauen, muß man Staffeleibilder kleineren Umfangs malen. Aber wenn man das Unglück hat, die Malerei im Zusammenklang mit der Architektur zu empfinden, so schließen sich die kleinen Bilder zu einer Folge, einem einheitlichen Ganzen zusammen. Nur aus Gründen einer rein optischen Abwechslung, die in einer Zeitschrift erwünscht ist, sind zwei von den erwähnten sechs Bildern etwas kleiner als die übrigen vier wiedergegeben worden. In Wirklichkeit sind sie alle gleich groß, auch gleich gerahmt. Mit unsrer Sechszahl ist die Reihe nicht abgeschlossen. Der Künstler hat sie in allerletzter Zeit noch um einige vermehrt.

Beantworten wir die erste und natürlichste Frage zunächst: handelt es sich um Bildnisse? Jeder unsrer Leser kennt die Meisterschaft Schuster-Woldans im Porträtfach und die beiden Gemälde auf S. 567 und S. 568 sind wohl geeignet, die Erinnerung an die Treue seiner Auffassung, die Eleganz seiner Darstellung, die geschmackvolle Wärme seines Kolorits zu beleben. Aber die Werke, mit denen sich dieser Aufsatz vornehmlich beschäftigt, sind keine Bildnisse. Wohl sind es nicht durchweg reine Schöpfungen der Phantasie. Wer in der guten Gesellschaft zu Hause ist, weiß vielleicht dies oder jenes mit Namen

Digitized by Google

zu benennen. Aber mit seiner Folge hatte der Künstler andres im Sinn, als eine Reihe reizender Frauen und Mädchen zu porträtieren. Sie sind ihm verschiedenartige Offenbarungen der Schönheit, dieser erhabenen Herrin seiner Kunst. Darum trieb es ihn auch, immer noch wieder andre Fassungen zu finden. So hat er neben die Frauen, in denen man Idealisierungen norddeutschen Adels, deutschen Patriziertums, wienerischer Verträumtheit, ernster Fraulichkeit, weicher Anmut und holden Frohsinns erblicken mag, noch andre gestellt, in denen er sich der Schönheit mit neckischer Koketterie und lachendem Humor zu nahen sucht und in schelmischer Selbstironie den Kreis durch einen schwärmerischen Liebhaber geschlossen, der den romantischen Namen „Rosalinde“ in den Stamm einer Buche gräbt. Als Rahmen für die Gesamtheit dieser Bilder denkt sich Schuster-Woldan ein rundes Sälchen, fein abgestimmt auf die zarten Farben der Gemälde, einen Raum, geschaffen für gesellige Heiterkeit gepflegter Menschen.

Einstweilen stehen sie in seinem Atelier unter vielen andern Sachen, und der Künstler meint mit trockenem Witz: „Ein Glück, daß ich meinen Nachlaß nicht zu ordnen habe!“ Er weiß, der Raum, in den er sie geträumt, wird Traum bleiben, aber er weiß auch, daß der Künstler ohne solche Träume aufhören würde, Künstler zu sein. Er hat Werke geschaffen, die großartiger sind als diese. Aber auch sie bilden wichtige Stufen auf dem Weg zur Höhe, die ihm das Schicksal gönnt. Seine Farben sind reicher,

Digitized by Google

sein Ausdruck weicher geworden, und das liegt nicht nur an der Verwendung von ätherischen Ölen, womit er sich handwerklich zu erklären versucht. Er wird gleich andern großen Malern mit den Jahren freier, aber er verliert nicht die Achtung vor der Vergangenheit, auch vor der eigenen. Seine virtuose Beherrschung malerischer Ausdrucksmöglichkeiten sichert ihn vor genialischer Fahrigkeit. Ihm ist die Kunst keine artistische Angelegenheit für Snobisten. Er will damit Freude machen, und das scheint ihm wichtiger und heiliger zu sein als eine ausgetüftelte neue Richtung. Dieser Ernst in der Auffassung verwehrt ihm nicht das Spiel. Im Gegenteil. Er weiß, daß das Spiel, ebenso wie die Religion, zu den Quellen jeglicher Kunst, auch der Malerei gehört. Nichts ist schwieriger und anmutiger, als mit der Kunst zu spielen, wie es auf diesen Bildern geschieht. Zu den zauberhaftesten Schöpfungen Mozarts zählen seine Variationen. Hier haben wir malerische Variationen vor uns, über das große Thema, das des Meisters Schaffen erfüllt: Schönheit.

Wer der Vergangenheit und ihrer Kunst so dankbar verpflichtet ist wie Schuster-Woldan, wer schaffend und lehrend den Segen der Überlieferung so treu bewährt gleich ihm, hat das Zeug zum Sammler. Von seinen ausgedehnten Reisen hat er allerlei Kostbarkeiten mitgebracht: ein paar schöne Cranachs, ein paar gute Holländer, einen Spanier, der ein Goya, einen Italiener, der ein Tintoretto sein könnte, und vielleicht sind sie's wirklich. Aber seine größte Freude sind die Architekturen und Landschaften von Pannini. Dieser römische Barockmeister hat viel gemalt und gewöhnlich nicht treu nach der Natur. Er hat komponiert,

Digitized by Google

aber da er den Sinn für das Wesentliche hatte, kann man so paradox sein zu behaupten: er war echter als die Natur und ist dem Geheimnis der Schönheit näher gekommen als der Realist.

Wenn man von einem Maler weiß, daß er schöne Frauen malt und alte Meister aus dem Barock sammelt — einen Salvator Rosa und Guido Reni wollen wir nicht vergessen — so stellt man sich leicht vor, daß er in einem Palazzo wohnt, wie es dergleichen ja auch in Berlin gibt. Schuster-Woldans geräumiges Heim liegt in einer ziemlich versteckten Privatstraße an der Grenze von Berlin und Charlottenburg, und er haust, wie es sich für einen richtigen Maler gehört, ganz oben, und man kommt beim Aufstieg zu ihm an allerlei Leuten vorbei, Ärzten und Rechtsanwälten, Kaufleuten und Tanzschulen und was sonst der komplizierte moderne Mensch alles braucht. Kino und Kirche, Theater und Weinstube befinden sich in der Nachbarschaft. Da wohnt nun der Maler in gemütlichen gelben Biedermeiermöbeln, die er zum größten Teil aus seiner schlesischen Heimat als ererbtes Gut von Eltern und Großeltern mitgebracht hat. Ein alter Sekretär ist dabei, der einem Großvater, einem geistlichen Herrn, gehört hat. Er steckt noch voll allerhand Kuriositäten, die der Sammeltrieb des ehrwürdigen Pfarrers aufgehoben und mit zierlich geschriebenen Zetteln etikettiert hat. Da finden sich Scherben aus Wendengräbern, der Riesenschlüssel von einer Burg, die seit Jahrhunderten nicht mehr steht, ein Stück von einer Badewanne, die Friedrich der Große einmal benutzt hat, und sonst noch allerlei — Krimskrams, über den der

Erbe lächelt und der doch auch mit zu ihm gehört wie die Bilder, die er geschaffen hat und die in einer ganz andern, einer größeren und festlicheren Welt ihre Heimat haben.

Ist das ein Widerspruch? Wir glauben nein. Es ist nur ein Zeugnis dafür, daß dieser hochgestimmte und in seiner Malerei oft feierliche und leidenschaftliche Meister auch da zu Hause ist, wo wir noch immer vorzugsweise den Deutschen suchen. Er hat die Ehrfurcht auch vor dem, was vor ihm war. Wenn er einen alten geschnitzten Rahmen gefunden hat — er fahndet ständig danach — empfindet er dieselbe kindliche Freude an der handwerklichen Tüchtigkeit des alten Meisters wie an den netten Figürchen, die das Stadtbild beleben, welches von Goya sein könnte. Und er ist imstande, über diesen fremden Leistungen die eignen zu vergessen und, wenn er ein Bild zeigt, nur vom Rahmen zu reden, wie üppig er sei und wie reich und wie kühn, eigentlich verboten komponiert. Das Gemälde? Ach ja, das hat er mal gemalt, so zum Spaß, lange her, und in den Rahmen gehörte ganz etwas andres, etwas sehr Schönes!

Schuster-Woldan ist seit langem in Berlin zu Hause, und niemand wird daran zweifeln, daß er ein Weltkind ist, glückselig, daß die Welt, trotz allem, Schönheit im Überschwang zu schenken hat dem, der recht darum bittet und wirbt. Aber er ist doch kein echter Berliner geworden. In einem verlorenen Winkel in Oberbayern, wo die Welt beinah mit Brettern zugenagelt ist, steht sein Sommerhäuschen. Er hat auch hier im Traum

Digitized by Google

gebaut. Viele Jahre hat er in glücklicheren Friedenszeiten den Plan gehegt und bei den zuständigen Behörden mit viel Schreiberei betrieben, in diesem Weltwinkel ein Kirchlein zu errichten, in dem eine heilige Nacht hängen soll und dicht daneben ein Hindenburg, der als ein treuer Eckart und Erzengel auch unser deutsches Weihnachtsfest behüten mag. Als wir arm wurden, ist auch dieser Traum verweht. Die Kapelle blieb ungebaut, und das Bild hängt in der Wohnung des Künstlers, der so stark wie wenige andre die Majestät und die Heiterkeit der hohen klassischen Kunst in sein Werk hat einströmen lassen und der in seinem Schönheitsdienst doch ein Deutscher geblieben ist.

Auch er wird sich klar sein wie ein italienkranker deutscher Dichter, daß das Beste, was wir bilden, ein ewiger Versuch bleibt. Aber glücklicher als Platen hat er dem Geheimnis der Schönheit nachgeforscht. Sie ist ihm Lebensnotwendigkeit, und angesichts seiner Bilder fühlen wir, daß sie auch uns unentbehrlich ist. Denn der Dichter spricht:

„Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort.
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort.
Was noch atmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus."

Digitized by Google

Das Theater im Reich 1925/26

Von Dr. Ernst Leopold Stahl

Bewahrung vor Massenkatastrophen — Ensembletheater und Stargage — Höchstgage — Das Zuschußbedürfnis der gemeinnützigen Theater — Volksbühne und Bühnenvolksbund — Die Erziehung des neuen Theaterpublikums — Die Gefahr der Politisierung — Zu viele Theater in Deutschland — Der Existenzkampf der literarischen Privattheater — Die Münchner Kammerspiele — Zunehmende Geschmackssicherheit der Besucher — Der Haupterfolg der neuen Spielzeit — Abkehr der Dichter vom Expressionismus (Zuckmayer, Heynicke) — Der Zug zum Theaterstück — Klabunds drei Schauspiele: „Kreidekreis", „Christoph Wagner", „Brennende Erde" — Dramen aus dem jüngsten Zeiterlebnis: Bronnen, Klabund, Paul Zech, Eugen Ortner, Max Mohr, Hanns Johst — Nachzügler des Expressionismus — Das historische Drama im Vordergrund: Petzet, Kellermann, Frankenberg, Ilges, Lernet-Holenia, Blume, Wolfgang Goetz. — Festspiele zur Jahrtausendfeier (Unruh, Weismantel) — Komödienbelebungen: Goldoni, Diderot, Spanier — Originale deutsche Lustspiele — E. T. A. Hoffmanns „Undine" — Neue Theaterliteratur

Überblickt man die beiden ersten deutschen Theaterjahre nach der Überwindung der Inflation — die Spielzeiten 1924/25 und 1925/26 —, so darf man mit einiger Genugtuung feststellen, daß diese Zeit ohne jene ganz großen und gefahrvollen Erschütterungen vorübergegangen ist, von der das deutsche Theater zuvor unaufhörlich bedroht gewesen war. Die befürchteten Massenzusammenbrüche ernster Unternehmungen sind, fast ist es zu verwundern, draußen im Reiche vermieden worden. Das spricht deutlich für die gesunde Basis, auf der das deutsche Theater ruht. Wenn allerdings weder in Wien noch in Berlin Theaterkatastrophen hingegen ausgeblieben sind, so gibt es dafür der Gründe mehrere. Einmal und hauptsächlich handelte es sich in beiden Hauptstädten in allen Fällen eines offenen oder durch „Umstellung" des Betriebes vielleicht kunstvoll kachierten Zusammenbruchs um privatkapitalistische Theaterunternehmungen, die nur auf die eigenen Einnahmen angewiesen und zum Teil auch organisatorisch unzweckmäßig aufgezogen waren. Es war z. B. gewiß ein ungemein begrüßenswerter Gedanke des allzu kurzlebigen, mit ernsthaften künstlerischen Leistungen beginnenden „Dramatischen Theaters" in Berlin gewesen, wieder das „Ensembletheater" gegen das „Startheater" durchsetzen zu wollen. Aber man wird kein „Ensembletheater", d. h. keine Bühne, die ihren gesamten Spielkörper wieder dauernd beisammen hält, wie früher, die sich nicht von Stück zu Stück die Mitwirkenden erst zusammensucht und sie oft mitten im Serienablauf eines Werkes wechseln muß, — also: man wird kein Ensembletheater mehr erhalten können, solange man einzelne „Stargagen" bezahlt.

Das klingt wie eine gar billige Binsenwahrheit, ist aber in Wirklichkeit einer der springenden Punkte im wirtschaftlichen Gesundungsprozeß des deutschen Theaters. Seitdem vom Frühjahr 1924 ab die solistischen Bühnenmitglieder an fast allen deutschen Bühnen wieder aus dem Beamtenklassensystem entlassen und dem freien Spiel der Kräfte wieder zugeführt worden sind, hat da und dort ein Wettlauf um bestimmte Bühnenleute eingesetzt, der, wenn es sich auch zunächst nur um einzelne Theater und Personen handelte, sich doch auch allgemeiner peinlich auszuwirken drohte und noch immer droht. Man kann sich leicht vorstellen, wie nervös der Heldentenor in X wird, wenn er weiß, daß sein Fachkollege in Y, an einem Theater gleichen Ranges, so und so viele Tausend Mark mehr bezieht. Es ist eine sehr schwierige und äußerst heikle Frage, ob und inwieweit Bindungen der Bühnen untereinander möglich und nötig sind — eine Frage, mit der sich auch die beiden „arbeitgebenden" Theatervereinigungen, der Deutsche Bühnenverein und der Verband der deutschen gemeinnützigen Theater, bereits beschäftigt haben. Die Festlegung einer Höchstgrenze sowohl für die Monatsgage eines festengagierten wie für das Tageshonorar eines gastierenden Künstlers hat wenigstens die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen vermocht.

In meinem, vor zwei Jahren hier gerade zu Beginn der Festmarkzeit veröffentlichten Jahresüberblick (Jahrgang 1923/24, 2. Band, S. 98 ff.) war davon gesprochen worden, daß jetzt wohl die Staats- und Stadttheaterbetriebe zu lernen hätten, fürderhin trotz fehlenden oder doch nur geringfügigen Zuschüssen auszukommen. Aber ein Ausgleich von Einnahmen und Ausgaben, wie ihn manche Theater- und Stadtverwaltungen damals als sicher erwartet und — errechnet hatten, läßt sich, wie man auf Grund der nun zweijährigen Beobachtungen mit Sicherheit sagen kann, nicht herstellen, auch nicht an einem organisatorisch ebenso wie künstlerisch mustergültig geleiteten Theater, sofern es gehobene Ansprüche zu erfüllen gilt. Von dieser Überzeugung ist auch ein fachtüchtiger Bühnenleiter wie der mit Organisationstalent begabte Mannheimer Intendant Sioli durchdrungen, dessen Theater keineswegs Luxusgagen bezahlt und das seine Kräfte

Digitized by Google

aufs äußerste anspannt. Man hat für den wachsenden Zuschußbedarf gerne die Überhandnahme der in allen Städten zu stark ermäßigten Preisen an Besucherorganisationen abgegebenen Eintrittskarten verantwortlich machen wollen. Ganz zu Unrecht. Im Gegenteil ist es ganz wesentlich den, nunmehr fast überall bestehenden Volksbühnenvereinen und den Bühnenvolksbundsgruppen zu danken, wenn die Theater mit einer stetigen, im vorhinein festgestellten Besucherziffer rechnen und ihren Etat auf einem soliden Fundament aufbauen können und trotz der unerhört schlechten Wirtschaftslage Deutschlands vor größeren Erschütterungen bewahrt geblieben sind. Vor allem aber bieten die deutschen Theatergemeinden der beiden, auf ihre Weise gleich verdienstvollen Verbände die sicherste Gewähr dafür, daß nach einer nicht allzulangen Reihe von Jahren die ausgezeichnete, aus dem inzwischen vernichteten Mittelstand sich rekrutierende Stammbesucherschaft der deutschen Theater der Vorkriegszeit durch ein, mehr oder weniger systematisch herangebildetes, zuverlässiges neues Theaterpublikum ersetzt sein werde.

Vor einer einzigen, aber nicht groß genug einzuschätzenden Gefahr werden allerdings die Theaterbesucher unbedingt bewahrt bleiben müssen: vor der Politisierung, ganz einerlei, nach welcher Richtung sie versucht würde. Das Theater darf niemals zum Parteipodium werden. Die Folgen wären unübersehbar schlimm; Theaterskandale, wie sie in jüngster Zeit da und dort von Radaubrüdern gelegentlich der Aufführung eines oder des anderen, ihnen nicht sympathischen Stückes provoziert worden sind, geben einen kleinen Vorgeschmack dessen, was wir künftig von einem „politisierten" Theater zu erwarten hätten; keine Dichtung von einer ausgeprägten geistigen Gesinnung wäre noch ihres Bühnen-Lebens sicher.

Ein Überblick über die allgemeine deutsche Theatersituation macht noch nach einer anderen Richtung eine Feststellung notwendig: wir haben zu viele Theater in Deutschland für die neugeschaffene wirtschaftliche Lage unseres Landes. Theater, die nur den Inflationsverhältnissen ihre Entstehung verdanken, müssen verschwinden. Es gibt nicht nur in Berlin solche. Auch das Industriegebiet des Westens leidet unter einem Überangebot an — fast durchweg übrigens ausgezeichnet geleiteten — Theatern, die in den Jahren der Hochkonjunktur entstanden waren. Ist es nötig, ja ist es überhaupt denkbar, selbständige Theater (mit vollem Opern- und Schauspielbetrieb zum Teil) auch bei noch so vorzüglichen Leistungen, wie sie gerade in dieser Gegend meistens zu sehen sind, auf die Dauer in Städten zu erhalten, die in einer Reichweite von zwanzig bis dreißig Straßenbahnminuten voneinander entfernt liegen? Wird es fernerhin möglich sein, in Mitteldeutschland, im neuen Staate Thüringen, dicht beieinander für die Zukunft all jene Bühnen zu erhalten, die nur oder wesentlich durch fürstliche Mäzene erhalten worden waren?

Am stärksten von der Not der Zeit betroffen sind die wenigen deutschen Privattheater, die trotz aller Enttäuschungen immer noch um die Förderung des dichterischen Nachwuchses sich bemühen. Kein Wunder: wo ist heute ein nach Neuem hungriges Publikum, wo anderseits die stark fesselnde Produktion? Das haben, ebenso gründlich wie manche zielverwandte Berliner, auch die beiden Münchner Privattheater, die Münchner Kammerspiele und das Münchner Schauspielhaus, erfahren müssen. Jene beiden hochstehenden modernen Schauspielbühnen der ersten Hauptstadt Süddeutschlands haben sich nach monatelangen Verhandlungen zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, deren Ergebnis dies ist, daß von zweien dieser Bühnen nur eine am Leben bleiben soll, während in das andere Haus eine Filmgesellschaft Einzug halten wird. Bedauerlich, wenn man bedenkt, welche gewaltigen Verdienste jedes dieser beiden Theater Münchens durch rund ein Vierteljahrhundert gehabt hatte, das Schauspielhaus unter der Direktion Drachs und des soeben verstorbenen J. G. Stollberg um die Durchsetzung des Naturalismus, die Kammerspiele dagegen, die unter der geistig-künstlerischen Führung Otto Falckenbergs eigentlich nie einem Mode-„ismus" gehuldigt hatten, für die kultivierteste Pflege aller innerlich großen, zeitentbundenen Dichtung, angefangen von den Komödien Shakespeares, von denen „Wie es euch gefällt" hier seinerzeit die grazilste zauberhafteste Aufführung erlebte, die auf deutscher Erde überhaupt denkbar ist, über die romanischen Lustspiele der Franzosen, Italiener, Spanier bis zu den tiefen Problemdichtungen des späten Strindberg, die fast alle an dieser Stätte ihre deutsche Uraufführung erlebten. Der Tag, an dem das mit der Dumontbühne reichst verdiente Literaturtheater unserer Zeit aus dem unschönen und primitiven, aber von tausend guten Bühnengeisterchen umschwirrten und behüteten Saale auf der Augustenstraße im Herzen Schwabings übersiedeln wird in das schickere „Hof"-Theater in einem Hinterhausgarten an der mondänen Maximilianstraße — dieser Tag wird einen starken Ab- und Einschnitt in der Geschichte der Münchner Kammerspiele und damit überhaupt intimer deutscher Bühnenkunst bringen, und es bleibt der Wunsch, daß nicht ein ehrgeizlos gutes Gesellschaftstheater aus ihnen werden möchte.

Die Inszenierung von Shakespeares „Troilus und Cressida" durch Falckenberg an den Münchner Kammerspielen zähle ich zu den stärksten Theatereindrücken meines Lebens: durchaus nicht infolge enormer schauspielerischer Einzelleistung, sondern weil hier ein Regiekünstler mit dem feinsten Spür-

Digitized by Google

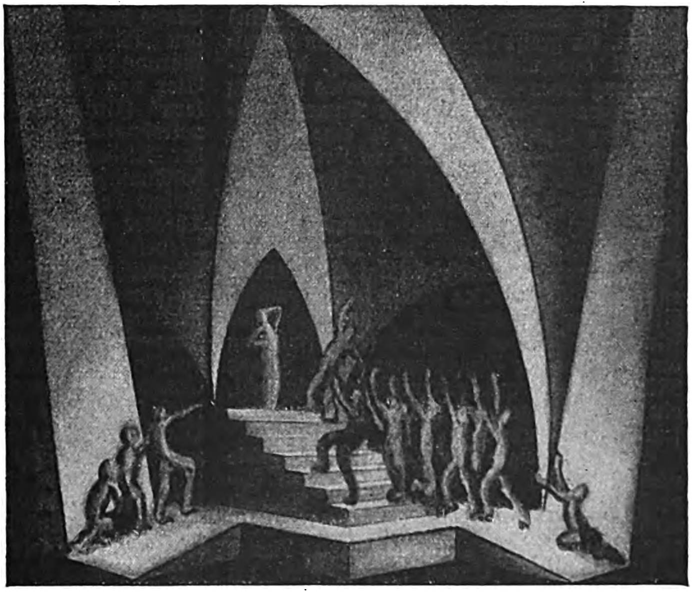
sinn, gleichsam als Mitdichtender ohne dünkelhaften Eigenwillen und ohne Krampf, die barocken Grundlinien des farbenreichen und gar seltsamen Werkes nachgezogen und es so in seiner ganzen Überlegenheit freigelegt hatte.

Über die großen Erfolgwerke, welche die Spielzeit 1924/25 gebracht hatte, ist an dieser Stelle bereits berichtet worden: sowohl in Berliner Übersichten wie in meiner eigenen vom vorigen Jahre (im 2. Bande S. 337 ff.). Bernard Shaws tiefgreifende und tief ergreifende „Heilige Johanna“ hat in Franz Werfels „Juarez und Maximilian“ in unserer Sprache eine Geschichtsdichtung von feinsten Werten als Gegenstück erhalten, das eine so subtile Aufführung, wie man sie am Düsseldorfer Schauspielhaus bei der Dumont erleben konnte, auch zu ganz starker Publikumswirkung zu bringen vermag.

Gibt es ein besseres Zeichen für die wieder zunehmende Geschmackssicherheit des deutschen Publikums und das wachsende Bedürfnis nach der Vermittlung wirklicher Werte durch das Theater als die Tatsache, daß in einer ganzen Reihe von Städten die Aufführungs- und Besuchsziffern der „Heiligen Johanna“ oder auch der Klabundschen Bearbeitung des „Kreidekreis“ diejenigen des „Wahren Jacob“ oder des „Blauen Heinrich“ weit übertrafen? Auch im „Kreidekreis“ überwiegen ebenfalls die poetischen Werte die sensationell-aktuellen ganz wesentlich. Beim Theater bildet sich äußerst schnell eine bestimmte Darstellungstradition heraus; so auch beim „Kreidekreis“; begründet worden scheint sie mir in diesem speziellen Falle hauptsächlich durch die, Berlin um Monate voraneilende Inszenierung von Intendant Weichert und Bühnenmaler Sievert in Frankfurt a. M., die im Zusammengehn von Sinn und Klang, Bild und Spiel zu den vollkommensten Bühnendarstellungen der Gegenwart gehört. Daß das bühnenbildnerische Gesamtwerk des ungemein ideenreichen Ludwig Sievert, dessen Schaffen diese Monatshefte bereits seit seinen Freiburger Anfängen begleitet haben, nunmehr auch im Buche in ausgezeichneten Reproduktionen festgehalten wurde, ist ein Verdienst des Bühnenvolksbund-Verlags.

In der Spielzeit 1925/26 hat das Schauspiel im Reich nur einen einzigen Dauererfolg zu verzeichnen gehabt, den mit Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg“. Es ist nicht das einzige Werk eines noch vor kurzem ganz radikalen Expressionisten, das eine bewußte Abkehr dokumentiert. Wie der, in seiner Schilderung der „Atmosphäre“ sehr echte „Weinberg“ an das derbe Milieu-Volksstück des Naturalismus, so knüpft auch das Schauspiel eines seiner Kampfgenossen, des reichbegabten Kurt Heynicke, „Das Meer“ (Uraufführung in Lübeck, Buch im Schauspielverlag Leipzig, der sich mit großem Ernst neuerdings einer Reihe begabter jüngerer Dramatiker annimmt) an überkommene Formen an, ohne epigonenhaft zu wirken.

Immer wieder verspüren wir den Drang der jungen Dichter, von literatenhafter Gebärde wegzukommen, das an alle sich wendende, alle beschäftigende Theaterstück zu schaffen. Klabund, dem das dank glücklicher Einfühlung in einen fremden, herrlichen Stoff im Jahr zuvor gelungen war, versuchte es seitdem noch zweimal. Schauspieldirektor Rönnecke-Hannover, — wie seine beiden Kollegen Kronacher-Leipzig und Weichert-Frankfurt emsig und ohne Rücksicht auf den Dank der Masse um die Förderung heraufdrängender Jugend bemüht — hat, neben einem unrettbaren Stück Emil Burris „Amerikanische Jugend“, auch Klabunds „Teufelspakt“, Weichert-Frankfurt Klabunds „Brennende Erde“ zur Uraufführung gebracht. Klabund erklärt zu beiden Stücken ausdrücklich programmatisch: er wollte ein Drama schreiben, sonst nichts. Will sagen: neben zeitproblematische große Ideendichtungen wünscht er Stücke zu stellen, die „den Beschauer auf eine edle Art im Theater



Bühnenbild zu H. Johsts Fröhlicher Stadt, am Stadttheater zu Düsseldorf

Digitized by Google

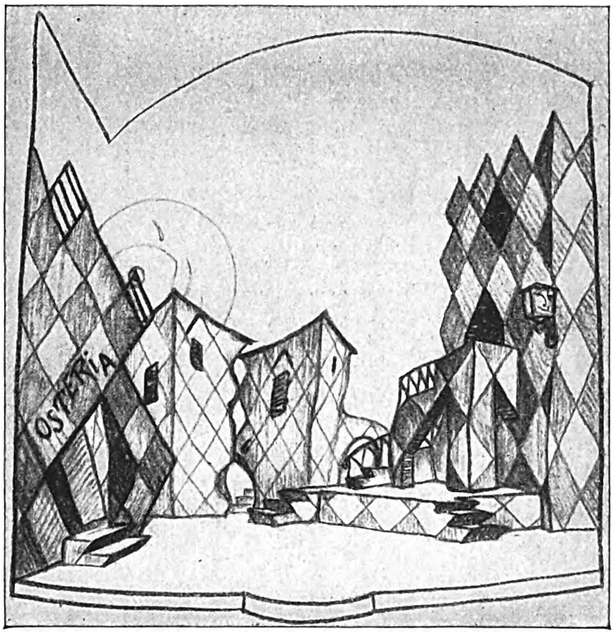
halten und unterhalten" und so auf ihre Weise zur Neubelebung der deutschen Bühne bescheidentlich beitragen. So hat er im „Teufelspakt" nach Art alter Puppenspiele das „lasterhafte Leben des weiland weltbekannten Erzzauberers Christoph Wagner", den Volksbüchern folgend, neu ans Licht gezogen; „Brennende Erde", das er seiner Gattin Carola Neher auf den Leib schrieb, geht in einem heutigen legendären Rußland vor sich, mit dem betonten Bestreben zu reiner Objektivität — ähnlich wie es auch Alfons Paquet in seinem phantastisch-aktuellen Zeitbild „Sturmflut", das die Berliner Volksbühne am Bülowplatz spielte, mit noch stärkerer Distanzierung zur Realität angestrebt hatte.

„Es treibt keine äußere und innere Politik und wird nicht von ihr getrieben", sagt Klabund in seiner Vorbemerkung zur „Brennenden Erde", die auch mit ähnlichen Worten anderen Bühnenstücken dieses Winters hätte vorangeschickt werden können. Noch nie war bei den Autoren — man fragt sich: auch beim Publikum? — die Vorliebe für Stoffe aus der unmittelbarsten Gegenwart so stark, die die tieferen Untergründe unseres eigenen Erlebens aufzuhellen streben. Bronnens theaterfixe „Rheinische Rebellen" blieben nicht das einzige Stück aus der Separatistenzeit. Auch Paul Zech schrieb eines: „Erde" (Uraufführung am Neuen Schauspielhaus Königsberg, Buch im Schauspielverlag, Leipzig), ein weiteres wertvolleres, gerechtes und geistig vornehmes Stück aus der Zeit des Ruhrkampfes, „Erde", wie dieses Drama Zechs und schon Schönherrs Bauerntragikomödie hieß, könnte fast auch der „Michael Hundertpfund" von Eugen Ortner (Uraufführung an Viewegs Leipziger Schauspielhaus, im Verlag Die Schmiede, Berlin) heißen. Er greift einen fürchterlichen Kriminalfall aus unseren Tagen auf, die Ermordung eines alten Bauernpaares in Saig im Schwarzwald, sogar ohne Namensänderung des Verbrechers, dem er eine menschliche Deutung gibt: Kampf des Heimatlosen um ein Stück Erde. Max Mohr kämpft auch in „Ramper" (Gg. Müller, Uraufführung in Karlsruhe) weiter den unentschiedenen Kampf zwischen Dichter und Konstrukteur. Einem herrlichen Vorspiel folgt ein uninteressantes Stück. Mitten hinein in das geistige Ringen der Stunde greift Hanns Johst mit seiner „Fröhlichen Stadt" (Uraufführung am Düsseldorfer Stadttheater unter Joseph Münch): ein Drama verzweifelter Sehnsucht, ein schwerblütiger, mit bitterer Ironie durchsetzter Kampf um Gott.

Stilistisch zeigte sich Johsts Zeittragödie noch nicht frei von dem dramatischen Expressionismus, dessen seltsamstes Produkt wohl Bernhard Blumes „Fahrt nach der Südsee" (Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater unter Eugen Felber, Buch bei Georg Müller, München) gewesen ist. Dieses Schauspiel des 25jährigen Schwaben ist ein Drama unter Deportierten und nicht zu verwechseln mit dem künstlerisch undiskutabeln Reißer „Südsee" des zu Besserem befähigten Wilhelm Speyer. In kurzer Zeit nach Schmidtbonn, Lauckner und anderen das vierte oder fünfte Auswandererstück, ist diese „Fahrt nach der Südsee" geradezu eine Musterkarte des expressionistischen Theaters von Sorge und Hasenclever bis Bronnen und Brecht gewesen, aber gelegentlich doch nicht ohne eigenen Klang und dabei theatralisch sehr begabt. Auch die Grundidee, die den Willen zu Gesetz und Ordnung betont, fällt bei diesem jungen Stürmer auf, der sein Schiff untergehen läßt, als es seinen Führer verloren hat. — Alfred Döblin, dem Wallenstein-Dichter, gab Ernst Legal in der, an seinem Hessischen Landestheater ins Leben gerufenen „Jungen Bühne" allzu verspätet das Wort für seine 1919 geschriebene „Lusitania". Wassergeschöpfe, Vertreter der absoluten Natur, nehmen sich auf dem Meeresgrund der schiffbrüchigen Passagiere an, die in ihrer Verworrenheit dann wieder der andern Welt überwiesen werden.

Die charakteristischste Erscheinung in der Bühnenproduktion dieses Jahres ist die bei den Dichtern neuerwachte und ihnen vom Publikum im allgemeinen gern bestätigte Sympathie für das historische Schauspiel. Es ist von nicht weniger als sieben durchweg bemerkenswerten Versuchen zu berichten. Am wenigsten von ihnen ist gedichtete Geschichte, weit mehr Privatdrama bleibt die Talentprobe von Wolfgang Petzet: „Lassalle" (Uraufführung am Bremer Schauspielhaus, Buch bei Georg Müller), das im Kampf von Individuum und Gesellschaft allzu stark noch die Gestalt der Helene von Dönniges in den Vordergrund stellt. Geschichtlich verwandte Stoffe behandelten Bernhard Kellermann in den „Wiedertäufern von Münster" (Uraufführung in Dessau, Buch bei S. Fischer) und Alex von Frankenberg, der in den „Bettlern" (Uraufführung in Aachen, Bühnenvolksbund-Verlag) aus der Zeit des Abfalls der Niederlande in farbigen Szenen ein holländisches „Glaube und Heimat" auf die Bühne bringt. Zum ersten Male auf dem Theater erschienen Ilges und Alexander Lernet-Holenia. Der letztere ist ein früherer österreichischer Offizier, der mit einer neuen Formung des „Demetrius"-Stoffs (Uraufführung am Leipziger Stadttheater unter Kronacher, S. Fischer Verlag) durch einen prachtvollen ersten Akt, den Tod des Boris Godunow, Aufmerksamkeit verdient, die die sonst sehr laute Arbeit kaum wert ist. F. Walter Ilges, ein Rheinländer, kam uns zweimal historisch: mit einem hübschen Intrigenspiel von der russischen Katharina: „Das weiße Kätzchen" (Uraufführung in Crefeld, wo Ernst Martin mit großem künstlerischen Eifer seines Theateramtes waltet) und seiner „Laterne" (Uraufführung in Mannheim, Bücher bei Gehly in Köln): einer handfest derben dramatischen Moritat

Digitized by Google



Bühnenbild von Schenck von Trapp zum „Harlechino“ am Hessischen Landestheater zu Darmstadt

(um es drastisch auszudrücken) aus der französischen Revolution. Den gleichen Vorzug konzentrierter, aus dem Film abgeleiteter Theaterwirkung, die scheinbar den Dichter geradezu erst das Bild sehen und dann durch das Wort — manches kluge Wort — erläutern läßt, besitzt auch der „Bonaparte“ des eben noch als reiner Expressionistenschüler erwähnten Bernhard Blume, den das Münchner Staatstheater unter der Leitung seines neuen Schauspieldirektors Alfons Pape zur siegreichen Uraufführung brachte. Geistig reicher, menschlich gereifter, dichterisch stärker als alle bisher genannten Geschichtsdramen, nicht mehr nur Versuch, sondern weitgehend Erfüllung ist der „Gneisenau“ von Wolfgang Goetz (Uraufführung unter Albert Kehm am Stuttgarter Landestheater, Buch bei Eduard Kuner, Leipzig): ein Geschichts- und Charakterbild in einem, einer starken Idee untergestellt, aber nie überwuchert von dieser zum Nachteil seiner lebendigen Wirkung. Vom erfolgreichsten und schönsten Geschichtsdrama der jüngsten Zeit, Werfels Maximilian-Drama, ward bereits gesprochen.

Daß auch die rheinische Jahrtausendfeier zwei, über den Tag hinaus wirkende Festspiele von Rang gezeitigt hat, darf in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden: Unruhs „Heinrich von Andernach“ (Frankfurter Sozietätsdruckerei, Uraufführung in Köln) und Leo Weismantels „Kurfürst“ (Bühnenvolksbund-Verlag, Aufführung im Trierer Kaiserpalast).

Die Bemühungen um Neubelebung des älteren Dramas liegen bezeichnenderweise alle auf dem Gebiet der Komödie: von der einzigen, erfolglos gebliebenen Bemühung Otto Zoffs abgesehen, die nicht mehr zum Leben zu erweckende „Andacht zum Kreuz“ von Calderon (zuerst bei Weichert in Frankfurt a. M., Buch bei Kiepenheuer) durchzusetzen. Eine Bereicherung des Repertoirs bedeutet dagegen die Belebung einer geistreichen, reizend geführten und sich lösenden Rokokokomödie Diderots: „Ist er gut, ist er böse“, die mit der bekannten Duplizität des Ereignisses nach hundertjährigem Schlummer gleich in zwei Fassungen vorliegt: in einer originalgetreueren von Franz Schulz (Uraufführung in Gera, Verlag Die Schmiede) und in einer freien Bearbeitung von Albrecht Schäffer („Der Gefällige“, Uraufführung in Chemnitz, Buch bei Kiepenheuer). Viel wichtiger ist die literarische Wiedergeburt, die durch Lola Lorme zur Zeit die Hauptwerke Carlo Goldonis erfahren, nachdem sie (ebenfalls im Rikola-Verlag) bereits des Dichters Memoiren, ein Kulturbild des 18. Jahrhunderts von höchstem Reiz, übersetzt hatte. Zeugnis von Lola Lormes einfühlsamer und kluger Mittlerschaft Goldonis, der neuerlich gern als Spielball des Regisseurs herhalten mußte, legte die Uraufführung ihrer „Kaffeehaus“-Übersetzung am Stadttheater in Würzburg ab, wo nunmehr H. K. Strohm mit Ehrgeiz und Eifer als neuer Leiter wirkt. Ludwig Fulda hat seinen Molière-Übersetzungen im Propyläen-Verlag ebenso treffliche der „Meisterlustspiele der Spanier“ folgen lassen, von denen Calderons „Versteckspiel“ (in Coburg) und Moretos „Unwiderstehlicher“ (in Frankfurt) bereits die Bühnenprobe bestanden haben.

Das originale deutsche Lustspiel hat außer Zuckmayers „Fröhlichem Weinberg“ diesmal keine stärkeren Erfolge, aber mancherlei weitere Bemühungen aufzuweisen. Nennt man die Uraufführungen von Rudolf Schneiders „Bluff“ (Landestheater Stuttgart, Buch in der Deutschen Verlags-Anstalt) — ein Schwänklein von Hochstaplern, die keine sind —, von Schendells „Wehrgreis“ (Breslau) und von Ludwig Bergers „Goldnem Schnitt“, einer geschmackvollen Konversationskomödie —, so sind die liebenswürdigsten und lustigsten wohl erwähnt. Georg Kaiser gab dem Dresdner Staatstheater eine harmlos heitere Jugendarbeit, die er in irgendeiner Schublade entdeckte: „Der mutige Seefahrer“. Eine geistreiche Satire auf allerhand Gesellschaftsreformerei sind

Digitized by Google

„Die Reisenden" von Hermann Kesser (Uraufführung in Kiel), wo ein Schwindler durch die Voraussage des Weltuntergangs in einem Alpenhotel den seltsamsten Wirrwarr anrichtet. Programmatisch wichtig als Versuch vor allem ist Hanns Brauns „Abenteuer in Moll" (Hessisches Landestheater). Ihm schwebt die Schaffung oder doch Erneuerung eines deutschen Lustspieltyps vor: eines Spiels der frohen Lust und der ungebundenen Phantasie, einer anti-realistischen Komödie auf dem Boden der Gegenwart, unter Überwindung des rein intellektuellen Sternheim-Stils.

Auf dem Gebiete der Oper sei diesmal nur eines einzigen Ereignisses gedacht: der Wiederaufführung von E. T. A. Hoffmanns Oper „Undine", die an seiner einstigen Wirkensstätte, am Stadttheater in Bamberg, mit den wiederbelebten Dekorationen Schinkels unter Leitung seiner Direktoren Fiala und Heller ganz ungewöhnlich starke Wirkung auslöste.

Von der neuen Theaterliteratur sei auch diesmal nur das Wesentlichste erwähnt. Besonders groß ist die hierher gehörige Reihe von neu herausgegebenen Selbstbiographien. Neben der schon erwähnten Goldonis liegt eine wundervolle Ausgabe derjenigen seines in Deutschland noch immer unentdeckten Landsmanns Alfieri, die wie ein Roman spannt, in der Frankfurter Verlagsanstalt vor, von welcher auch die lebenspraktisch kluge „Nachricht von meinem Leben" des dänischen Molière Holberg publiziert wurde. Paul Alfred Merbach danken wir eine musterhafte gekürzte Neuausgabe der selbstgeschriebenen Lebensgeschichte von J. C. Brandes, dem weit herumgekommenen Schauspieler des 18. Jahrhunderts (Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig). Prachtvoll lebendig wird das Künstlerschicksal des großen Ludwig Devrient in Georg Altmans Biographie (Ullsteins Deutsche Lebensbilder). Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart legt drei neue populäre Theaterbücher vor: „Die Schauspielkunst", ein kluges Buch von Lorenz Kjerbüll-Petersen; eine in der Darstellung lückenhafte, durch gute Bilder gehobene „Geschichte der Regie" von Adolf Winds und Max Grubes „Geschichte der Meininger", die zahllose kostbare Handzeichnungen von Herzog Georg enthält. Eine in gutem Sinne populäre Theatergeschichte sind Hans Calms „Kulturbilder" (Köhler & Amelang). In das Gebiet der Sittengeschichte gehört das geistvolle Buch Holtmonts über die „Hosenrolle" und Schidrowitz' bilderreiche „Sittengeschichte des Theaters" (Verlag für Kulturforschung). Das weite Gebiet von „Jugend und Bühne" behandelt ein unentbehrliches Sammelwerk der Männer des Berliner Zentralinstituts, Pallat und Lebede (Ferdinand Hirt, Breslau). Eine, auf den Stand der Zeit gebrachte Gesamtdarstellung über das „Deutsche Drama" haben wir endlich mit dem prächtigen Sammelwerk von R. F. Arnold (bei Beck in München) erhalten.

Von Illustrationswerken müssen außer dem Sievert-Buch zum Schlusse noch herausgehoben werden: Carl Nießens interessanter kulturgeschichtlicher Atlas „Das Bühnenbild", den der Kurt Schröder-Verlag in Bonn herauszugeben beginnt, wo auch seit 1923 ein nützliches Jahrbuch „Das Deutsche Theater" von Dr. Bourfeind und Dr. Gentges erscheint; ein populäres Bilder-Büchlein Dr. Hans Böhms „Die Wiener Reinhardtbühne im Lichtbild"; und (Paul List, Leipzig) ein, die köstlichen Karikaturen des Meisters vereinigender Band „Daumier und das Theater".

Dichters Ende. Von Hermann Hesse

Spät noch sitz' ich bei meinem Dichtertand
Am erlöschenden Licht in der Nacht,
Meine Verse zerbrechen mir in der Hand,
Hinter mir steht der Mann mit der Sense und lacht.

An der Kerze verbrenn' ich beschriebnes Papier,
Drüben wartet mein Bett, aber ach, kein Schlaf:
Schlaf und Traum, ihr Tröster, wohin seid ihr
Mir entflohen, seit mich mein Schicksal traf!

Stirb, kleine flackernde Kerze, den zuckenden Tod,
Dem entgegen alles Erschaffene strebt!
Brennet, Verse! Wie seid ihr so schnell verloht!
O wie viel zu lange hab' ich gelebt!

Lisch auch du jetzt und freu' dich, rastloses Blut,
Sterben ist Wonne, ist Heimkehr aus Fremde und Qual.
Stiebe zum Himmel, Herz, deine trübe Glut,
Reiß dich lachend vom schäbigen Henkersmahl!

Digitized by Google

Der Krüppel und die schöne Frau

Novelle von Charlotte Eichhorn

Die Kurkapelle spielte „Carmen", als der kleine Krüppel an der schönen, schlanken Dame vorbeiging, die ihn kühl und gleichgültig ansah.

An das Mitleid in den Blicken Vorübergehender gewöhnt, vermißte er es bei dieser Dame, und ein neugieriges Interesse für sie erwachte bei ihm. Die Dame setzte sich auf einen Stuhl, nahe der spielenden Kapelle. Der Zwerg, dessen verkrüppelte Beine ein Drittel seines übrigen Körpers waren, rekelte sich mit Hilfe seines Stockes an einem Stuhlsitz herauf und ließ seine Beinstumpfe, die in großen, unförmigen Schuhen endeten, grotesk herabhängen. Er glaubte in ihren belebten Mienen zu lesen, daß sie Bizets zündende Weisen liebte.

„Ich habe Carmen gemalt," sagte er zu ihr hinüber.

Sie glaubte nicht recht gehört zu haben. „Bitte?"

„Ich habe Carmen gemalt. Wollen Sie sich mein Bild ansehen?"

„Sind Sie Maler?" fragte sie verwundert.

„Ja, ich habe hier in der Nähe mein Atelier."

Jetzt fiel ihr das Außergewöhnliche ihrer Unterhaltung auf, und in verlegenem Unterton klang es zurück: „Bilder interessieren mich . . ."

Schnell fiel er ein: „Es würde mir eine Ehre sein. Darf ich Sie morgen früh zum Kurkonzert hier erwarten? Dort auf jener Anhöhe ist mein Haus. Ich werde Sie hinaufführen."

„Morgen gegen zehn Uhr promeniere ich hier."

Das letzte rauschende Finale erklang. Der Krüppel sprang wie ein plumpes Kind von seinem Stuhl herunter, verneigte sich vor der Dame und watschelte davon, in der Menge der Kurgäste untertauchend.

Amüsiert und verwundert schaute die schöne Frau dem Krüppel nach.

★

„Ein grausames Bild!" Enttäuschung und Abscheu zeigten ihre Züge vor dem Bild der ermordeten Carmen, das ihr der Krüppel voll Stolz in seinem Atelier zeigte.

„War nicht so ihr Schicksal?" fragte er.

„Ja! Aber nach einem Leben voll Liebesglut! Die Lebende würde ich lieber dargestellt sehen als die Tote."

„Im Anschauen der toten Carmen finde ich Ruhe, die lebende würde ich begehren," scherzte er, sein Werk betrachtend: rote Rosen — rotes Blut — die liegend ausgestreckte Carmen in gelbem Kleid und Spitzenmantilla — die rote Rose noch im schwarzen Haar — Sonnenglut auf dem Platze — gelbe Häuser im nahen Hintergrund — darüber der grellblaue, südliche Himmel.

Sie las den Namen des Meisters und staunte, nie gehört zu haben, daß dieser anerkannte Künstler ein Krüppel sei.

Voll Interesse betrachtete sie seine weiteren Bilder und folgte dann gern seiner Einladung zu einem Frühstück im Garten vor seinem Hause. Er bediente sie zuvorkommend und ritterlich, freudig der schönen Frau huldigend. „Sie frösteln? Ich werde einen Schal holen." Ihre Augen maßen seine Häßlichkeit, als er mit wackelndem Oberkörper den geraden, breiten Kiesweg entlang nach seinem Hause ging.

Er brachte ein exotisches Tuch und versuchte, es um ihre bloßen Schultern zu legen, doch seine verwachsene Kleinheit hinderte ihn. Nachsichtig half sie ihm und sah ihn dabei mit mütterlichen Augen an. So nahe ihrem schönen Frauenkörper und ihren Schultern, die weiß lockend aus dem Ausschnitt ihres Kleides herauswuchsen, packte ihn Haß gegen seine Häßlichkeit und grausame Wollust, sich zu quälen. „Bemitleiden Sie mich Krüppel?"

Überrascht sah sie ihn an: „Warum Mitleid? Sie haben einen fehlerhaften Körper, andere sind fehlerhaft an Geist und Charakter."

Er dankte ihr im Herzen für diese gütigen Worte, wollte sich aber durchaus Qual zufügen und mitleidige Worte aus ihr locken, und so klagte er: „Dummheit und Charakterfehler können ihre Besitzer verbergen, aber meine armselige Gestalt ist allen Augen preisgegeben, und an Häßlichkeit und Unvollkommenheit kleben sich Mitleid oder Verachtung!"

„An Vollkommenheit und Schönheit Neid oder Begehrlichkeit!"

Er beugte sich zu ihr hinüber und forschte in ihren Augen. „Sie waren auch schon auf Golgatha?"

„Ja!" stieß sie mit plötzlicher Leidenschaft hervor. „Auch ich hing am Kreuz! — Verlassen — einsam . . ."

‚Schwester!' — ‚Bruder!' — jauchzten ihre Seelen, während sie sich stumm in die Augen sahen.

„Es liegt ein Rausch in der Einsamkeit, sie ist eine Vision des Todes." Seinen Blick

Digitized by Google

abwendend nach dem weiten Meer formte er langsam diese Worte.

„Sie lieben den Tod!" sagte sie, in Erinnerung an das Bild der Carmen.

„Er ist die Vollendung des Lebens."

„O nein! Er ist bloß der Abschluß und hat nur Berechtigung nach einem gelebten Leben."

„Gewiß! Je lebendiger das Leben, um so toter der Tod."

Sie verschlang die Arme hinter dem Kopf und lachte lebensgierig zum blauen Sommerhimmel hinauf. „Um einst mit Inbrunst zu ruhen, will ich jetzt um so inniger leben." Als wollte sie ihren Worten die Tat folgen lassen, sprang sie auf und rüstete sich zum Gehen.

Er drückte ihr die Hand zum Abschied und bat: „Besuchen Sie mich Einsamen bald wieder."

Er sah sie den Hügel hinabsteigen. Sein aktgeschultes Auge nahm durch das Schleiergewebe ihres Kleides die harmonischen Linien ihres Körpers wahr. Ihn berauschte die Melodie ihrer Bewegungen. Zum ersten Male in seinem Leben erfaßte ihn Sehnsucht nach Zweisamkeit. Mit dieser Frau im gleichen Pulsschlag das Leben fühlen . . .

⋆

Am anderen Tage suchte er sie zu treffen. Weit draußen sonnte sie sich am Meeresstrand. Er wagte nicht, sich ihr zu nähern, doch oben vom Felsen, der aus dem Meer ragte, schaute er sie. Seine Künstleraugen tranken die in Sonne gebadete Sommerlandschaft, das weite grüne Meer, das in den gelben Sanddünen erstarrte, der blaue Himmel darüber — Weite — Luft — Raum — und in dieser Unendlichkeit die Frauengestalt im anliegenden Trikot, die sich jetzt erhob, sich reckte und mit zurückgeworfenem Kopf und ausgebreiteten Armen den kleinen springenden Wellen entgegenging, immer weiter hinein, bis das Wasser sie ganz aufnahm und der Kopf wie eine seltene Blüte auf dem Wasser sich zu wiegen schien. Mit kräftigen Stößen schwamm sie dann weiter ins Meer hinaus. Wehmütig empfand der Krüppel die Kluft, die ihn vom normalen Menschen immer trennen würde. Er begrub den Hoffnungskeim, der sich schüchtern hervorgewagt hatte, um ihn wieder auszugraben beim Gruß ihrer fröhlichen, liebevollen Augen, als er ihr nach dem Bad in den Weg lief.

⋆

Seine Gedanken und Phantasien, die er gewöhnt hatte, nur seiner Kunst zu dienen, gehorchten ihm nicht mehr. Sie umschmeichelten diese schöne Frau.

Er wußte sie fast täglich zu treffen. Anfangs scheu und verlegen, Ungehaltenheit ob seiner Gegenwart in ihren Augen suchend, gesellte er sich nur zu ihr, wenn sie auf einsamer Bank der Ruhe pflegte oder am Strand sich sonnte. Ihr Gleichmut und ihre Harmlosigkeit seinem Gebrechen gegenüber stärkten ihn, und so scheute er sich nicht, sich neben ihr auf der Promenade zu zeigen. Wie lästige Bremsen umflogen sie Mitleid und Neugier Vorübergehender. Er aber fühlte sich männlich und glücklich in ihrer Gegenwart.

Oft besuchte sie ihn im Vorübergehen, nahm eine Tasse Tee, eine kleine Erfrischung bei ihm ein. Er schätzte ihre Besuche als Beweise ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens. Sie plauderten miteinander, und er fand sie immer hart in ihrer Wahrheitsliebe und gütig in ihrer Gerechtigkeit. Er sah sie an jedem Tag, jedoch ihre Abende gehörten nicht ihm. Er versuchte, sie zu durchdringen, weil ihn Unruhe darüber erfüllte. Schwer wurde es ihm, ihr heimlich aufzulauern, schwerer noch, sie zu sehen im Gesellschaftstrubel, verführerisch im Anzug wie in der Bewegung. Vom verborgenen Platz aus sah er sie tanzen und an vielen Abenden mit demselben Bevorzugten. Beides große, schlanke Menschenkinder, deren Glieder beim modernen Tanz ineinanderflossen. Qualvoll nahm der Krüppel dieses schöne Bild in sich auf. An solchen Abenden schloß der Krüppel ab mit seiner Hoffnung auf Gegenliebe bei dieser Frau. Am Tage, wenn sie in ihren Gesprächen sich restlos verstanden, wuchs seine Hoffnung wieder zum starken Baum, und er war glücklich in seinem Schatten.

„Ihr Geist ist beschwingt," versuchte er sie eines Tages, „Sie sind imstande, nur die Seele zu lieben!"

Lächelnd sagte sie: „Eros ist erdgebunden!"

Ihm waren ihre Worte ein Schlag, grausamer als Mitleid.

Leise glomm der Haß des Verschmähten in ihm auf, die Eifersucht. Ihm schien, als hätte ihre Sinne der schöne Tänzer gefangen. Es wäre für ihn jetzt an der Zeit gewesen, sich zurückzuziehen in seine Einsamkeit. Doch zu stark war das Blühen in ihm. Trotz dieser Niederlage behielt er die Hoffnung, ihre Seele zu besitzen, wenn auch die Sinne ein anderer in Bann hielt.

Die Wochen vergingen ihm schnell in diesem Harren und Bangen. Er erschrak, als sie eines Tages sagte: „Nun sind meine Sonnentage vorüber, und es geht wieder in den Alltag." Schwer fiel es ihm aufs Herz, an Trennung und Einsamkeit zu denken. Er erwog, ob er Mut fassen und ihr seine Ge-

Digitized by Google

Hilligenlei. Gemälde von Alfred Bachmann
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

fühle offenbaren sollte. Er kannte nicht ihren bürgerlichen Lebenskreis. Sie war apart und eine Einsame, und er glaubte ihr Schicksal dem seinen ähnlich, wenn auch vergeistigt.

In seinem Leben hatte er Frauenliebe und Bewunderung nur mit Mitleid verwässert genossen. Das Bewußtsein, von ihr nicht bemitleidet zu werden, weckte den Wunsch in seiner Brust, daß sie bei ihm bleiben möge als seine Frau. Er war vermögend, berühmt und bot seiner Frau eine Stellung. Je länger er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, um so wahrscheinlicher schien ihm die Erfüllung seines Wunsches. Er glaubte an ihre Seelengröße. Sie suchte auch seine Gegenwart. Von weitem hatte er sie beobachtet, wenn er sich nicht zur gewohnten Zeit einfand, wie ihre Augen suchten. Hatte er gar aus Angst, ihr lästig zu fallen, sie einen Tag gemieden, so suchte sie ihn am nächsten Tage auf, gab ihrer Freude Ausdruck, ihn nicht krank zu finden, und sagte ihm unverhohlen ihre Befürchtungen um sein Ausbleiben. Seinen Körper konnte sie bei ihrem Schönheitssinn gewiß nicht lieben, aber sollte die Seele nicht über den Körper triumphieren?

Er saß vor dem Bild der Carmen und gedachte des ersten Besuches der schönen Frau. Seitdem hatte seine Arbeit geruht, und die Tage waren erfüllt gewesen von ihrer Schönheit und seiner Liebe. Durchs geöffnete Fenster zog lau die Sommerabenddämmerung mit rosigen Lichtern. Grillenzirpen und Blätterrauschen lullten seinen Verstand ein, und er gab sich lieblichen Träumen hin. So herbe Werke würde er nicht mehr schaffen. Nicht die Grausamkeit würde er in der Wahrheit suchen, nein, trotz seinem Realismus würde er die Liebe und Güte darstellen. Die lieben Augen seiner Schönen lächelten ihn an, Kindergesichter tauchten auf. Er bedeckte die Augen mit der Hand und weinte in der Vorahnung eines tiefen Glückes.

*

„Dort! Zugvögel, die zur Abreise rüsten!“ Sie deutete mit der Hand nach dem blauen Sommerhimmel, an dem sich wie schwarze Perlenschnüre Reihen fliegender Vögel abhoben. „Es wird Herbst, trotz der Lilien und Rosen, die noch in Ihrem Garten blühen!“ Und dann zögernd: „Morgen reise ich. Wie verleben wir unseren Abschiedstag?“

Seligkeit erfüllte ihn: Sie dachte daran, daß ein Abschied von dieser Insel auch ein Abschied von ihm bedeutete.

Am anderen Tage trug sie ein Boot zum lockenden anderen Ufer hinüber. Sie hatte sich besonders für ihn geschmückt. An ihrem tiefen schwarzen Haarknoten steckte eine dunkelrote Rose. In gelbem Kleid und Spitzenschal erinnerte sie ihn lebhaft an sein Bildnis der Carmen.

Wieder ging er am anderen Ufer mit ihr, eingehüllt in die Falten ihrer Gegenwart, gefeit gegen das aufdringliche Mitleid seiner Mitmenschen.

Der Tag verging in Sonne und Anmut. Als am Abend das Boot sie über das perlmuttern schimmernde Meer zurücktrug, legte er sein Schicksal in ihre Hände und sprach von seiner tiefen Liebe zu ihr. Sinnend lauschte sie seinen Worten, und er hatte schon lange geendet, als sie ihn mit ergreifendem Blick ansah: „Ich bin noch so jung . . .“ Ihr selbst kamen ihre Worte reichlich lächerlich vor, aber sie wollte Zeit gewinnen zu einer endgültigen Antwort. Er quittierte ihre Antwort als Niederlage seiner Männlichkeit.

Schweigend verbrachten sie beide voller Schwermut den Rest der Fahrt. Er reichte ihr zum Abschied die Hand. „Häßlich wie mein Körper ist mein Schicksal.“

„Wir müssen unser Schicksal lieben, so ist es schön, wie auch der häßlichste Mensch uns schön erscheint in unserer Liebe.“

Er haßte sie fast um diese kühlen Worte und hörte nicht das Tröstliche heraus.

Die schöne Frau hatte die Erklärung ihres Freundes fast erwartet. Sie schätzte ihn sehr, doch befürchtete sie, daß ihre Liebe zu ihm mütterlichen Gefühlen entsprang. Sie hatten Seelenverwandtschaft, doch zweifelte sie, ob diese Bande stark genug wären für ein Leben an seiner Seite in Einsamkeit. Sie wollte sich prüfen im Alltagsleben der Großstadt. Dies entsprach ihrer kühlen Natur ebenso wie ihr Mangel an Eitelkeit, ihre Gleichgültigkeit der Meinung der Menschen gegenüber und die Fähigkeit, sich über das Körperliche zu erheben.

Sie ging nach dem Abschied von ihm nochmals zum Tanz. Doch ihr schöner Tänzer und das gesellschaftliche Treiben langweilten sie. Die Natur inbrünstig liebend, wollte sie die laue Sommernacht im Freien durchwachen, da es die letzte war für lange Zeit, wo ihr dies möglich war. Morgen schon würde das Leben der Großstadt sie umrauschen.

Der Krüppel ging in seinem Atelier auf und ab, ihr Bild vor Augen. Er trug schwer an der Last seiner Liebe. Er haßte voll Ekel seine Häßlichkeit und fluchte ihrer Schönheit. Vor dem Bild der Carmen gedachte er seines Scherzes: „Die Tote gibt mir Ruhe.“

Er steckte seinen Browning zu sich und humpelte in die Nacht hinaus.

Digitized by Google

Als die schöne Frau aus dem Festsaal sich entfernte, folgte er ihr heimlich. Die Klänge der Geigen klagten ihnen durch die geöffneten Fenster nach. Ihre schnellen Schritte verklangen in der Nacht, und er tappte im Finstern. Er schlich sich hinaus aus dem Ort, weit in die Felder, warf sich in ein Kornfeld und brütete voll dumpfer Verzweiflung. Stunden verrannen. Zögernd hob die Nacht den Schleier und zeigte das rosige Gesicht des Morgens.

Der Krüppel hörte Schritte. Er spähte über die Halme und sah die schöne Frau an den Feldrain sich setzen, inmitten roter Mohnblüten. Den Spitzenschal hatte sie um den Kopf geschlungen. Sie wendete ihm den Rücken zu. Es zuckte in ihm, seinen Browning auf sie zu richten und sie zu töten. ‚Die Tote gibt mir Ruhe!' klang es wie Trost aus seinem Inneren. Wie seine Carmen würde sie ausgestreckt liegen. Ihr rotes Blut würde mit dem Rot der Mohnblumen wetteifern. Besinnungslos vor Leidenschaft lag der Krüppel im Feld und biß in die kühle Erde. Mit der Rechten umspannte er seinen Browning. Als das Blut zurückging aus seinem Kopf und nicht mehr in den Schläfen brauste, suchte vorsichtig spähend sein Blick wieder sie. Ihn rührte die Demut in der Linie ihres geneigten Nackens. Er lauschte — — — er täuschte sich nicht — — — Schluchzen klang von ihr. Weinen schüttelte ihren Körper. — Sie trug Leid? — Wie er! — Wer war sie in ihrer Schönheit, in ihrer sieghaften Gesundheit und Kraft? Einsam! Leidvoll! Wie er! ‚Schwester' fühlte er wieder und weinte auch erlösende Tränen.

⋆

Die Sonne stand hoch am Himmel, als der Krüppel erwachte. Die Reaktion der letzten Stunden hatte ihm im Feld den Schlaf gebracht. Die raunenden Halme hatten seine Aufregung eingesungen.

Er stand auf und strebte den ausgefahrenen, staubigen Feldweg entlang, dem Meeresstrande zu. Seine Augen verloren sich in der Bläue der Weite, und trostlose Sehnsucht sandte er der schönen Frau nach, von der ihn die Fluten jetzt trennten.

In den frühen Morgenstunden trug der Dampfer täglich die Sommergäste fort.

Sollte er nach Hause gehen? Dort würde das Bild seiner Carmen die Wunde zum Bluten bringen. Mühsam humpelte er die hohen Klippen hinan, oft stehenbleibend und seine Blicke übers Meer sendend. Er keuchte bei der ungewohnten Anstrengung. So weit wagte er sich sonst nie. Steil ragten hier die weißen Kalkfelsen ins grüne Meer. Lockende Arme streckte die wildtosende Brandung in der Tiefe nach ihm aus. Er setzte sich an eine schwindelnde Stelle. Immer würde es nun so sein, so erstorben alles in der Brust, denn die von ihm gegangen, war die einzige für ihn. Oft hatte er in einsamen Stunden die Tragik empfunden, die in dem Gedanken lag, daß irgendwo eine Seele sich sehnte und litt wie er. Bis zur religiösen Vorstellung hatte er diesen Glauben gesteigert: an die Pforte des Todes würde diese Schwesterseele ihn geleiten, oder er würde als Vorausgegangener auf sie warten.

Wie ein Meteor in dunkler Nacht war die schöne Frau aufgeleuchtet in seinem Leben, hatte ihm die Welt strahlend erhellt, und geblendet empfand er nach ihrem Verschwinden doppelt die Finsternis.

„O, wärest du wenigstens aus Mitleid geblieben!" stöhnte er auf und erschrak, wie wenig Stolz er noch hatte.

Der Tod, in dem er die Vollendung sah, die Befreiung von der Last seines Körpers, lockte ihn. Wenn er jetzt unvorsichtig war — er brauchte nur etwas zu rutschen, etwas Erdreich brauchte zu bröckeln, auf dem er saß, und er lag unten in den Fluten, die das Schiff seiner Schönen jetzt von ihm weg trugen. Dies wäre also der Schluß seines Lebens, das er tausendmal verflucht, das er in den letzten Wochen gesegnet hatte und heute verachtete. Neugierig schaute er hinunter in das tobende Element — die Erde bröckelte unter ihm, er stieß noch mit seinen Klumpfüßen dagegen — sie kam ins Rutschen — er folgte — erst langsam sich an der Erde und an Gräsern festhaltend — dann stürzte er mit Gepolter in die Tiefe. Klatschend nahmen ihn die Fluten auf und schlugen über seinem Körper zusammen. Zögernd folgte sein Stock und ließ sich unten von den Wellen tragen, während sein Herr ins Bodenlose versank. Gleichmütig brauste die Brandung in rhythmischen Klängen.

⋆

Die schöne Frau stand am Bug des Schiffes und schaute nach dem Krüppel aus. Sagte er ihr nicht Lebewohl? Bedenken stiegen in ihr auf. Hatte er sich gekränkt gefühlt durch ihre gestrige zweideutige Antwort? War es zu hart gewesen, ihn ohne Trost zu lassen? Mit doppelter Liebe wollte sie ihre Härte büßen, wenn sie ganz sicher war, daß nur in seiner Nähe ihr Glück blühen würde. Was waren einige Wochen der Prüfung, wenn es galt, ein Leben von Glück aufzubauen? In dieser Nacht schon hatte sie gefühlt: hier war ihre Heimat, auf dieser Insel. Immer mehr kam es ihr zum Bewußtsein: in einigen Tagen würde dies Schiff sie wieder zurücktragen. Wenn er jetzt

Digitized by Google

zum Abschied kam, befürchtete sie, daß seine traurigen Augen ihr ein Versprechen ablocken würden, das sie gestern noch gezögert hatte zu geben.

Träumerisch sah sie dem graziösen Spiel der Quallen zu, die im sonnenbeschienenen Wasser wie kleine Balletteusen auf und nieder tauchten. Sie hob ihren Blick und suchte das Ufer ab. Die Anker wurden gelichtet. Das Boot ging von Land, und niemand sandte ihr Abschiedsgrüße nach. Unruhe erfüllte sie. War er krank, ihr Freund? Wie leicht konnte ihm, dem Hilflosen, etwas zustoßen. Immer weiter entfernten sie sich vom Lande. Niemand sah sie von ferne auftauchen, so sehr sie auch spähte.

Sie beugte sich über den Bug und sah dem Spiel der Wellen zu. Täler öffneten sich in den Wasserbergen, hoben sich und wurden wieder zu Bergen. Sie verglich sie mit dem Lauf ihrer Tage und fürchtete, daß sie verrinnen würden, nutzlos, wie die kleinen Wellen am seichten Ufer. Nein! Kraftvoll brausen sollten ihre Tage, Neuland erobernd.

Was wollte sie wieder in der Stadt, in der sie doppelt einsam war? Eine von vielen war sie dort. Bei dem einsamen Mann auf der stillen Insel konnte sie sich selbst leben und doch einem geliebten Menschen zur Freude. Da er zu so großer Hoffnung auf ihre Liebe berechtigt war, hätte sie ihm gestern ein liebes Wort als Antwort auf sein Geständnis geben können. Unheimlich lang schien ihr die Fahrt. Mit quälenden Gedanken betrat sie das Festland und fragte, wann das nächste Schiff zurückgehe. Sie erfuhr, erst am Abend konnte sie wieder auf der Insel sein. Von Unruhe erfüllt schlichen ihr die Stunden, und sie wurde erst wieder froh, als sie die Rückreise nach der Insel antrat. Wie würden seine Augen leuchten! Bei den Händen wollte sie ihn fassen und ihm sagen: ‚Lieber deine schönen Augen behalten und dein geistvolles Gesicht, deine abgeklärte Persönlichkeit, als daß du statt dieser gesunde starke Beine bekämst.'

Die untergehende Sonne malte den Himmel violett und das Meer strahlte ihn wieder zurück, in all seiner Herrlichkeit. Das Schiff ging vor Anker. Schnellen Schrittes eilte die schöne Frau nach dem wohlbekannten Hause. Der Abendwind trug ihr die Melodien der Kurkapelle zu, die „Carmen" spielte. Der erste Abend ihrer Bekanntschaft mit ihrem Freund fiel ihr ein bei diesen Klängen. Sie schienen ihr ein gutes Omen.

Belvedere

Eine kleine Romanze von Karla Höcker

Aus Knabenhänden steigen Fackeln auf,
Die Fenster glänzen und die weiten Türen,
Die süß in Traummusik und Spiegel führen —
Und wie erstarrt hemmt sich der Wagen Lauf.

Auf zarten Schuhen, golden und verziert,
Steigt die Prinzessin aus dem blauen Wagen,
Vorbei an Pagen, welche Fackeln tragen
Wie Statuen — den Blick von ihr entführt — — —

Sie geht so schmal durch diese breite Helle,
Ihr Lächeln friert, und ihre Lippen schweigen.
Sie möchten sich so gerne niederneigen
Zu jenem blonden Pagen an der Schwelle —

Der Prinz jedoch steht groß und aufgerichtet
In all dem rauschenden und stummen Warten.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Damit der Fackelschein ihn nicht belichtet,
Wendet der Blonde finster sich zum Garten — — —
Niemand soll wissen, daß er heimlich dichtet.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Paul Zech: Novellen — Die arme Johanna (Berlin 1925, Dietz Nachf.) — Wilhelm Schäfer: Huldreich Zwingli (München 1926, Georg Müller) — R. Conrad Muschler: Bianca Maria (Leipzig 1925, Grunow) — Fedor von Zobeltitz: Die schöne Melusine (Hamburg 1926, Alster-Verlag) — Derselbe: Das Fräulein und der Levantiner (Berlin 1926, Ullstein) — Josef Winckler: De olle Fritz (Bremen 1926, Carl Schünnemann)

Paul Zech ist unseren Lesern seit Jahren als Lyriker ein guter Bekannter. Damit ist er es eigentlich auch als Erzähler. Denn auch auf epischem Gebiet bleibt er im Grunde immer Lyriker, sofern man diesen Begriff dahin auslegt, daß in ihm der persönliche Gemütsanteil, der das Vorstellungsleben begleitet, die Hauptsache bleibt.

Man hat Paul Zech sogar gerade wegen einer Erzählung, die mich persönlich am stärksten gepackt hat: „Das törichte Herz“ den Vorwurf gemacht, er biete nichts als lyrische Schwingungen, überzarte Stimmungsakkorde. Ein unverständliches Urteil für jeden, der diese Novelle ohne Voreingenommenheit liest. Denn der wird sogleich Anteil nehmen am Schicksal dieses Michael, der aus fünfjähriger Gefangenschaft in Rußland gestählt, abgehärtet und in vielerlei Handwerk geübt, zurückkehrt und die Fabrik seines verstorbenen Vaters mit festen, arbeitsamen Händen übernimmt. Gerade bei diesem vortrefflich gezeichneten Urbild an Kraft und Männlichkeit wirkt es ebenso reizvoll wie glaubhaft, daß er mit fast knabenhaft schüchterner Neigung sich zu einer Schönheit im Hause, einer fernen Verwandten, hingezogen fühlt und diese Liebe wie ein kostbares Geheimnis hütet. Sogar nach dem Tode der Mutter noch, wo Gabrieles Eintritt in die Rechte einer Hausherrin auch praktisch und wirtschaftlich das Gegebene wäre, findet er nicht das rechte Wort und läßt Gabriele, die es nicht für schicklich hält, länger so neben ihm zu leben, ziehen. Sie geht in Scham und Zorn von dem Geliebten und heiratet einen nicht mehr jungen Hammerschmied aus dem Bergischen. Als Michael, der inzwischen den ersten Stock seines Wohnhauses ganz für Gabrieles Einzug hergerichtet hat — denn er hält es für selbstverständlich, daß sie sich heiraten werden — davon erfährt, ist er zuerst geradezu vernichtet. Dann rafft er sich auf und verdingt sich als einfacher Geselle bei dem Meister, Gabrieles Mann. Die Geliebte würdigt ihn während seiner viele Monate währenden Dienstzeit weder eines Wortes noch eines Blicks, bis der Zufall es will, daß er sie mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens rettet und sie auf seinem Sterbebette, selber dem Tode geweiht, sich zu ihm bekennt.

Das sind die äußeren Umrisse der Erzählung, vom Dichter in starken, sicheren Linien hingesetzt; aber ihr Wesentliches beruht in den seelischen Vorgängen und dem Übersinnlichen, in der gewissen Ahnung höherer und dauerhafterer Werte, als sie diese seelen- und sinnlos mechanisierte Alltagswelt der Gegenwart bietet.

Ein ähnlicher Grundgedanke deutet in den meisten Erzählungen Zechs über das einfache (immer düstere) Geschehen hinaus, so in „Johannes der Todspieler“ oder dem erschütternden „Bergwerk“; alle diese Leidenden sprechen zum Schluß, wenn auch mit andern Worten: „Nun habe ich mich losgemacht von der Lüge des Hauses, vom Wahnsinn der Stadt, vom Götzendienst des Gehirns. Nun schlägt mein Herz den Takt deines Herzens. Nun spricht mein Mund die Sprache deines Mundes. Nun hast du mich berufen. Nun will ich dich wieder berufen zum Turm meines Hauses . . .“

Die Größe seiner Visionen, der Wille und der Mut zum Bekennen, das unbeirrte Schöpfen aus eigenen Quellen machen, im Bunde mit einer Darstellungskraft, die wirkliche Geschehnisse auf Seelenschwingungen deutlich zu übertragen weiß, Paul Zech zu einem unserer wertvollsten (wenn auch düstersten) Erzähler. Um so mehr ist der Urteilende verpflichtet, zu warnen, wo er Abweg und Gefahr bei seinem Schaffen zu erkennen glaubt, wie bei seiner Geschichte einer armen Johanna. Zech erzählt darin das Schicksal einer armen Näherin, der es wie so vielen ergeht: „Du fingst mit einem heimlich an, Bald kommen ihrer mehre dran, usw.“ Aus ihrem engen Kämmerchen im fünften Stock zieht sie bald in eine schöne Wohnung, die sie sich mit viel Eifer und wenig Geschmack einrichtet. Unter ihren Liebhabern tut sich ein junger Schwärmer hervor, der sie wirklich anbetet und ihr poetische Briefe voll Zärtlichkeit und Schönheit schreibt. Eine Weile findet sie — während ihr Aushälter in Amerika ist — Gefallen daran, dann aber zieht sie ihm den reichen Lebejüngling vor, sobald er zurückgekehrt ist. Aber nur kurz ist ihr Liebesglück. Sie wird krank, magert

Digitized by Google

ab, wird häßlich, und auf einmal sind alle ihre Liebhaber verschwunden, sie zieht wieder in ihr Kämmerchen, fünf Treppen hoch, und beginnt zu nähen; aber die Kunden fehlen, und so stirbt sie eines Tages noch jung an Jahren, verlassen und einsam.

Wie man sieht, zeichnet sich die Erzählung nicht gerade durch Neuheit der Erfindung aus. Das wäre kein Fehler, wenn die Eigenart der Fassung, das Dichterische der Darstellung diesen Mangel ausglichen. Aber sichtlich hat Zech — und das ehrt ihn in gewissem Sinne — an dieser Erzählung nicht mit dem inneren Anteil, nicht mit der Liebe gearbeitet wie etwa an seinem „Bergwerk" oder dem „Törichten Herzen". Gewiß will er ein Artmuster, einen Typ geben: „So seid ihr alle, die eine tausendfache Johanna." Anderseits möchte er auch wieder seine Johanna über die Art erheben: „Die Tiefe und unendliche Weite deiner Seele ist das Schönste und Wertvollste, was du allen anderen Mädchen vorraushast."

Ja, wenn man das nur merkte! Aber was hier, namentlich in der ersten Hälfte des Buchs erzählt wird, ist so alltäglich und nichtssagend, daß man mit dem Lesen nur langsam vorwärtskommt. Mit beinahe naturalistischer Umständlichkeit, mit erstaunlicher Rücksicht auf Belanglosigkeiten und mit wenig Humor wird dies Alltagsschicksal erzählt, noch dazu in persönlicher Anrede an die Hauptperson. Das fortwährende „Du" ist in diesem Fall ein technischer Fehler. Es stört, wenn der Verfasser Dinge erzählt, die der Leser zwar wissen muß, um den Zusammenhang zu verstehen, die aber im Leben niemals jemand einem anderen aus dessen eigenem Leben erzählen würde, z. B.: „Deine Eltern waren sehr früh gestorben. Du hast Bilder von ihnen, die in deinem Zimmer hängen."

Äußere Nachlässigkeiten bezeugen, daß Paul Zech nicht mit der Sorgfalt wie sonst bei der Sache ist. So hat der Liebhaber Arthur S. 40 einen „gedrungenen Hals", S. 55 einen „langen, dünnen Hals", auch stimmt die Zeitrechnung auf S. 35 keineswegs mit der späteren, etwa auf S. 41. Gerade bei einem Dichter, der sonst so sorgsam feilt und meißelt, der keine Kleinigkeiten kennt, sind auch dies keine Kleinigkeiten.

Dafür entschädigen glücklicherweise viele Schönheiten, namentlich in der zweiten Hälfte des Romans. Die vier seltsamen Briefe jenes schwärmerischen Anbeters kann nur ein Dichter von Rang ersinnen, ebenso die beiden Episoden im Warenhaus und mit dem buckligen Heiratskandidaten. Auch im Schluß, so kalt und grausam er ist, perlt hie und da versonnener Glanz auf. Und für die Unerbittlichkeit dieses Endes weist der Dichter dann freilich (S. 188 oben) eine Begründung auf, die zu tief ist, um anfechtbar zu sein. Nur meine ich, alles in allem: Paul Zech ist bei diesem Vorwurf auf falschem Wege; seine Eigenart, seine dichterische Kraft und Fülle kommen hier nicht zu ihrem Recht, Kiel und Ruder seines Schiffs verlangen nach dunkleren Tiefen. —

Ein um so besserer Zusammenklang zwischen Vorwurf und dichterischer Anlage ist **Wilhelm Schäfer** in seinem neusten Werk **Huldreich Zwingli** geglückt. Wie Kolbenheyer in seinem Parazelsus, hat der ihm in mancher Hinsicht verwandte Rheinländer in dem Reformator der Schweiz eine wesensähnliche Gestalt gefunden, der er nur reichlich vom eigenen Herzblut zu geben brauchte, um sie echt und lebenswahr hinzustellen.

Wilhelm Schäfer sagt in der Einleitung: er habe dies Buch geschrieben, weil kein Mensch des Reformationszeitalters das Christentum männlicher, gesunder und einfacher aufgefaßt habe als Zwingli — und gerade diese drei Eigenschaften täten unserer heutigen „Menschlichkeit", die just von allen dreien nicht allzuviel, eher das Gegenteil habe, bitter not. Er habe es als Volksbuch geschrieben, legendenhaft, ohne Ausmalung der Situationen, ohne psychologische Zerlegungen und desgleichen. Niemand, der Schäfers Art zu erzählen kennt, wird diese Selbstbeschränkung abschrecken. Gerade in dem schlichten und ungesuchten Legendentum seiner Darstellung liegt, bei der Größe des Stoffes, der rein durch sich den Leser packt und festhält, etwas so Anheimelndes und ruhevoll Erhebendes, daß man einen ganz seltenen Genuß beim Lesen hat. In klaren Linien ist das Werden und der innere Aufstieg des Reformators hingezeichnet. Bei Zwingli sind ja die Erlebnisse, die ihn zu seiner Höhe führen, weniger dramatisch, weniger äußerlich erkennbar, als bei Luther. Wie der innere Widerstand gegen den krassen Aberglauben und die Mißbräuche der damaligen Hierarchie langsam in Zwingli wächst, bis er endlich als Leutepriester am Großen Münster zu Zürich die Möglichkeit und Gelegenheit hat, seine Lehre in ihrer durchdringenden Wahrhaftigkeit dem Volk einzuprägen, das ist meisterhaft und mit so männlicher Einfachheit dargestellt, als hätte es Zwingli selber geschrieben. Deutlich hebt Schäfer hervor, daß Zwingli niemals Mönch war, sondern Staatsmann. Der Unterschied zwischen ihm und Luther ist der, daß er bürgerlich — Luther priesterlich dachte. Im übrigen ist die berühmte Szene zwischen beiden, in der Luther den Züricher Leutepriester schroff zurückstößt, ebenso fesselnd, wie sachlich-historisch geschildert, nicht mit der Einseitigkeit und tendenziösen Verlogenheit, die heute bei geschichtlichen Romanen Brauch, oder auch von gewissen Verlagen ihren Reisläufern zur Bedingung gemacht wird . . . Wenn man Schäfers „Zwingli" gelesen hat, möchte man für eine Weile nichts hören von den ausgetüftelten Schicksalen und taktisch berechneten Verwicklungen einer modernen Romanfabel.

Das ist freilich für unsereinen leichter ge-

Digitized by Google

sagt als getan. Als ich kürzlich auf einer kleinen Frühlingsfahrt am Buchladen eines Harzstädtchens vorüberkam, sah ich in der Mitte des Schaufensters ein dickes Buch ausgelegt, mit der plakatgroßen Aufschrift „Das Buch, von dem man spricht“. Ich errötete. Hier, in dieser entlegenen Gegend, wo die Käuzchen sich gute Nacht krächzen, kennt man sogar schon das Buch, „von dem man spricht“, und du Literaturbeflissener hast es noch nicht gelesen? Ich las — (und verdarb mir meine letzten Reisetage). Das Buch hat den wohlklingenden Namen Bianca Maria und zum Verfasser Reinhold Conrad Muschler. Um es gleich zu verraten: 686 Seiten braucht der Held des Romans Peter Lechter dazu, die sieben Jahre ältere Bianca Maria, nach siebenjährigem Tasten und Irren heimzuführen. Muschler drückt dies Ergebnis in der ihm eigenen Sprache so aus: „Die Blumen lauschten dem trunkenen Lied, das Peter Lechters Seele einte mit seinem Glück — Bianca Maria.“

Das ist nur eine schwache Probe von dem unerträglich geblümten Stil, den verzuckerten Gefühlchen, den parfümierten und verschnörkelten Redewendungen, mit denen in diesem Roman der Ruhm der Friederike Kempner verdunkelt wird. Möge der Leser selber urteilen. Ich greife nur ein paar dieser verstiegenen Floskeln heraus:

„Kiem blieb stumm, strich nur leise mit der Hand über die Schulter des Freundes, dessen kirschenblütenweiße Seele ihn blendete.“ — „Ich suchte ihm zu retten, was Schönes seine Wunschwelt geborgen hatte. Seinen Innenwunden gab meine Jugend manche heilende Stunde.“ — „Ihre Augen begannen zu leuchten, als griffe die Sonne in junge Blumenbeete.“ — „Alle Gluten, die meinen Wangen fehlen, brennen um so heißer in meinem Herzen.“ — „Lockendes liegt in der Luft und Fernfeinstes: eine verhauchende Flamme, die Duft verstäubt: eine hyazinthene Hand, die feurige Trunkenheit streut; topasenes Licht, verfließend in smaragdene Wipfel und saphirene Weiten. Bäume singen im Wind, wie Seide über Frauenleiber fließt, zart, weich und betörend. Ewiger Sphinx ruht die Sonne im Kelche der Welt, richtet urheilige Rätsel und rollt sie stumm die Erdstufen hinab.“ (Man beachte neben dem Kitschigen auch die Falschheit der gehäuften Bilder; so besonders in folgendem:) „Sein Fuß hat achtlos das Glück zertreten, wie man im Herbst durch totes, moderndes Laub schreitet.“ — „Ellens Blicke tropften in ihn, daß die rote Heide seiner Wünsche auflohte.“ — „Wie Goldperlen in Alabasterschalen glommen seine Blicke.“ — „Mit klingender Seele durchschritt sie neben ihm die sonnenglänzenden Felder seines Erinnerns.“ — „Kaum hatte ich das liebe Ding geheiratet und kaum waren mir ihre Küsse wie flüssige Jugend in die Seele gestürmt, da kam eine schwere Erkältung über sie.“

Am spaßigsten wird diese Talmipoesie, diese geschmacklose Gespreiztheit in den Dialogen. Hat man je normale Sterbliche so geschraubt sprechen hören:

„Wünsche mir Kraft, wach zu bleiben, damit das Feuer meiner Wünsche nicht zerstiebt und verlöscht, bis das Ziel im Licht steht.“

„Worüber sinnst du nach, Peter?“

„Was das Meer sagen will.“

„Verstehst du, was es spricht, Darling?“

„Es wundert sich, daß solch schönes, geistvolles Weib, zur Weltdame wie wenige geschaffen, einem grüblerischen Sucher ihre Zeit und Liebe widmet... Vielleicht will es das Innenband ergründen, das uns fesselt.“

„Sag' es ihm, Peter.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Peter!... Hörst du mich, Peter?“

„Du bist das Gefäß, in dem alle Wohlgerüche verdichtet sind.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Regt die Glut deines Blutes nie rote Schwingen, Maria?“

„Zum Ikaridenfluge nicht...“

Ganz schlimm wird es, wenn der „Dichter“ nicht nur geblümt, wenn er auch geistreich reden will. Man höre:

„Es gibt keine größere Armut, als von seinem Reichtum zu reden. Das Schönste für den Mann tragen wir Frauen hier, Kleine!“ Sie deutete aufs Herz...

Direkt an die Courths-Mahler erinnert es, wenn eine Dame jemand so empfängt:

„Ernst die Karte in die zierliche Silberschale legend, ging sie dem Eintretenden entgegen.“ „Er neigte sich über ihre Finger.“ „Seine einfache Art, sich zu geben, atmete die Selbstverständlichkeit des Aristokraten.“

Genug, genug! Ich enthalte mich jeder Kritik. Der Verfasser selber hat in dieser (unvollständig und flüchtig gewählten) Auslese das Urteil über sein Buch gesprochen, über „Das Buch, von dem man spricht“. Es kommt nur darauf an, wer dieser „man“ ist und was er spricht...

Es wird heut unverkennbar von bestimmter Seite und von gewissen Verlegern darauf hingearbeitet, den Geschmack und die Bildung des deutschen Volkes systematisch zu verflachen, den Unterschied zwischen echt und unecht, zwischen Kunst und Unkunst ihm gründlich zu verwischen. Um so mehr müssen die Torwächter auf der Hut sein, wenn schon die sancta simplicitas kleiner Provinzgeschäfte ahnungslos daran mitarbeitet. Nicht als ob dies Buch und sein unantastbarer Verlag nun auch diese Richtung verfolgte. Im Gegenteil: es ist vollkommen ehrlich gemeint, Muschler, seines Zeichens Musikschriftsteller und -kritiker, ist eine schwärmerische, zweifellos anständige Natur, die sich in die eigene Schwülstigkeit verliebt hat. Auch fehlt es dem Roman nicht an Vorzügen. Er erzählt unterhaltend mehrere durcheinandergeflochtene Liebesgeschichten, die hier einzeln zu verfolgen keinen Zweck hätte; die Figuren freilich werden wie die der Siegesallee fast durchweg in Pose hingestellt, meistens sind sie „wahrhaft gut“, die eigentlichen Helden Idealmenschen ohne Tadel, wie man ihnen früher im „Jugendfreund“ oder bei Ottilie Wildermuth begegnete. Muschler hat da Glück gehabt, wenn die Menschen, denen er im Leben begegnet ist, vorwiegend dieser Art waren — ich meine Glück als Mensch, nicht als Erzähler.

★

...Fedor von Zobeltitz (von dem Muschler übrigens manches lernen könnte), legt diesmal zwei Bücher zugleich auf den Tisch des Hauses. Das eine lockt schon von weitem durch eine wunderhübsche und gediegene Tracht, die aber nicht täuscht, denn der Inhalt ist des Kleides würdig. Die Geschichte von der schönen Melusine wird darin auf Grund der verläßlichsten Quellen ebenso unterhaltsam wie

Digitized by Google

literarhistorisch treu erzählt. Fedor von Zobeltitz setzt mit diesem Werk die Reihe der „Alten Volksbücher“ fort, die er mit seinem „Till Eulenspiegel“ seinerzeit im selben Verlag begonnen hat. „Nach den ältesten Druckvorlagen neu übertragen und mit schönen Bildern verziert von Prof. Bruno Goldschmitt“, wie es auf dem Titelblatt heißt, wird das hübsche Buch jeder Bücherei und jedem Geschenktisch zur Zierde gereichen.

Die sinnvolle Sage selbst, eigentlich französischen Ursprungs, ist wohl vor allem durch die echt märchenhaften Meisterbilder Moritz v. Schwinds in weiten Schichten bekannt geworden, weniger haben die Opern von K. v. Perfall (Raimondin) und F. Graumann dazu beigetragen. Schwind hat in seinem letzten großen Werk, dem in Wasserfarben ausgeführten Fries von der schönen Melusine, die ganze Fülle und Lieblichkeit seiner Märchenphantasie verschwenderisch ausgeströmt und so ein deutsches Märchen daraus geschaffen. Das vorliegende Werk führt die Sage auf ihre ursprünglichen Grundlinien zurück, hält sich genau an den Urtext, und die sorgsame Hand des Herausgebers hat es vortrefflich verstanden, in die Sprache unserer Tage das charakteristische Tonbild des alten Wortlauts hinüberzuretten. In einer wertvollen, den ganzen Stoff historisch-kritisch umfassenden Einführung, in der Sorgfalt der Textbehandlung, wie in der Vollständigkeit des beigebrachten Materials, namentlich des Literaturnachweises, endlich auch in den bildmäßigen Illustrationen, diesen köstlichen, altdeutschen Meistern mit feinem Sarkasmus abgelauschten Zeichnungen Bruno Goldschmitts liegt der Wert des hübschen Buchs, das viele Freunde finden wird.

Wie eine Antithese steht ihm der zeitgemäße Unterhaltungsroman **Das Fräulein und der Levantiner** vom selben Verfasser gegenüber. Indessen hält der Roman mehr, als der Titel verspricht. Es ist nämlich keine alltägliche Liebesgeschichte, sondern in der Hauptsache ein Kulturbild unsrer Zeit. Es zeigt, wie einzelne und Familien sich umstellen müssen, um in dem Wirbel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht zu versinken, und vor allem — das ist die Besonderheit dieser Erzählung — werden hier mit einer erstaunlichen Sachkenntnis, die nur durch umsichtiges Studium an Ort und Stelle oder durch hervorragende Gewährsmänner erworben sein kann, der merkantile Balkan und seine Beziehungen zu dem Deutschland der Gegenwart verblüffend realistisch geschildert. Ein Levantiner, der in Deutschland lebt, wo er zwar kein eigentliches Geschäft hat, aber viele Geschäfte treibt, prallt eines Abends auf der Straße mit einem jungen Mädchen zusammen, das vor Hunger zusammenbricht. Er nimmt sich ihrer an und erkennt — sobald sie wieder ihrer Kräfte Herr ist — daß er da keinen üblen Fang gemacht hat: sie ist aus guter Familie, gescheit und tüchtig, hübsch und liebenswürdig — was will man mehr? Thomas Zezi jedenfalls genügen diese Eigenschaften, sich in Imme bis über die Ohren (die ich mir groß, dick und rot vorstelle) zu verlieben. Er bemüht sich, ihr gegenüber den Gentleman zu spielen, wirft sein etwas zweifelhaftes Büropersonal hinaus, erteilt Imme Prokura, das Oberkommando über seine Angestellten und schließlich über sich selber. Als Nebenhandlung läuft die Geschichte von Immes Bruder, Lothar, einem früheren deutschen Offizier, der, kaufmännisch umgestellt, zufällig mit Zezis Geschäftsfreunden im Orient zu tun bekommt; so sind die Fäden zu dem Gewebe einer brauchbaren Fabel geknüpft und das Webeschiffchen kann munter zwischen den beiden Fadensystemen hin- und herschießen, bis sie zu einem einzigen bildreichen Gewebe vereint sind. Der arme Zezi kommt übel dabei weg. Imme heiratet einen tüchtigen deutschen Geschäftsmann und nebenbei Professor, den der Fabulator zu diesem Zweck eine geraume Weile umsichtig im Hintergrunde bereit hält; Lothar hat eine nette Griechin heimgeführt, und da für den nötigen Mammon durch die Ausnutzung einer großzügigen Erfindung, die ihr Vater ihnen hinterlassen hat, gesorgt ist, haben sie nach bösen Stürmen den Hafen gefunden. Es braucht bei einem Erzähler wie Fedor von Zobeltitz nicht hervorgehoben zu werden, daß der Roman gut geschrieben ist: flott und spannend. Worin sein besonderer Wert besteht, haben wir oben hervorgehoben.

Josef Winckler, der westfälische Poet, hat es nun auch herausbekommen, wie man seine Bücher Junge werfen läßt. **De olle Fritz**, ein Bändchen von genau 100 Seiten, ist ein Ableger seines wunderschönen und unvergänglichen Heimatbuchs „Pumpernickel“, es enthält die drolligen Lügengeschichten vom alten Fritz, die ol Vader Börnebrink, de Snider von Hopsten, dem Dichter erzählt und die dieser in ihrer verschmitzten Schalkheit und derben Urwüchsigkeit getreulich aufschreibt. Viele kennt man schon aus dem „Pumpernickel“, aber die Reihe dieser „verschollenen Schwänke und Legenden, voll phantastischer Abenteuerlichkeit und schnurriger Mythe“, wie der Dichter selber seine Anekdoten nennt, ist um ein beträchtliches vermehrt worden. Zur Bereicherung der geschichtlichen Kenntnisse trägt es ja nicht gerade bei, wenn man liest, wie der alte Fritz der Maria Theresia Pfeifenrauch ins Gesicht bläst und sie mit zweideutigen Witzchen erschreckt, oder wenn er mit den Bauern Karten und Kegel spielt — aber lachen muß man doch über die Sprünge, die hier die Volksphantasie mit geschichtlichen Gestalten macht, zumal die drolligen Zeichnungen, die A. Paul Weber als Buchschmuck beigesteuert hat, diese Stimmung munter schüren.

Digitized by Google

Die neue Gesellschaft im neuen englischen Roman

Von Karl Arns

England hat in den letzten Jahren eine Umwälzung durchgemacht, die wir in ihrer ganzen Intensität noch nicht begreifen können. Diese „Revolution“ erstreckt sich auf fast alle Lebensgebiete, macht sich fühlbar in fast allen Daseinsäußerungen. England erleidet das so vielen Kulturstaaten gemeinsame Geschick der Liquidation eines Zeitalters, ohne sich dieser Wende klar bewußt zu sein. Der Mittelstand ist verarmt. Die „Neuen Reichen“ sind die Besitzer alten Gutes geworden. Durch das Hochkommen der Arbeiterschaft ist die soziale Struktur Großbritanniens zerrissen. Die alte Schicht kultureller, sozialer und politischer Führer droht allmählich auszusterben. Die Moral ist gesunken. Man ist nicht nur ärmer, sondern auch genußsüchtiger geworden.

Auf geistigem Gebiete springt vor allem die religiöse Zersetzung in die Augen. Der Puritanismus ist im Absterben begriffen. Neben der Auflösung des kirchlichen Lebens geht aber eine Renaissance des Glaubens überhaupt; noch nie haben in England die Tore allen mystischen Richtungen so weit offen gestanden wie in unseren Tagen. Eine nicht minder große Rolle als die „Mystik“ spielt im geistigen Leben Englands die Psychoanalyse; die Theorien Freuds haben in England wie eine Offenbarung gewirkt und werden besonders zur Untersuchung erotisch-pathologischer Fälle verwandt. Alle diese Ideen finden natürlich ihren Niederschlag besonders im modernen englischen Roman, der noch immer die repräsentative literarische Kunstform ist, trotzdem die zünftige Kritik ihn so oft totgesagt hat und trotzdem nicht der Roman, sondern die short story, die kurze Geschichte, die große Zeitmode ist. Das Unbewußte und das Mystische dominieren in der jüngsten Literatur. Zur Mystik und zur Psychoanalyse gesellt sich als dritter lebendiger Faktor im neuen englischen Roman (wie auch im Drama und in der Lyrik) die „Revolution“. Die stürmischen Jahre, die über Europa hingebraust sind, ließen selbst die britischen Inseln nicht unberührt und finden ihren natürlichen Niederschlag in der Dichtung. Die Dichtung ist zum Weltanschauungsdokument geworden, der Roman zur Tribüne, von der die Jüngsten ihre revolutionären, nihilistischen, pazifistischen, humanitären, kommunistischen Ideen in die Menge tragen.

Der Typus des revolutionierten Intellektuellen unter den jüngsten Romanciers ist Aldous Huxley. Seine skeptische Veranlagung hat er vielleicht von seinem Großvater, dem berühmten Naturforscher, geerbt. Das Erlebnis des Krieges hat ihn vollends aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Welt ist für ihn reif zum Untergange, ein kranker, schwärender Körper. In der „tragischen Farce“ sieht er die einzig mögliche Einstellung gegenüber dem Chaos. Seine Personen stehen diesem Chaos verantwortungslos gegenüber und können keinen Ausweg daraus finden. Erbarmungslos verdammt er die moderne Zivilisation, die das Ordnungsprinzip nicht vor dem Kriege hat retten können. Trostlos ist sein Ausblick in die Zukunft, er weiß kein Mittel, um die in ihren Fundamenten erschütterte Weltordnung wiederherzustellen. Selbst in seinem Roman „Crome Yellow“ leiden die Menschen unter den Nachwehen des Krieges; ihre Nerven sind überspannt, so daß sie mit ihrem Denken, Fühlen, Handeln in die Irre gehen.

Crome ist ein phantastisches Landhaus, wo sich einige vor der Großstadt geflohene geistig Schaffende treffen, um in der stillen Natur sich selbst wieder zu finden und um zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu gelangen. Aber keiner von ihnen ist ein wahrer Genius; niemand hat das Zeug zum Führer in sich. Die Handlung des Romans ist Nebensache, die Personen sind nur dazu da, um in langen Tiraden die pessimistischen Anschauungen des Autors zu predigen. Noch loser komponiert ist „Antic Hay“, eine moderne Kopie des „Satyricon“ des Petronius. Es ist ein Ausschnitt aus dem unmoralischen Treiben einer bestimmten Londoner Gesellschaftsklasse während der Nachkriegszeit; zugleich ist es ein Abbild unserer ganzen entnervten Zeit. Die Wunder der nächtlichen Großstadt und die flimmernden Zeichen am Himmel, welche die Kurtisane so lieblich und entzückend findet, sind für den Helden nur „die epileptischen Symbole von allem, was am bestialischsten und idiotischsten im Leben der Gegenwart ist“; Gumbril und seine Freunde stehen alle unter dem Zwange sexueller Triebe, die sie ungehindert und oft auf die unmoralischste Weise befriedigen; der Hauptheld selbst ist ein unbedeutender, selbstgefälliger Nichtstuer, der sentimentale Betrachtungen über die Dekadenz der „besseren“ Gesellschaft anstellt, wenn er nicht gerade verheiratete Frauen verführt. Persönlichkeit ist keiner von ihnen, alle festen Werturteile lehnen sie ab, sie führen ein ziel- und hoffnungsloses Dasein. Huxley wirbelt sie wie Marionetten durcheinander, läßt sie sich in paradoxen, trivialen, geistvollen Reden ergehen, läßt sie weinen über ihre Sünden, einander wollüstig quälen und qualvoll auf die kommende Sünde warten. Die Welt, in der sie sich bewegen, ist ein Abbild eines durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse sittlich gesunkenen Gesellschaftskreises und zugleich eine subjektive Spiegelung unserer ganzen unruhvollen Zeit.

Viel ausgeglichener als Huxley ist John

Digitized by Google

Digitized by Google

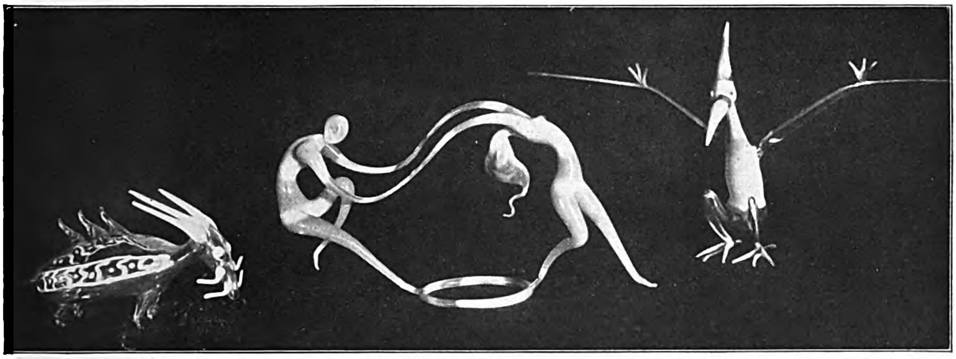
Davys Beresford; vor allem weiß er künstlerisch besser Maß zu halten und stellt sich der Tragikomödie des Lebens nicht nur skeptisch-ironisch gegenüber. Einst der Typus des in der Tradition befangenen englischen Kleinbürgertums zertrümmert Beresford am Ende des Krieges in seinem „House Mates“ das Ideal des Gentlemans, das vor ihm schon Galsworthy einer Kritik zu unterwerfen gewagt hatte. Zwei Jahre zuvor hatte er in „The Mountains of the Moon“ das Problem des Gegensatzes zwischen dem jüngeren sozialistisch orientierten Geschlecht und der aristokratischen Gesellschaft angeschnitten, ohne es eindeutig zu lösen. Und vier Jahre später schildert er eine aus dem Generalstreik entspringende „Revolution“; der ideale Revolutionsheld, ein mystisch angehauchter junger Soldat, ursprünglich ein flammender Anhänger der kommunistischen Idee, ohne mit den Führern je in Berührung gekommen zu sein, wird bitter enttäuscht über das Mißglücken des Ideals. Er hat Augenblicke gehabt, wo er an den Untergang der europäischen Zivilisation glaubte. Er hat zu keiner Regierung das Vertrauen, daß sie diesem Verfalle Einhalt tun könne. Er ist überzeugt, daß die „Arbeit“ nicht die „Arbeit“ regieren kann, daß mit dem Aufkommen der Arbeiterschaft die mühsam aufgebaute britische Verfassung zusammenbrechen muß. Er weiß keine neue Art der Regierung, wenn das Regierungsprinzip selbst erschüttert ist. Er sieht die Zeit voraus, wo die ständig wachsende Auflösung naht, wo jede Gemeinde ihre Gesetze hat. Doch schaut er hoffnungsfroh in die Zukunft, verzichtet er selbstlos auf die Gewalt, hofft er auf das einst kommende dritte Reich der allgemeinen Menschenliebe und Menschenverbrüderung. In dem „House Mates“ hatte Beresford den sozialen Kampf prophezeit und begrüßt, nicht als zerstörenden, sondern als aufbauenden Faktor. An dem Helden Wilfred Hornby, einem jungen Engländer der Mittelklasse, veranschaulicht er, wie der „gentleman“ zum „man“ wird. Dieser Sohn eines anglikanischen Geistlichen gerät nach dem üblichen bürgerlichen Leben in ein übel berüchtigtes Haus an der „Keppel Street“, in die Gesellschaft am Leben gescheiterter Frauen, die er als ehrbare, aufrichtige, achtungswerte Menschen kennen lernt. Die kühnsten Szenen, wie sie bisher kein Autor zu schildern wagte, begleiten und illustrieren die Entwicklung der Charaktere. Bei diesen revolutionierten Feinden der menschlichen Gesellschaft geht Hornby das Gefühl für Menschenrecht und Menschenwert, für Gleichheit und Brüderlichkeit auf. Er wird ein anderer Mensch mit einer neuen Weltanschauung; ihm eröffnen sich ganz neue Ausblicke in die Zukunft, wo Kampf und Revolution zum Segen der Menschheit werden. Dem Kampf und der Gewalt erteilt der Autor dann die Absage in seiner „Revolution“.

Soziale und religiöse Probleme verquickt harmonisch Sheila Kaye-Smith, die kraftvollste und eigenartigste moderne Vertreterin der Heimatkunst. Erdennah sind alle ihre Romane. Land, Arbeit, Religion sind die Leitsterne ihrer Kunst. Ihr lebensvollstes Buch, das sie nach dem Kriege schrieb, ist „The End of the House of Allard“. Von ihren früheren Bauernromanen unterscheidet es sich dadurch, daß es sich im Kreise der landbesitzenden „Gentry“ bewegt. Es ist ein erdgewachsener Roman, ein Heimatroman und doch mehr als das. Die hügeligen Grenzgebiete zwischen Sussex und Kent mit ihrer gemischtrassigen Bevölkerung geben den Untergrund, auf dem die Dichterin ihre agrar-sozial-religiös-ethischen Probleme aufbaut und löst. Man hat den Roman die Tragödie des Großgrundbesitzes genannt, der nach dem Kriege entweder zerschlagen oder eine Beute der Neu-Reichen wurde, also die typische Darstellung einer Nachkriegserscheinung. Zugleich aber ist er die Tragödie zwischen wahrer Freiheit und innerer Gebundenheit an die Generationen hindurch vererbte Tradition. Die Dichterin ist moderne Bodenreformerin, die in dem Großgrundbesitz den Parasiten und Moloch sieht, das gefährliche Ungeheuer, welches Land, Wohlstand und die in seinen Bannkreis geratenen Menschen verschlingt. Alle jüngeren Mitglieder des Hauses Allard, welche die innere Kraft besitzen, sich freizumachen von diesem Götzen, sind die Träger einer an die Scholle gebundenen Zukunft, während die älteren ihr wahres Glück dem Götzen opfern und untergehen. 500 Jahre ist der große Besitz in den Händen der Familie gewesen und hat seinen Zweck längst erfüllt. Jetzt hat er sich überlebt und hält den Bauer und kleinen Landbesitzer fern von seinen Rechten. Er kann nur behauptet werden durch beständige Opfer des Landes selbst, der Pächter und am meisten der eigenen Kinder. Darum fort mit ihm, fort mit allen falschen Traditionen in der Bodenkultur, fort mit allen sozialen Vorurteilen, die das Recht des Herzens mit Füßen treten, und schließlich fort mit der falschen Aristokratie des Anglikanismus und zurück zur wahren Demokratie des Katholizismus, unter dem der nach dem Kriege neu belebte Anglo-Katholizismus, nicht der römische Katholizismus zu verstehen ist. In dieser Demokratie ist das Beste der wahren Aristokratie lebendig. Zurück zu den beiden Elementen: Land und Glauben! Pfarrer und Landjunker sind für die Dichterin Überbleibsel einer toten Vergangenheit, gehören nicht zur wahren Aristokratie; die Bauern und die aus ihrer Mitte berufenen Priester gehören an deren Platz. Das Land als solches bleibt, auch wenn die großen Gutsherren verschwunden sind.

Der Glaube, der „Katholizismus“, ist unvergänglich, weil er nicht auf Ideen, sondern auf Instinkten aufgebaut ist.

Digitized by Google

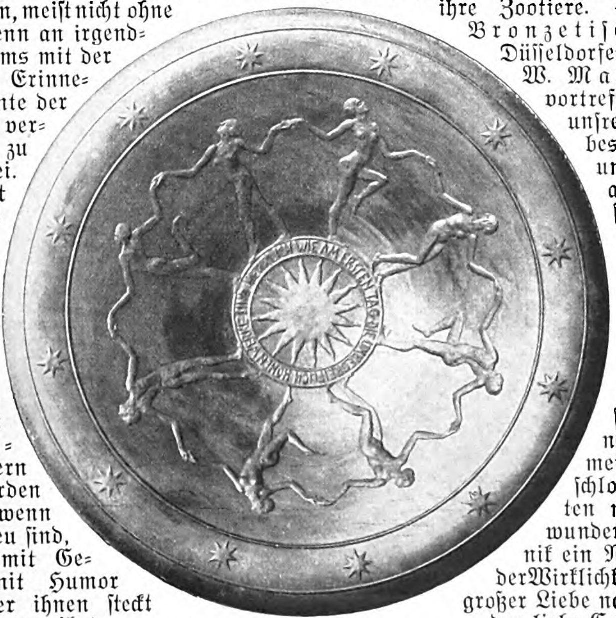
Digitized by Google



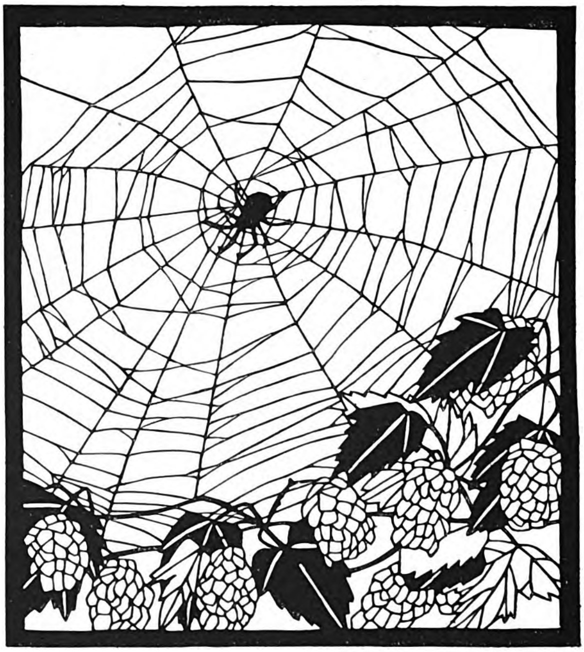
Glasgeblasene Tiere und Menschen, links Herr Dreihorn. Werkstätte von Allesch, Berlin

werden bemerken, wie gut sich die heutige Mode für plastische Wiedergabe eignet: sie entstellt nicht den Körper, was sie hundert Jahre lang mit erstaunlicher Erfindungsgabe verstanden hat, sondern dient ihm in bescheidener Unterordnung, so daß der Bildhauer nicht mehr gezwungen ist, seine Modelle in zeitlose Gewänder zu kleiden oder geschmacklos zu wirken.

Schon seit Jahren finden wir in den vornehmen Geschäften wieder allerlei Nippes, und sie wandern munter und zahlreich in die Vitrinen und sogar auf die Schreibtische unsrer Damen. In der Theorie sind diese kleinen Nichtigkeiten zehnmal mausetot geschlagen worden. Noch vor kurzem hat der Architekt Taut mit beredten Worten den Hausfrauen geraten, sich von der Last alles Überflüssigen zu befreien, und es war sehr lustig anzusehen, wie in vielen Familien das „Tauten“ begann, meist nicht ohne Zwistigkeiten, denn an irgendeinem Krimskrams mit der süßen Last von Erinnerungen entbrannte der Streit, ob er zu verdammen oder zu begnadigen sei. Offenbar aber ist die Freude am Spiel noch größer als der Hang zur Bequemlichkeit, und so liebenswürdige Sachen wie die kunstvollen *Glasphantasien der Frau von Allesch* werden gern gekauft. Sie werden sich auch halten, wenn sie nicht mehr neu sind, denn sie sind mit Geschmack und mit Humor gemacht. Hinter ihnen steckt nicht ein gewitzter Unternehmer, der den Leuten etwas Neues aufschwatzen will, sondern eine Künstlerin, die ihren gläsernen Zoo in dem blauen Haus gegenüber dem wirklichen an der Budapester Straße zu Berlin mit immer neuen Gestalten bevölkert, nicht nur mit durchsichtigen Löwen, humoristischen Pferden, grinsenden Elefanten, dicken Bienen und dürren Spinnen, sondern auch selbstgeschaffenen Wesen wie dem Herrn Dreihorn. Dieser „hat die Augen ganz schief, denn er hat es sehr schwer. Viele haben gar keine Hörner, und manche haben zwei; schon das ist oft nicht leicht. Aber er hat gar drei Hörner; sie sind ihm einfach gewachsen, und damit muß er sich abfinden. Er muß doch seinen Mann stellen,“ und darum hat er sogar zwei Schnurrbärte übereinander. Die neuesten Versuche der Frau von Allesch gehen dahin, gläserne Blumen zu schaffen, nicht minder phantastische und farbenprächtige Wesen als ihre Zootiere. — Die schöne *Bronzetischschale* des Düsseldorfer Bildhauers *W. Martini* ist eine vortreffliche Leistung unsres Kunstgewerbes, die ihre Zeit und ihren Meister auch noch in später Zukunft würdig vertreten wird. — Die *Scherenschnitte* von *Paula Rösler*, die sich einer in Prien am Chiemsee ansässig gewordenen Künstlergemeinschaft angeschlossen hat, verraten neben einer bewundernswerten Technik ein Naturgefühl, das der Wirklichkeit der Dinge mit großer Liebe nachgeht, weil sich der liebe Gott auch in einer Ähre oder einem Brombeer-

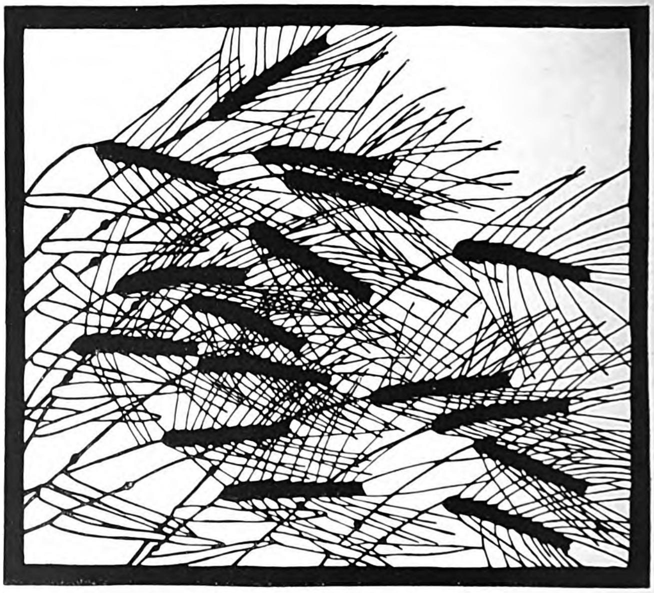


Tischschale in Bronze
Von Bildhauer W. Martini-Düsseldorf

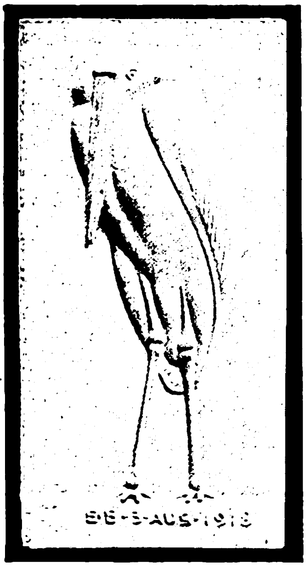


blatt finden läßt. — Dieses starke Naturgefühl beseelt auch die „Arche Noah“ des Münchner Bildhauers Edmund Beckmann. Er hat eine große Anzahl Tierplaketten geschaffen, von denen eine kleine Auswahl hier wiedergegeben wird. Das technisch Bemerkenswerte daran ist, daß er die Tiere nicht modelliert, sondern frei aus dem Gedächtnis im Negativ, also im Sinne alter Gemmentechnik geschnitten hat. Das erfordert eine starke geistige und handwerkliche Zucht; man muß genau wissen, was man will, und das geringste Versehen zerstört die ganze Arbeit. Jeder, der Tiere liebt und kennt, wird bestätigen, wie echt die Auffassung der Beckmannschen Plaketten ist. Sie haben bei ihrem ersten Erscheinen im Münchner Glaspalast auch viele Freunde gefunden. Die Verwendung der Plaketten hat sich der Künstler u. a. so gedacht, daß sie als Schmuck für Bronzegefäße dienen, die er ebenfalls entwirft. Beckmann ist aus Hamburg gebürtig. Die dortige Kunstgewerbeschule, die Dresdner Akademie und Italien, das ihm ein Rompreis erschloß, sind die wichtigsten Stätten seiner künstlerischen Entwicklung geworden. Der Krieg, der seinen wirtschaftlichen Aufstieg schwer hemmte, hat ihn zweimal acht Monate lang ins Lazarett gesteckt. In der unfreiwilligen Muße der Krankheit hat Beckmann begonnen, Plaketten zu schneiden. Unsre kleine Auswahl zeigt den Künstler selbstverständlich nicht ganz, vor allem unterschlägt sie, daß er sich lieber in großem Maß und mit größerer Wirkung ausspricht. Aber sie gönnt uns dennoch einen Einblick in sein Wesen. Er ist mit dem Herzen bei der Sache. Er erlebt die Natur innig hingegeben und bemüht sich, ihre unabsehbaren Zusammenhänge nachzufühlen. Er will ihr stilles und starkes Leben weitergeben, möglichst schlicht und klar, ohne technische Mätzchen und modische Schnörkel, die nach Stil aussehen und nichts weiter als störender Krimskrams sind.

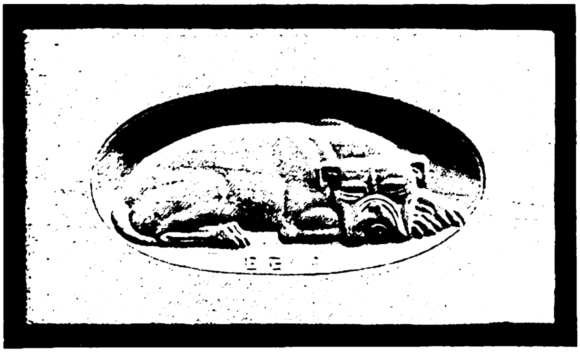
Bei Sammlern und Kennern, so schreibt uns Adolf Grafe — und wir fügen hinzu: auch bei unsern Lesern — erfreut sich der Dresdner Maler und Radierer Georg

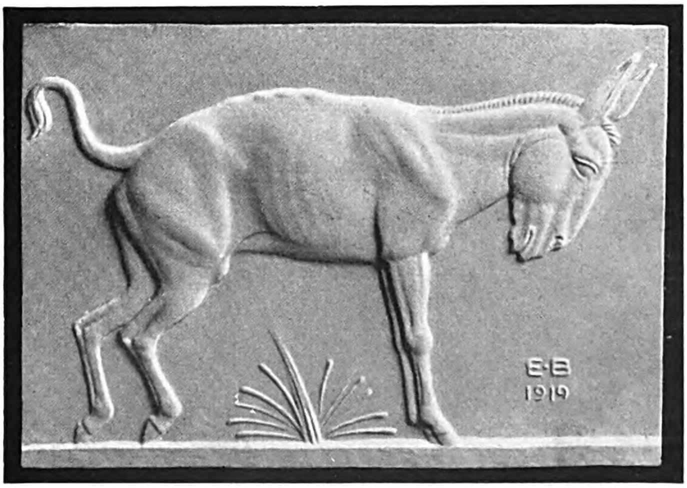


Oben: Wilder Hopfen und Spinne. Unten: Ähren
Scherenschnitte von Paula Rösler-Prien



Gelbke außerordentlicher Wertschätzung. In seinen Zeichnungen und Radierungen spricht er sich besonders ungezwungen aus. Sie sind im engsten Sinne graphisch, d. h. hingeschrieben. Gelbke zeichnet eine Figur nicht ängstlich nach der Natur; er schreibt sie vielmehr gefühlsmäßig hin, so wie wir uns schon lange nicht mehr die Form jedes zu schreibenden Buchstaben überlegen. Seine Linienschrift ist nicht sauber geglättet, sondern gleichsam ausgeschrieben und eben deshalb lebendig, gefühlt, ausdrucksstark. Hand und Auge stützen sich dabei auf ein allzeit bereites Formengedächtnis, das Gelbke noch immer durch unermüdliche Übung stärkt. Er geht dabei anders vor als Menzel, der, wo er ging und stand, alles zeichnete, was ihm vor den Stift kam. Gelbke verbeißt sich immer in eine bestimmte Aufgabe, die er nicht losläßt, bis er sie völlig bewältigt hat. Unsre Leser erinnern sich noch des „Tanzes der schwarzen Schleier" (Februarheft 1926). Abend für Abend saß er zur Zeit der Entstehung dieses Bildes vor der Tanzbühne und notierte gewissenhaft jede Bewegung. Dann wieder reizte unsern Künstler die Darstellung von Fußball- und Golfspielern, und als er dieses Thema erschöpft hatte, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die täppische Unbeholfenheit drolliger kleiner Kinder. Als guter Onkel fand er bei einer ganzen Anzahl Neffen und Nichten die nettesten Modelle. Unsre Bilder zeigen eine Reihe dieser Säuglingsstudien. Wie sich Unbehagen und Zufriedenheit in den mannigfachsten Abstufungen auf den Gesichtern spiegeln, hat Gelbke in Rötelstudien und Radierungen festgehalten, zunächst nur in der bescheidenen Absicht, die





Tierplaketten. Von Edmund Beckmann-München

Ausdrucksfähigkeit seiner Kunstmittel zu erweitern. Er hat mehr erreicht, als er wollte: etwas menschlich allgemein und vor andern unsre Mütter Fesselndes.

Die Kastenhäuser, die der auf neue Sachlichkeit erpichte Architekt zu bauen pflegt, sind gewiß praktisch und haben auch ihre eigentümliche Schönheit. Aber die meisten Menschen haben sich noch nicht daran gewöhnt und wollen, daß ihr Heim auch nach außen hin gemütlich aussieht. Es ist ein Glück, daß es noch Baumeister gibt, die auch diese Forderung zu erfüllen wissen, denn sonst würden noch mehr Bauherren in den abscheulichen Maurermeisterstil zurückfallen, dessen Leistungen eine so entzückende Landschaft wie den Scharmützelsee bei Berlin entstellen. Als ein nacheifernswertes Gegenbeispiel steht dort ein Landhaus von dem Berliner Architekten Max Werner, das mit dem hügeligen Gelände aufs innigste verschwistert erscheint. Sogar auf die Erhaltung alter Bäume ist der Baumeister bedacht gewesen. Die gesamte Anlage wirkt wie ein ländliches Gehöft und paßt vortrefflich in die Landschaft. Im Innern hat man sich, wie unsre erste Abbildung auf S. 592 zeigt, durch oberbayrischen Bauerngeschmack anregen lassen.

Unser Titelbild stammt von Hermann Gehri, Professor an der Landeskunstschule in Karlsruhe i. B. Für die Wiedergabe dieses Temperagemäldes haben wir das dem Steindruck verwandte Offsetverfahren gewählt. Es schien uns besser als der Farbenbuchdruck geeignet, die hauchzart verschleierte Leuchtkraft dieser Farben nachzubilden. — Wilhelm Ueberrück, der Maler der „Durchgehenden Pferde" (zw. S. 488 u. 489),

Säuglingsstudien. Von Georg Gelbke-Dresden

Donatello z. B., erinnert, spricht zu uns aus dem Bilde „Mutter“ von Friedrich Mißfeldt (zw. S. 496 u. 497). Die Umrißlinien dieser Komposition sind von herber Strenge und klarer Harmonie. Mißfeldt, geboren 1874 in Kiel, lernte praktisch als Dekorationsmaler in Hamburg, bevor er die Karlsruher und Stuttgarter Akademie besuchte und in Poetzelberger, Carlos Grethe und Graf Kalckreuth seine Lehrer fand. Seit 1907 wirkte er in seiner Heimatstadt. — Über Lorenz Bösken haben wir im Aprilheft 1925 einen großen Aufsatz veröffentlicht. Seine „Bauarbeiter“ (zw. S. 504 u. 505) zeigen den rheinischen Maler erneut als einen Künstler, als einen Romantiker, der in der Arbeit des industriellen Alltags das Wunder sehnsüchtiger Seelen ahnt. — Professor Leo Sambergers „Savonarola“ (zw. S. 512 u. 513) geht auf das berühmte Bildnis zurück, das Fra Bartolomeo von dem Dominikanerprior gemalt hat. Schärfer als der alte Meister arbeitet Samberger den Fanatismus

ist ein Breslauer. Von frühester Jugend an hat er Pferde gezeichnet, und was eine Liebhaberei war, wurde ernstes Studium an der Breslauer Kunstschule und bei Bantzer in Dresden, ist es noch heute. Er hat allerlei, auch monumentale Aufträge namentlich von der Industrie bekommen und mit Erfolg bezwungen. Aber wenn er sich selbst einen Stoff wählt, verfällt er immer wieder auf das Pferd, ganz gleich ob realistisch oder stilisiert. Seinen dekorativen Bildern kommt zugute, daß er nicht müde wird, Eindrücke nach dem Leben flott zu skizzieren. So lernt er Form und Farbe beherrschen und wird nicht trocken im Vortrag oder gar modisch manieriert. Denn die Natur, nicht der Stil, ist ihm der Quell seines Schaffens. Erst wer sich ganz in sie versenkt, entdeckt, daß sich alles Geschehene auf einige wesentliche Linien zurückführen läßt. So will auch Ueberrück nicht an der Banalität der Dinge haften, so wenig wie er sie verkrampfen will. Sein Ziel ist größte Einfachheit im Sinne des Bildgedankens. — Eine Größe, die an italienische Künstler, an

Säuglingsstudien. Von Georg Gelbke-Dresden

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Augustheftes:

Seite

Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit. Von Hermann Sudermann (Schluß) . 593

Dokumente zur Geschichte der Naturwissenschaften. Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter (B. A. Beringer — Chr. W. Hufeland — Gerhard Mercator) . . 619

Helmer Masolle. Von Dr. Carl D. Marcus. Mit 16 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Radierungen des Künstlers 625

Menschen. Novelle von Albert von Trentini. 641

Das Deutsche Tapetenmuseum zu Cassel. Von Willy Norbert. Mit 14 farbigen Abbildungen . 661

Der Theatergraf und seine Tochter. Von Dr. Paul Weiglin 673

Erlebnis. Gedicht von Levin Ludwig Schücking. 677

Lerne verkaufen! Von Dr. Arthur Rundt. Mit Abbildungen . . 678

Kanu-Sport. Von Fritz Giese. Mit 13 ein- und mehrfarbigen Abbildungen von Toni Schönecker-Falkenau 681

Weidwund. Gedicht von Börries, Freiherr von Münchhausen . . 689

Wenn Gottfried Keller geheiratet hätte! Von Eduard Korrodi 690

Späte Lieb. Gedicht von Ludwig Finckh 692

Digitized by Google

Seite

Das bewegte Bild. Novelle von Ludwig Fulda 693
Die Not. Gedicht von Gerty Hau. 699
Neues vom Büchertisch: Romane, Novellen und Literaturgeschichtliches. Von Karl Strecker — König und Kammerdiener, Königin und König. Von Dr. Georg Gieseke 700
Illustrierte Rundschau: Eine Gabe der „Monatshefte“ an ihre Freunde — „Dolomiten“ von Carl Rotky — Erwinographik — Emil Nolde — Bildnisminiaturen — Farbe und Raum — Hermann Sudermann von Arthur Kampf — Zu unsern Bildern. 706
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) 5–10

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kinderbildnis. Gemälde von Prof. Alfred Sohn-Rethel Titelbild
Hessische Schäfer. Gemälde von Franz Eichhorst . . 600–601
Ehrbare Kaufleute. Gemälde von Erich M. Simon . . 616–617
Ausritt. Gemälde von Albert Heinrich Brendel . . . 656–657
Badische Landschaft. Gemälde von Georg Scholz 696–697

Kunstbeilagen in Tondruck:

Elisabeth Bergner. Bildwerk von Ernesto de Fiori . 608–609
Föhnstimmung am Bodensee. Gemälde von Hans Dieter. 648–649
Die Schwestern. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann 704–705

Geschäftliche Anzeigen:

Vorderer Anzeigenteil . . 1–26
Rückwärtiger Anzeigenteil. 1–10
Umschlag 2–4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Sonder-Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 10
Unterrichtsanstalten . . 10–11
Hotels und Pensionen . . 11
Heilanstalten und Kurorte 11–16

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
40. Jahrg. / August 1926 / 12. Heft

Der tolle Professor
Ein Roman aus der Bismarckzeit
von Hermann Sudermann

Schluß

Was seit Helenens erstem Besuche in Sieburth vorging, darüber vermochte er sich selber kaum Rechenschaft zu geben. Endlich fühlte er sich wieder eins mit seinem innersten Wollen. Aus Arbeit und Ermüden, aus Rückerinnern und Erwartung wurde tagtäglich ein neues Fest. An das, was werden konnte, vielleicht gar werden mußte, daran dachte er nicht. Sie kam, und sie war da. Und alles andere sank in Vergessen.

Daß er sie nicht etwa liebte, darüber war er sich klar. Sie glitt als Spiel, als Licht, als unschuldiger Luxus durch sein Leben. Kind durfte sie sein, doch niemals Geliebte. Und er begehrte auch nicht nach ihr. Wohl war er nicht blind gegen die zarten Rundungen ihres reifenden Weibtums, gegen alles, was in unbewußter Lockung von ihr zu ihm hindrängte, aber an ihrer Unbefangenheit zerbrach auch das leiseste Gelüsten.

Ihr Glücksausbruch am Weihnachtsabend wirkte stark in ihm nach. Doch was dann folgte, beruhigte ihn wieder.

Zuerst kam sie gar nicht. Volle acht Tage nicht. Und als sie zu Silvester endlich erschien, war sie so fremd und abgekehrt, als hätte sein eigenes Betragen sie ernüchtert und erkältet.

Es war noch früh am Abend und die Dämmerung kaum eben erloschen. Schweigend stellte sie ein Blumentöpfchen vor ihn hin und schluckte und schielte zur Seite.

„Was hast du, Kind?"

„Ich muß gleich wieder gehen."

„Hab' ich dir was getan?"

„Ich muß gleich wieder gehen." Dabei blieb sie, auch als er ihr den Mantel abzog und die Kappe aus den Haaren löste.

„Warum bist du so lange nicht hier gewesen?"

„Erstens hat es wegen der Ferien keinen Zirkel gegeben, und dann kann ich überhaupt nicht mehr kommen."

„Weshalb nicht?"

Sie drehte sich gegen das Fenster und schluckte.

„Warum willst du unser liebes und glückliches Zusammensein zunichte machen? ... Ist dir etwas daran lästig geworden? Oder langweilt es dich?"

„Ich bin Ihnen lästig geworden! Ich langweile Sie! Jawohl, das tu ich!" Jählings drehte sie sich um. „Zudringlich bin ich gewesen. ‚Du' hab' ich zu Ihnen gesagt."

„Ich hoffe, das wirst du jetzt immer tun."

„Nein, nein, nein! Wie dürft' ich das? Ich zu Ihnen! Lieber Herr Professor! Verlangen Sie das nicht! Das hab' ich nicht verdient!"

Er blieb vor ihr stehen und strich ihr über das Haar. „Wie heißt das Wort?" fragte er.

Sie sah in seliger Ergebung zu ihm empor. „Du," hauchte sie und barg den Kopf an seinem Rockschoß. Und dann setzte er sich neben sie, nahm ihre Hand in die seine und beriet mit ihr, wie sie beide im neuen Jahre ihr Leben einrichten würden.

„Noch hat Mama nicht die mindeste Ahnung," erzählte sie. „Zweimal, als ich heim-

 Nachdruck verboten. Copyright 1926 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

kam, hat sie sogar gesagt: ‚Heut ist wieder Besuch bei ihm gewesen' ... Und das tut sie mit Absicht, um mich abzuschrecken." Zu Anfang März müsse sie ins Examen, und gegen Ostern würde sie fertig sein. Und wenn er ihr bis dahin seine Hilfe schenken wolle, dann brauche sie vor gar nichts Angst zu haben. Schon jetzt sei sie den anderen voraus. Sie wisse gar nicht, woher ihr all das Wissen komme. Das habe sicherlich er in sie hineingelegt.

Und während sie das alles sagte, dachte er ganz dumm: ‚Gott im Himmel, laß mich dieses Kindes nicht unwert sein.'

Dann, als er, seines Betens inne werdend, hell über sich auflachte, fragte sie ängstlich: „Hab' ich was Dummes gesagt?"

„Nein, nein, ich bin der Schuldige," sagte er und streichelte ihre Wange. — — —

Die Feiertagszeit ging dahin und mit ihr die Hochstimmung, die sie gebracht hatte. Arbeit regierte wieder die Stunden, die Helene ihm schenkte, und keine Zärtlichkeit schlich sich jemals hinein.

Eines Abends — in der zweiten Januarwoche war's — da erschien sie ihm in eigentümlicher Weise voreingenommen und zerstreut.

„Was ist? Was hast du wieder?"

„Man wird so gequält," erwiderte sie.

„Wer quält dich?"

„Sie drehen einem das Innerste nach außen. Sie stöbern in den heimlichsten Winkeln herum."

„Also wer?"

„Die Lehrer."

„Und was wollen sie von dir?" Sie zögerte und druckste. „Wir sollen einen Aufsatz machen. ‚Mein Bekenntnis', heißt das Thema. Darin soll ich ihnen meine religiösen Überzeugungen zum besten geben. Das kann ich nicht, das will ich nicht. Das kommt mir vor wie Raub an meiner Seele."

„Weshalb?" beruhigte er. „Wer etwas ist, der muß auch Zeugnis ablegen von dem, was er ist."

„Aber das ist doch nicht dazu da, zu Papier gebracht und womöglich in der Klasse vorgelesen zu werden. Dazu ist das alles viel zu heilig."

„Heilig ist, was man heilig hält!" erwiderte er. „Du bist mir heilig."

Da griff sie über den Tisch hinüber nach seiner Hand und küßte sie. Er sprang auf, stellte sich neben sie und streichelte ihr Haar.

„Bleiben Sie so, wie Sie da sind," sagte sie, „und sehen Sie ganz wo anders hin. Dann kann ich vielleicht davon reden."

„Ich warte und höre," sagte er.

„Also ja," begann sie, „es steht doch geschrieben: Gott ist die Liebe — — nicht wahr? ... Und wenn Gott die Liebe ist, dann stammt doch auch jede Liebe von ihm — nicht wahr? ... Je inbrünstiger wir lieben, desto mehr gehören wir zu ihm ... Nun gibt es aber verschiedene Sorten von Liebe ... Sündige Liebe gibt es auch ... Entweder also — wenn man sündig liebt, dann ist man von Gott abgefallen — und das braucht man nicht — man kann sehr fromm sein dabei — oder die sündige Liebe ist auch ein Teil von seinen Geboten — etwas, was er uns auferlegt — als Prüfung — oder zur Läuterung — oder so. Nicht wahr?"

„Das mag schon sein," bestätigte er.

„Und deshalb muß man daran arbeiten," fuhr sie fort, „alle Liebe, die man fühlt, in Menschenliebe zu verwandeln. Denn das ist die wahre ... Dann wird man Gott ähnlicher und ruht als Kind in seinem Schoß ... Ist das nicht ein sehr beglückender Gedanke? Was? — Fühlen Sie so was nicht auch? Bitte, sagen Sie Ja!

„In diesem Augenblicke fühl' ich's," erwiderte er in lächelnder Feierlichkeit.

Nun suchte sie doch seinen Blick, den Kopf, auf dem seine Hand noch ruhte, weit zurückgebogen, die Blicke voll leuchtender Ekstase in die seinen grabend. „Oh, das ist gut," sagte sie dankbar.

Und da küßte er sie doch.

Es war, als ob ein Schlag sie gefällt hätte. Sie kroch, sie sank, sie brach in sich zusammen. Ihr Kopf berührte fast ihre Knie.

„Helene! Komm zu dir! Helene!"

Da, wie er leise über ihren Scheitel hinstrich, richtete sie sich auf, schlang die Arme um seinen Nacken, und den Kopf an seinem Halse bettend, lag sie da wie eine Schlafende — mit tiefen, langen, ihn warm überströmenden Atemzügen. Es war, als ob eine dauernde qualvolle Spannung sich in seligem Ausruhen gelöst hätte.

Er aber dachte an Herma.

Nie mehr hatte sie von sich hören lassen. Wie hatte sie gesagt? ‚Einmal noch werd' ich dir schreiben.'

‚Solange sie auf dieser Erde ist,' dachte er weiter, ‚gehör' ich zu ihr.'

Statt dessen spielte er mit diesem Kinde.

War es ein Spiel?

Nun hing sie an seinem Halse — und alles ging seinen Weg! — — —

Um die Hälfte des Januar hielt Pfeifferling vor dem Heimgehen Sieburth an.

„Also Obacht, Kollege! Was Pikfeines hab' ich Ihnen zu übermitteln. Die Herren Junker in Stadt und Land haben eine Vereinigung gegründet, Preußen-Kasino genannt, und feiern am 18. den Krönungstag.

Digitized by Google

Den von 1701 nämlich, denn was am gleichen Tage in Versailles geschah, das geht sie nuscht an. Famose Dickschädel! Da hab' ich uns Einladungen besorgt ... Und Sie müssen mitmachen ... Nä, nä, Widerspruch jiebt's nich. Und warum auch? Ansehen kost't nuscht. Notwendig sind: Frack, weiße Binde und sämtliche Orden. Haben Sie welche?"

Ja, er hatte. Deren zweie waren ihm einst von dem hohen Vater seines Schützlings verliehen worden. Und der zweite hing sogar zum Halse heraus. Nur getragen hatte er sie sonst nie.

Zur festgesetzten Stunde trat er bei Pfeifferling an. Der war behängt von oben bis unten. „Aber auch Sie machen gute Figur, Kollege," billigte er. „Von Ihren höfischen Beziehungen hab' ich noch nie was gehört. Die werden Ihnen heute durchaus nicht zum Schaden geraten." Und dann gingen sie.

Der Festsaal des „Deutschen Hauses" strahlte in vielhundertflammigem Glanze. Die Tafel in Hufeisenform füllte ihn ganz. Der Vorsitzende, ein Magnat von historischem Namen, hatte je einen hohen Beamten an seiner Seite. Viel Uniformen. Auch mancher Frack, der seine Berliner — oder gar Londoner — Herkunft nicht verleugnete. Aber der rustikale Schniepel war in der Überzahl.

Sieburth fand seine Platzkarte auf einem der Seitenflügel, wie es seiner bürgerlichen Unbeachtlichkeit zukam. Rings um ihn Köpfe wie mit der Axt aus hartem Holz gehauen. Langschädlig, rostbraun, die meisten mit gescheitelten, quadratisch gestutzten Bärten. Er stellte sich vor — nach rechts und nach links — und nach denen hin, die die Gegenseite des Tisches erfüllten. Adelsnamen von gutem Klange knarrten und polterten über ihn her.

Zwei Toastredner wußten sich Ruhe zu schaffen. Der eine begrüßte die Gäste, der andere dankte in deren Namen. Dieser, ein Vertreter des Oberpräsidiums, entschuldigte zugleich seinen Chef, der unversehens nach Berlin gerufen sei und zu seinem unerschöpflichen Bedauern dem heutigen Feste fernbleiben müsse. Das Hoch auf die Gastgeber verklang in dünnlichen Rufen. Und dann begann die Fidelitas.

Zwar war das vielgängige Menü noch längst nicht heruntergegessen, aber viele der angeheizten Festgenossen duldete es nicht mehr auf ihren Plätzen. Ein allgemeines Wandern, Begrüßen und Anstoßen nahm seinen Anfang. Und da war es so weit, daß auch Pfeifferling hinter Sieburths Stuhl auftauchte, dem jüngeren Kollegen die knollige Faust auf die Schulter legte und zu ihm sagte: „Stehen Sie mal'n bißchen auf, Kollege! Die Atzung war famos, und jetzt ist der Kaffee da. Den können Sie besser mit mir und einem Herrn, der Sie kennen lernen will, wo anders genehmigen." Sieburth verbeugte sich Abschied nehmend und folgte seinem Gönner. Sie traten in einen halbdunklen Nebenraum, wo auf runden Tischen Liköre bereitstanden. Kellner boten geheimnisvoll den Kaffee an.

„Da haben wir ihn, lieber Geheimrat," sagte Pfeifferling, indem er den Herrn, der vorhin das Nichterscheinen des Oberpräsidenten entschuldigt hatte, aus einer Gruppe loseiste, die ihn wild durcheinanderredend umstand. Ein schmaler, steifer Büromann, dem die allgemeine Weinseligkeit nichts anzuhaben vermochte.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen," sagte er, eine dünne und müde Hand an Sieburths Fingern vorüberführend. „Ich bin eigentlich nur durch Zufall hier, denn mein Dezernat bringt mich mit diesen ländlichen Herren nur selten zusammen. Vielleicht setzen wir uns!"

Man nahm an einem der Rundtische Platz, und der Geheimrat fuhr in kühl abwägendem Tone fort: „Sie wissen, wir haben im Oberpräsidium so eine Art Vermittlerstelle zwischen dem Universitätskörper und dem Ministerium. Wir nennen uns ja Kuratorium, nicht wahr? Und den Vermittler zu bilden ist auch in diesem Falle meine — meine persönliche Absicht . . . Und da möchte ich Sie fragen: Haben Sie sich schon einmal bei Gelegenheit im Ministerium vorgestellt?"

„Das habe ich im Gegenteil immer vermieden," entgegnete Sieburth.

„Ja, ja. Na ja. Ich kann Ihre Gründe wohl verstehen —"

‚Was will der von mir?' fragte sich Sieburth.

„Aber da ein günstiger Zufall uns gesellschaftlich einander genähert hat, möchte ich mir doch den — natürlich ganz privaten — Rat erlauben: Wenn Sie mal wieder in Berlin sind und die Linden entlangspazieren, gehen Sie lieber nicht an dem Portal vorüber, hinter dem die maßgebenden Instanzen zu Hause sind ... Es ist da insbesondere der Ministerialdirektor Kürschner, der sich gewiß auch für Sie interessieren würde, wenn Sie ihm Gelegenheit gäben, Sie kennenzulernen. Ja, ich kann Ihnen sogar verraten, daß er dies wünscht. Übrigens: es gefällt Ihnen gut hier bei uns zulande?"

„Gewiß, Herr Geheimrat."

„Nun sehen Sie — — —. Und — e — wie gesagt — es freut mich, daß es Ihnen hier gefällt — und — e — noch einmal —

es hat mich ausnehmend gefreut, Sie kennenzulernen." Damit erhob er sich, markierte nochmals ein Händereichen und wandte sich dann einem Herrn zu, der in seiner Nähe schon auf der Lauer lag.

Pfeifferling, der, an seiner Zigarre saugend, still zugehört hatte, bohrte Sieburth einen Ellenbogen in die Beugung der Hüfte und raunte ihm zu: „Sie sehen, Kollege, die Chose läuft. Wenn Sie sie nicht stoppen, dann kann die Fakultät sich auf den Kopf stellen — es geht doch alles, wie wir wollen. Guten Abend, Kollege!" — — —

*

„Davos, den 20. Januar 1888.

Mein Freund!

Nun laß uns Abschied nehmen! Vielleicht ist es noch nicht so weit. Wer kann es wissen? Aber in den langen Fiebernächten quält mich immer mehr der Gedanke, daß ich von dannen gehen müßte, ohne Dir mein Lebewohl gesagt zu haben.

Oft suche ich den eigentlichen Grund unseres Zusammenhanges zu enträtseln, aber je weiter die Enge des Erdenlebens hinter mir zurückweicht, desto weniger erfasse ich ihn. Manchmal dämmert mir eine Ahnung von Vorherbestimmtem, aber Schicksal, Naturnotwendigkeit, Verhängnis, Seelenzwang — das sind ja alles nur Worte, die nichts erklären.

Ich kann Dir nicht verhehlen, daß Du mir große Sorge machst. Man hat Dich auf einen Weg gedrängt, dessen Ende im Dunkeln mündet, und ich suche und suche nach einem Gefährten für Dich, der Dir auf Deiner Wanderung die Stütze sein könnte, für die ich zu schwach war.

Ich kann Dir ferner nicht verhehlen, daß ich in früheren Zeiten, als meine Wünsche noch irdisch waren, auf eine Frau sehr eifersüchtig gewesen bin, deren Namen man mit dem Deinen oft zusammen genannt hat. Heute sehe ich ein, daß ich unrecht hatte, und um nach meinen Kräften gutzumachen, was ich an Dir verschuldet habe, will ich es wagen, in Deine Zukunft einzugreifen.

Einer Sterbenden verweigert man nichts, was man zu gewähren imstande ist. Und darum bitte ich Dich: Gehe zu Cilly Wendland und sage ihr, ich schickte Dich.

Mein lieber Freund, ich möchte noch lange, lange zu Dir sprechen. Das Herz ist mir voll für Dich. Und was mich selber angeht, so ist mir, als müßte ich mich vor Dir ausschütten, so daß nichts in mir bliebe, was nicht Dein Eigentum geworden ist. Aber schließlich muß ein jeder selber tragen, was ihm aufgebürdet wurde. Es fällt nur so schwer, so unsagbar schwer.

Lieber, ich fasse Deine weiße Hand und klammere mich dran fest. Und so wirst Du bei mir sein in meiner Todesnot. Leb wohl!

Herma."

Dieser Brief lag geschlossen in einem anderen, der folgenden Wortlaut hatte:

„Sehr geehrter Herr Professor!

Im Auftrage meiner lieben, zu Gott gegangenen Patientin habe ich Ihnen mitzuteilen, wie ihr Ende war.

Sie starb, versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Religion, im Glauben an die Gnade unseres Herrn und Heilands und in der ernsten Zuversicht, mit denen, die sie liebte, im Jenseits vereint zu sein. Sie hat mir noch an ihrem letzten Tage viele Grüße an Sie aufgetragen. Ihr Hinscheiden war nicht leicht. Aber sie trug ihr Leiden mit Fassung, den Blick auf das Kreuz geheftet, das ihren letzten Lebenshauch empfing.

Gott gebe ihr den ewigen Frieden. Und so auch uns.

Schwester Erminolda."

Diese Botschaft griff bis ins Mark seines Wesens. Niemals hätte er es für möglich gehalten, daß solche Mengen von Gefühlskraft in ihm noch lebten. Er tobte halbe Nächte hindurch in seinem Zimmer umher, wollte bei ihr sein, um nachzuholen, was ungesagt geblieben war. Unendlich vieles hatte er an ihr verschuldet, unendlich vieles Verlangte gutgemacht zu werden. So sehr steigerte er das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dieser armen Toten, daß er sich selber jetzt erst verlassen und verloren schien.

Helene kam und ging zu den gewohnten Stunden, doch sie galt ihm nur wenig in dieser Zeit. Hätte er sie zur Vertrauten machen dürfen, so wäre manches leichter geworden. Nun sah er ihre verständnislosen und furchtsamen Blicke starr auf sich geheftet und blieb nur um eines besorgt: den Gleichmütigen zu spielen und den Weg des belehrenden Freundes nicht mehr zu verlassen.

Acht Tage ließ er hingehen, dann trat er nach vorheriger Anmeldung — der Wunsch der Toten rechtfertigte sie — seinen Weg zu Cilly Wendland an.

Die gute Stube tat sich vor ihm auf ... Gute Ölbilder hingen an den Wänden. Papas große Praxis erlaubte diesen sonst unerhörten Aufwand.

Fünf Minuten Wartezeit — dann erschien sie in der Seitentür. Ihr Auge blickte klar und gut wie je. Daß ihr Willkommen

Digitized by Google

befangen war, konnte nicht wundernehmen — befangen war beinahe ja auch er.

Ihre Hand streckte sich vor und zuckte nach flüchtigem Drucke gleich wieder zurück. Dann bot sie ihm einen der Sessel und setzte sich mit gebotener Steifheit auf das Ehrensofa.

„Ich bedaure tief," begann sie, „daß es eine so traurige Veranlassung ist, die uns zusammenführt. Wissen Sie Näheres über den Tod unserer Freundin?"

Das ‚Unserer' wurde zu scharf betont, um nicht gewollt zu wirken.

Er berichtete, was in dem Briefe der pflegenden Klosterfrau gestanden hatte.

Sie starrte ergriffen vor sich nieder, doch schien sie nicht willens, im Andenken an die Tote noch länger zu verweilen.

„Wie geht es Ihren Arbeiten?" fragte sie nach einer Pause. „Sind die drei Stufen der Ethik fertig geworden?"

„Eine weiche Stelle," entgegnete er, „hat, wie es scheint, ein jeder in seinem Herzen. Auf die meine haben Sie soeben gütigst den Finger gelegt."

„Das freut mich," sagte sie mit einer gewissen Abwehr, wie es ihm schien.

„Jawohl, die drei Stufen der Ethik sind fertig und außerdem noch einiges, das hoffentlich ebensowenig verfehlen wird, die erwünschte Empörung hervorzurufen."

Ihr Auge wurde leer vor lauter Traurigkeit. „Und Sie zögern noch immer mit der Herausgabe?" fragte sie.

„Geschäftstüchtigkeit ist der Wissenschaft bessere Hälfte," erwiderte er. „Sie werden mich erst auf dem Markte finden, wenn ich meine Ware ohne Verlust an den Mann bringen kann."

Aus der Traurigkeit wurde Befremden, und er freute sich an jedem Tropfen seines Giftes, mochte es auch nur ihn selber treffen.

Sie zögerte fortzufahren. Augenscheinlich suchte sie nach einem Gesprächsstoff, der ihm zu bitteren Bemerkungen weniger Anlaß gab. „Sind Sie, seit wir in Rauschen zusammen waren, nie mehr am Strande gewesen?" fragte sie.

„Nein," erwiderte er. „Die wenigsten Königsberger trifft man alsdann in der Stadt, und darum benutze ich sie als Erholung."

Nun wußte sie keinen Ausweg mehr. Sie schwieg von neuem. Wahrscheinlich erwog sie, wie am besten die Unterhaltung abzubrechen. „Verzeihung, es wird dunkel," sagte sie aufstehend, „ich möchte nach der Lampe rufen."

Er erhob sich gleichfalls, und sie ging zur Mitteltür, um an der Quaste zu ziehen, die das Ende eines von der Decke herabhängenden, perlengestickten Bandes bildete. Die Lampe mußte bereitgestanden haben, denn sie wurde sofort hereingebracht.

Die Silberblondheit ihres Wuschelhaares leuchtete ihm jetzt so vertraut entgegen wie nur je in alten Zeiten. Und er erinnerte sich jenes Augenblickes, da sie kurzentschlossen ein Haar herausgerissen hatte, um damit für ihn einen Strauß zu binden.

‚So geht es nicht weiter,' dachte er in unwillkürlicher Dankbarkeit. Und als sie wieder auf ihren Plätzen saßen, begann er: „Wir haben uns zu lange nicht gesehen, als daß wir sogleich Fühlung miteinander gewinnen könnten. Und es hat sich eine so hohe Mauer zwischen uns aufgebaut, daß ich nicht weiß, ob es angebracht ist, eine Hand hinüberzustrecken."

„Ich glaube, ich habe Ihnen die meine entgegengehalten," erwiderte sie.

Kurze Pause. Dann stieß er langsam heraus: „Wie geht es Ihrer hochverehrten Frau Mutter?"

Sie fuhr betroffen zusammen. Wahrscheinlich hatte die Frage, ob er durch die Herrin des Hauses bewillkommnet werden sollte oder nicht, den Gegenstand vielfacher Erörterungen gebildet.

Solange die Eltern sich fernhielten, blieb eine Wiederannäherung ausgeschlossen.

„Meine Mutter bedauert unendlich, nicht erscheinen zu können," sagte sie, ganz blaß geworden. „Sie fühlt sich wenig wohl seit einiger Zeit, und darum pflegen wir auch gar keine Geselligkeit."

‚Aha,' dachte er, ‚das bedeutet: eingeladen wirst du nicht wieder.' Und die Wut über sein Ausgestoßensein tobte stärker in ihm denn je.

Doch eines schien klar: Dies liebe Mädel hatte ihn immer noch gern. Hoch und rein und seelisch ausgewogen, so saß sie vor ihm da. Ein erlösendes Wort —! Entweder, man sprach offen aus, was nach Hermas Wunsch mit dieser Zusammenkunft angebahnt werden sollte, oder man griff nach seinem Hut und machte, daß man hinauskam. Er wählte das letztere.

Aufstehend sagte er: „Ich bin glücklich, mein gnädiges Fräulein, Ihr Bild, neubelebt, mit mir nehmen zu können. Wenn ich meine begrifflichen Lumpen sortiere, wird mir das Gedenken an die gütige Teilnahme, die Sie mir bewahrt haben, stets eine Aufmunterung sein."

Sie stand im Schatten, der Lampe abgekehrt. In ihren Zügen war nichts zu lesen, aber ihre Stimme bebte leise, als sie sagte: „Darf ich — meinem — Verlobten — — einen Gruß von Ihnen bestellen?"

Digitized by Google

Ein Ruck durchfuhr ihn nun doch. „Verzeihung!“ sagte er rasch gefaßt. „Ich lebe so abseits Ihrer Welt, daß ich hiervon keine Ahnung hatte. Sonst hätte ich nicht verfehlt — — —“

„Es ist auch noch nicht öffentlich,“ warf sie ein.

„Darf ich fragen, wer — — —?“

„Es ist der Privatdozent Dr. Müller in Leipzig, ein engerer Kollege von Ihnen.“

„Ah, der über — — —“ Müller, Müller, Müller! Was hatte er doch — —? Ja richtig! — „der über die späteren Stoiker geschrieben hat?“

„Ganz richtig. Aber wissen Sie, wer uns eigentlich zusammengeführt hat?“

„Nun?“

„Sie! Jawohl, niemand als Sie. Die Art zu denken, die ich von Ihnen gelernt habe, mein Eifer für alles, was mit Philosophiegeschichte zusammenhängt, — und dann auf seiner Seite das Hochhalten alles Erfahrungsgemäßen — das brachte uns näher und näher — und — —“ Sie stockte. Täuschte er sich? — aber wahrhaftig! — zwei runde Lichtchen rollten ihr über die Wangen.

‚Nimm sie hin!‘ schrie es in ihm wie einst vor zwei Jahren. ‚Sie gehört dir ja doch! Sie gehörte dir niemals mehr als in dieser Sekunde.‘ Aber da kam die Wut wieder über die Verfemung, der er verfallen war, der er schon längst verfallen sein wollte! Mochten andere hochzeiten und Kinder taufen lassen und im Ehegesimpel dumpfig zugrunde gehen! Frei sein! Frei bleiben! Entronnen der Kellrigkeit der bürgerlichen Welt, aufwärtssteigend in die dünne Frostluft nebelfreier Höhen.

„Sie machen mich stolz, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, Ihrem Herrn Verlobten bei seinem nächsten Hiersein die Hand zu drücken.“

„Er wird sich sehr freuen, wenn ich ihm dies mitteilen kann,“ entgegnete sie, wieder in Gesellschaftlichkeit erstarrend.

Dann gaben sie sich die Hände. Und ein leises Herzweh niederkämpfend, schritt er ohne Wendung, ohne Rückblick zur Tür hinaus.

*

Als Helene am gleichen Abend Sieburth gegenübersaß, erkannte er sofort, daß etwas Neues, noch schwerer Drückendes über ihn herfallen wollte.

Bisher hatte sie den Mut nicht gefunden, eine Frage an ihn zu richten, heute wagte sie, das Schweigen zu brechen. „Sie sind so seltsam seit einiger Zeit — so ganz woanders immer — und heute noch mehr als sonst . . . Bitte, sagen Sie doch, was Sie haben.“

Ein Lachen der Abweisung war seine Antwort. Aber sie bestand auf ihrem Verlangen. „Ich weiß ja, daß ich Ihnen nichts sein kann,“ flehte sie, „daß ich ein dummes Ding bin, daß ich —. Aber vielleicht glückt's mir doch, Ihnen ein bißchen gut zu tun.“

„Mein Herzenskind,“ sagte er, „wir sind hier zum Lehren und zum Lernen. Was drüber hinausgeht, ist Schmuggelgut. Halten wir uns an unser Programm. Das wird für uns beide das Richtige sein.“

Da gab sie sich seufzend darein. Aber ihre Sorge hielt ihn wie mit Klammern umfaßt, und ihr beobachtender Blick wich nicht von seinem Angesicht. Bis er ihn schließlich nicht mehr ertragen wollte.

„Ich sehe, du kümmerst dich viel zu sehr um mich,“ sagte er. „Wenn du später im Leben stehen wirst, wird auch an dich mancherlei herantreten, was dir den Kopf heiß macht. Vorläufig laß dir an deinen Examensnöten genügen und fordere nicht, daß ich dir noch meinen Verdruß aufpacke. Für heute wollen wir Schluß machen.“

Schweigend stand sie auf und raffte Hefte und Bücher zusammen. Gekränkt schien sie nicht, aber in ihrem Auge saß die Angst.

Beim Abschied küßte er sie auf die Stirn, die sie ihm gehorsam darbot, und damit glaubte er sie abgetan.

Die Nacht, die diesen Abendstunden folgte, gestaltete sich böse. Eine Quälerei gebar die andere. Selbstvorwurf schlug in Trotz, Trotz schlug in Selbstvorwurf um. Hermas Vermächtnis war verludert, ihr Wille zum Gespött geworden. Mit sicherem Gefühl hatte sie den einzigen Weg erkannt, auf dem er zur Versöhnung mit seiner Umwelt, zum Ausgleich mit sich selbst gelangen konnte. Nun lag das alles verschüttet da für immer.

Und trotzdem hatte er recht getan. Treu geblieben war er sich, treu geblieben auch der Untreue, die ihn mit jenen Rückschrittlichen und geistig Armen zusammenspannte. In ihr ertrank jede Hoffnung, in ihr — —

Da — was war das?

Langsam, geräuschlos bewegte sich die Flurtür in den Angeln. Und herein trat — Helene. „Was willst du? Warum kommst du durch den Vordereingang? Wo ist deine Mutter?“

Ihr Gesicht war wie durchsichtig in seiner Weiße, ihr Haar hing halb gelöst, und als er sie bei den Armen packte, fühlte er, daß alles an ihr flatterte. „Also was ist? Rede doch! Sprich!“ Aber das konnte sie nicht. Sie ließ sich von ihm zum Sofa geleiten

Digitized by Google

und duckte sich dort, als ob sie Schläge fürchtete.

Leise schloß er die Tür, die sie in ihrer Verwirrung offen gelassen hatte, dann setzte er sich neben sie und umfing ihren Körper, der sich in weicher Welligkeit unter der schmiegsamen Wolle des Kleides seinen klammernden Händen hingab.

Und dieses Kleid selber, das hemdengleich und rot leuchtend an ihren Gliedern entlang floß, wo hatte er das schon gesehen? Diese großen Blumen des Gewebes, wo hatten sie an ihrem Leibe schon — —? Richtig — und ein heißer Springquell schoß ihm in das Hirn —, das war das Kleidungsstück gewesen, auf dem er sie hatte liegen sehen in jener erstickenden Sommernacht . . . Erschauernd löste er den Arm von der sich ihm anschmiegenden Hüfte.

Das Spiel ging zu Ende. Blutsgefahr wollte sich an seine Stelle drängen. Nein doch. Das nicht. Noch nicht. Noch meisterte er sich selbst und meisterte auch sie.

Und dann kam es zum Vorschein, stockend, stammelnd, wie eine schmerzende Bürde, die man kaum noch die Kraft hat, von sich zu tun: Weil ihr Schlafzimmer ungeheizt sei, arbeite sie jetzt immer bis spät am warmen Ofen hier vorne. Und nie gehe sie schlafen, ehe er schlafen gehe. Und Nacht für Nacht höre sie ihn durch die Wand sprechen und schelten und stöhnen und weinen.

„Weinen — ich?" Um Gottes willen, so sehr ließ er sich gehen und wußte es nicht einmal!

Ja, auch weinen, bekräftigte sie. Und heute nacht, da habe sie sich nicht länger halten können. Und jetzt sei sie da und gehe nicht wieder fort, ehe er ihr gesagt habe, was ihn so quäle.

„Und deine Mutter? Wenn sie aufwacht und dich nicht findet?"

„Die Tür zum Kabinett ist zu. Und die Tür von dort zu meinem Zimmer auch. Und die Lampe habe ich gelöscht. Und wenn sie selbst 'reinkommt, so wird sie denken, ich sei schon zur Ruhe gegangen."

Er sah nach der Uhr. Sie zeigte auf drei. „Arbeitest du oft so spät?"

„Ich sagte doch schon: Solange ich weiß, daß Sie noch auf sind, bleibe ich auch auf. Ich glaube, ich könnt' gar nicht einschlafen vorher. Aber jetzt fühle ich, daß ich ganz ruhig werd', denn ich sehe, daß auch Sie ruhiger sind."

„Jawohl," sagte er. „Wir wollen gar nicht mehr daran denken. Sonst wacht's wieder auf."

„Aber bei Ihnen bleiben darf ich noch ein bißchen — ja?"

„Wenn es mit Mutter wirklich keine Gefahr hat?"

„Nein, nein, wirklich nicht! Sonst hätt' ich — ach, heut wär' mir schon alles egal gewesen. Aber Mutter erwacht nicht. Wahrhaftig nicht." Dabei lehnte sie sich zurück und blinzelte unter sinkenden Augenlidern zu ihm herüber.

„Du wirst schläfrig, Kind," mahnte er. „Geh lieber heim."

„Nein, nicht heimgehen," flehte sie.

„Dann streck' dich wenigstens aus."

„Ja, wenn ich das darf!"

Und sie hob den Unterkörper zum Sofasitze hinauf. Da aber der rote Schlafrock sich emporgeschoben hatte und Füße und Knöchel bis zur Schwellung der Wade freilegte, so mühte sie sich mit schamhaftem Nesteln und Zerren, seinen Saum herunterzuziehen, die ineinander geratenen Falten zu glätten.

„Mach' nicht so viel Umstände, Kind," sagte er. „Ich kenne ja doch alles an dir."

Mit einemmal war sie wieder ganz wach. „Sie kennen d o c h alles an —? Was meinen Sie damit?" Steil hochgerichtet saß sie da, aus ängstlichen Augen zu ihm herüberstarrend.

Und da erzählte er ihr, wie er sie in jener heißen Sommernacht, in der er gekommen wäre, die Mutter um zeitiges Wecken zu bitten — diesen Vorwand ersann er sich rasch — auf demselben Schlafrock ausgestreckt, hemdlos am Boden liegend gefunden hatte. „Und ich freute mich an dir, weil du so schön bist."

Sie erschrak nicht, sie schämte sich auch nicht. Reglos saß sie da, nur ihr Blick veränderte sich. Aus Angst wurde Entsetzen, aus Entsetzen wurde ein Flehen, dem Flehen aber entwuchs eine Flamme, so zärtlich wild, so ganz ihre Liebe, ihre Hingabe aufschmelzend zu wissendem Verlangen, daß jetzt ihm angst wurde um sie . . .

Von ihrem Sofaplatze her ließ sie sich langsam nach vorne gleiten, bis ihr Körper kniend zur Erde sank. Und dann warf sie mit einem Laute, der Schluchzen und Jauchzen zugleich war, den Kopf in seinen Schoß.

Er streichelte die nun ganz gelösten Strähnen ihres Haares und dachte dabei: ‚So hat schon einmal eine vor mir gekniet.' Nur daß jene um Schonung bat und diese —. Aber diese mußte genau so geschont werden wie die geliebte Tote dereinst. Sonst wurde auch ihr Leben zunichte.

„Du mußt fort, Liebling," mahnte er. Doch sie rührte sich nicht. Erst als er den Kopf mit Gewalt von seinen Knien gelöst hatte, half sie ihm selber dabei, sich auf ihre

Digitized by Google

zwei Beine zu stellen. Und noch immer flammte aus ihren Augen der fremde, geisternde Blick, mit dem ihr Weibtum zum Leben erwacht war.

Die Hand um ihre Schulter legend, führte er sie zur Tür. Sie schleppte sich wie eine Todwunde. Dann schlug sie plötzlich mit klirrenden Zähnen ihre Lippen in seine und stürzte hinaus. — —

Die folgenden Abende verhielt er sich mäuschenstill und ging auch früher zu Bett, um ihr ein völliges Ausruhen zu sichern.

Mit Ungeduld erwartete er den Tag, an dem sie nach festgelegtem Herkommen bei ihm zu erscheinen pflegte. Aber sie blieb aus. Und so auch das nächste Mal.

Nach seinen Berechnungen mußten die Prüfungen inzwischen begonnen haben. Um so dringenderen Grund hatte sie, ihn aufzusuchen, denn das Geschehene und das zu Erhoffende wollten besprochen sein.

Eines Abends wagte er ein Gewaltmittel, ging auf den Treppenflur hinaus und belagerte die Tür, die zu dem jenseitigen Wohnzimmer führte. Das Schlüsselloch schimmerte hell, aber wie sehr er auch guckte, von ihr war nichts zu erblicken.

‚Ich muß es riskieren,' dachte er und drückte leise auf die Klinke.

Die Tür gab nach — ein matter Aufschrei, und dann stand sie vor ihm, die Wangen verfärbt und mit keuchendem Atem.

„Komm," sagte er, nach seiner Türe zurückweichend. Und sie kam. Jedes Willens beraubt, einer Nachtwandlerin gleich ging sie hinter ihm her.

Da stand sie nun, hoch, höher als er und reglos in Schreck und Ergebung.

„Warum kommst du nicht mehr?"

„Ich kann nicht." Dabei war die Flamme wieder in ihrem Auge, die ihn damals beglückt und geängstigt hatte.

„Sprechen muß ich dich — muß wissen, wie es um dich steht."

„Wir sind ja mitten drin," erwiderte sie, und ein Stolz der Bewährung leuchtete aus ihren bekümmerten Zügen.

„Es geht also gut?"

„So gut, wie ich's niemals gedacht hätte. Ich weiß auch: das alles verdank' ich bloß Ihnen."

„Und läßt mich schon jetzt im Stich."

In hellem Entsetzen riß sie die Hand aus der Beuge seines Armes. „Wie dürfen Sie so etwas sagen? Wenn ich nicht gekommen bin, dann — dann —"

„Nun, dann?"

„Dann — ich will doch bloß meine Gedanken zusammenhalten, ich will nicht, daß — daß — ach, es ist so viel Fremdes in mir — so viel Häßliches — nein, häßlich nicht — aber alles ist schwer, und alles ist Gefahr. Und nur, daß ich Sie jetzt ruhiger weiß, das tut wohl."

„Und du wirst nie mehr zu mir kommen?"

Sie schwieg, und er wartete. Und endlich begann sie: „Ich habe so viel überlegt — ob ich darf — ob ich nicht darf ... Und dann bin ich zu dem Entschluß gekommen: einmal darf ich noch ... Das soll meine Belohnung sein, wenn ich das Examen bestanden hab'. Dann werde ich kommen, es Ihnen zu verkündigen, denn Sie müssen es wissen als erster von allen. Noch vor meiner Mutter sollen Sie's wissen."

Er fragte, wie das wohl möglich sein würde.

„Es wird möglich sein. Passen Sie auf!" Und dabei blieb sie.

„Gut," sagte er. „Wenn du willst, dann soll es so sein."

*

Acht Tage verflossen. Der Semesterschluß fiel mitten in diese Zeit. Wohl zwanzig Hörer waren ihm treu geblieben bis in die letzte Minute, ein Ergebnis, das nur wenige Lehrer zu buchen hatten.

Am letzten Tage hielt Pfeifferling ihn an. „Sie machen sich mal wieder verdammt rar, Kollege!" rief er ihm zu. „Ich glaube, Sie sind, seitdem wir bei der Junkergesellschaft zu Gaste waren, nicht einmal in meinem Hause gewesen. Aber damit könnten wir schließlich warten. Jetzt besohlen Sie sich mal gefälligst die Socken und fahren Sie nach Berlin, wie der Stockfisch Ihnen damals ans Herz legte. Im Kultusministerium gucken sie schon längst mit Fernrohren nach Ihnen aus."

Sieburth bedankte sich lachend, aber mit dem Fahren ließ er sich Zeit. Helenens versprochener Besuch lag ihm heiß in den Gliedern. Ob sie abends, ob sie zur Nachtzeit kommen würde, war unbestimmt geblieben. Der Sicherheit halber verließ er nach dem Abendessen die Wohnung nicht mehr.

Wieder kam eine Nacht heran, da er kundschaften ging und in ihrem Schlüsselloch immer noch Licht fand. Solange sie arbeitete, war es noch nicht so weit. Darum ging er gegen zwölf Uhr mit einem Buche zur Ruhe.

Aber so sehr war seine Ungeduld derweilen gewachsen, daß er zum Lesen keine Sammlung mehr fand. Er löschte also die Lampe und ließ den Mondschein, der durch das Hoffenster drang, über Wand und Bettzeug dahinstreichen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

So mußte er wohl eingeschlafen sein. Und als er im Halbtraum hochfuhr, war es ihm, als hörte er leise tappende Schritte durch das Arbeitszimmer sich nähern. Sie war's! Ja, sie war's!

In der Türöffnung stand ihre Gestalt — hoch, schmal, in belichteter, ungebrochener Linie.

„Helene! Ist es so weit?"

„Ja. Bestanden!" flüsterte sie. „Mit ‚Gut' bestanden. Und du bist richtig der erste, der es erfährt. Mama habe ich vorgeschwindelt, der Schluß wird erst morgen sein. Sonst hätt' ich ja keinen Grund mehr gehabt, so spät noch vorne zu sitzen."

„Ich gratulier' also schön."

„Und ich dank' dir tausend-, tausend-, viel tausendmal!" Ihr Mund fand den seinen und ließ ihn nicht wieder los.

Als sie sich aufrichtete, sah er in glücklichem Staunen aus dem lockeren Kleide den lieblichsten Leib sich schneeig entgegenleuchten. Von unwillkürlicher Scham ergriffen raffte sie über dem Busen die Falten zusammen und warf sich von neuem über ihn hin, das Gesicht dicht neben ihm in den Kissen vergrabend.

„Helene, was tust du?" flüsterte er.

Und in sein Ohr gehaucht vernahm er: „Du hast gesagt, es habe dir Freude gemacht, mich — so liegen zu sehen. Und ich hab' mir gedacht: ‚Wenn es ihn wirklich freut, dann soll er's noch einmal haben. Und soll es haben, so oft er nur will.'"

Seine Arme umgriffen unter der Hülle das blühende Fleisch. Und so lagen sie lange ganz regungslos.

„Höre," sagte er dann leise in ihr Ohr hinein. „Heute, da du mein bist, will ich dich zur Vertrauten machen. Du sollst erfahren, was niemand auf Erden weiß. Es gab eine Frau, die ich sehr liebte. Wie sehr ich sie liebte, erkannte ich vielleicht erst, als sie tot war . . . Gesehen habe ich sie in den letzten zwei Jahren nur ein einziges Mal . . . Wie weit ich schuld bin an ihrer Todeskrankheit, kann ich nicht wissen, aber eins weiß ich: schuld*los* bin ich nicht . . . In ihrem und meinem Leben gab's eine Stunde, da lag sie in meinen Armen wie heute du . . . Aber weil sie mich sehr darum bat, ließ ich sie gehen, wie sie gekommen war . . . Und ich habe es nicht bereut . . . Noch auf ihrem Totenbette wollte sie mich glücklich wissen und wies mich an eine, die zu mir zu gehören schien — und vielleicht auch wirklich gehörte . . . Aber die ist nun abgetan . . . An deren Stelle bist du getreten . . . Du giltst mir heute als ihr Vermächtnis... Verstehst du, was das heißt?"

Sie antwortete nicht. Ihr Körper krümmte sich in verhaltenem Schluchzen. Da, wie er fortfahren wollte, sah er in der Türöffnung, in der Helene soeben gestanden hatte — war dort ihr Schatten zurückgeblieben? War es ein Nachtphantom? Wahrhaftig! Da stand die Gestalt einer anderen Frau.

Jäh fuhr er hoch. Helene gleich ihm. Ein Schrei. Von drüben her, als wäre es dessen Widerhall, ein zweiter Schrei.

Und damit war das Phantom lebendig geworden. Mit wildem Satze sprang es vor, krallte die eine der Hände in Helenens Haar und säte mit der anderen Ohrfeigen über sie hin. Klatschend bedeckten sie Wangen und Stirn und Hals und jede Stelle, die nackt und erreichbar war.

„Du Biest, du Kanaille, du Aas —" So gellte und bellte ihr wüstes Gezeter. Jahrelang aufgespeicherte Eifersucht durfte sich endlich entladen. „Glaubst du, ich hab' nicht gewußt, daß gestern schon Schluß war? Es hat ja vorher in der Zeitung gestanden. Wie du mir aber vorlogst, es wird erst morgen sein, da wußt' ich: da steckt was dahinter . . . Und — und — wie ich 'reinkam, Hemd hast du liegen lassen, alles hast du liegen lassen, — das liegt nun so 'rum, du schamloses Biest!"

„Jetzt ist's genug," sagte Sieburth, Helene, die sich zum Bett hin zurückgeflüchtet hatte, mit den Armen bedeckend. „Meine Verlobte lass' ich nicht länger beschimpfen."

Da wandte sich die Wut der zur Megäre gewordenen Dulderin auch gegen ihn. „Sie seien man ganz still, Sie Wüstling, Sie Menschenverderber! Von Ihnen kann ich Geschichten erzählen, daß der ganzen Stadt die Haut schaudern wird . . . Wer alles bei Ihnen geschrien hat jahraus, jahrein! Wen Sie alles auf dem Gewissen haben ... Ach, Sie, Sie, Sie . . . Und sich zuletzt auch noch über mein eigenes Fleisch und Blut hermachen . . . Was gibt es noch Tolleres an Schandtaten? Verlobt — hahaha! Verlobt! — Das möchten Sie wohl rasch noch so drehen, jetzt, wo Ihnen das Messer an der Kehle sitzt! Jawohl, das könnt' Ihnen so passen! Aber bis sie mündig wird, dauert es noch an die zwei Jahre, und bis dahin könnt ihr euch aufhängen, alle beide! Nebeneinander könnt ihr euch aufhängen, und ich schneid' euch noch nicht einmal ab." So tobte das Weib, das bis zu dieser Stunde ein elendes Überbleibsel widersinniger Hoffnung in sich genährt haben mochte, und Sieburth erkannte erschrocken, daß er wehrlos in ihren Händen war. Der Skandal, mit dem sie drohte,

Digitized by Google

mußte ihm unweigerlich den Hals kosten. Ihm war, als säße ihm ein Knebel zwischen den Zähnen, als hätte man ihm Arme und Beine mit Stricken umschnürt.

Und als er aus diesem Dämmerzustand zum Vollbewußtsein seiner Lage zurückkehrte, fand er sich wieder allein.

Was nun? Er stand auf, kleidete sich an und ging hinaus. Stundenlang irrte er auf den Straßen umher. Er zermarterte sein Hirn, aber nirgends fand sich ein Ausweg. Mit dem ersten Morgengrauen kehrte er in seine Wohnung zurück und warf sich angekleidet über das Bett.

Als er aus wüstem Erschöpfungsschlaf in die Höhe fuhr, ging die Uhr schon auf elf. Im Arbeitszimmer stand auf dem Schreibtisch das kalt gewordene Frühstück, das die Mutter ihm trotz allem hereingeschoben hatte. Halbwegs zur Besinnung gekommen mußte sie sein, und darum beschloß er, auf der Stelle hinüberzugehen und zu versuchen, ob sich irgendein vernünftiges Nachgeben aus ihr herausholen ließe.

Als er eintrat, fand er sie vor der Maschine sitzend wie gewöhnlich, aber die Arme hingen schlaff an ihr nieder.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Frau Schimmelpfennig.“

„Das hab' ich mir gedacht,“ erwiderte sie, ihn mit grellem Blicke anbohrend. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Er setzte sich und begann. Sprach von den heimlichen Arbeitsstunden, in denen ihm Helene immer lieber geworden sei, und daß er sie allzeit als unberührbar betrachtet habe, wie es sich seiner künftigen Braut gegenüber gezieme. Und dann hielt er in aller Form um sie an.

Ein schielend verbissenes Lächeln wich nicht aus ihrem Angesicht. „Sie sind fertig?“ fragte sie.

„Ich erwarte Ihre Antwort,“ erwiderte er.

„Die sollen Sie haben. Helene kommt heut noch aus dem Hause. Wo sie bleibt, das geht Sie nichts an. Sie werden es auch nicht erfahren. Zu Ihrer Bewerbung mach' ich so . . .“ Und sie spie aus. „Sollten Sie aber versuchen, sie auszukundschaften und sich ihr wieder zu nähern, dann geh' ich zum Herrn Dekan und erzähl' ihm, was unter meinem Dache geschehen ist. Dasselbe hab' ich auch ihr angedroht, für den Fall, daß sie Lust kriegen sollte, Ihnen Briefe zu schreiben. Ich bin sicher, sie wird es bleiben lassen . . . Und wenn Sie glauben, daß — das, wenn sie mündig ist —, daß — das — sich dann — dann ändern wird, dann sind Sie sehr auf dem Holzweg . . . Sie können auch Ihre Vergnügungen ruhig fortsetzen. Aber woanders. Darum möcht' ich schön bitten . . . Als Sie zu mir zogen, haben wir vierteljährliche Kündigungsfrist ausgemacht . . . Ein Vierteljahr lang — von heute ab — kann alles so bleiben wie bisher . . . Sie werden Ihre Zimmer reingemacht finden. Sie werden Ihre Mahlzeiten auf dem Tische vorfinden. Ich werde auch jede Bestellung annehmen. Alles wie bisher. Aber auf unnütze Anreden werden Sie von mir keine Antwort mehr kriegen . . . Wann wünschen Sie heute Ihr Mittagessen, Herr Professor?“

Sieburth stand auf und ging grußlos zur Tür hinaus. Hier war nichts mehr zu hoffen.

*

An einem sonnigen Spätmärztage, an dem aus schmutzigem Schneeschlamm eine leuchtende Frühlingsbotschaft wurde, schritt Sieburth, frisch nach Berlin gekommen, die Linden entlang. Er hatte kein besseres Mittel gewußt, den quälenden Wirrnissen seines Haushaltes auszuweichen, als schleunigst seinen Koffer zu packen und entsprechend der Mahnung Pfeifferlings zu untersuchen, wie weit der Rat jenes Mannes vom Oberpräsidium das Richtige getroffen hatte.

Da stand der Palast, in dem der Wissenschaft des Landes Preußen ihr Schicksal bereitet wurde. Ein hochgewölbter Vorraum. Bronzierte Treppengeländer. Eine Marmorgruppe aus frommer Schinkelzeit. —

„Der Herr Ministerialdirektor lassen bitten.“ Sieburth trat ein.

Ein weites Gemach. Gipsbüsten. Blumige Sessel. Ein abgetretener Teppich. Und hinter dem geräumigen Schreibtisch ein dünnmähniger Kopf voll heiterer, breitausladender Würde. So sehen im spanischen Lustspiel die Alkalden aus.

Langsam entwickelte sich beim Aufstehen ein Ränzlein, wie sich's der Doktor Luther angemästet hatte. Über den Rockklappen ein mehrfach gewickeltes schwarzseidenes Halstuch, aus dessen weißem Kragenrand ein glattrasiertes Doppelkinn sich herausgrub und weiter nach oben in dem fleischigen Feinschmeckergesicht ein Augenpaar, aus dessen geröteten Spalten soviel lachende Verschmitztheit hervorschoß, daß Sieburth ganz wohl und wehe zumute ward.

‚Vor dem besteht so leicht keiner,‘ dachte er. Und gleichzeitig dachte er: ‚Bei dem ist gut sein.‘

„Aha,“ sprach eine gurgelnd fette Stimme. „Lassen wir uns auch mal hier sehen?“

„Ich wußte nicht, Herr Ministerialdirektor,“ erwiderte er, „daß man in diesen

Digitized by Google

heiligen Hallen von mir Notiz genommen hat."

Der Hochmögende schmunzelte. „Nehmen Sie Platz," sagte er, sich gleichfalls setzend. „Es gibt Männer der Wissenschaft, und zwar von unbestrittenen Verdiensten, die in meinem Vorzimmer ihren Stammplatz haben. Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, sind sie da, und wenn sie wiederkehren, sind sie auch da. Sie hätten es gar nicht nötig, denn wer arriviert ist, dem hat auch meine sogenannte Allmacht nichts mehr zu bieten — aber Sie sind eben da."

„Ich will mich nicht rühmen," erwiderte Sieburth, unwillkürlich den gleichen Ton anschlagend, „aber über die Schwellen hoher Gönner hat mich die schweißige Toga noch nie gehetzt."

„Stopp, stopp, stopp!" sagte jener mit weit werdenden Augen. „Wie heißt das doch gleich im Urtext?" Er sann ein wenig nach und zitierte:

„‚Dum per limina te potentiorum
Sudatrix toga ventilat . . .'

Ja, ja, ein Luder war dieser Martial! Selbst seinen Freund Juvenal verschonte er nicht, und sie waren doch aus der gleichen Giftgrube gekrochen. Also s o sind Sie, Verehrtester! Ich will dem Schicksal nicht vorgreifen, aber mir scheint, unter diesem Zeichen werden wir uns schon verständigen."

Sieburth verneigte sich.

„Und — e — haben Sie — Wünsche mitgebracht?"

„Keine anderen," erwiderte er, „als die sich aus meiner Lage von selber ergeben."

„Lage — Lage!" spottete jener. „Sagen Sie doch lieber Stellung statt Lage. Ihre Stellung ist klar; von Ihrer Lage will ich nichts wissen. Das Sprichwort sagt: Wie man sich bettet, so liegt man. Und Ihr Bettzeug ist Ihre Sache."

‚Aha! Konduite!' dachte Sieburth.

Aber das Lachen des Mannes war so breit und behaglich, daß eine Anspielung kaum geargwöhnt zu werden brauchte. Und Sieburths Sorge wich.

„Ich habe Ihretwegen vor Jahren schon einmal mit Ihrer Fakultät einen Tanz gehabt . . . Als ich Sie nach Königsberg brachte. Ich nehme an, Sie haben diese Widerstände durch Ihre Tätigkeit inzwischen beseitigt." Sein Blick lauerte. Tausend gegen eins: diese Frage wollte prüfen, wie er seinen Konflikt darstellen würde.

Vorsichtig erwiderte er: „Hierüber wird man hier besser Bescheid wissen als ich. Wenn es so wäre, hätte man mich dem Ministerium sicherlich für den erledigten Lehrstuhl längst in Vorschlag gebracht."

Der Ministerialdirektor machte überlegend ein Flunschmaul. „Ich habe ja sonst ein ganz gutes Gedächtnis," sagte er dann, „und besonders, wo ich Kabalen wittere. Aber ganz genau weiß ich im Augenblick doch nicht Bescheid. Lassen Sie mir Zeit bis zum heutigen Abend, und wenn Sie nichts Besseres zu tun haben — Damen zum Beispiel gehen immer vor — dann nehme ich an, Sie schenken ihn mir." Er schrieb mit dem Bleistift eine Adresse und reichte den Zettel Sieburth hinüber, der sich stumm bedankte. „Um acht Uhr also."

Und er öffnete selber die Tür, hinter der der rotkragige Diener mit der Karte des nächsten Bittstellers schon dastand.

Sieburth war weit entfernt, sich durch die biderbe Gutgelauntheit des Mannes täuschen zu lassen. Er wußte genau, was eine solche Einladung bedeutete. Am Kneiptische zwischen Abend und Morgen wurden die Bewerber auf ihr geistiges Stammkapital und dessen Nutzbarmachung hin geprüft, wurden ausgeholt, ausgebeutelt, ausgelaugt und kurz und klein geschnitten, bis sie als Opfer seiner Zergliederungskünste mit aufgeschlitzter Seele vor ihm lagen, worauf er dann mit kühlem Abwägen seine Entscheidungen traf. Ein Katz- und Mausspiel wartete Sieburths, von dessen Ausgang seine Zukunft abhängen mußte. Mit erbittertem Vergnügen sah er ihm entgegen.

Den Nachmittag über blieb er in seinem Hotelzimmer, denn er wollte sich nicht müde machen. Aber das Stillsitzen und Grübeln bekam ihm schlecht. Helenens Schicksal lag ihm in den Gliedern. Und mit ihm auch das eigene. Denn er fühlte, daß er mit allen Fasern seines Wesens an ihr hing. Was Herma ihm gewesen, was Cilly ihm hatte werden können, was die endlose Schar der Zufallsweiber gewährte und versprach, das alles hatte sich in diesem Kinde zusammengeballt, das, kaum gewonnen, für immer verloren schien.

Je länger er die Sachlage überdachte, desto aussichtsloser wurde sie. Aber gleichviel! Für heute galt es Beruf und Aufstieg sicherzustellen. Was später kam, mußte dem Spiel der Möglichkeiten anheimgestellt werden. —

Am Eingang der Potsdamer Straße gab es ein bürgerliches Weinhaus, das von Gelehrten und höheren Beamten gerne besucht wurde. Um weißgescheuerte Tische herum hatten sich Stammgäste angesiedelt, die seit Jahren dort — und nur dort — verkehrten.

Digitized by Google

Fünf Minuten vor der festgesetzten Zeit fand Sieburth sich ein.

Pünktlich erschien auch er. Grüßte hierhin, grüßte dorthin, und als er sich zu dem fremden, noch jungen Mann setzte, erhob sich im Umkreis ein lächelndes Raunen, das unschwer zu deuten war: ‚Welches Unglückswurm hat er heute am Wickel?'

„An diesem geruhsamen Platze wollen wir anfangen," sagte der Ministerialdirektor, sich setzend. „Später können wir ja sehen, wohin unsere Beschwingtheit uns tragen wird." Und dann, als ihm Wein- und Speisekarte vorgelegt wurden: „Sie sind natürlich mein Gast. Und ich stelle Sie dem preußischen Staate in Rechnung. Der läßt sich die Wissenschaften was kosten."

Ein Bocksbeutel wurde gebracht in liegender Flasche, der hitzig ins Blut zu gehen drohte.

„Okuli — da kommen sie!" sagte sein Gönner, Schnepfen bestellend und vorher Forellen, die, um das Warten zu kürzen, einem anderen Gästepaar weggefischt wurden.

„Ohne Raub kommt man anständig nicht durch die Welt," rechtfertigte er sich, „das haben wir von Bismarck gelernt. Erst mit dem Frevel beginnt das Vergnügen. Meinen Sie nicht auch?"

‚Agent provocateur,' dachte Sieburth und lächelte höflich.

„Also ich hab' mich inzwischen ein weniges über Sie informiert. Man kann eure berühmten Lebensläufe nicht alle im Kopfe haben. Was Ihre Fakultät anbelangt, so werd' ich mich hüten, Ihnen den Appetit zu verderben. Sie ist von alters her etwas schwierig — diese Fakultät. Hat man sich auf die Forderung hin frisiert: ‚Sire, geben Sie Gedankenfreiheit', dann ist es ein großes Malheur, wenn diese Gedankenfreiheit schon da ist. Denn schließlich haben wir sie im Bismarckschen Staate, wenigstens so wohl temperiert, daß als Lohn für staatserhaltende Gutgesinntheit ein Platz an der Sonne immer noch Wert hat. So haben auch Sie gemeint, Herr Professor, was?"

Sieburth spürte, wie die Glut der Scham ihm heiß ins Gesicht stieg. Zweifellos spielte der Schlußsatz auf die Tätigkeit an, die er bei den jüngsten Wahlen entwickelt hatte und die an höherer Stelle bemerkt worden war.

‚Wenn ich jetzt nicht den richtigen Weg finde,' dachte er, ‚dann bin ich verloren vor ihm und auch vor mir selber.'

„Staatserhaltung und Gutgesinntheit sind gewiß sehr wichtige Dinge," erwiderte er, „besonders, wenn man dem Gestalter seines Schicksals gegenübersitzt, aber ich muß leider verzichten, sie als Motive für mich in Anspruch zu nehmen, auch da, wo ich mich bei den jüngsten Wahlen nützlich zu machen versuchte."

Der Ministerialdirektor zog nachdenklich die Stirnfalten herunter. „Sie sind nicht ganz im Bilde, Verehrtester," sagte er. „Wer sich der Staatsidee, wie wir sie jeweilig verkörpern, dienstbar erweist, der hat allen Grund, auf unsere Dankbarkeit zu zählen. Sie haben sich bei den Reichstagswahlen auf die Regierungsseite geschlagen, wie ich höre. Ihre Motive gehen uns nichts an. Aber wollen Sie sie mir privatim zum besten geben — bloß um meiner Menschenkenntnis ein wenig auf die Beine zu helfen — so würde ich mich Ihnen verpflichtet fühlen."

‚Sag' ich ihm die Wahrheit,' dachte Sieburth, ‚dann geb' ich mich wehrlos in seine Hand.' Aber die herrscherhafte Überlegenheit des Mannes wirkte als Herausforderung auf ihn. Und er erwiderte: „Auf die Gefahr hin, als überheblich zu gelten, will ich bekennen, daß ich das, was Sie die jeweilige Verkörperung der Staatsidee nennen, als etwas sehr Nebensächliches betrachte."

„Ach," kam pfeifend von drüben ein Zwischenruf.

„Man kann ihr anhangen aus allen möglichen Gründen: aus Furcht, aus Ordnungsliebe, aus Grauen vor dem Stumpfsinn der Gegner, aus Gier nach persönlichem Vorteil — und letzten Endes auch aus Bequemlichkeit . . . Ich glaube sogar, daß wir diese als staatserhaltenden Faktor nicht hoch genug in Anrechnung bringen können."

Über das Gesicht des Mannes drüben kam eine Art von pfiffiger Verklärung. „Sieh mal an!" sagte er. „Und da wollen Sie Staatsphilosophie lehren?"

„Dies Geschäft besorgten bisher noch immer die Hegelianer," erwiderte Sieburth, „und wenn ich soweit sein werde, dann wird der Handwerksjargon meine Ansicht so gut in Watte packen, daß jeder darunter vermuten kann, was ihm als angehenden Staatsbürger geziemend und nützlich erscheint!"

„Und Sie glauben, daß Sie damit die begeisterte Übereinstimmung erreichen werden, die wir bei den Gebildeten der Nation gerne vorfinden möchten?"

Das hieß die Pistole auf die Brust gesetzt. Zeit gewinnen war jetzt das Gebotene. „Darf ich vorerst fragen, Herr Ministerialdirektor: Übereinstimmung womit?"

Zum ersten Male schien es, als ob ein Schatten von Verlegenheit über die falstaffischen Züge glitt. „Nun — nun — mit

Digitized by Google

den Zielen —, die — die Regierung eben verfolgt."

„Die Ziele des gestrigen Tages kennen wir allenfalls, die ‚Norddeutsche Allgemeine' meldet sie ja. Aber was die nächste schlaflose Nacht dem Gewaltigen an Zielen bescheren wird, das weiß er heute selber noch nicht. Und darauf kann ein Lehrender weder sich noch seine Schüler im voraus verpflichten." Während er diese Sätze sprach, fühlte er, wie sehr sie ihm schaden mußten. Aber der Weg war nun einmal beschritten. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Aus dem Gesicht des Mannes drüben war die launige Besonntheit verschwunden. Mit jenem prüfenden Lauern, das Sieburth schon früher an ihm bemerkt hatte, schielte er haarscharf an seinen Augen vorüber. „Noch immer haben Sie mir nicht verraten, Verehrtester, warum Sie die Basis unserer gesellschaftlichen Existenz — denn das ist die Staatsidee nun einmal — als nebensächlich betrachten."

Dies war kein Fragespiel mehr. Dies war Inquisition auf Leben und Tod. In Sieburth wuchs der Trotz zum selbstzerstörenden Rausche. Und er erwiderte: „Der erstbeste Zufall liegt sich mit dem zweitbesten Zufall irgendwie in den Haaren. Und daraus entsteht als drittbester Zufall die jeweilige Verkörperung der Staatsidee . . . Wir dienen ihr, wir müssen ihr selbst als Gegner dienen, weil sie, wie Herr Ministerialdirektor eben bemerkten, die Basis unserer gesellschaftlichen — und nicht bloß gesellschaftlichen — Existenz ist. Sie aber darum wichtig nehmen, hieße dem Zufall zu viel Ehre erweisen."

„So, so," sagte der drüben, und sein Gesicht zog sich vor lauter Verkniffenheit zusammen wie ein schrumpliger Apfel. „Ich möchte mich gerne in Ihnen zurechtfinden," sagte er. „Ich bitte: helfen Sie mir dabei . . . Spielen Sie bloß den Unklugen oder sind Sie es wirklich?"

„Weder eins noch das andere," erwiderte Sieburth. „Nur Ihre Mißachtung ertrüge ich nicht, und zwar, weil ich fühle, daß Sie, Herr Ministerialdirektor, und ich aus demselben Holze geschnitzt sind."

Und nun geschah das Wunderbare: Während das verschrumpelte Gesicht sich weitete, klärte und in den geröteten Lidspalten zwei Lichter auffunkelten, streckte sich eine zugreifende Hand nach Sieburths Händen hinüber, und die gurgelnde Stimme sprach: „Ich glaube, Sie haben nicht ganz unrecht. Etwas Ähnliches fühle ich auch." Und da in diesem Augenblick die Schnepfen kamen, fuhr er in dem gleichen Tone fort: „Ich lasse höchst barbarischer Weise die Croutons liegen. Tun Sie es auch?"

Sieburth erwiderte lachend: „In meinem Leben spielt dies Frühlingswild keine Rolle. Ich muß von Ihnen lernen, es zu essen. Und ich hoffe, ich werde heute vieles von Ihnen lernen."

„Ich habe schon was von Ihnen gelernt," sagte jener, den Zeigefinger nach Sieburth hin in die Luft bohrend. „Und ich schäme mich nicht, es einzugestehen."

„Was könnte das wohl sein?"

„Daß man auch ohne Reserven Schlachten gewinnen kann."

„Wenn Sie, der Schlachtenlenker, es sagen," lachte Sieburth, „dann wird's wohl so sein. Und ich bedanke mich schönstens. Aber Reserven hatte ich trotzdem und hab' ich noch immer, gut versteckte sogar."

„Tun Sie sie weg, Freundchen!" rief jener, das Glas zum Anstoßen schwingend. „Heut abend wollen wir Menschen sein. Ach was, Menschen! Götter wollen wir sein! Damit Sie morgen früh wissen, daß es dergleichen noch gibt! Das wird Ihrem Unglauben sehr gesund sein!"

Und nun ging's mit geschwellten Segeln auf das Meer der Skepsis hinaus, dem Gestade des Nichts entgegen, das als ein nie erreichbarer Ankergrund vor dem spähenden Schiffer dahinfliegt. Ein herrisches Schweifen war's durch die sonnigen Welten des großen Verneinens, wo Zweifeln Moral war und die Spielhölle des Lebens ihre Marken hergeben mußte, hinter denen kein Goldwert steht und die nichts sind wie armselige Splitter, aus Totenknochen geschliffen. Blitz schoß gegen Blitz, und beide vereint schlugen verheerend in die papierne Weisheit der zünftigen Menschheitsbeglücker.

„Nun wollen wir aber mal für einen Augenblick die Puste anhalten," sagte der Ministerialdirektor nach Stunden versöhnlichen Zwistes. „Lassen wir jetzt alle letzten Dinge! Und kommen wir zu einer Gottheit, die wir bisher ängstlich gemieden haben, obgleich sie, wenn ich nicht sehr irre, uns beiden noch immer geholfen hat. Sie nennt sich: Weib! . . . Wer uns heute abend zugehört hätte, der hätte uns sicher für zwei Neutren gehalten."

Sieburth sagte hellauflachend: „Ich bin hier längst fremd geworden. Wo nehmen wir Weiber her?"

„Halt, halt! Nicht so hitzig, junger Mann. Ich zähle achtundfünfzig, bin verheiratet und eine bekannte Respektsperson. Nächtliche Abenteuer kann ich mir nicht leisten. Aber wollen wir als weise Männer die Zuschauer spielen, dann wüßte ich die-

Digitized by Google

sen und jenen Ort. Friedrich, die Rechnung!"

Etliche Minuten später schritten sie durch die nächtige Stadt, dem Zentrum zu, in dessen Straßen noch immer Betrieb war.

Das Ziel des Ministerialdirektors war bald erreicht. Ein Kneiplokal wie andere. Durch zwei Stockwerke reichend. Stoppevoll. Von Rauch und Gelächter durchflutet. Vielstimmiges Hallo empfing die Eintretenden. Willkommenrufe. Erhobene Gläser. „Morjen! Hierher! Hand geben! Mittrinken!" so schallte es fast von jedem Tische, wo Männlein und Weiblein neben-, wenn nicht aufeinander saßen. Der hohe Beamte hatte jegliche Würde behaglich von sich getan. Er schüttelte Hände, beklopfte Schultern und Wangen, und zwei oder drei umarmte er auch, ohne erst viel nach Geschlecht und Alter zu fragen.

Im oberen Stock, der als breite Galerie den Saal umgab, fand sich ein Tisch, der noch unbesetzt war.

Die Nachbarn rechts und links verlangten sofortige Verbrüderung. Wenigstens umarmt wollten sie werden. Und das geschah auch ohne weitere Feierlichkeit.

„Wo sind wir bloß?" fragte Sieburth. „Ich erkenne meine steifleinenen Norddeutschen nicht wieder. Höchstens in Köln zur Karnevalszeit hab' ich ähnliches erlebt."

„Dieser Karneval dauert das ganze Jahr durch," erklärte sein Führer. „Wir sehen daraus, wie lose das Gewand der gesellschaftlichen Formen den Leutchen auf dem Leibe sitzt und welche Gier besteht, es wieder von sich zu werfen."

Auf dem Tische erschien ein silbergekapselter Schaumwein, der seinen französischen Ursprung kühnlich zur Schau trug.

Die Weiblichkeit an den Nebentischen war inzwischen bemüht, den entstandenen Zusammenhang nicht wieder einschlafen zu lassen. Papierkugeln wurden herübergeknipst und statt der fehlenden Konfetti Fäden, durch Bonbons und Apfelschalen beschwert, nach ihnen geschleudert. Und was mehr galt: die Augen eröffneten ein Feuerwerk, das nur zu deutlich nach Anschluß schrie.

Der heitere Großwürdenträger hatte die Hände in den prallen Hosengurt gesteckt und schüttelte sich vor Vergnügen. „Per Bacco! Sie gehen ja den Weibern wie Pfeffer ins Blut!"

Sieburth wollte diese Schätzung bescheiden von sich weisen, aber er kam nicht dazu, denn die Unternehmungslustige, eine schlanke Brünette mit schwerlidrigen Sammetaugen und lechzend gekräuseltem Munde, machte kurzen Prozeß, sprang von dem links liegenden Tische auf und setzte sich zwischen ihn und seinen Gefährten.

„Vorsicht!" murmelte der, „damit kein Skandal entsteht."

Und halb sich erhebend, rief er zum Nebentische hinüber: „Wenn auch die anderen Herrschaften uns die Ehre erweisen wollten!"

„Ach, lassen Sie sie man," sprach eine gutwillige Stimme von drüben. „Ich bin der Bräutigam. Ich kenn' sie. Sie kommt von alleine zurück."

Die neue Tischgenossin nahm das Sektglas, das der Gastgeber ihr bot, aber sie trank nicht, sie ließ nur die Zähne an seinem Rande klirren und raunte mit kaum geöffnetem Munde: „Wer seid ihr beide? Ihr seid wer. Ihr seid mehr als das ganze Volk da! Liebhaben muß man euch, ob man will oder nicht."

„Und du? Wer bist du?" fragte der drüben.

„Ein armes Ding, das in Klavierstundengeben erstickt. Behaltet mich bloß fünf Sekunden," bettelte sie, „bis ich weiß, wer ihr seid." Und zu Sieburth gewandt: „Bist du ein Musiker? Bist du ein Dichter? Nein, ich weiß, was du bist! Ein Weltreisender bist du, der von einem Lande zum anderen jagt, weil er nirgends Erlösung findet."

„Ahasver im Sleeping-car," lachte der Ministerialdirektor. „Die neueste Romantik eines Jungmädchenhirns."

„Bitte, bitte, nimm mich mit," flehte sie weiter. „Ich werde dich schon beschützen! Ich werde —" Sie schickte sich an, seinen Hals zu umklammern.

„Halt!" rief der Ministerialdirektor. „Deine fünf Sekunden sind um. Mach' deinen Knicks und geh heim."

Ohne einen Versuch des Widerstrebens stand sie auf und schritt schweigend, mit weit nach hinten gebogenem Halse zu ihrem Platze zurück.

„Hysterische Clairvoyance!" sagte der Ministerialdirektor. „Mann, was müssen Sie reich sein an Lust und Erleben!"

„Wenn nur die bestia trionfante nicht wäre," sagte Sieburth, „die einem ewig im Nacken sitzt."

Jener stutzte ein wenig, aber er hielt es für richtig, auf das Bekenntnis nicht einzugehen.

Bevor sie aufbrachen, versäumten sie nicht, von den Nachbarn des linken Tisches — der rechte wurde flüchtiger bedacht — umständlichen Abschied zu nehmen.

„Nun sehen Sie sie bloß an," sagte der Bräutigam. „Man hat doch rechte Sorge um sie."

Digitized by Google

Da saß das Mädchen mit starren Traumaugen, die gebannt an Sieburth hingen und rührte sich nicht. Er streckte ihr seine Hand hin, doch sie, als ob sie eine Berührung fürchtete, schüttelte den Kopf und starrte ihn weiter an. Und so saß sie noch da, als er von der Türe her noch einmal nach ihr zurückblickte.

„Kommen Sie morgen um zwölf auf mein Büro," sagte der Ministerialdirektor beim Abschied. „Da wollen wir mit Geduld und Spucke Ihre Zukunft einleimen."

Und nun fand er sich von neuem ihm gegenüber. Die geblümten Sessel leuchteten im Widerschein der Vormittagssonne, und der abgetretene Teppich zeigte noch grauslicher die Spuren all der herzklopfenden Männer, die hier schon gesessen hatten. Der Gewaltige thronte mit heiterem Alkaldengesicht wieder in seinem ledernen Schreibstuhl. „Lassen wir mal unsere Schädel brummen," sagte er, „und gehen wir tapfer an die Geschäfte. Ich will Ihnen zugleich gestehen, daß meine Unwissenheit gestern morgen, Ihre ‚Lage' betreffend — so sagten Sie ja — ein wenig geschauspielert war. Hoffentlich nicht schlecht, was? . . . Sie beschäftigen uns nämlich zurzeit in ziemlich ausgesprochener Weise. Ihre Fakultät hat geradezu einen Koller gegen Sie. Ich habe vielleicht nicht das Recht, Ihnen die Korrespondenz mit ihr vorzulegen, aber ich nehme an, Sie werden keinen Gebrauch davon machen."

Und er reichte Sieburth ein Aktenstück, das er mit etlicher Erregung durchflog. Darin stand schwarz auf weiß bewiesen, mit welcher Energie und Zähigkeit die Fakultät sich gegen seine Berufung gewehrt hatte. Immer wieder — seit dem Heimgang des großen Hegelianers — hatte das Ministerium ihn in Vorschlag gebracht, immer wieder hatte sie Einspruch erhoben und, da ihr eine wirksame Weigerung versagt war, wenigstens um Offenhaltung des Postens gebeten.

Mit ihren Begründungen war sie unendlich vornehm geblieben. Gegen sein Privatleben wurde nicht der leiseste Vorwurf erhoben. Und der Erfolg seiner Lehrtätigkeit — der allerdings mit Zahlen belegbar war — fand sich rückhaltlos anerkannt. Aber — aber — er habe literarisch so wenig geleistet, und es fehle ihm vor allem die mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung! Ihm, der trotz seinem philologischen Kram naturwissenschaftlicher dachte als irgendeiner, der jahrelang in den Laboratorien herumgetobt hatte.

Auch an Gegenvorschlägen fehlte es nicht. Statt seiner wurden zwei andere Kandidaten genannt, die gar noch in den Windeln des Privatdozententums steckten. Und einer davon erwies sich als Cillys Verlobter. Man sah über hundert Meilen hinweg die Schicksalsschwestern am Werke.

Dankend legte Sieburth das Aktenbündel auf den Tisch zurück. „Damit scheint ja mein Fall erledigt!" sagte er mit einem Achselzucken.

„Was Sie sich denken!" rief jener. „Wie wir Sie gegen den Einspruch der Fakultät als Außerordentlichen hineingeschoben haben — weiß der Deibel, was die Leute schon damals gegen Sie hatten! — so werden wir Sie ihnen jetzt auch als Ordentlichen auf die Nase setzen. Ja, im Vertrauen: Ich habe von meinem Chef schon einen tüchtigen Rüffel erwischt, weil es noch nicht geschehen ist."

Sieburth dachte bei sich: ‚An dieser Begünstigung können unmöglich nur die Wahlen schuld sein.' Da fand sich auch schon des Rätsels Lösung. „Und nun noch eine Frage," fuhr der Ministerialdirektor fort, „die ich mit geziemender Ehrerbietung an Sie zu richten wage: Wo haben Sie die höfischen Verbindungen her? Ein sehr hoher Herr interessiert sich mächtig für Sie."

„Ich kann mir nur eines denken," erwiderte Sieburth. Und er erzählte von dem kränkelnden Erbprinzen, als dessen Freund und Hüter er vier Jahre seiner Jugend hingebracht hatte.

„Und in so anständiger Gesellschaft wollen Sie noch nicht mal gelernt haben, Schnepfen zu essen?" rief jener lachend. „Aber auf diese Weise erklärt sich ja alles. Der hohe Vater Ihres Schützlings und unser hoher Herr sind dicke Freunde. Und aus der Entfernung sorgt er noch immer für Sie. Da hätten wir uns beide gar nicht zu treffen brauchen! Da hätten Sie sich auch bei keiner Wählerei zu strapazieren brauchen. Mit solchen Gönnerschaften hupft man auf den Lehrstuhl Kants wie der Floh auf das Strumpfband."

„Gehorsamsten Dank für diesen Vergleich," sagte Sieburth, dem ein Schmerz heiß durch die Brust ging.

„Na, was wollen Sie?" rief jener lachend. „Manche nennen das Korruption. Aber ich sage Ihnen: die sogenannte Korruption, die als gütige Fee helfend und ausgleichend auf Filzschuhen 'rumschleicht, wirkt oft moralischer als die dumm-stolze und alles niedertrampelnde Tugend . . . Nein, nein, ernsthaft! Nach Prinzipien arbeiten nur die Banausen. Wer mit Persönlichkeiten zu tun hat, dem wird die Ausnahme zur

Digitized by Google

Regel und die Regel noch nicht einmal zur Ausnahme. Und jetzt fahren Sie ruhig in Ihre Ferien! Ihre Berufung wird noch vor Ihnen zu Hause sein . . Ja, noch eins: Ich habe hintenrum gehört, daß Sie sich viel mit Weibern zu schaffen machen. Seit dieser Nacht weiß ich, daß das in Ihrem Leben nicht anders sein kann. Ich mach' Ihnen keinen Vorwurf daraus. Eher wäre ich neidisch — obgleich man ja auch seine Erinnerungen hat. Aber einen Rat möchte ich Ihnen mitgeben. Haben Sie mal was von Sankt Chapelet gehört?"

Sieburth verneinte.

„Der war bei Lebzeiten der ruchloseste und liederlichste von allen. Aber er wußte es so schlau einzurichten, daß er nach seinem Tode der heilige Chapelet genannt wurde. und sogar Wunder tat. Man müßte überhaupt den Boccaccio immer auf seinem Nachttisch liegen haben. Das gibt ein leichteres Atemholen. Ich wünsche Ihnen also die entsprechende Stählung Ihres Charakters, mein Freund!"

Und lachend gingen sie auseinander.

Doch jener Schmerz blieb sitzen.

*

Es war am ersten Freitag nach Beginn des Semesters.

Die Hammerglocke in der Vorhalle schlug sechs Uhr, als Sieburth in Frack und Claque das Universitätsgebäude betrat. Am Fuße der Treppe erwartete ihn der Sekretär. Ein knorriger Baubau von berüchtigter Grobheit, wenig beliebt bei Professoren wie bei Studenten, aber von nicht zu unterschätzendem Einfluß.

„Na, kommen Sie man, Herr Professor," sagte er mit saurem Lächeln. „Das hohe Generalkonzil ist längst versammelt."

Damit schritt er ihm voran die Treppe empor und öffnete die Tür zu dem sogenannten Dozentenzimmer, das im Nachmittagsschatten sich kahl und leer vor den Eintretenden auftat.

Sieburth hängte den Überzieher an einen der Wandhaken, stellte sich vors Fenster und sah auf das junge Grün hinaus, das spärlich die noch kahlen Zweige umgaukelte.

„Na, nu wären Sie ja mit Gottes Hilfe so weit," sprach hinter ihm die Stimme des Sekretärs.

„Wie weit?" fragte Sieburth, sich schroff umwendend.

„Nu, daß Sie die Ordentliche Professur haben," erwiderte jener ein wenig verlegen. „Das is keine Kleinigkeit, wenn die Fakultät einen nich will."

„Herr Gramatzki," sagte Sieburth, „ich bin nicht in der Stimmung, mit Ihnen intime Gespräche zu führen."

„Na, na, man nich gleich so kratzig," erwiderte jener. „Ich mein' es gut mit Ihnen, und ich hab' immer zu Ihnen gestanden. Also bitten Sie mal schön ab, Herr Professor."

„Zur Abbitte wäre kein Grund," erwiderte Sieburth, der einsah, daß er übers Ziel hinausgegangen war. „Aber wenn ich einen Freund an Ihnen habe, so soll es mich freuen." Und er streckte ihm die Hand entgegen.

„Nu, ob Sie einen Freund an mir haben!" rief er auflachend. „Wie manchen anonymen Brief hab' ich schon untern Tisch fallen lassen! Und jetzt — in Ihrer neuen Stellung — wenn Sie da mal 'n Rat brauchen — ich glaub', ich könnt' Ihnen ganz nützlich sein."

„Gut — also was habe ich zu tun, wenn der feierliche Aktus vorüber ist?"

„Ja, wissen Sie, Herr Professor! Absolut notwendig wär' es vielleicht nicht, weil Sie doch schon etliche Jahre hier sind. Aber trotzdem: nehmen Sie sich 'n Landauer und klappern Sie die Runde ab . . . Ob Sie nu eine Karte oder zwei Karten 'reinschicken, das is Ihre Sache."

Sieburth fühlte etwas wie Übelkeit in sich emporkriechen. Es war eine neue Charakterlosigkeit, die ihm da zugemutet wurde. Doch der Mann hatte wahrscheinlich recht; da ein Weiterexistieren in dieser Umgebung notwendig war, so durfte kein Mittel von der Hand gewiesen werden, ihm menschenmögliche Formen zu geben.

Die Korridortür wurde geöffnet. Ein Kopf erschien in dem Spalt und verschwand so rasch, daß Sieburth nicht erkennen konnte, wem er gehörte.

„Das gilt uns," sagte der Sekretär und setzte sich in Positur.

Sieburth fühlte ein Herzklopfen erwachen, das ihm widersinnig und beschämend erschien. So gab es also immer noch etwas in ihm, das sich der Welt beugte, die er in Grund und Boden verachtete.

Eine Tür klappte und noch eine Tür. Weitgestreckt und hell beschienen lag das Senatszimmer vor ihm und darinnen an hufeisenförmiger Tafel zwei dunkle Doppelreihen von Menschen, die sich nahe der Fensterwand in einem grauen Querdamm vereinten. Dort in der Mitte der Ehrenplatz Seiner Magnifizenz. Und nach ihm hin galt es zu steuern.

Ein Scharren, ein Knarren, ein Poltern. Alles schoß in die Höhe. Ausgerichtet wie die Soldaten standen sie da und starrten

Digitized by Google

Elisabeth Bergner. Bildwerk von Ernesto de Fiori

(Berlin, Ausstellung Flechtheim)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ihn an. Ihm war, als wälzte sich eine Woge von Feindseligkeit dickflüssig und ätzend ihm entgegen.

Und mit stelzenden Knien, wie von einer aufgezogenen Feder bewegt, schritt er an dunklen Schultern, an Glatzen und Mähnen vorüber, dem Sessel des Prorektors zu, der ihm erwartend entgegensah. Ein Jurist, den er kaum kannte. Hoch aufgeschossen und hager. Mit goldener Brille und grauen Bartkoteletten. Im Frack wie er selber, mit der goldenen Amtskette geschmückt.

Nach kurzer Verbeugung begann er, auf einen gelben Bogen niederblinzelnd, der vor ihm auf dem Tische lag: „Ich habe die Ehre, eine Allerhöchste Kabinettsorder zu verlesen, auf Grund deren Sie, Herr Kollege, zum Ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät in der Königlichen Albertus-Universität ernannt worden sind." Und er las. Las ferner den Erlaß des Kultusministeriums, der am soundsovielten durch das Kuratorium den Universitätsbehörden übermittelt worden sei. Seine Worte tropften eisig durch die eisige Stille.

Mit fest verbissenem Munde hörte Sieburth ihm zu. Da der Sprechende den Blick auf den Bogen gesenkt hielt, brauchte er ihm nicht ins Gesicht zu sehen. Und er schielte seitwärts die Reihen entlang.

Haß! Haß! Haß! Haß in den Augen, die sich ins Leere bohrten, Haß um die Lippen, die sich verkrampften, genau so wie die seinen es taten, Haß in der Haltung der Köpfe, die hart im Nacken saßen wie die von Empörern und von Empörten.

Sein Auge suchte nach Pfeifferling. Auch er starrte ins Leere wie alle die andern.

Für eine Sekunde stieg der Gedanke in Sieburth hoch: ‚Wirf ihnen den Bettel vor die Füße und geh deiner Wege.' Aber er verwarf ihn sofort.

Er war am Ziele. Die Welt sollte es wissen. Was später geschehen konnte, vielleicht geschehen mußte, blieb seinem Belieben anheimgegeben. Zaudern würde er nicht, selbst den gewaltsamsten Entschluß in die Tat zu verwandeln. Nicht umsonst hatte man ihn den „tollen Professor" genannt.

Der Prorektor war mit dem Lesen zu Ende. Er ließ die Papiere fallen und wandte sich zu einer freien Ansprache dem vor ihm Stehenden entgegen. Von einer Vereidigung dürfe er Abstand nehmen, da ja der Herr Kollege bereits bei seiner Herberufung vereidigt sei. Ihm erwachse nur die Aufgabe, an jenen Schwur zu erinnern, und er empfange die abermalige Verpflichtung des Herrn Kollegen, als ob sie auch heute geleistet sei.

Sieburth verneigte sich bejahend.

Die Brust des Prorektors hob und senkte sich in ansatznehmendem Atemzuge. Die goldenen Glieder der Kette klirrten ganz leise. „Und somit, Herr Kollege, habe ich die Ehre, Sie in ein Amt einzuführen, das zu den ehrenvollsten gehört, die das akademische Leben Deutschlands kennt. Es ist der Lehrstuhl Kants, auf dem Sie fortan sitzen werden, und es ist zugleich der Lehrstuhl jenes Mannes" — er wies mit der Hand nach dem an der Längswand hängenden Bilde des großen Hegelianers — „der den meisten von uns noch Gegenstand der Liebe und der Verehrung war. Wenn ich Sie auffordere, diesen beiden Vorbildern nachzueifern, so gebe ich damit einem Wunsche Ausdruck, dessen Erfüllung Ihr Leben geweiht sein möge."

‚Logisch nicht einwandfrei!' dachte Sieburth.

„Ich bitte Sie nunmehr, sich auf dem Platze niederzulassen, der in der Reihe Ihrer Fakultät für Sie bereit ist und — e — und — e seien Sie hiermit begrüßt und beglückwünscht."

Die beiden Hände umkrallten sich; es fühlte sich an wie Glut der Verbrüderung und war doch nur leerbleibende Form.

Sich kurz verneigend ging er den Weg zurück, den er gekommen war, und hielt Ausschau nach dem ihm verheißenen Sitze.

Niemand half ihm, niemand winkte ihm. Erst der Sekretär, der mit einer Miene dastand, als ob ihm das alles untertan wäre, mußte eingreifen, damit er sich zu dem Platze hinfand, der ihm fortan von Rechts wegen gehörte.

Drei steife Bücklinge nach rechts, nach links und nach dem summarischen Gegenüber hin, — womöglich noch steifer erwidert — dann war der Empfang beendet.

Die Wand anstarrend saß er da. Er sah nichts, er hörte nichts, er hatte nur den einen Gedanken: ‚Wie komm' ich hier wieder hinaus?'

Da fiel sein Blick auf das Bild des großen Hegelianers, der aus seinen Sonnenaugen lächelnd zu ihm herniedersah.

Wie war doch gleich sein Abschiedswort gewesen? Oft genug hatte er sich's wiederholt: „Philosophieren heißt sterben lernen. Was wären wir Philosophen wohl wert, wenn wir uns nicht einmal auf dieses kleinste aller Kunststücke verstünden?" Da kam in befreiendem Aufatmen ein Friede über ihn. Und ruhevoll ließ er den Krimskrams gleichgültiger Geschäfte an sich vorübergleiten.

Bis plötzlich ein allgemeines Stühlerücken

losbrach und das Aufstehen der ihn Umgebenden verriet, daß die Sitzung geschlossen war. Nun wäre der Augenblick dagewesen, daß man ihn, den jüngst Hinzugekommenen, mit Gruß und Händedruck willkommen hieß. Aber während rings um ihn eifrig redende Gruppen sich bildeten, stand er allein gelassen da.

Rasch floh er zur Tür und verschwand in dem Dozentenzimmer, in dem sein Überzieher noch hing. Dort stellte er sich ans Fenster, wo er vordem gestanden hatte, und wartete, bis der Strom sich verlaufen würde. Fünf, zehn Minuten vergingen. Die trappelnden Schritte draußen wurden seltener. Auch die Geräusche der Nachzügler verloren sich in der Ferne.

Dann erst schritt er wie ein Verurteilter durch den halbdunklen Korridor und die leergewordene Halle — —

Am nächsten Morgen brachten die Zeitungen die Nachricht von seiner Ernennung. Solange hatte man gezögert, das fatale Ereignis der Öffentlichkeit preiszugeben. Drei nüchterne Zeilen ohne irgendeine Begrüßung.

Vor allem galt es, sich darüber schlüssig zu werden, ob die Rundfahrt der Antrittsbesuche ins Werk zu setzen war oder nicht. Ja — nein? Ja — nein? Man hätte die Knöpfe um Rat fragen müssen. Aber der Sekretär kannte die Regeln genau. Wenn er der Ansicht war, daß diese Förmlichkeit angebracht, vielleicht selbst geboten war, so mußten Trotz und Ablehnung schweigen. Also los! Wagen bestellt, Liste gemacht und die Zähne zusammengebissen.

Am Sonntag morgen war eine große Post zu erwarten, denn nun die Ernennung bekannt geworden war, mußten auch Glückwünsche eintreffen. Als er aber, durch das Klappen der Flurtüre hochgetrieben, das Arbeitszimmer betrat, lag auf der Frühstückstablette ein einsamer Brief. Das war die Ernte, die die Freundschaften langer sieben Jahre ihm eingebracht hatten. Mit bitterem Lachen zerriß er den Umschlag.

„In Dankbarkeit und Verehrung Referendar Dr. jur. Fritz Kühne.“ Schon einmal im Leben war er sein „Einziger“ gewesen und war es jetzt wieder.

Um elf kam der Wagen.

Zwei Karten hineinzuschicken — also Familienanschluß zu begehren — davon war nicht die Rede. Ein Akt kollegialer Höflichkeit — mehr sollte, mehr durfte es nicht sein; alles andere wäre vermessen gewesen. Ein Halt — ein zweiter — ein dritter.

Immer das gleiche Warten. Das gleiche Gemurmel im Innern der Wohnung. Und schließlich der gleiche Bescheid: „Der Herr Professor ist nicht zu Hause ...“ „Der Herr Professor lassen bedauern ...“ „Der Herr Geheimrat sind nicht zu sprechen.“ Und so ging es weiter. Eine Leidenstation folgte der andern.

Hätte er die Vorsicht beobachtet, einen Lohndiener mit sich zu nehmen, so wäre durch das bloße Abwerfen der Karte jeder Demütigung die Spitze abgebrochen gewesen. Jetzt hieß es, den Kelch bis auf die Hefe leeren. Denn der Rundfahrt in der Mitte ein Ende zu machen, hätte die Blamage nur noch vergrößert.

Schließlich war bloß einer übrig: Pfeifferling. Den hatte er sich bis zum Schlusse aufgespart. Aber da gerade bäumte in ihm die Erbitterung sich auf. „Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu und sank ermattet in die Kissen zurück.

Der Lehrstuhl Kants — jetzt hatte er ihn.

★

Bald nachdem Sieburth aus Berlin zurückgekehrt war, hatte er eines Tags auf seiner Frühstückstablette einen Zettel gefunden, der folgende Zeilen trug: „Da ich für einige Zeit verreisen muß, wird Ihre Bedienung eine Aufwärterin übernehmen. Sie heißt Frau Auschewski. Sie wird Ihnen den Morgenkaffee bringen und Ihre Zimmer in Ordnung halten. Wünschen Sie zu den anderen Mahlzeiten nicht ins Gasthaus zu gehen, so wird sie Ihnen das Essen von dorther holen. Frau Anna Schimmelpfennig.“

Erleichtert atmete er auf. So brauchte er also das feindselige Menschenwesen nicht mehr in seiner Nähe zu dulden.

Die Aufwärterin fand sich ein. Ein Weib aus dem Volke mit vorgeschobenem Bauche, slawischem Kopftuch und mürrisch-teilnahmlosem Gesichte.

Wo Frau Schimmelpfennig hingefahren sei. Das wisse sie nicht. Ob sie nicht gesagt habe, weswegen. Ja, ihre Tochter sei krank. Seine Brust krampfte sich zusammen. Was der fehlen möge. Das habe sie nicht gesagt. ‚Nun kommt auch die Sorge noch,‘ dachte er, ‚und wird mich quälen tags und nachts und immer.‘

Doch hierin täuschte er sich. Allzu stark war er mit sich beschäftigt, und allzu sicher vertraute er auf Helenens unzerbrechliche Jugendkraft, als daß die Botschaft ihn dauernd beunruhigt hätte. Was ihr auch geschehen war, sie würde es überwinden.

Von Stund an war er ganz allein.

Mochte jene Frau noch so erbittert um ihn herumgeschlichen sein, sie bot doch immer noch eine Verbindung mit Leben und Welt. Nun war auch das vorbei.

Digitized by Google

Die Tage gingen hin. Ein jeder trug eine Frühlingsgabe frisch herzu und blickte mit helleren Augen hoffnungsträchtig in die weitgeöffneten Seelen. Nur in die seine nicht. Jetzt hätte er nicht mehr gezögert, seinem Hagestolzentum den Abschied zu geben. Mit brennendem Verlangen malte er sich das Glück, ein in Weichheit hingegebenes Weib zu hegen und zu hüten, aber die, zu der sich seine Träume flüchteten, mußte tot für ihn sein. Beinahe so tot war sie wie jene andere, mit deren Bilde das des lieben Kindes nur allzuoft zusammenschmolz. Weg also mit allem, was Weib heißt! Zurück zur Gegenseite der Welt, in der der Gedanke Alleinherrscher ist!

Das Semester hatte seinen Anfang genommen.

Die Wandlung, die nun, da der Eiertanz nicht mehr nötig war, kommen mußte, durfte nur langsam und mit äußerster Vorsicht ins Werk gesetzt werden. Jahre konnten vergehen, ehe er in voller Verantwortlichkeit als ein Neuer auf den Plan treten durfte. Wie lange würden die „Drei Stufen der Ethik" und die „Naturgeschichte der Grundprobleme" und mit ihnen die „Heilslehre der Sophistik" zum Gefängnis des Schrankes verurteilt sein, ehe ihnen allen der geistige Hochzeitsflug freistand? Jede plötzliche Umkehr wäre ihm ja als ein neues Verbrechen zur Last gelegt worden. ‚So lange, bis du deine Bestallung in Sicherheit wußtest, hast du geheuchelt und dich geduckt — jetzt erst enthüllst du dein wahres Gesicht.' Wenn an seinem Charakterbilde etwas zu verderben blieb, dann mußte ihn dieses Urteil zugrunde richten. So eingeschnürt war er am ganzen Leibe, er, der endlich Freigewordene, daß ihm kaum zum Atemholen noch Raum blieb.

Inzwischen steigerte sich der Verkehr im Versammlungszimmer zu immer größerer Qual. Bis zum Generalkonzil war er ihm fern geblieben. Für die Dauer ging das nicht an. Und was sich damals abgespielt hatte, wiederholte sich täglich in allen Schattierungen. Und keiner hielt es für nötig, seines Besuchs zu gedenken, dessen Erwiderung, wie zu erwarten war, ausblieb.

Der Hörsaal war zwar gefüllt, aber es lohnte sich nicht mehr. Das Ziel war erreicht, und — nun? Die Welt blieb die gleiche, die Einsamkeit blieb die gleiche. ‚Eine neue Wohnung muß ich mir suchen,' das sagte er sich einen Tag wie den andern.

Aber die altgewohnten Räume aufzugeben, fiel schwer. Er fühlte sich mit ihnen verwachsen durch tausendfaches Erleben. Hier war alles entstanden, was in seinem Denken Anspruch auf Wert erhob. An diesem heiligen Platze hatte Herma gesessen. Hier war mit Helenens Lichtgestalt das Glück bei ihm zu Gaste gewesen. Nein, nicht ausziehen. Wohnen bleiben, solange es ging.

Müde! Müde!

In welchem Augenblick, aus welchem Anlaß der Gedanke an ein freiwilliges Sterben zum erstenmal in ihm aufgetaucht war, das wußte er nicht. Doch schien es beinahe, als sei er immer in ihm gewesen. Vom Baume des Lebens fiel er herab wie eine überreife Frucht.

Wahnsinn natürlich! Spleen! Leichtfertiges Tändeln mit einem allzu gütigen Schicksal. Wie viele waren im fünfunddreißigsten Jahre schon Inhaber einer Ordentlichen Professur? Wie viele fanden sich im Besitz eines Vermögens, das ihnen erlaubte, denen, die sich etwa als Richter aufspielen durften, achselzuckend den Rücken zu kehren? Wie viele hatten zum Überfluß dort oben einen mächtigen Freund, der, wenn das Leben hier sich nicht mehr ertragen ließ, ohne Zweifel bereit sein würde, für einen genehmeren Lehrstuhl zu sorgen?

Trotz alledem: die Müdigkeit war da und ließ sich nicht aus den Gliedern schütteln.

Sinnlos das Leben — sinnlos der Weltenlauf — sinnlos die Arbeit vor allem.

Darum, wenn er von hinnen ging, mußte sein Werk ihn begleiten. ‚Gelöscht von den Tafeln der Menschheit'! — —

Wäre nur die Einsamkeit nicht gewesen, die grausame, kehlezuschnürende Einsamkeit. Früher einmal hatte er sie als eine Freundin betrachtet — liebreich, vorstellungsreich, gedankenschwer. Jetzt wurde sie eine allzeit lauernde Würgerin. Wo einen Menschen hernehmen? Einen, der bei ihm saß, der zu ihm redete, der ihm das Grauen aus der Seele lachte?

Ja, einen gab es: Jenen einzigen, von dem ihm ein Glückwunsch zugeflogen war. — Wenn man ihm schrieb, ihn zum Herkommen einlud und dann als eine Art von Adlatus neben sich herlaufen ließ?

Nein doch. Unzerreißbar verknüpft war mit ihm das Bild jener Stunde, da man untreu seinem Denken, untreu seinem Stolze, untreu allem Vergangenen mit Gevatter Schuster und Schneider am Tische der Unfreien gesessen hatte. Das Bewußtsein jener Schwenkung nagte an ihm wie ein fressendes Geschwür. Mochten tausendmal Haß und Trotz gegenüber der Partei, von deren Schildhaltern er sich verworfen fühlte, ihn denen zugetrieben haben, die ihn jetzt am Wickel hielten: prüfte er sich auf Herz und Nieren, so mußte er sich bekennen, daß ein schielender Blick nach dem zu erwartenden

Digitized by Google

Vorteil auch seinen Anteil hatte. Ein Streber war er, ein Streber blieb er. Mochte er zum größten Denker aller Zeiten werden, sein Menschentum blieb besudelt bis in graue Zeiten hinein.

Und dieses Sakrifizium des Charakters war noch dazu umsonst gewesen. Der Wink eines hohen Herrn hatte genügt, ihm alles in den Schoß zu werfen, wonach er gierig rang. Nur ein wenig Geduld, und die Berufung wäre von selber gekommen.

Diese Günstlingschaft freilich war, genau besehen, beschämender als alles andere. Ein Fürst und ein Königsohn, von denen der eine vertraulich seinen Namen genannt, der andere ihn als Notiz ins Merkbuch geschrieben hatte, die waren die Träger seines Schicksals, die Schöpfer seines Wertes geworden.

Lohnte es sich, sein Leben von derlei Segnungen abhängig zu machen? War es nicht menschenwürdiger, nicht mehr Mensch zu sein?

So marterte er sein Hirn stundenlang, tage- und nächtelang. Was anfangs Spiel gewesen war, wurde allmählich Gefahr.

Und dieser Gefahr zu entrinnen, galt es Schutzmittel zu schaffen, gleichgültig, woher sie kamen.

Alles wurde klein, alles wurde nichtig. Tausendjährige Probleme lösten sich von selber. Dasein, Nichtsein — Kraft, Materie — Geist, Natur — Ichheit, Ding-an-sich — niemals hätte man sich vorstellen können, wie gespaßig das war. Kinderspiele mit Weihnachtsäpfeln und bunten Lichtern.

Gefahr! Gefahr! Todesgefahr! — — —

Auf Königsgarten gab es ein Lilienbeet. Frühlingslilien, Iris hießen sie wohl. Hellblau, dunkelblau durcheinander gemischt.

Davor stand eine Bank. Auf ihr saß es sich gut. Besonders nach dem Kolleg, wenn die Sonne schon prall auf den Scheitel brannte. ‚Ich habe jetzt den Lehrstuhl Kants! Ich bin Nachfolger Kants. Fein — was?' Die Welt machte nicht viel davon her. Die meisten wußten es nicht einmal.

Müde! Müde!

Und die Lilien leuchteten unentwegt aus ihren lichteren Tiefen. Wenn ein Windhauch über sie hinstrich, neigten sie sich, wie es sich vor dem Nachfolger Kants nicht anders gehört. Solange man mit wachem Auge solche Lilien sah, lohnte sich das Leben noch immer. Nicht wahr? Man mußte nur Menschen haben. Wo Menschen hernehmen? War irgendeiner noch da? Nein, keiner.

Blieben nur die Zufallsweiber, die sich im Dunkel ansprechen ließen und die man heimlich mit auf die Bude nahm wie dazumal, ehe das geliebte Kind sein Leben von diesem Volke befreit hatte. Jetzt war niemand mehr da, der durch die Wand nach ihm hinlauschen konnte. Warum also nicht?

Als er eines Abends, kurz nach Theaterschluß, den Hinter-Tragheim hinunterschritt, sah er eine zart gerundete Hochgestalt, ein wenig langsamer, als nötig war, vor sich daherwandeln. An ihre Seite tretend zog er den Hut, und als sie das Gesicht nach ihm hinwandte, siehe, da war's eine alte Bekannte; nur wo er sie unterzubringen hatte, fiel ihm im Augenblick nicht ein. Sie selber war's, die ihm hilfreich unter die Arme griff.

„Ach nein, wie nett! Warum haben Sie mir nicht mehr geschrieben? Sie wollten mir doch nach dem Geschäft hin schreiben."

Ja richtig, eine der vielen und eine Bevorzugte gar, denn sie hatte einen der schönsten Körper gehabt, bei denen sein Auge jemals auf die Weide gegangen war. Direktrice in einem Putzgeschäft. Gegen Ende der Zwanzig.

Als sie das Arbeitszimmer betrat, feierte sie ein richtiges Wiedersehen. Sie liebkoste die Büste Platos und fand, er sei ein schöner Mann gewesen. Aber ihr wiedergefundener Freund sei auch ein schöner Mann, schönere Augen habe er jedenfalls. Als sie die goldene Spange losnestelte, die ihren Kragen zusammenhielt, sagte sie mit der Genugtuung der nach ihrem Werte Beschenkten: „Die hab' ich von Ihnen. Wissen Sie noch?"

Er wußte kaum mehr. Das Armband fiel ihm ein, das die Schlosserstochter von ihm erhalten hatte und das der Ursprung alles Unheils gewesen war. ‚Welch ein Farce — dies Leben!' dachte er.

Sie zog sich weiter aus und ließ, in der Sofaecke zusammengekauert, auch die letzte der Hüllen sinken.

‚Dort hat einmal Herma gesessen,' dachte er, ‚und Helene so oft.'

Aber schön war sie! Schöner vielleicht als alles, was ein reifender Frauenleib zu bieten vermag. ‚Ein würdiger Abschied,' dachte er, ‚dieser letzte Anblick des Weibes.'

Da war der Abschiedsgedanke schon wieder, der ihn verfolgte gleich einem Fatum bei Tag und bei Nacht.

Sie wollte etwas sagen, aber er schloß ihr mit einem Winke den Mund. „Sprich nichts," forderte er, „siehst du nicht, daß ich Andacht halte?" Das Lilienbeet fiel ihm ein. ‚Solang' es dergleichen gibt auf der Welt — —' Nein doch! Auch das verfing nun nicht mehr.

„Zieh dich an, mein Kind!" sagte er. „Ich bin nicht sehr froh und würde dich auch traurig machen, hielte ich dich länger."

Er hatte geglaubt, sie würde sich gekränkt fühlen, aber ohne eine Miene zu verziehen,

Digitized by Google

streifte sie das Hemd über den Kopf, dann stand sie auf, trat zu ihm heran und streichelte ihn. Offenbar — sie wollte ihn trösten.

Er, der auf seinem Drehstuhl saß, blickte verwundert und dankbar zu ihr empor. Das Gutsein des Weibes, das angeborene, glückumsichstreuende, auch hier offenbarte es sich. Nur — daß es ihm kein Glück mehr zu streuen hatte. ‚Was schenk' ich ihr?' dachte er. Er holte die bronzene Venus vom Schrank, die er sich einmal aus Italien mitgebracht und als einziges Altertumsstück stets in Ehren gehalten hatte. „Hier — deine Schwester," sagte er, ihr das Figürchen hinreichend. „Pfleg' sie und habe sie lieb."

Damit entließ er sie. — — —

Achtung! Gefahr! Todesgefahr! Wie ihr entrinnen?

Wenn er sich Helenens bemächtigte, gleichgültig, was draus entstand —? Das freilich hieß Lebensbankrott. Denn einen solchen Skandal überlebte kein Amt. Trotzdem wäre es bangherzige Schlaffheit gewesen, sich aus dem Leben zu schleichen, ohne mit dem lieben Geschöpf eine Verständigung gesucht zu haben.

Am nächsten Tage ging er aufs Postamt, um den Aufenthalt der Mutter in Erfahrung zu bringen. Aber man zuckte die Achseln. Frau Anna Schimmelpfennig habe einen Zettel hinterlegt, sie verreise unbestimmt wohin. Da ließ er auch diesen Gedanken fallen.

Wenn er dem Leben wirklich den Abschied geben wollte, dann lauerten Gründe dahinter, die keine zärtliche Frauenhand wegwischen konnte, wie sie etwa den Staub von den Möbeln wischte.

Abschied, Abschied! Immer wieder kroch das Wort aus seinem Hinterhalt. Abschied von wem noch? Es war ja keiner mehr da.

Ja, einer war noch da. Der liebe Gott war noch da. Der liebe Gott seiner Kinderzeit. Der liebe Gott, den Herma einst so fleißig besuchen ging.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Bis zur Stunde des Hochamts wollte er warten. Dann ging er nach dem Sackheim, dorthin, wo die katholische Kirche stand, vor der er Herma so oft hatte auflauern wollen. Die alten, lieben Weihrauchdünste! Kindheit. Andacht. Märchenglanz. Die Altarkerzen trugen Strahlenkränze. Vor dem Marienbilde schichteten sich Blumen. Ja richtig: Maimonat — Marienmonat. Der Priester stand vor dem Hochaltar und knickste. Und dann sang er dies und das, und die Gemeinde respondierte, und die Orgel brauste in kurzen Stößen darein. Also das gab es! Und Weltanschauung war es. Offenbarung war es. Denen, die hier knieten, galt alle Philosophie als ein überflüssiges Ding. Die waren weit klüger als er. Die hatten ihren Frieden, die hatten ihr Glück. Von ihnen dachte keiner an einen freiwilligen Tod. Freilich, sie durften auch nicht.

Nicht weit vor ihm blähte sich eine Fahne. Gelblich zerknitterte Seide. Drei süßliche Frauengestalten blaßlila und rötlich hineingestickt. „Glaube, Liebe, Hoffnung" stand als Erklärung darunter. O nein, die Devise lautete anders: „Glaube nichts, hoffe nichts und liebe niemand!" Das war die Devise der Starken. Auflachend verließ er die Kirche. Die am Tore Knienden sahen sich scheu nach ihm um. — — —

Dann ging er Mittag essen. Ins Hotel de Russie. Fein. Aß jungen Spargel und einen Rehrücken mit Sahnensalat. Hinterher frische Erdbeeren. Fein. ‚Wenn das Glück gut ist, so ist dies meine Henkersmahlzeit gewesen,' dachte er aufstehend. Und mußte sich auslachen. So absurd war das alles.

Warum sollte er aus dem Leben gehen? Es zwang ihn ja niemand. Und morgen um neun war Kantkolleg. Da konnte er doch nicht fehlen! Es war ja alles Blödsinn! Spleen war's. Folge des vielen Alleinseins.

Der Nachmittag des letzten Maiensonntags, der die Welt in weichen Armen hielt, breitete seine Segnungen auch über sein in Stille vergrabenes Heim. Kein dröhnendes Fuhrwerk weit und breit. Sah man zum Fenster hinaus, so fiel der Blick auf geputzte Kinder, die sich feierlich bei den Händen hielten.

‚Nun kann ich in Ruhe meinen letzten Kampf auskämpfen,' dachte er.

Aber es gab nichts mehr zu kämpfen. Die Not des Lebens lag schon hinter ihm.

Er begann Ordnung zu schaffen. Leerte die Kästen und stopfte alles, was sich an Briefschaften fand, in das Ofenloch. Nur Hermas Abschiedsgruß behielt er zurück. Der sollte bei ihm bleiben bis — — —.

Einen reinen Bogen. Darauf der letzte Wille: Das kleine Vermögen, die Bibliothek, der Hausrat fiel an Helene. Die Bibliothek konnte sie verkaufen, in den Möbeln konnte sie wohnen, das Vermögen war ihr ein Heiratsgut.

Und dann kam die Hauptsache: die Zerstörung seines Lebenswerks. Gelöscht von den Tafeln der Menschheit. Nicht wahr?

Man hätte die Manuskripte ja gleich mit den Briefen zusammen vernichten können, aber die Herrschaften sollten noch wissen, daß er kein Faulenzer gewesen war.

„Ich bestimme, daß meine Leiche nicht aus der Wohnung geschafft werden darf, ehe die

Digitized by Google

sämtlichen Papiere, die sich zur Zeit in den beiden obersten Fächern meines Schrankes befinden, im Ofen verbrannt worden sind. Zum Vollstrecker dieser Willensäußerung ernenne ich — —"

Ja, wen? Es war nur einer da. Jener eine, der ihn beglückwünscht hatte. Aber der Brief, der dessen Adresse enthielt, stak schon im Ofenloch.

Er kniete auf dem Schutzblech nieder, kratzte die zusammengeballten Blätter aus der Winterasche hervor und suchte so lange, bis er gefunden war. Dann stopfte er alles zurück, tat den Haufen der Zettel hinzu und zündete an. Während die Flammen an den Kacheln emporleckten, schrieb er weiter: „— — den Referendar Dr. jur. Fritz Kühne, wohnhaft Ober=Laak 23. Ich verpflichte ihn, jedem Versuch, die Ausführung zu hintertreiben, mit allen rechtlich zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten."

Was sonst noch? Drei Abschiedsbriefe. Der erste an Pfeifferling. Wie das sterbende Wild sich im Dickicht verkriecht, so mußte die Fährte seines Handelns verwischt werden. Er brachte dem sogenannten Freunde einen artigen Scheidegruß dar und gab als Motiv des freiwilligen Todes eine ihn quälende Hypochondrie an, deren zunehmenden Wirkungen er sich nicht mehr gewachsen fühle. Der zweite an Fritz Kühne, um ihm mitzuteilen, zu welchem Amt er ihn ausersehen hatte und wieviel Vertrauen er in ihn setzte. Der dritte endlich galt Helenen. Wenige Worte nur: Dank. Liebe. Gedenken bis zum letzten Atemzug.

Und auch das war noch Lüge. Der letzte Atemzug gehörte nicht ihr.

‚Wie rasch man mit dem Leben fertig wird,' dachte er.

Er trat ans Fenster. Die untergehende Sonne ließ die Dächer erglühen. Wie Blumengehänge lagen sie da.

Das Lilienbeet fiel ihm ein. ‚Von dem hab' ich keinen Abschied genommen,' dachte er und fragte sich, ob er noch einmal hingehen solle. Aber achselzuckend wies er den weichlichen Einfall zurück.

Dann zog er Hermas Brief aus der Tasche, las ihn noch einmal aufmerksam durch, streichelte ihn und warf ihn den anderen nach, deren Reste noch glimmten.

Wo lag der Revolver?

In der Schreibtischschublade fand er sich vor, versteckt hinter den übriggebliebenen Geschenken. Da waren Broschen, Spangen, Ketten; auch noch ein Armband war da. Alles für die „zwölf Brauten", von denen ihn keine in das allbettende Brautgemach geleitete. Er raffte den Kram zusammen, barg ihn in der Hand und ging damit hinunter auf den menschenleeren Hof. Und sich vergewissernd, daß von den Fenstern her niemand auf ihn herniedersah, schüttete er mit raschem Wurfe alles zusammen in die Müllgrube. Da gehörte es hin.

Zurückkehrend untersuchte er die Trommel des Schießzeugs. Drei Kugeln steckten darin. Die würden genügen.

„Komm, süßer Tod!" Gar nicht so dumm — das dumme Kirchenlied!

‚Ach, ich tu es ja doch nicht,' dachte er.

★

Als der Referendar Fritz Kühne in den Vorder=Roßgarten einbog, sah er schon von weitem die Straße mit Menschen gefüllt.

Wie immer bei feierlichen Begräbnissen hatte viel Volk sich auf die Beine gemacht, um die voraussichtliche Entfaltung des akademischen Pompes zu bestaunen.

Allmählich mischten sich grellbunte Flecke in die schwärzliche Menge. Die studentischen Korporationen waren zum größeren Teile schon aufmarschiert. Die farbentragenden natürlich in Wichs. Die Banner, von Chargierten gehütet, aus viersitzigen Wagen hochmütig über die dicht gedrängten Köpfe emporgehoben. Auch die Cheruskia war da. Und Fritz grüßte mit lächelnder Andacht die Farben, die sich gewalthaberisch einst zwischen ihn und die Welt geschoben hatten.

So groß war der Andrang, daß Schutzleute den Platz vor dem Trauerhause freihalten mußten. Da er keine akademische Ausweiskarte bei sich trug, war es plötzlich mit dem Vorwärtskommen zu Ende. Erst als er dem überwachenden Polizeileutnant vorgestellt hatte, daß ihm von dem Verstorbenen ein Amt übertragen sei, wurde ihm der Durchlaß verstattet. Sogar ein bewaffnetes Ehrengeleit erhielt er, das ihn die Treppe emporführte.

Im Hausflur stand der Sarg. Wahrscheinlich hatte das Arbeitszimmer für ihn und die Gäste nicht ausgereicht. Kränze, buntschleifig, mit goldenen Inschriften prunkend, überwölbten den Deckel und lehnten sich an den Katafalk.

Hinten im Wohnzimmer, inmitten des Menschengewühls, stand Helene mit leeren, erloschenen Augen irgendwohin starrend, wo nichts zu sehen war. Er drängte sich zu ihr hindurch und bot ihr die Hand.

Erst blickte sie ihn an wie einen Wildfremden, dann erwachte sie langsam aus ihrer Versteinerung.

„Ich habe die Manuskripte aus dem Schranke genommen und auf den Schreibtisch gelegt," sagte sie ganz ruhig und so

Digitized by Google

selbstverständlich, als hätten sie längst über das alles gesprochen, „aber Feuer im Ofen hab' ich noch nicht gemacht, weil es ohnehin schon so warm ist. Sobald die Zeit da ist, werd' ich es tun.“

„Zweimal bin ich hier gewesen,“ erklärte er leise, „aber die Wohnung ist immer verschlossen gewesen.“

„Wir sind erst gestern angekommen,“ erwiderte sie. „Hätten wir die Nachricht nicht in einer Zeitung gelesen, so wäre er — fortgetragen worden, ohne — daß — —“ Und nun stockte sie doch, während ihre Unterkiefer sich knirschend bewegten, aber im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt. „Als wir kamen,“ fuhr sie fort, „fanden wir schon alles gemacht. Die Universitätsbehörde hat alles gemacht. Und der Sekretär sagte mir, was in dem Testamente bestimmt ist. Auch was Sie dabei zu tun haben, sagte er mir.“

„Wo ist Ihre Mutter?“ fragte er.

Das Starren des Auges fand sich von neuem. „Meine Mutter? Jawohl, meine Mutter ... Die sitzt im dunkeln Alkoven hinten. Es ist nicht viel mit ihr — Aber wollen wir uns nicht um die Papiere kümmern? Mir scheint, es ist bald — — so weit.“

„Ich werde Ihnen Platz machen,“ sagte er und drängte sich ihr voran in das Arbeitszimmer.

Das war leerer, als er vermutet hatte. Wahrscheinlich hatte der große Respekt vielen den Eintritt verwehrt. Denn dort saßen Seine Magnifizenz und die Herren Dekane. Auch einzelne aus der näheren Kollegenschaft saßen da. Von diesen hatte jeder einen Stoß beschriebenen Papiers auf den Knien und las darin so eifrig, als ginge ihn das Begräbnis nicht das mindeste an.

In die Menschenmauer, die sich am Eingang des Arbeitszimmers aufgebaut hatte, kam wogende Bewegung. Der Sekretär, der solange für Ordnung gesorgt hatte, schob zwei teilende Arme nach vorne, um mit Gewalt eine Gasse zu schaffen. Und als ihm dies gelungen war, erschien auf der Schwelle ein katholischer Priester in vollem Ornat, und zwei Chorknaben folgten ihm auf dem Fuße.

Der Prorektor, der sich als Hausherr und erster Leidtragender fühlte, stand auf und kam ihm entgegen. Ein Murmeln der Verständigung, ein verschwenderischer Händedruck, dann wandten sich ihre zwei Augenpaare, das eine verwundert, das andere voll Ungeduld, den Lesenden zu.

„Es ist Zeit, meine Herren,“ sagte Seine Magnifizenz in dem gedämpften Tone, den die Stille des Totenhauses verlangte.

Die Lesenden hörten die Mahnung wohl, denn sie hoben kurz aufschauend die Köpfe, aber dann kehrten sie unbekümmert zu ihrer Lektüre zurück.

Helene war derweilen vor dem Ofenloch niedergekniet, um Feuer zu machen, und Fritz, der neben ihr stand, reichte ihr das Zeitungspapier, das sie zum Anzünden bereitgelegt hatte.

Der Geistliche, ein stämmiger, junger Mann mit klugen, alles einsaugenden Blikken, sah in befremdeter Frage zu dem Gesicht des Prorektors empor. Der neigte sich seinem Ohre zu, um ihm flüsternd eine Erklärung zu geben, dann erhob er die Stimme ein wenig: „Noch einmal — es ist Zeit, meine Herren.“

Da stand Geheimrat Auerbach auf, preßte das Bündel Papier gegen den Leib und sagte ganz laut: „Hier geschieht ein Verbrechen.“

Durch die Menschenmauer im Hausflur ging wieder ein Wogen. Der Prorektor führte verweisend den Zeigefinger zum Munde und sagte dann in leisem Befehlston: „Ich bitte die Herren zusammenzutreten.“

Endlich erhoben auch die anderen sich und legten die Blätter zu den Stößen zurück, die den Schreibtisch erfüllten. In Gier nach Vernichtung flackerte das Feuer im Ofen empor.

Fritz Kühne, der jeden Vorgang beobachtet hatte, ging zu der Gruppe hin, die sich in der Nähe des Fensters zusammendrängte.

Die draußen im Hausflur wollten wissen, was los war, aber der Sekretär pflanzte seine Breitschultrigkeit abwehrend vor die umlagerte Tür.

„Ich bitte Herrn Kollegen Auerbach,“ sagte der Prorektor in geziemender Leisheit, „seine vorhin gesprochenen Worte zu begründen. Für ein etwaiges Verbrechen würde ich verantwortlich sein.“

Der schmächtige Körper des Greises zitterte. Ruckweise fuhr er mit tastender Hand unter die Brille nach den rotgeränderten Augen. „Ich bin nicht vom Fach,“ antwortete er ebenso leise, „aber soviel kann auch ich aus dem eben Gelesenen entnehmen, daß darin ganz eigenartige, vielleicht noch nie ausgesprochene Gedanken zum Ausdruck kommen. Deren Niederschrift zu zerstören würde sicherlich für die Wissenschaft einen schweren Verlust bedeuten. Im übrigen wird Kollege Hagemann sich mit größerem Gewicht dazu äußern können.“

Der Prorektor blickte fragend zu Hagemann hinüber.

Der massige Mann, der sonst mit unbeirrbarer Behäbigkeit seinen zunftmäßigen Weg ging, vermochte in plötzlicher Erschütterung keine Worte zu finden. Er bearbeitete

Digitized by Google

stumm die graulichen Zipfel seines Bartes und stammelte endlich: „Meine Herren! Nach einer ha — halben Stunde ka — kann ich natürlich kein fa — fachliches Urteil fällen — aber — aber soviel weiß ich: Ich ha — habe diesem Manne u — unrecht getan... Wir alle — haben — diesem Manne — unrecht getan. Denn — denn — wir glaubten — er a — arbeite nichts und er — er habe nichts — zu — veröffentlichen ... Und — jetzt sehen wir hier — ein ganzes — ein ganzes — Lebenswerk — aufgeschichtet. Welches dessen Werte sind — mag unbestimmt bleiben, aber — zugrunde gehen, meine ich, darf es nicht.“

Der Prorektor zuckte abwehrend die Achseln und sagte: „Ich trage das Dokument bei mir, das seinen letzten Willen unzweideutig ausspricht. Bevor die Leiche aus dem Hause getragen wird, müssen jene Papiere verbrannt sein. Ich weiß nichts, womit sich diese Bestimmung anfechten ließe, denn die geistige Umnachtung, die wir —“

Er sandte einen vorsichtigen Blick nach dem Geistlichen hinüber, der in würdiger Zurückhaltung abseits stehen geblieben war, und senkte seine Stimme noch mehr.

„— — die wir dem katholischen Pfarramt gegenüber angegeben haben, um ein kirchliches Begräbnis nicht behindert zu sehen, können wir untereinander kaum aufrecht erhalten.“

Da nahm Pfeifferling das Wort.

„Wenn's darauf ankommt, Magnifizenz! Ich hab' ja dem Toten gewissermaßen am nächsten gestanden. Sogar 'n Abschiedsbrief hab' ich von ihm. Und ich kann bezeugen — eidlich, wenn es sein muß — daß er in der letzten Zeit 'n bißchen — sagen wir — sonderbar war. Wenn wir hier einig sind — was dazu gehört — geistige Umnachtung oder verminderte Zurechnungsfähigkeit — oder wie sonst die juristischen Ausdrücke lauten, das würde sich reichlich feststellen lassen.“

Beifällig sahen die Universitätslehrer einander an. Ein jeder erwartete von dem Gesicht des anderen die Zustimmung abzulesen, die er selbst in seinem Innern schon erteilt hatte.

Fritz Kühne fühlte sein Herz pochen. Nichts Dreisteres konnte es geben, als so jung und so grün, wie er noch immer war, diesen mächtigen und hochberühmten Männern in offenem Widerstande entgegenzutreten. Aber es mußte sein. Der Tote selbst hatte ihn zum Anwalt seines Willens gemacht.

Mit zwei entschlossenen Schritten schob er sich in den innersten Kreis. „Ich bitte um Vergebung, meine Herren — —“ Ein halbes Dutzend unwilliger Augenpaare wandte sich dem Vermessenen zu. „— — aber auch ich trage ein Dokument bei mir, das mein Eingreifen rechtfertigt. Darf ich Eure Magnifizenz bitten, Einsicht zu nehmen.“

Und er übergab dem Prorektor das Schriftstück, das er wie ein Heiligtum bisher gehütet hatte. Der las es aufmerksam durch und reichte es weiter. Dann bot er Fritz Kühne freundlich die Hand. „Wir kennen uns,“ sagte er. „An Ihrer Legitimation würde kein Zweifel bestehen, auch wenn dieser Brief nicht wäre. Was haben Sie uns zu sagen?“

Fritz — im Vollbewußtsein der ihm auferlegten Pflicht — fühlte sich jetzt von jeder Scheu befreit.

„Es versteht sich von selbst,“ antwortete er, „daß das, wofür ich einzustehen habe, mir das Herz ebenso zerreißt wie jedem, der weiß, um was es sich handelt. Aber ich glaube, wir haben es mit einem Entschlusse zu tun, der keinen umstoßenden Eingriff zuläßt ... Von geistiger Umnachtung und dergleichen kann nicht die Rede sein. Mein verstorbener Lehrer hat bis zum letzten Arbeitstage Kolleg gelesen. Ich habe Erkundigungen eingezogen. Keiner von seinen jetzigen Hörern hat ein Anzeichen geistiger Verwirrung oder seelischer Unruhe an ihm bemerkt. Ich glaube nicht, daß unter diesen Umständen irgend jemand es unternehmen kann, sich an seinem letzten Willen zu versündigen.“

Ein betroffenes Schweigen entstand.

Der Geistliche, der sich offenbar Mühe gegeben hatte, von der gepflogenen Beratung nichts zu verstehen, hielt den Augenblick für gekommen, die gelehrten Herren an sein heiliges Amt zu erinnern.

Es war nur eine knapp abgemessene Bewegung, ein mildes, gleichsam wehrloses Armeausbreiten nach dem Prorektor hin, aber diese Geste genügte, um erkennen zu lassen, daß ein Zaudern nicht mehr am Platze war.

„Ich fürchte, meine Herren, für uns ist hier nichts mehr zu tun. Wenn ich Hochwürden bitten darf!“

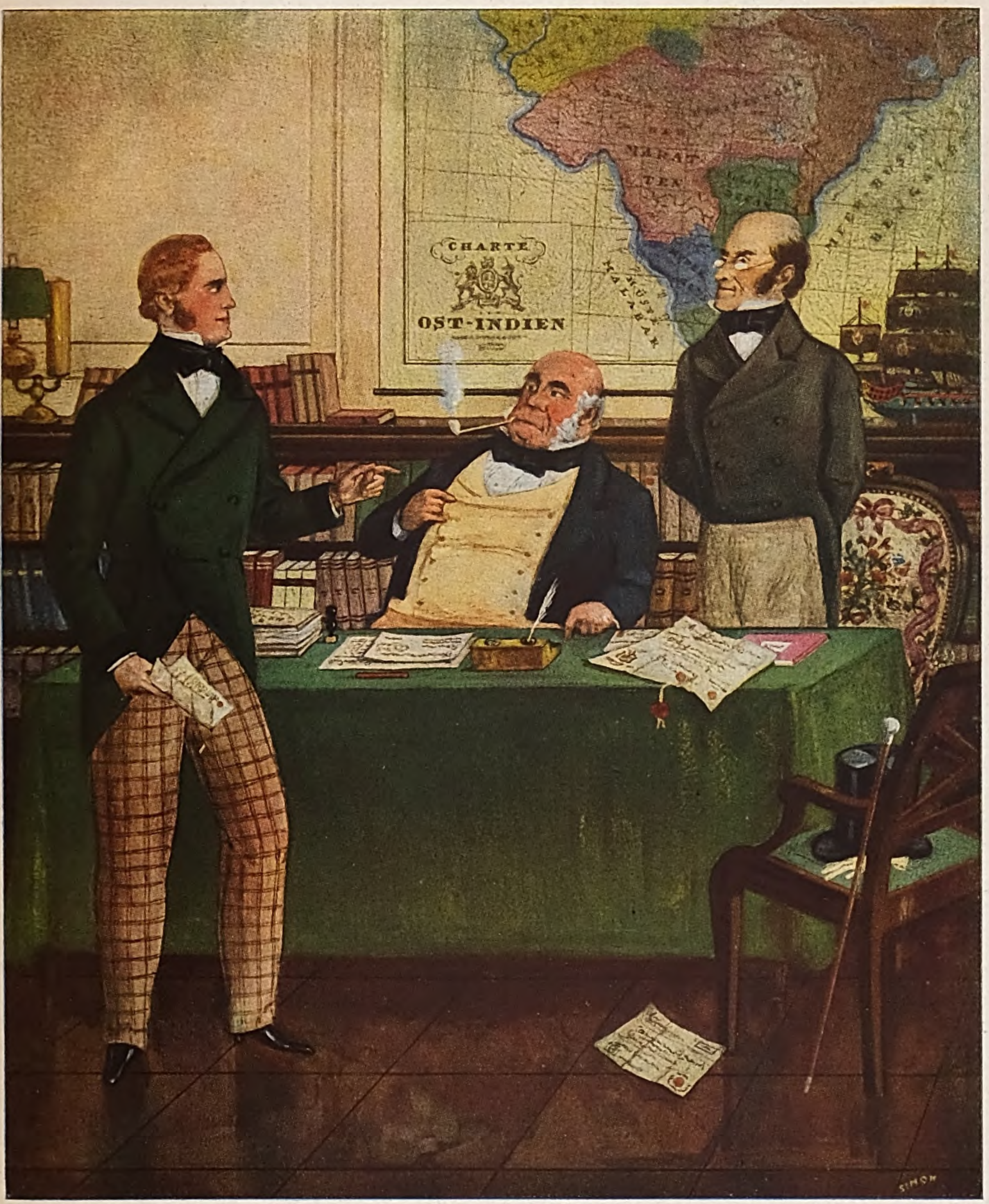
Damit beschloß Seine Magnifizenz die entstandene Debatte und schritt hinter dem Geistlichen zum Treppenflur und nach dem Sarge hin, an dessen Kopfende etliche Stühle für die Großwürdenträger bereitstanden.

Aus dem Rauchfaß stieg blauwirbelndes Gewölk, dem Weihwedel entsprang ein Schauer funkelnder Tropfen, dieweil die Litaneien ertönten.

Helene kauerte vor dem Ofenloch.

Mit wildentschlossenen Augen, wissend, daß ihr Gehorsam den Toten zehnfach tö-

Digitized by Google



Ehrbare Kaufleute. Gemälde von Erich M. Simon

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

tete, sah sie erwartend zu Fritz empor, der die beschriebenen Bogen neu schichtete und herzutrug.

Ein Stoß nach dem andern versank in den Flammen.

★

Das Begräbnis war vorüber.

In dem edlen Bewußtsein unverzagter Pflichterfüllung kehrten die Teilnehmer zu ihren Tagesgeschäften zurück. Auf den Verbindungskneipen stärkte man sich mit einem Trauersalamander, und erst hierdurch war der verstorbene Professor endgültig zur Ruhe gekommen.

Fritz Kühne, der seit dem 1. April bei einem Rechtsanwalt arbeitete, hatte sich von den Bürostunden des Nachmittags freigebeten. Er saß auf seiner Bude, derselben Bude, in der er schon als Fuchs gehaust hatte und die bei seiner Rückkehr durch einen glücklichen Zufall wieder sein eigen geworden war, und las in den Wolken des Abendhimmels.

Das Leben verlangte sein Recht. So hieß die Phrase ja wohl, mit der man Begrabene noch einmal begräbt. Aber heute war sie noch ohne Kraft. Zu heiß brannte das Geschehene in dem wunden Gemüt. Und als die Dämmerung kam, duldete es ihn nicht mehr zwischen den dumpfen vier Wänden. Zum Friedhof zog es ihn. Andacht mußte gehalten werden. Die herzweitende Andacht, die ihm in dem Verlauf gedankenloser Zeremonien versagt geblieben war.

Als er das Gittertor durchschritt, wollte der Pförtner ihm nicht mehr Einlaß gewähren. Es sei schon zu spät und kein Besucher mehr drinnen. Aber ein blanker Taler änderte die Sachlage rasch. Er könne bleiben, solange er wolle. Er werde den Ausgang geöffnet finden.

Ein langer Irrweg durch das Labyrinth der verschatteten Gräber. Endlich leuchtete etwas Buntes und Weißes durch den purpurn blauenden Abend.

Und über den blumenbedeckten Sandhügel hingestreckt lag eine schwarze Frauengestalt. Im Knien zusammengesunken. Das Gesicht in den Kränzen vergraben.

‚Helene!' schoß eine Ahnung ihm durch den Kopf.

Er hob sie empor. Er säuberte sie von Blättern und Erde. Er sprach ihr bittende Worte zu. Und da ihr Leib nach einer Stütze suchte, holte er von einem Nachbargrabe rasch eine Bank. Sie saß still in die Ecke gedrückt, starrte tränenlos vor sich nieder und ließ ihn reden, was er nur wollte. Unwillkürlich kam er dazu, ihrer Mutter Erwähnung zu tun. Da fuhr sie hoch auf. Ein Blick des Entsetzens strich an ihm vorüber ins Leere.

„Hab' ich Ihnen wehe getan?" fragte er erschrocken.

Sie schwieg und starrte.

„Hat Ihre Mutter Ihnen wehe getan?"

Sie schwieg und starrte.

„So reden Sie doch. Es wird Ihnen gut tun. Es wird Ihnen das Herz erleichtern."

Da brach sie los: „Meine Mutter! Jawohl! Meine Mutter! Ich hätte ihn retten können. Ich ganz allein. Aber meine Mutter hat's mir verwehrt. Geahnt hab' ich alles. Geschrien hab' ich nach ihm bei Tag und bei Nacht ... Aber schreiben durft' ich ihm nicht. Nicht einmal, wo ich war, durft' ich ihm schreiben. Denn dann würde sie ihn ins Unglück stürzen, hat sie gedroht. Und so blieb er in seiner Einsamkeit ... Und nur weil er so einsam war, hat er's getan. Wär' ich bei ihm gewesen, dann lebte er — und dann würde alles noch gut."

Bestürzt hörte er dieses Bekenntnis, das ein offenes Sich-Preisgeben schien. Und darüber hinaus kam ihm eine Ahnung von Schicksal und Weihe, in der seine Seele sich vor ihr neigte.

„Ich weiß, Sie haben ihn schon immer geliebt," sagte er, eines fernen Verschmähtseins gedenkend.

Sie leugnete nichts mehr. „Ihnen hat er geschrieben," sagte sie, „aber mir hat er auch geschrieben."

Sie nestelte an den Knöpfen ihrer Bluse und reichte ihm einen Brief. Und als er zögerte, ihn zu nehmen: „Lesen Sie nur. Ich habe — nichts zu — verbergen."

Das Abendlicht reichte gerade noch aus, die Worte seines Abschieds erkennen zu lassen. „Du bist das einzige, das ich auf Erden zurücklasse. Du bist mir wie meine Geliebte, wie meine Frau, und als solche ehre und liebe ich Dich." So lautete einer der wenigen Sätze. Er genügte, um ihn erleichtert aufatmen zu lassen.

Schweigend gab er ihr den Bogen zurück, und schweigend saßen sie eine Weile, bis er ein Trostwort fand.

„Ich weiß nun, wie sehr Sie ihm gefehlt haben," begann er, „aber vielleicht wird es Ihnen etwas wie Frieden geben, wenn ich Ihnen sage, daß wahrscheinlich auch Sie ihn nicht hätten retten können. Denn vieles fraß an ihm. Und an einem davon trag' sogar ich die Schuld. Bedenken Sie nur, wie schlimm es schon um ihn stand, als wir uns in jener Nacht zum erstenmal wieder begegneten. Wenn ich nicht Angst um ihn gehabt hätte, hätt' ich dann wohl dran gedacht, daß Sie ihm vielleicht helfen könnten?"

„Und ich, glaub' ich, habe ihm auch geholfen," sagte sie in demütigem Stolze.

Digitized by Google

„Wenigstens damals. Ich bin heimlich zu ihm gegangen wie eine — wie eine — Und was tat er? Bloß helfen — sonst nichts... Drum konnt' ich auch ihm helfen . . . Und so gewannen wir uns immer lieber. Bis — bis — meine Mutter — meine Mutter — — Ach lieber Herr Kühne, ich will gar nicht mehr heim. Hier übernachten hab' ich wollen . . . Was dann — —" Sie zuckte die Achseln. „Lieber Herr Kühne, mein Examen hab' ich gemacht. Wissen Sie nicht eine Stelle für mich?"

„Das nicht," erwiderte er, „aber wenn ich nach Hause schreibe — dort kennt man Sie schon lange aus meinen Erzählungen. Die Mutter und die Schwestern — alle würden die Arme ausstrecken nach Ihnen."

Sie sah ihn groß an. „Ich dank' Ihnen," sagte sie, „ebensosehr, wie wenn ich es annehmen könnte."

Und dann plötzlich wie ein Segen des Himmels kamen die Tränen ihr. Sie zog die Knie hoch, stützte die Ellenbogen dagegen und schluchzte in die hohlen Hände hinein.

Er ließ sie ruhig gewähren. Mochte sie sitzen und weinen bis in die Nacht. Das Tor blieb ja offen.

Und so geschah's, daß sie von selber zu sich zurückfand. Sie holte tief Atem, trocknete sich das Gesicht ab und sagte: „Ich weiß, es ist Unsinn, aber ich muß immer denken: wenn man einen so lieb hat, dann kann man ihn auch wieder lebendig machen."

„Lebendig erhalten kann man ihn," erwiderte er. „Und das ist auch etwas wert."

„Wie Sie es meinen," klagte sie, „so weit bin ich noch nicht und werde noch lange nicht sein. Ach, lieber Herr Kühne, ich weiß ja nicht aus, nicht ein."

„Und doch liegt das Leben vor Ihnen und will gelebt werden."

„Fragt sich nur, wie?" begehrte sie auf.

„Als ich auch einmal nicht aus, nicht ein wußte," entgegnete er, „und Sie in meiner Angst fragte, was man wohl machen könnte, da gaben Sie mir zur Antwort: ‚Man muß gut sein.' Besinnen Sie sich noch?"

Jawohl, sie besann sich und nickte.

„Das kam mir damals sehr simpel vor. Aber je länger ich daran dachte, desto mehr kam ich dahinter, daß es kein besseres Rezept gibt, um mit dem Leben fertig zu werden."

„Er war gut," schluchzte sie auf, „und ist doch zugrunde gegangen."

„Liebes Fräulein Helene," erwiderte er, „wir beide werden das Rätsel nicht lösen, woran er zugrunde ging. Das alles ist noch zu schwer und zu wirr für uns. Vielleicht wird uns später einmal Klarheit kommen. Vielleicht kommt sie auch nie. Es ist möglich, daß seine Werke sie uns gebracht hätten. Aber die sind ja nun hin."

„Machen Sie sich keine Vorwürfe deshalb?" fragte sie.

„Nein," erwiderte er mit sicherer Stimme. „Auf die Vollzieher seiner Wünsche muß der Tote sich verlassen können. Die sind, was von ihm noch lebt. Und darum darf kein Zweifel und keine Reue uns anwandeln. Sie nicht und mich nicht. Und zum Trost müssen wir uns sagen: Das Wahre, das drin stand, kommt wieder. Vielleicht ist es schon da. Wir wissen's nur nicht."

Wieder wurde es still zwischen ihnen.

Das Abendrot brannte in dunklen Gluten, die das Gezweig schwarzzackig durchgitterte. Irgendwo sang eine Nachtigall. Von dem fernen Hafen her kam ab und zu ein langgezogenes, müde abschwellendes Heulen.

„Ach, wie ist man geborgen hier!" flüsterte sie.

„Und doch müssen wir fort," mahnte er.

„Ja," sagte sie. „Und ich werde zu Mutter heim. Die fällt von einem Weinkrampf in den andern. Ich werde mich zu ihr setzen und sie streicheln. Denn man muß gut sein, haben Sie gesagt."

„Nein, das haben Sie gesagt," erwiderte er mit einem ernsten Lächeln.

„Aber gehandelt habe ich nicht danach," entgegnete sie und erhob sich.

Wohl taumelte sie ein wenig, aber dann straffte sie sich und stand fest auf ihren zwei Beinen.

Und während er die Bank, auf der sie gesessen hatte, zu ihrem alten Platze zurücktrug, beugte sie sich zu dem Grabhügel nieder und rückte die Kränze zurecht, die ihr liegender Körper verschoben hatte.

Auf einer der seidenen Schleifen, die sich üppig über die andern hinlagerte, erglühte im Abendrot die goldene Inschrift: „Ihrem unvergeßlichen Freunde — Marion und Rudolf Follenius."

„Diese Freundschaft war auch ganz verschollen," sagte sie, darauf herniederweisend.

Er lachte kurz auf und erwiderte: „Sie wird soviel wert gewesen sein wie alle die anderen, deren Zeugnisse da herumliegen ... Ich fürchte, wenn w i r ihm nicht Treue halten, wird er sehr bald vergessen sein."

Und da beim Scheiden ein neuer Schmerzanfall sie ins Wanken brachte, legte er leise ihren Arm in den seinen und führte sie von der Stätte des allzeit wachenden Todes in die schlaftrunkene Welt zurück.

Digitized by Google

Dokumente zur Geschichte der Naturwissenschaften

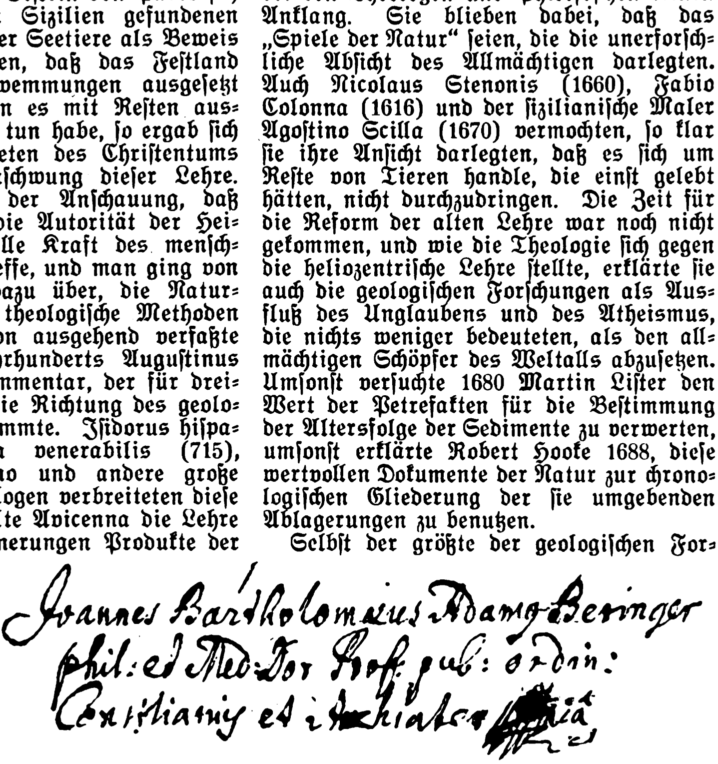
Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter

Die gefälschten Fossilien und Johannes Bartholomaeus Adam Beringer

Die Versteinerungen führenden Schichten zeigen uns die Pflanzen und die Tiere vergangener Jahrtausende. Die Reste erloschener Tier- und Pflanzenarten wechseln in ihnen; je tiefer wir in den Schichten abwärts steigen, desto mehr untergegangene Lebewesen treten uns vor Augen, die in den jüngeren Schichten nicht mehr vorkommen, sondern durch neuere Arten ersetzt sind. Nur sehr langsam und unter großen Schwierigkeiten hat sich diese neuzeitliche Auffassung der Geologie durchkämpfen können. Wenn auch bereits die Ansicht der griechischen Philosophen, wie insbesondere des um 520 v. Chr. wirkenden Xenophanes von Kolophon und des um 450 v. Chr. lehrenden Empedokles dahin ging, daß die fossilen Überreste von Seetieren und von Pflanzen, wie sie im Gestein von Paros sich fanden, und die in Sizilien gefundenen fossilen Knochen großer Seetiere als Beweis dafür anzusehen seien, daß das Festland periodischen Überschwemmungen ausgesetzt gewesen sei und man es mit Resten ausgestorbener Arten zu tun habe, so ergab sich doch mit dem Auftreten des Christentums ein wesentlicher Umschwung dieser Lehre. Man kam nun zu der Anschauung, daß nichts feststehe als die Autorität der Heiligen Schrift, die alle Kraft des menschlichen Geistes übertreffe, und man ging von dieser Anschauung dazu über, die Naturerscheinungen durch theologische Methoden zu erklären. Hiervon ausgehend verfaßte anfangs des 5. Jahrhunderts Augustinus seinen Schöpfungskommentar, der für dreizehn Jahrhunderte die Richtung des geologischen Denkens bestimmte. Isidorus hispalensis (624), Beda venerabilis (715), Thomas von Aquino und andere große mittelalterliche Theologen verbreiteten diese Lehre. Um 1020 stellte Avicenna die Lehre auf, daß die Versteinerungen Produkte der plastischen Kraft seien, die als ein der Natur innewohnender Trieb, Organisches aus Unorganischem zu schaffen, anzusehen, jedoch nicht kräftig genug gewesen seien, ihre Schöpfungen zu beleben. Auch Albertus Magnus hielt im 13. Jahrhundert an dieser Lehre fest, die sich in der von Alessandro degli Alessandri 1510 gegebenen Deutung, daß die Versteinerungen ausschließlich von der Sintflut herstammten, als der Kirche genehme Hypothese jahrhundertelang behauptete.

Die widersprechenden Ansichten von Leonardo da Vinci (1501), von Girolamo Fracastoro (1517) und namentlich von Bernard Palissy und Georg Agricola (1550), die dafür eintraten, daß die in Kalk und anderm Gestein wie dem Mansfelder Kupferschiefer gefundenen Reste versteinerte Reste von Pflanzen und Tieren seien, daß sie da gelebt hätten, wo die Überreste sich gefunden haben und daß manche der Versteinerungen noch lebenden Gattungen glichen, fanden bei den Theologen und Philosophen keinen Anklang. Sie blieben dabei, daß das „Spiele der Natur“ seien, die die unerforschliche Absicht des Allmächtigen darlegten. Auch Nicolaus Stenonis (1660), Fabio Colonna (1616) und der sizilianische Maler Agostino Scilla (1670) vermochten, so klar sie ihre Ansicht darlegten, daß es sich um Reste von Tieren handle, die einst gelebt hätten, nicht durchzudringen. Die Zeit für die Reform der alten Lehre war noch nicht gekommen, und wie die Theologie sich gegen die heliozentrische Lehre stellte, erklärte sie auch die geologischen Forschungen als Ausfluß des Unglaubens und des Atheismus, die nichts weniger bedeuteten, als den allmächtigen Schöpfer des Weltalls abzusetzen. Umsonst versuchte 1680 Martin Lister den Wert der Petrefakten für die Bestimmung der Altersfolge der Sedimente zu verwerten, umsonst erklärte Robert Hooke 1688, diese wertvollen Dokumente der Natur zur chronologischen Gliederung der sie umgebenden Ablagerungen zu benutzen.

Selbst der größte der geologischen For-



Unterschrift Beringers aus einem Stammbuch

Im Verlage von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, erscheint zum 8. August d. J., dem achtzigsten Geburtstag des bekannten Sammlers und Gelehrten, eine neue Schrift von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter: „Naturforscher und Erfinder.“ Biographische Miniaturen. Mit 16 Tafeln und 22 Textabbildungen

scher des 17. Jahrhunderts, der an der Universität Cambridge lehrende John Woodward, konnte zwar 1695 in seiner „Naturgeschichte der Erde" die Grundlage der bisherigen Anschauung über Versteinerungen zerstören und klar erweisen, daß, wie Xenophanes es schon 2000 Jahre vorher behauptet hatte, es sich um wirkliche Überbleibsel von Lebewesen handle; er konnte aber über die Autorität der Kirche nicht hinaus und mußte sich der Ansicht bequemen, daß die Fossilien von der Sintflut hervorgebracht seien. Und auch Johann Jakob Scheuchzer, der 1726 einen fossilen Riesensalamander (Andrias Scheuchzeri) entdeckt hatte, mußte sich zu dieser Stellungnahme bequemen. Auch der weithin berühmte Georges Louis Leclerc de Buffon war mit seinem 1749 unternommenen Versuch, die Hypothese einer universellen Sintflut zu bekämpfen und in den Fossilien die Reste erloschener Arten von Lebewesen zu sehen, nicht glücklicher. Die allmächtigen Theologen der Sorbonne zwangen ihn zum Widerruf und zu der Erklärung: „Ich hatte nicht die Absicht, dem Wortlaut der Schrift zu widersprechen, ich glaube fest an das dort über die Schöpfung Erzählte, sowohl hinsichtlich der Tatsachen als auch der Zeitangaben. Ich gebe alles auf, was ich in meinem Buche über die Bildung der Erde gesagt habe, namentlich auch das, was der Erzählung von Moses zuwiderläuft."

Erst fünfzig Jahre darauf gestaltete sich die Situation günstiger für die Lösung der Frage der fossilen Überreste. Zwar G. Christian Füchsel (1762), Giovanni Arduino (1789) und selbst Antoine Laurent de Jussieu (1789) vermochten sich nicht durchzusetzen, doch William Smith gelang es 1799 mit seinen handgreiflichen und unumstößlichen Beweisen, daß die geschichteten Gesteine am sichersten nach ihren organischen Einschlüssen erkannt und chronologisch angeordnet werden könnten, durchzudringen und so die historische Geologie zur Anerkennung zu bringen. Ihm traten dann Georges Cuvier 1812 und Adolphe Theodore Brongniart 1822 bahnbrechend zur Seite, indem sie scharf die Bedeutung der Versteinerungen für die Erforschung der Erdgeschichte betonten. Cuvier namentlich zeigte deren Bedeutung für das Verständnis des tierischen Bauplanes, während

Tafel 1 mit angeblichen Fossilien aus J. B. A. Beringer „Lithographiae Wirceburgensis specimen primum"

Digitized by Google

Brongniart die vollständigste und beste Übersicht der bis dahin bekannten fossilen Pflanzenwelt gab. Damit erhielt, wie Zittel in seiner „Geschichte der Geologie“ bemerkt, die Versteinerungskunde ihre leitende Stellung in der Formationslehre und hörte auf, der Tummelplatz dilettantischer Bestrebungen zu sein, wie sie sich namentlich in der Periode geltend gemacht hatten, als die Fossilien von den leitenden Theologen als Naturspiele angesehen worden waren und die vis plastica ihre große Rolle gespielt hatte.

Diese hypothetische Kraft war es, die anfangs des 18. Jahrhunderts zu einem in den Annalen der Wissenschaft einzig dastehenden Kapitel menschlicher Torheit Anlaß gab, bei dessen Darstellung ich zum Teil Andrew Dickson Whites „Geschichte der Fehde zwischen Wissenschaft und Theologie“ und Zittels „Geschichte der Geologie“ gefolgt bin.

1726 veröffentlichte Johann Bartholomaeus Adam Beringer, Professor in Würzburg und Leibarzt des dortigen Fürstbischofs, eine Abhandlung „Lithographiae Wirceburgensis specimen primum“, in der sich Abbildungen von über 200 angeblichen Fossilien fanden. Beringer hatte sich so sehr in die Idee verrannt, Fossilien seien Steine besonderer Art, die der Schöpfer zu seinem eigenen Vergnügen gemacht habe, daß er das Opfer einer Täuschung von Arbeitern wurde, die aus Eibelstädter Muschelkalk künstliche Versteinerungen für ihn anfertigten. Diese Wundersteine, die Pflanzen, Schnecken, Salamander, Frösche und Fische allerart darstellten und zum Teil hebräische und syrische Inschriften trugen, nahm der leichtgläubige Beringer für bare Münze. Seine Freude über den Fund war übergroß, schien er doch seine Hypothese, daß der Universalschöpfer im Schoß der Erde diese Steine geschaffen habe, zu bestätigen. Durch seinen Schüler Georg Ludwig Hueber ließ er die These der vis plastica verfechten und ein Buch mit vielen Abbildungen seiner Funde unter dem obengenannten Titel herausgeben. Erst als sein Kollege Johann Christian Kundmann aus Breslau gegen die Falsifikate auftrat, erkannte Beringer, der bis dahin jeden Angriff auf seine Steine als üble Nachrede seiner Gegner von sich gewiesen hatte, den ihm gespielten Possen. Er ließ alle Exemplare des Buches, deren er habhaft werden konnte, zurückkaufen. Einer seiner Nachkommen jedoch verkaufte diese Exemplare an den Buchhändler Tobias Goebhardt in Leipzig, der sie mit verändertem Titel herausgab und mit diesem Beweise menschlicher Leichtgläubigkeit einen großen Erfolg erzielte. Eine reiche Sammlung dieser Lügensteine befindet sich im Bamberger Naturalienkabinett, einige auch in den Universitätssammlungen von Würzburg und München.

Ich füge ein Faksimile eines in der Staatsbibliothek vorhandenen Albumblattes bei, das aus dem Jahre 1832 stammt, in dem Beringer von seinem Mißgeschick so überzeugt war, daß er mit Jesus Sirach Kapitel 30 schreibt: „Besser ist der Tod denn ein bitteres Leben, besser die ewige Ruhe, denn stete Krankheit.“

Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, und Christoph Wilhelm Hufeland

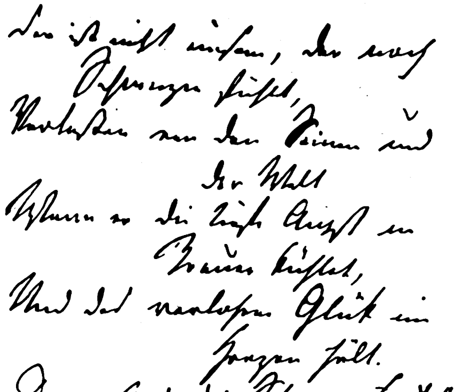
In meiner Bibliothek fiel mir kürzlich ein Büchlein in die Hand, das vom Juli 1796 herrührt und doch trotz seiner hundertunddreißig Jahre so hypermodern anmutet, daß man glauben möchte, der Verfasser Christoph Wilhelm Hufeland habe durch den Titel „Makrobiotik, die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ auch diesem Büchlein ein langes Leben verschrieben.

„Man darf die Kunst, das Leben zu verlängern, nicht mit der gewöhnlichen Medizin oder medizinischen Diätetik verwechseln, sie hat andere Zwecke, andere Mittel, andere Grenzen. Der Zweck der Medizin ist Gesundheit, der der Makrobiotik langes Leben,“ sagt der Verfasser in seiner Vorrede und fügt hinzu: „Seit acht Jahren ist dieser Gegenstand die Lieblingsbeschäftigung meiner Nebenstunden gewesen, und ich würde mich freuen, wenn sie anderen auch nur halb so viel Unterhaltung und Nutzen schaffen sollte, als sie mir verschafft hat.“

Ich kann als nun bald Achtzigjähriger teilweise mit Hufelands eigenen Worten bestätigen, daß „selbst in den seitherigen traurigen und menschenverschlingenden Zeiten mir dies Büchlein immer Tröstung und Aufheiterung gegeben hat“, und ich möchte nicht unterlassen, auch andern das Buch zu empfehlen, das so recht eigentlich für das Publikum bestimmt ist und das manchem zu der Begründung eines langen und gesunden Lebens verhelfen kann.

Das Hufelandsche Buch war nicht das erste Buch dieser Art. Schon im Jahre 1558 hat Luigi Cornaro in Padua seine „Discorsi della vita sobria“ („Reden über ein mäßiges Leben“) herausgegeben, in denen er eine einfache und strenge Diät vorschrieb, die er so genau befolgte, daß er sich ein glückliches und hohes Alter verschaffte. Mit dreiundachtzig Jahren schrieb er die Geschichte seines Lebens und seiner Erhaltung und gab all der Zufriedenheit und Heiterkeit Ausdruck, die er seiner Lebensart verdankte. Er hatte bis in das vierzigste Jahr ein schwelgerisches Leben geführt, war beständig krank und durch Fieber und Schmerzen so herunter, daß seine Ärzte ihm nur noch zwei Monate gaben. Da hatte er

Digitized by Google



die Energie, sich auf sparsame Diät zu setzen, und siehe da, nach einem Jahr war er gesunder als je in seinem Leben. Er erreichte das hundertste Jahr.

Außerdem hat der berühmte Francis Bacon in seiner „Historia vitae et mortis“ seine Ideen über Leben und Lebenskraft niedergelegt und geistvolle Aperçus über die Natur im gesunden und kranken Zustande gegeben, die Hufeland mächtig anregten.

Christoph Wilhelm Hufeland ist am 12. August 1762 in Langensalza in Thüringen als Sohn eines Arztes geboren. Sein Leben können wir an Hand seiner Selbstbiographie verfolgen, die bis zum neunundsechzigsten Jahre reicht. Seine erste Erziehung erhielt er in Weimar, wohin der Vater übergesiedelt war, durch einen tüchtigen, aber pedantischen Kandidaten der Theologie Restel. Vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahre genoß er den Unterricht des Direktors des Gymnasiums Heinze. 1780 ging er nach Jena, wo er dem Anatomen Loder, „das einzige, was er wirklich in Jena lernte, die Anatomie, verdankte“; von 1781 bis 1782 finden wir ihn in Göttingen, wo namentlich Blumenbach und der äußerst praktische August Gottlob Richter seine Führer wurden. Richter verdankte Hufeland den historischen Zug, der ihn auszeichnete; die Geschichte der Medizin betrachtete er als die beste Lehrmeisterin und ihr Studium als unentbehrlich und wirkte später in Berlin für die Errichtung eines medizin-historischen Lehrstuhls. Am 24. Juli 1783 promovierte Hufeland und wendete sich der ärztlichen Praxis in Weimar zu. Er war ein Verehrer literarischer Tätigkeit und veröffentlichte trotz der enormen Inanspruchnahme durch die schwierige Praxis größere und kleinere Aufsätze, von denen ich namentlich die über die Gefahren des Lebendigbegrabenwerdens und die sich anschließende Agitation zur Errichtung von Leichenhäusern erwähne, die tatsächlich in Weimar und anderen Städten einschlug. Bei all diesen Publikationen und ganz besonders bei den 1791 und 1792 über die Pocken und den im Anschluß daran 1800 erschienenen Mitteilungen über die Impfung zeigte sich deutlich Hufelands Tendenz, auf das Laienpublikum zu wirken, bei dem er sich infolgedessen während seines ganzen Lebens einer großen Popularität erfreute. 1793 wurde Hufeland, nicht ohne Mitwirkung des ihm befreundeten Goethe, bei dessen Freitagsgesellschaften Hufeland ein regelmäßiger Gast war, zum Professor der Heilkunde in Jena ernannt; seine Vorträge dort waren wegen der vortrefflichen Darstellung und der schönen Sprache von einem erlesenen Publikum besucht. Namentlich die Vorlesungen über Diätetik und Lebensverlängerung erregten großes Aufsehen; in ihnen führte er den diätetischen Grundsatz des für die Erhaltung und die Gesundheit des Lebens nötigen Gleichgewichts von Verbrauch und Ersatz vollständig durch und zeigte, daß das Leben der Organismen von Mischung und Form der Grundstoffe und von dem Stoffwechsel abhänge.

Diese Ideen wurden das Leitmotiv der „Makrobiotik“, die seiner wohlwollenden Menschenliebe und seiner eindringlichen Aufmunterung zu einem vernunftgemäßen Leben, als dem besten Mittel zu seiner Erhaltung, entsprang. Als oberstes Gesetz empfiehlt er darin, daß der Mensch der Natur und ihren Gesetzen treu bleibe; je mehr er sich davon entferne, um so mehr schade er der Lebensdauer, und ganz besonders empfiehlt er die Arbeit. Nie habe ein Müßiggänger ein hohes Alter erreicht.

1800 wurde Hufeland an Stelle des verstorbenen Christian Gottlieb Selle als erster Arzt an die Charité in Berlin berufen und gleichzeitig zum Leibarzt des Königs und Präses der Oberexaminations-Kommission und Direktor des medico-chirurgischen Kollegiums ernannt.

Seine Tätigkeit war hier eine so umfassende, daß er zu Vorlesungen keine Zeit fand, um so mehr als auch die politischen Ereignisse Einfluß auf sein Leben gewannen, indem er als Leibarzt dem Königspaar in den Jahren 1807 und 1808 nach Memel und Königsberg folgte. Erst Anfang 1810 war es ihm möglich, über Pathologie und Therapie zu lesen. In demselben Jahre wurde Hufeland in das Ministerium für Medizinalangelegenheiten berufen.

Digitized by Google

Selten genoß ein Arzt ähnliches Ansehen und Vertrauen bei seinen Kollegen und beim Publikum, wie es Hufeland beschieden war. Er lebte aber auch nur für andere, nicht für sich selbst; in den Zeiten der angestrengtesten Tätigkeit wurde seine literarische Arbeit zu einer Quelle der besten Ratschläge für die Laien. Seine Empfehlung lauwarmer Bäder 1801, seine Warnung vor dem verderblichen Mißbrauch des Branntweins 1802, seine Propaganda für die Anwendung von Seebädern 1802, seine praktischen Ratschläge für die Anwendung der Heilquellen 1808, seine Arbeit über die Zulässigkeit der medizinischen Tätigkeit der Landgeistlichen zum Besten des armen Landvolkes 1809, seine Vorschläge zur zweckmäßigen Fürsorge für bedürftige Kranke 1810, seine Armenpharmakopöe 1810, die bald allgemein eingeführt wurde, zeigten sein warmes Herz und seinen stets hilfsbereiten, menschenfreundlichen Sinn. Diesen Sinn betätigte er auch gegenüber seinen Kollegen durch die Begründung der nach seinem 1829 entworfenen Plane ausgeführten, heute noch bestehenden Hufelandschen Stiftung, eines Hilfsvereins für notleidende Ärzte, der Hufelands Namen für immerdar verherrlicht hat. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Lebensskizze der vielen kleineren Arbeiten von Hufeland zu gedenken, die er Jahr für Jahr in dem von ihm gegründeten „Journal der praktischen Heilkunde" veröffentlichte, dagegen muß ich der letzten Schrift von Hufeland, des „Enchiridion medicum oder Anleitung zur medizinischen Praxis" gedenken, die den Inbegriff seiner ärztlichen Grundsätze und des in der Praxis Feststehenden, Wesentlichen und Heilbringenden wiedergibt. Sie ist von Hufeland selbst als „Vermächtnis einer fünfzigjährigen Erfahrung" bezeichnet worden, und sie ist auch sein Testament geworden, denn kurze Zeit nach ihrem Erscheinen nahm Hufelands Leiden, das ihn schon fünf Jahre quälte, derart überhand, daß er ihm am 15. August 1836 erlag. Bezeichnend für den stets hilfreichen Mann ist sein Motto zum „Echiridion":

„Was mich das Leben gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Leg' ich dankbar und treu auf Hygieens Altar.
Helfen durch Lehre und Tat war meines Lebens Bestimmung;
Möcht' auch noch nach meinem Tod Lehrer und Helfer euch sein."

Gerhard Mercator, der Reformator der Geographie
Mit einem Briefe von Mercator

Man möchte es kaum glauben, daß der alexandrinische Gelehrte Claudius Ptolemaeus im Jahre 135 unserer Zeitrechnung bereits von 8000 Orten der bewohnten Erde zwischen dem 10. Grad südlicher und dem 26. Grad nördlicher Breite durch astronomische Beobachtungen gewonnene Positionsstellungen besaß, die mehrere Jahrhunderte später zur Zeichnung von Karten dienten, die ptolomäische Karten genannt wurden.

Eine Kopie dieser Karten mit zugehörigem Text wurde um 1200 n. Chr. im Kloster Vatoped auf dem Berg Athos aufgefunden und bildete bis zur Renaissancezeit die Hauptkenntnis in Kartographie.

Karten in unserem heutigen Sinn waren das allerdings nicht; es waren nur diese 8000 Positionen in einem durch eine stereometrische Projektion hergestellten Gradnetz registriert. Und über 300 Jahre vergingen dann noch, bis auf der Unterlage dieser Karten Hand in Hand mit den Errungenschaften der Geographie die neuere Entwicklung der Kartographie sich aufbaute.

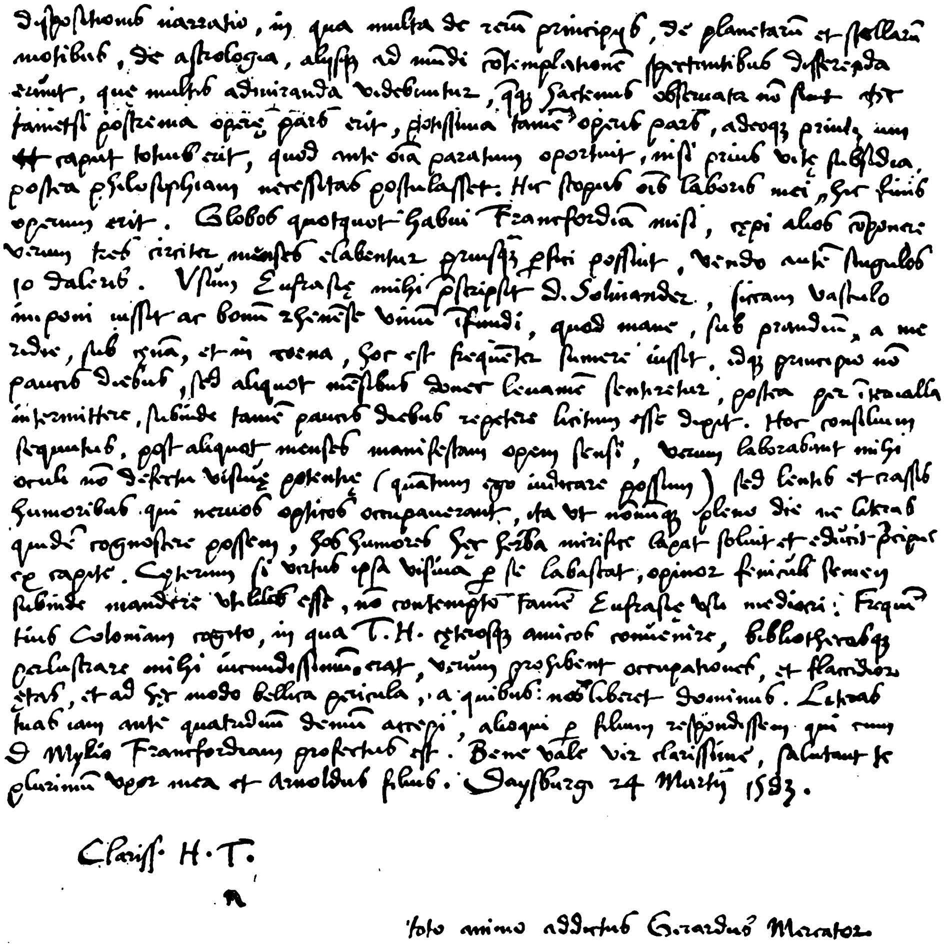
Zu einer solchen Entwicklung gehörte es vor allen Dingen, daß die Karte sich mehr den wirklichen Verhältnissen näherte, als es bei den ptolomäischen Karten der Fall war, und daß man dem Beschauer der Karte den Aufbau und die Art des Geländes vor Augen brachte. In diese Aufgaben teilten sich die deutschen Gelehrten Martin Waldseemüller (1513), Sebastian Münster (1544), Philippus Apianus (1568) und vor allem Gerhard Cremer, genannt Mercator.

Die 24 „bayrischen Landtaffeln" des Apianus waren es namentlich, die von Bedeutung für die Geländedarstellung wurden, und Mercator war es, der 1554 die ptolomäusche Projektion so verbesserte, daß die Karten die wahrhaftere Form erhielten und daß in den 1578 erschienenen „Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restitutae" die Interessenten eine zum allgemeinen Gebrauch schon handliche Kartensammlung erhielten.

Mercators Ruhm wurde aber besonders durch seine 1569 geschaffene Weltkarte begründet, die durch die Projektion der wachsenden Breiten dem Seemann gestattete, den Kurs seines Schiffes als gerade Linie festzulegen. So wurde nicht mit Unrecht von Abraham Ortelius Mercator als der Ptolomäus des 16. Jahrhunderts gefeiert und von dem berühmten Geographen Maltebrun als der wahre Reformator der Geographie gepriesen.

Mercator war am 5. März 1512 in Rupelmonde in Flandern geboren; er erlernte in Löwen den Kupferstich und die Herstellung wissenschaftlicher Instrumente. 1544 wurde er als der Ketzerei verdächtig verhaftet und fast ein halbes Jahr im Kerker behalten. Von dieser Zeit ab war er dauernd von Spähern der Inquisition

Digitized by Google



dispositionis narratio, in qua multa de rerum principijs, de planetarum et stellarum motibus, de astrologia, alijsque ad mundi contemplationem pertinentibus describenda erunt, quae multis admiranda videbuntur, quae hactenus abstrusa [illegible]. Est tametsi postrema operis pars erit, potissima tamen operis pars, adeoque prius in id caput totus erit, quod ante omnia paratum oportuit, nisi prius vitae subsidia, postea philosophiam necessitas postulasset. Hic scopus omnis laboris mei, hic finis operum erit. Globos quotquot habui Francofordia misi, cepi alios [illegible] verum tres circiter menses elabentur priusquam perfici possint, vendo autem singulos 10 dalerus. Usum Eufrasiae mihi praescripsit D. Solinander, herbam vasculo imponi iussit ac bonum generosi vini infundi, quod mane, sub prandium, a merende, sub coena, et in coena, hoc est frequenter sumere iussit. Atque principio non paucis diebus, sed aliquot mensibus donec [illegible] sentirem, postea per intervalla intermittere, subinde tamen paucis diebus repetere licitum esse dixit. Hoc consilium sequutus, post aliquot menses manifestam operam sensi, verum laborabant mihi oculi non defectu visus potentiae (quatenus ego iudicare possum) sed lentis et crassis humoribus qui nervos opticos occupaverant, ita ut nonnunquam plenus die ne literas quidem cognoscere possem, hos humores hec herba mirifice [illegible] solvit et [illegible] ex capite. Caeterum si virtus ipsa visiva per se labascat, opinor [illegible] semen subinde mandendum utile esse, non contempto tamen Eufrasiae usu medicari. Frequentius Coloniam cogito, in qua T. H. [illegible] amicos convenire, bibliothecasque perlustrare mihi iucundissimum erat, verum prohibent occupationes, et flandrorum status, et ad hoc modo bellica pericula, a quibus nos liberet dominus. Literas tuas iam ante quatriduum domum accepi, alioqui per filium respondissem, qui cum D Mylio Francofordiam profectus est. Bene vale vir clarissime, salutant te plurimum uxor mea et Arnoldus filius. Duysburgi 24 Martij 1583.

Clariss. H. T.

Toto animo addictus Gerardus Mercator

Untere Hälfte des Briefes von Gerhard Mercator an Heresbach vom 24. März 1583

umgeben, bis ihm der Aufenthalt in Belgien verleidet wurde. Er siedelte 1552 nach Duisburg über, wo er fortan als Kosmograph des Herzogs von Jülich lebte und wirkte und wo er am 2. Januar 1594 im Alter von 82 Jahren starb.

Von dort datiert der nachstehende schöne Brief an Heresbach, in dem er sich eingehend über die Herstellung der Karten von Frankreich und Deutschland ausspricht, die im Jahre 1585 erschienen. Einen Teil des Briefes füge ich im Faksimile bei.

„Geehrtester Herr Heresbach!

So sehr Du meine geographischen Arbeiten zu sehen wünschest, so sehr wünsche ich, daß Du, der mir so lange in Freundschaft verbunden ist, sie nicht nur oberflächlich kennen lernest, sondern durch deren Übermittlung bedacht werdest.

Es war stets mein Wunsch, Du mögest Dich zuerst über die Beschreibung Deutschlands erfreuen, dringende Bedürfnisse aber haben mich auf Frankreich abgelenkt, und um dies hervorzubringen, habe ich mehrere Jahre aufgewendet. Es lag dies nicht an der Schwierigkeit der Beschreibung, sondern am Versagen der Kupferstecher. Als solchen habe ich allein meinen Sohn Arnold. Ich selbst bin zu sehr mit den ptolomäischen Tafeln beschäftigt und mit Aufträgen unseres Fürsten überhäuft. Neuerdings ist nun Hogenberg hinzugekommen, der jedoch mit eigenen Arbeiten beschäftigt, nur wenige Tafeln wird schaffen können, während doch der zweite Band der Geographie deren 120 erfordert. Die Tafeln von Frankreich hoffe ich bestimmt innerhalb eines Jahres zu haben und es Dir zuerst zuschicken zu können. Sobald es geschehen ist, kehre ich zu Deutschland zurück, von dem ich 6 Tafeln bereits fertig habe, von dem es im ganzen 20 sein werden, viele davon noch nicht ediert und die Dir gefallen werden. Dann werde ich an Italien, Spanien, England und an die übrigen Länder gehen, bis ich, wenn der Herr es gibt, alles vollendet haben werde."

Digitized by Google

Besuch bei Masolle

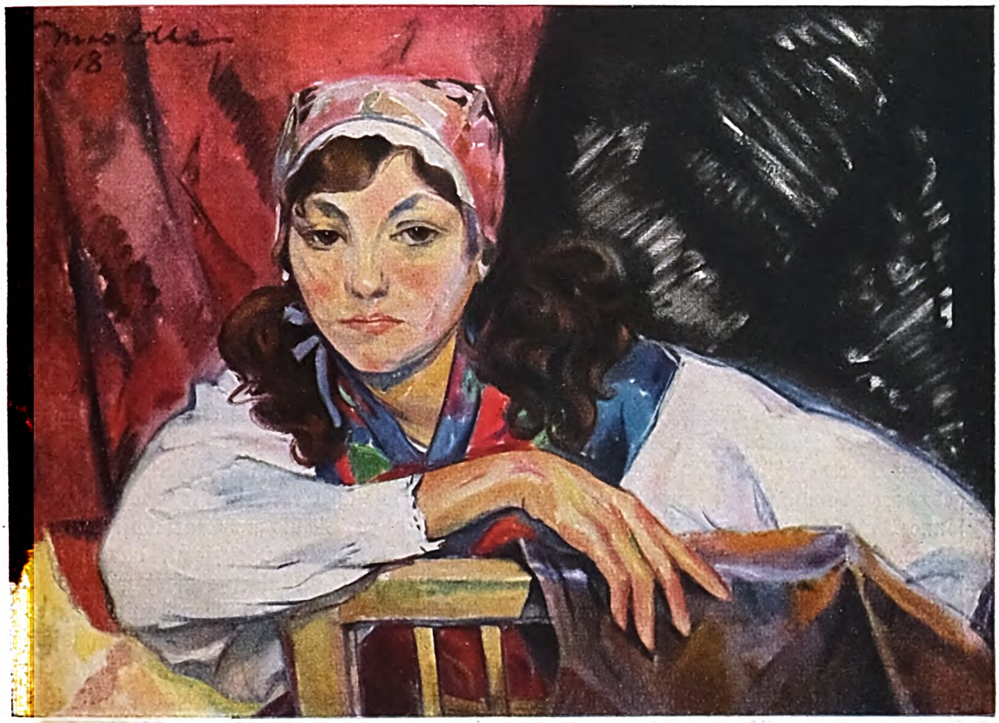
Von Dr. Carl David Marcus

Beim Aussteigen gibt es sofort eine Erschütterung. Mein Bruder und seine Frau erwarten uns am Bahnhof Tällberg mit einem Auto, von dem ich nichts wußte. Obgleich ich gar nichts besitze, mache ich der Form halber mein Testament. Ich sehe mit Wehmut den kleinen Zug das Bahnhofsgebäude verlassen, das wieder so allein und still dasteht, wie nur an einer schwedischen Bahn möglich ist. Ich sehe über Wälder und Wiesen endlich den Siljansee auftauchen und denke, dreißig Stunden bist du von Berlin unbeschädigt gefahren, um bei Tällberg ums Leben kommen zu müssen, nur weil deine Schwägerin sich nicht beherrschen kann. Und noch dazu diese Wege in Dalarna, gebaut für einen Verkehr von einigen Pferdegespannen und ein Paar Ochsen am Tag. Schmal sind sie wie eine Mondsichel, biegen tun sie sich aus Neugier nach allen Windrichtungen, steigen und sinken tun sie, diese Wege, wie eine Tonleiter auf dem Notensystem, wenn man die meisten Noten überspringt.

Aber meine Schwägerin tut so, als ob es für sie nichts Natürlicheres gäbe, als gerade diesen Weg Auto zu fahren. Sie biegt um die Ecken, sie töfft, sie kurbelt. Allmählich tauche ich aus einem Knäuel von Beinen und Koffern empor — meine Frau, die sonst sehr praktisch ist, reist nie mit weniger als drei großen Koffern, reist aber auch um so weniger.

Doch der Weg wird immer schmaler, die roten Häuschen, die „Stugor" heißen, rücken immer näher, die Birken hängen über unsern Köpfen. Jetzt fährt die Frau wahrhaftig auf eine Mauer los! Nein, sie biegt in einen unsichtbaren Pfad ein, das Auto gleitet sachte hinab, und wir sind da! Wir sind alle da, auch mein Bruder, der kleiner und schlanker ist als ich und auf Reisen in unsrer Kindheit leicht verloren ging.

Es ist ein neues Häuschen im getreuen Dalastil gebaut, aus dicken Balken gezimmert, rot gestrichen, niedrig und breit, das eine Wohnzimmer mit eingebauten Betten,



Saros-Karin

Digitized by Google

gewebten Decken und Teppichen dekoriert, mit Malereien im alten Bauernstil. Spätestens im 18. Jahrhundert hat sich in Dalarna ein ganz bestimmter Dekorationsstil ausgebildet, der Schränke, Wände, Türen verziert und durch wandernde Gesellen nach andren Provinzen um sich gegriffen hat.

Wir lagern uns unter Birken, trinken Kaffee, ein symbolischer Akt der schwedischen Gastfreundschaft wie in der Türkei. Und dicht Völkerschlacht, Giganten von Wolken tauchen plötzlich auf, verschwinden ebenso rasch in einem Taumel von Farben und Formen.

⋆

Am nächsten Tage — es ist ein Sonntag — werden wir zu einer Tagestour im Auto vom Bruder abgeholt. Es ist ein wunderbarer Sonntag. Hoher blauer Himmel wölbt sich über Land und See, die Luft, abgekühlt von der Nacht, duftet von Wiesen und Wäldern.

Alter Mann. Radierung

vor uns liegt der Siljan, berühmt in Geschichte und Sage, dunkelblau; ein weißer Dampfer gleitet friedlich über dies Wasser, das für Segelboote nicht geeignet ist. Der Dampfer hat den Schornstein viel zu weit hinten, aber was tut das? Und auf dem andren Ufer steigt der höchste Berg der Umgebung, Gesundaberget, auf. Die Abendsonne beginnt ihr seltsames Spiel mit dem Berge. Nirgends sieht man so ständig wechselnde, zuweilen brutale Farbenzusammenstellungen wie beim Sonnenuntergang am Siljansee. Der Himmel glüht kupferrot, seegrün, orangegelb; der See fängt gierig den Farbenstrom auf, der Gesundaberg wetterleuchtet im Lichtwechsel. Es ist wie eine Vor uns liegt dies weite, schöne Land, das den großen Siljansee in weit ausholenden Höhenlängen umgibt. Die eigenartigste Landschaft Schwedens mit den ältesten Gebäuden und Sitten, mit einer Bevölkerung, die wiederholt in die Geschicke des Reiches eingegriffen hat, deren Freiheitssinn ebenso groß ist wie ihr Gerechtigkeitsgefühl, die noch selbständig wirkt bis zur Starrköpfigkeit, ein aufrechtes Germanengeschlecht, das einmal von eigenen Gaukönigen regiert wurde und einst so tief in den Wäldern hauste, daß es nicht einmal wußte, wie ein König aussah.

Neben uns gleitet der Siljan wie ein stolzer Schwan durch die Landschaft. Die weit sichtbare Kirche des großen Kirchspiels

Digitized by Google

Sonntag. Gemälde

Rättvik leuchtet weiß von ihrer Landzunge. Die ganze Gegend strahlt in der Sonntagssonne, sie ist ein großes Idyll, aus Tausenden von Jahreszeiten geschaffen und gemodelt, aus Natur und Ringen mit der Natur, aus Mühsal und Glück, Tod und Leben von Generation zu Generation. Dorf an Dorf breitet sich aus, gleitet an uns vorbei, Bauernhöfe rot gestrichen, rotes Ziegeldach, weiße Fensterpfosten, umgeben von grünem Rasen, beschattet von schlanken Birken, weißstämmiger als irgendwo in der Welt. Graue und braune Scheuer und Heuschober tauchen auf, oft in eigenartiger Weise gebaut: auf kurzen Beinen stehend, breite Balken, kleine Fenster, auch von Menschen bewohnt.

Auf den Wegen, vor der Türe, sehen wir die Bewohner der Höfe und Häuschen, zur Kirche wandernd oder Feiertagsruhe im Garten haltend, heute in den bunten, berühmten Volkstrachten, die mit der Hilfe von städtischen Kunstorganisationen wieder zu vollen Ehren gekommen sind. Sie leuchten wie große Blumen, rot, gelb, grün, weiß. Jedes große Kirchspiel: Rättvik, Mora, Orsa, Leksand, Boda hat eine Tracht für sich, reich verziert und streng komponiert wie der Bau einer Fuge: Haube, Kopftuch, Halstuch, Mieder, Rock, Schmuck, Strümpfe, Schuhe; verschieden für Sommer und Winter, die Schöpfung einer alten Kultur.

Aus allen weißen Kirchen, die auf den Hügeln thronen, an einem stillen blauen Wasser stehen, läutet es: der Gottesdienst ist zu Ende. Hinter uns schwinden die Dörfer, wir fahren durch große Wälder, an ernsten Fichten und Tannen vorbei, gemischt mit heiteren Laubbäumen, die die Sonnenstrahlen

Digitized by Google

auffangen und wiedergeben. Nur selten kommt uns ein Auto entgegen. Der Wald lichtet sich. Wir erreichen ein neues Kirchspiel, Skattungbyn, im Nordosten gelegen, übergreifend nach Norrland. Mächtiger steigen die Brandungen der Wälder am Horizonte, blauschwarz die Farben, ein Schatten von Tristheit bleibt hängen in der Luft. Wir stehen auf dem Kirchhügel, unter uns im gewaltigen, sachte fallenden Bogen das große Dorf, Bauernhöfe mit ihren Heuschobern und Scheuern stehen dicht zusammen wie Familien, in der Rille die Eisenbahn und ein schmaler Fluß, im Nordwesten ein Streifen des Kirchspiels Älvdalen, auf dem Wege nach Norwegen dem Hochgebirge zu. Eine seltsame Landschaft — lächelndes Idyll und majestätisches Epos, fröhliche Weisen und heitere Farben neben schwermütigen Hornklängen und die Stimmung der großen Einöde — immer Kontraste und Kontraste wie der ganze Bau der nordischen Seele.

*

Und dann der Besuch bei Masolle, dem Maler in Siljansnäs. Fünfzehn Minuten Bahnfahrt südwärts nach Leksand, ebenso berühmt und von Touristen besucht wie Rättvik. Wir haben uns nie gesehen, nur am Telephon gesprochen. Dies Telephon, das für die Schweden eine ebenso große Rolle spielt wie der Schnaps zum Diner und die Gummischuhe im Regen. Die eine Hälfte der schwedischen Bevölkerung telephoniert dauernd mit der andern, Tag und Nacht. Masolle und ich haben über einen großen Aufsatz in Velhagen & Klasings Monatsheften gesprochen ... Wie finden wir ihn aber an der Bahn? — Es ist ein wirklich großer Bahnhof, nicht so unbedeutend wie Tällbergs. Niemand sieht wie Masolle aus. Der Bahnsteig leert sich — da taucht um eine Ecke ein kleiner Kerl in Sporthosen und großer Mütze auf, der auf uns losgeht. Er ist es! Er muß noch heute abend oder morgen früh auf eine große Jagdpartie nach dem hohen Norden. Er ist mit seinem Auto gekommen. Welcher Schwede in Dalarna hat nicht ein Auto? Es ist ein fabelhaftes Tourenauto französischen Ursprungs mit metertiefen Polstern, ich verschwinde wieder spurlos; an Masolles Seite sitzt das älteste Töchterchen, zwölfjährig und schwarzhaarig. Masolle betrachtet uns. ‚Seht ihr so aus', denkt er ‚nun, dann kann euch niemand helfen!' Und fährt los, geschwind, geschickt.

Leksand selbst ist zu sehr bebaut mit Hotels, Rasierstuben, Zigarrenläden, Menschen. Wir sind rasch durch, eilen durch alte Dörfer, blaue Hügel wölben sich vor uns mit Ge=

Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde

Erntefrühstück. Gemälde

Digitized by Google

Mädchen am Tisch mit Tulpen. Gemälde

sundaberget als überragendem Prospekt. Wir sind auf der andren Seite des Siljan. Und dort, dort liegt Tällberg; eine kleine Sammlung von dunklen Punkten. Der Spätsommerwind fliegt um unsre Ohren. Der Himmel ist klarer als die letzte Zeit, das Auto steigt leicht und federnd Siljansnäs zu. Ich weiß nicht, wie mir wird, aber ist es hier nicht noch schöner als in Rättvik und Mora? Oder ist es nur unberührter von Touristen? Ach, die gesegneten Touristen! Für Dalarna sind sie nicht von Glück gewesen. Sie reizen die Bevölkerung mit dummen Fragen und machen sie noch selbstbewußter, abgeschlossener, als sie schon ist. Sie haben ihre ursprüngliche Gastfreundschaft zu einem Geschäft umgewandelt. Und doch kann die Bevölkerung kaum ohne das fremde Geld leben, denn viele der jungen Leute suchen sich als Maurer, Zimmerleute usw. im übrigen Schweden Arbeit, da die Erde sie nicht ernähren kann, oder sie wandern nach Amerika aus.

Wir sind schon im Kirchspiel Siljansnäs. Es besteht aus einer Anzahl zerstreuter Dörfer, die ein Riese einst aus seiner Tasche hat fallen lassen, als er, mit Spielzeug reich beladen, nach den Bergen zog. Und wo das Auge nur hinblickt, gibt es eine Freude. Weite Wiesen und Äcker, Waldstreifen und Höhenzüge. Wie es leuchtet in grün und blau, vermengt mit den gelben und violetten Valeurs des Herbstlichtes.

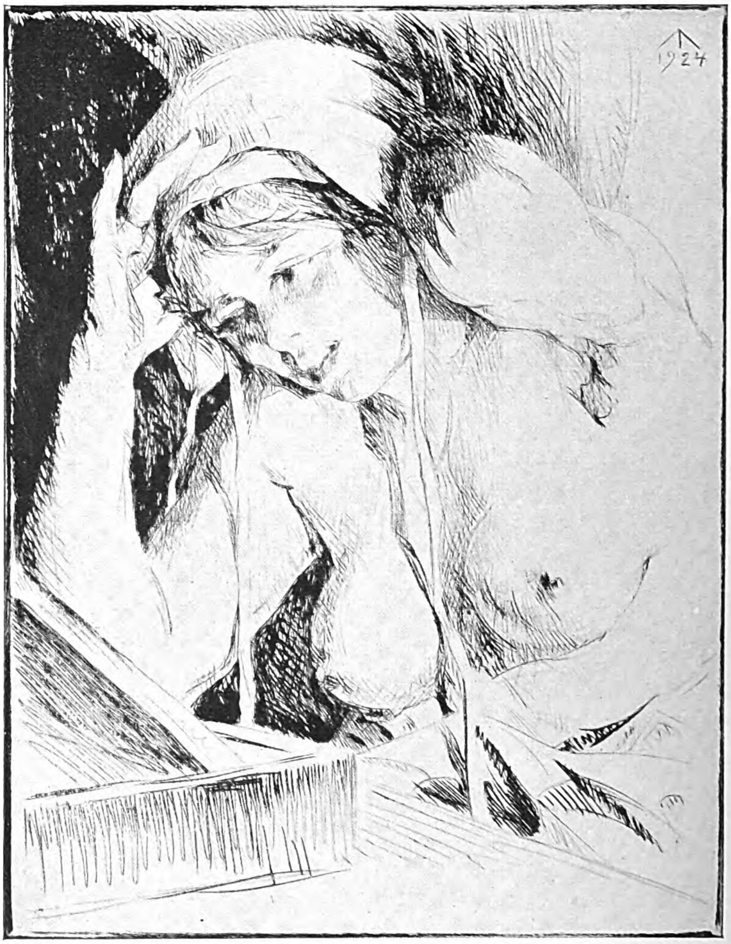
Nein, Schmetterlinge sind jetzt seltene Gäste der Erde, und doch sehe ich schon längst ein Paar, gleitend und tänzelnd! Der ganze Abhang liegt nach dem Süden zu, und hier oben reift das Obst, das unten in Leksand erfriert. Immer näher wandert uns die weiße Kirche Siljansnäs' entgegen, die wie eine Muttergottes auf dem runden, weichen Hügel thront, umgeben von den vielen, vielen Bauernhöfen, die ihr alle huldigen.

Eines Sonntags war ich in der großen Kirche zu Rättvik, die so schön am Wasser liegt und noch heute eine ganze Zahl kleiner Puppenstallgebäude um sich versammelt hat wie eine Gemeinde, für die vielen Pferde, die einst ihren Weg hierher fanden. Jedoch, es

Digitized by Google

Brautjungfer aus Dalarna. Aquarell

Digitized by Google



Vor dem Spiegel. Radierung

war recht leer und langweilig dort drinnen, obgleich Sonntag. Aber die Bevölkerung hier oben mit der Kirche als Wärter und Segner ist sicher noch gottesgläubig.

Es ist unglaublich, wie dieser Maler Auto fahren kann, wie er mit seinem schweren Wagen klettert, um die Ecken biegt. Beiläufig erzählt er uns, dies sei sein neuntes Auto. Und die andern? Ja, er weiß nicht recht —

Oben auf einem Hügel, der sich dem blauen Himmel anschmiegt, hält das Auto vor einem Bauernhof. Es ist Masolles Hof. In diesem Dorfe ist er geboren, der Sohn eines Bauern. Hier wohnt er den ganzen Sommer, auch zu Weihnachten, wenn er Lust hat. In Stockholm hat er eine Wohnung mit Atelier. Hier gräbt er Erde, streicht Wände, — wenn er zuviel gemalt hat — Monate, ja Jahre. Und auf der Treppe steht seine Frau, schlank, schwarzhaarig, mit finnischen Augen, begrüßt uns freundlich, als wären wir alte Bekannte.

Masolle schaut sich noch einmal seine Gäste an, prüfend mit Maleraugen. Tja, sagt er. Und vertraut mir bald an, Frau Hilde gefiele ihm, sie sei so lustig und natürlich und so blond. Selbst ist er graublond und sieht wie eine Peer Gyntfigur in Taschenformat aus. Und dann erscheint sein achtjähriges Töchterlein, Katharinchen, auch blond und still und staunend. Sie geht auf Frau Hilde los, schmiegt sich an sie.

„Sonderbar," bemerkt ihre Mutter, „das tut sie sonst nicht." — Ist es Verwandtschaft, spürt die Kleine, daß sie vor einer größeren Schwester steht, blond und scheu im Tiefsten ihres Herzens wie sie?

„Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken,"

Digitized by Google

Lappischer Jäger mit seiner Tochter. Gemälde

Digitized by Google

Die Hafrernte. Radierung

spricht der Besitzer des Hofes. Und wir setzen uns alle um den hübsch gedeckten Tisch und trinken den Nationaltrank. Es sind zwar auch ungewöhnlich viele Fliegen eingetroffen, aber das zeugt nur von einer ungewöhnlichen Gastfreundschaft und vom herannahenden Herbst. Wir essen vom frisch gebackenen Kuchen — den gibt es immer in jedem anständigen schwedischen Haushalt —, plaudern von Dalarna, von Kindern und Fliegen. Frau Masolle und Frau Hilde erfinden eine neue Sprache, eine seltsame Mischung von schwedisch und deutsch, verstehen sich glänzend. Es stellt sich heraus, daß Frau Masolle eigentlich Aina Stenberg heißt und eine sehr bekannte und beliebte Märchenzeichnerin ist.

Masolle findet es recht gemütlich und sagt: „Das Zimmer links haben wir anbauen lassen aus altem Material, der Rest ist nicht so alt, aber immerhin — den Hof hab' ich von einem Bauern gekauft, der noch hier in einem Seitengebäude wohnt und oft genug mein Modell war. Er ist auch mein Faktotum. Übrigens, ein merkwürdiges Haus. Es merkt sofort, wenn Menschen hereinkommen, die nicht hierher passen, dann wird es hier häßlich, ungemütlich, Schatten schleichen hier herum — pfui Deibel —"

„Helmer," sagt seine Frau.

„Wenn aber wirkliche Menschen sich auf die Stühle setzen — dann freut das Haus sich, wird hell und warm — so wie heut —"

Plötzlich kommt ihm offenbar ein fabelhafter Gedanke, ein fast genialer Einfall, sein Gesicht leuchtet, sein Haar wird blonder. — „Wollen wir nicht einen Schnaps trinken?!"

Schweigen. Die Fliegen summen. Aufblitzen in den Augen der Frau Hilde. „Warum nicht?" sage ich.

Er verschwindet, kehrt mit geheimnisvollen Schritten und einer Flasche zurück, gießt langsam ein. Es ist ein goldgelbes Getränk. Wir trinken einander zu, er schaut uns an, wir schauen uns alle an. — „Ah," sagen wir.

„Wißt ihr, was das ist? Alter schwedischer Branntwein aus dem 17. Jahrhundert —"

„Donnerwetter," sagt Frau Hilde, die sonst nie flucht, nur in Schweden und auch hier nur bei gewissen Gelegenheiten.

Und er erzählt uns eine lange Räubergeschichte von einem alten Faß in einem Keller, das zu lecken anfing, das ganz geheim in seine Wohnung geschleppt wurde zur Kri-

Digitized by Google

Mädchen aus Dalarna in Wintertracht

Digitized by Google

Das Dorf. Gemälde

senzeit. Es wird mir klar, dieser Maler ist ein ganz großer Verbrecher.

Aber der Schnaps schmeckt wie edler Kognak, Gott schütze ihn!

Wir wandern in ein Nebengebäude, wo Masolle sein Atelier eingeräumt hat. Und kramen in einer Kammer, wo Skizzen und halbfertige Bilder stehen. Dies ist nur ein kleiner Teil seiner Produktion. Der Rest befindet sich in Stockholm oder ist verkauft, auch nach England und Amerika, wo er viel Glück gehabt hat. Er hat Bernhard Shaw und den berühmten Theatermann Herbert Tree gemalt, er sollte Wilson malen, als der Krieg ausbrach, er hat den König von Schweden gemalt. Und an der Wand hängt ein großes, prachtvolles Gemälde vom Nestor der schwedischen Literaturgeschichte, dem langjährigen Rektor der Upsala-Universität, Professor Henrik Schück, der gemalt ebenso herrisch und gewaltig aussieht wie in der Wirklichkeit.

Ich habe später eine weitere Anzahl Bilder Masolles gesehen. Er ist Menschendarsteller. Daß er mit Vorliebe Bauern malt, erklärt sich so, daß er in ihrem Kreise aufgewachsen ist, daß ihr Land und Wasser, Dalarna, Siljan, seine natürlichste Umgebung bildet, die er liebt und die seine Liebe erwidert. Ich möchte hier nicht viel von andern Malern reden, welche das Dalavolk gemalt haben, nicht von dem großen Virtuosen mit Weltruhm, Anders Zorn, nicht von Emerik Stenberg, der seine Dalamotive wie ein alter Klassiker behandelt. Helmer Masolle hätte seine Bauern genau so gemalt ohne Zorn und Stenberg. Durch ein fleißiges Studium im In- und Ausland hat er das Malen erlernt, durch seinen Verkehr mit den Bauern und seine Abstammung hat er sie erlebt. Und schildert sie in rein epischen Gemälden bei der Arbeitspause auf dem Felde etwa wie Bastien Lepage, bei der friedlichen Webarbeit in der Kammer mit den jungen Bauern als Gesellschaftern. Er gestaltet den alten Geigenspieler des Dorfes, wie er verjüngt und verzaubert den alten Melodien lauscht. Und Masolle erzählt uns, wie so ein alter Geiger am Winterabend zu ihm hereintritt, mit ganz steifen Fingern, wie er allmählich auftaut und dann die ganze Nacht hindurch spielt und spielt, Tänze, Märsche, Wiegenlieder, bis es Morgen wird und die Finger geschmeidig sind wie die eines Jünglings. Und rund herum sitzen die Zuhörer aus dem Dorfe, die behutsam hineingekommen sind, wie es ihre Sitte ist. In ganz Dalarna gibt es noch solche Spielmänner, die diese oft sehr alte Geigenmusik fortpflanzen.

Er malt die jungen Mädchen in bunter Brauttracht, in weißer Wintertracht, in der

Digitized by Google

Spielmann. Gemälde

Alltagstracht. Er malt die heitere Dorfkokette mit den lachenden Lippen und runden Wangen und blonden Haaren. Er malt das junge Mädchen, das sinnt und denkt, mit schmalem Gesichtsoval und dunklen Augen, nicht ohne einen melancholischen Schimmer. Er malt auch den nackten Frauenkörper und vorzüglich, doch nicht als Selbstzweck, wie so oft bei Meister Zorn.

Er hat wohl eine ebenso reiche Farbigkeit wie Zorn, aber seine Modellierung ist plastischer, von Konturen umgeben; er ähnelt hier eher Carl Larson, bei dem aber die Zeichnung immer stärker ist als das Kolorit. Es liegt Masolle nicht so sehr an koloristischen Experimenten wie an dem Herausarbeiten der individuellen Eigenart seiner Menschen, die sich nicht nur im Gesichtsausdruck zeigt, sondern in der ganzen Haltung des Körpers und in der feinsinnigen Schilderung der Hände. Wie leuchten aber nicht die Farben dieses Malers! Wie müssen sie nicht leuchten, wenn es gilt, diese farbenfrohe Landschaft, diese farbenliebenden Menschen wiederzugeben. Beim ersten Anblick können sie zuweilen grell und einfach unvermittelt nebeneinander hingesetzt werden, die vielen Farbenflächen, sieht man aber genauer hin, merkt man bald, wie Masolle rein symphonisch mit seinen Farben komponiert. Seht doch nach, wie das Rot und das Rotbraune sich in den verschiedenen Valeurs auf dem

Digitized by Google

Kind mit Spielzeug (Katharinchen). Gemälde

Bilde „In roter Haube" verbreitet und auch im gelben Hintergrund wiederkehrt, alles ausstrahlend von der roten Haube als Mittelpunkt. Auch die Radierungen Masolles haben nicht soviel von dem genialen Spiel der Linien wie bei Zorn, sondern sind etwas mehr rein malerisch gedacht, behalten gern weiße Flächen, um mehr Tiefe zu erreichen.

An der Wand hängen die letzten großen Gemälde Masolles: ein paar ältere Frauen aus dem Dorfe in Kirchen- und Trauertrachten und in sehr einheitlichen, diskreten Farben gehalten. Sie erinnern einen sofort an Holbein, und es ist bewußt: nach Jahren von Experimenten ist es Masolle geglückt, Farben herzustellen, die diese eigenartige Wirkung ausüben. Und es zeigt sich, wie meisterhaft Masolle auch bei dieser Farbengebung zu charakterisieren versteht.

Wir müssen fahren. Das Faktotum schlendert vorbei, mit zerfurchtem, klugem, gutmütigem Gesicht, Masolle spricht mit ihm in einem unverständlichen Dialekt. Zuerst fahren wir weiter, durch Wälder nach ein paar Stugor, die Masolle besitzt, dicht am Wege gelegen, und wo er auch völlig ungestört zu malen pflegt. Grau und verlassen stehen sie da, umgeben von Gräsern und Bäumen, aus dem Walde läuten die Kuhschellen, dies seltsame silbrige Läuten, das steigt und stirbt wie der Gesang der einsamen Wälder. Aber sie besitzen noch etwas, diese glücklichen Menschen, nämlich ein ganz altes Gebäude aus dem 17. Jahrhundert — es gibt nur vier echte in ganz Dalarna — es steht irgendwo, und sie wollen es einmal holen und aufbauen!

Zurück — an Dörfern, Wassern, Wiesen vorbei. Nie im Leben fuhr ich soviel Auto wie hier.

„Auf Wiedersehen in Stockholm!" sagen diese freundlichen Menschen. Und wir sahen uns wieder!

★

Digitized by Google

In roter Haube. Gemälde

Digitized by Google

Ich ging auf einen kleinen Berg. Die leichten Wolken glitten strahlenförmig über Siljans nördliche Hälfte, die Luft war noch warm, aber nur am Tage. Tief unten Wälder und Äcker und Dörfer; auf der andern Seite stieg Gesundaberget auf, und unter ihm lag Siljansnäs verborgen. Ich nahm Abschied von dieser schönen Provinz, die ich jetzt zum dritten Male besuchte. Noch einmal sog ich alle Düfte, alle Farben, alle Linien ein. Sah vor mir die Bilder Masolles, spürte, wie sie und die ganze Farbenfreudigkeit dieses Geschlechtes aus der Seele und dem Körper der Landschaft geboren sind.

Rot leuchten die Beeren der Wälder, die Lippen der jungen Mädchen, die Sonne am Waldessaum hängend, blau Himmel und Wasser, Sehnsucht und Träume, weiß, weiß die Frühlingsblüten der Bäume und Sträucher, der Schnee, der schneit und schneit, alles einhüllt und verzaubert, Wälder, Dörfer, Seen —

Still — die Birken singen, die Gräser zittern, die Erde spricht, ein Pferd wiehert weit weg, ein altes Mütterchen tritt aus der Türe ihres Hofes, schließt die Augen in der Sonne, reckt die Arme. Und wie sie da steht, in weißen Hemdsärmeln, mit farbigem Rock, horchend und schweigend, den Hof betrachtend, wo sie achtzig Jahre lebte, wird sie zur Mutter Dalarnas, weise und ehrwürdig — jung und ewig —

Am Webstuhl

Digitized by Google

Menschen, Novelle von Albert v. Trentini

Der Palast Cesi, in dem die Fürstin Agnes mit ihrem Gatten, dem Fürsten Paul wohnte, lag außerhalb der Stadt in einem Garten. Der Maler Gregor aus Rudolstadt in Thüringen, der seit einem halben Jahr im Lande war, um zu malen, hatte das Paar durch einen Zufall kennengelernt und kam seither so gut wie jeden Tag in den Palast; nach Tische gewöhnlich, wenn die Sonne die Südwand anmalte und der Mittagwind die Zedern im Garten bestrich. Bis gegen fünf Uhr pflegte er dann jedesmal zu bleiben. Heut aber wurde Punkt drei Uhr von einem Lakaien das hohe schmiedeeiserne Wappentor aufgerissen, und kaum knirschten seine Flügel im Kies, als schon das Auto aus dem Garten in die Straße herausschoß: Die Fürstin und der Maler saßen drin.

„Wohin?" Der Graf Ansaldo, der soeben in den Palast hineinwollte, hatte gerade noch Zeit gehabt, sich vor dem ungeduldigen Auto mit einem Sprung hinter den Pfeiler zu retten. „Wohin, Fürstin?" rief er jetzt, noch in hurtiger Bewegung — der Hut war ihm vom Kopf gefallen — aus seinem Winkel dem Auto nach. „Wohin?" Aber auch auf die zweite Frage: „Ist Paul oben?" bekam er keine Antwort. Die Fürstin drehte sich nicht einmal um, und das Auto sauste in flottem Bogen die etwas steile Bergstraße hinauf.

„Mit wem fuhr die Fürstin weg?" war Ansaldos erste Frage, als er oben bei Paul eingetreten war.

Der Fürst Paul, den die Straßenjugend der Stadt seines prachtvoll hohen und sehnigen Körpers halber „unsern Herkules" nannte, lag in seinem Herrenzimmer auf dem Diwan und rauchte. Ansaldo war klein und zierlich; ihn nannte die Straßenjugend, und mit Recht, „il Tanagretto". Ein kleines bleiches Gesicht mit unsicher blinzelnden schwarzen Augen saß auf dem schmächtigen Körper. Galt der Fürst Paul als durchaus lebensfroh und großzügig, so Ansaldo als hypochondrisch und geizig, aber gutmütig. Wie er sich jetzt zwischen zwei hohen roten Rhododendronstöcken in ein dunkles Fauteuil hineinlegte und umständlich schmerzlich eine Zigarette anbrannte; und wie ihm Paul hierbei mit freundlicher Geduld aus voll genossener Ruhe heraus zuschaute — dies Bild offenbarte ihre Gegensätze und ihre Freundschaft ohne Rest.

„Mit wem fuhr die Fürstin aus?"

„Mit dem Maler."

„Noch immer mit dem Maler?"

„Noch immer!"

„Und du — findest nichts daran?"

Paul schlug die Beine übereinander und sagte: „Nun? Was macht die Prinzessin?"

„Mathilde schläft jeden Nachmittag von halb drei bis sechs. Das weißt du!"

„Und die Giucara?"

„Ich versichere dir," beeilte sich Ansaldo, er war schon aufgeregt, „daß ich mich mit der nicht mehr auskenne. Heute betet sie mich an, morgen Franceschino, und übermorgen ihren Mann. Ich gestehe offen: wenn das so weitergeht, wachse ich noch in meine Ehe hinein."

„Das heißt: du wirst hineingewachsen. Mathilde ist eine kluge Frau! Sie versteht ..."

„Rede keinen Unsinn!" Ansaldos Gesichtchen wurde spitzig und rot. „Du bist neunundzwanzig, und ich dreißig. Also kann nur zweierlei geschehen. Entweder wir sind Spießbürger, die keine Zukunft haben; dann werden wir beide Muster von Gatten und Vätern werden. Oder aber dies Leben hat etwas vor mit uns; dann, paß auf, nützt alles Hineinwachsen nichts! Ich habe noch keinen besseren Mann gekannt, der sich mit seiner Frau begnügte!"

Paul legte die Arme unter den Kopf und rauchte Wolken in die Luft hinauf. Dann sagte er: „Daß der König kommt, weißt du wohl?"

„Dienstag abend, sechs Uhr achtundzwanzig. Empfang bei Cornetti."

„Und was haben die Pferde Tommasos in Rom zustandegebracht?"

„Kein einziges Rennen! Sieger ist Tito Lanzi! Das übrige kannst du dir vorstellen!"

„Und wie stehen die Rinaldi-Aktien?"

„Unter dem Pintsch. Ich werde meinen Tizian verkaufen."

„Wieviel bekommst du dafür?"

Wütend sprang Ansaldo auf. Würde er einen Indianertanz aufführen? Plötzlich drehte er sich ganz herum, steckte die Hände in die Hosentaschen und starrte giftgelb den Freund an. „Diese Langeweile!" Und wahrhaftig: als ob nun endlich das richtige Stichwort gefallen wäre, begannen die zwei sich vor allem den Tratsch der letzten Tage zu erzählen. Hierauf breiteten sie ihre Wochenprogramme aus: fünf Soiréen, drei Diners, ein Picknick in der Villa Marzola, die Agrar-Ausstellung und die Installation des neuen

Digitized by Google

Bischofs; und nun erst noch der König! Schließlich, als sie sich in diesen Rückblicken und Aussichten erschöpft hatten, gestanden sie einander laut und wortreich, daß sie zwar beide, bisher, unmenschlich viel Glück gehabt hätten im großen und ganzen in der Auswahl ihrer Eltern, ihrer Geliebten und ihrer Gattinnen und auch in Geschäften. „Aber!“ rief Ansaldo unglücklich in die Decke empor. „Aber!?“

„Ganz richtig: aber!“ stimmte Paul im Nu bei; und jetzt lächelte er kaum noch.

Pause.

Aber in Ansaldo stak eben ein Stachel; er konnte nicht länger als eine Minute schweigen. „Wohin“ — eine blitzschnelle und tiefernste Bewegung wie auf dem Theater hatte er getan — „ist die Fürstin gefahren?“

Kein Zweifel: Paul zuckte zusammen. Aber er tat so, als ob er nur gähnte. „Weiß ich nicht.“

„Und du hast keine Angst?“

Verdammter Untersuchungsrichter! wollte Paul auffahren. Aber er bezwang sich und lächelte.

„Du!“ platzte Ansaldo los und trat Paul funkelnd unter die Augen. „Der Mann ist gefährlich! Ich weiß, was du sagen willst! Wir sind knapp drei Jahre verheiratet, willst du sagen, und Agnes eine anständige Frau, und dieser Maler ein Haderlump ohne Figur und Manieren! Einverstanden! Aber, mein Lieber ...“ Er hielt inne, wie um Kraft zu sammeln. Doch schon wurde sein pechschwarzes Auge zum Dolche. „Aber,“ stieß er heiser hervor und durchbohrte mit diesem Dolche Pauls unsicheres Auge, „er ist ein Deutscher! Ein Gefühlsmensch! Ein Geistiger, mein Lieber!“

„Er gefällt mir! Er ist der erste Mensch, den ich begeistert sehe! Er ist von allem begeistert! Von Italien, von diesem Landstrich, von dieser Stadt, von diesem Hause, von Agnes — und von mir! Ja, sogar von mir! Und das freut mich!“

„So beginnt es immer! Immer so beginnt es! Du wirst ungeheuer betrogen werden!“ schrie Ansaldo. „Mit Philosophie fängt es an, und mit einem Krach endet es!“ Rasend begann Ansaldo hin und her zu trippeln und sich die Hände zu reiben. „Ich sehe, mein Freund,“ — mit fuchtelnder Hand wies er durch das Fenster hinaus in die Berge — „ich sehe, wie, während du da blöde lächelst und nicht einsehen willst, wie blöde du handelst, irgendwo da oben in diesem verschwiegenen Berg dein begeisterter Maler deine unschuldige Frau, diese Lilie, diese arglose Seele . . . Abgesehen hievon aber“ — außer sich riß er die Handschuhe vom Tisch auf —: „soll von der Fürstin Cesi in Verbindung mit einem deutschen Proletarier geredet werden? Lebewohl! Du wirst noch an mich denken! Buona fortuna!“

★

Zwiespältig laut atmete Paul auf. Dann durchschritt er ein paarmal das Zimmer. Nun trat er ans Fenster. Er öffnete es und beugte sich hinaus. Plötzlich schien es ihm, als ob er ganz klar erkennte, wo Agnes und der Maler jetzt waren; sie gingen auf dem Kamm des ersten Vorberges, links von der Ortschaft Moietta, zwischen den niedrigen goldenen Eichen. Er selber aber war leibhaftig und geistesgegenwärtig neben ihnen, nein, sogar in der Mitte zwischen ihnen. Jedes ihrer Worte hörte er. Jede ihrer Bewegungen sah er. Als auf einmal der Maler — es geschah wie ein Überfall, und dennoch nicht unvorbereitet und noch weniger unwillkommen — seinen Arm ausstreckte und in der nächsten Sekunde schon Agnes an sich riß — ‚Ah, mein Lieber!‘ trat Paul einfach dazwischen, Agnes ward von Feuer überschwemmt, der Maler ingrimmig weiß. Paul lachte ungeheuer gewiß.

Trotzdem schloß er gleich darauf das Fenster und trat in das Zimmer zurück. Dies alles war nur fromme Täuschung gewesen. Er war hier, und die zwei waren dort oben. Kein Mensch vermag zur gleichen Zeit an zwei Orten zu sein! Dieser Nachmittag aber konnte entscheiden!

„Laß vorfahren!“ befahl er dem Diener. „In den Palast Cicagna!“

Als er eine Viertelstunde später im Palast Cicagna allein neben der Herzogin saß, die als das schönste und als das lasterhafteste Weib der Provinz galt, war sein Auge hartnäckig auf die blattgrüne Seidentapete der nördlichen Wand geheftet. Endlich fühlte er, daß er sie durchstoßen hatte. „Sie sind abwesend!“ begehrte die Herzogin mit ihrem empörtesten Blick auf.

„O nein,“ antwortete er verzerrt, „ich bin leider rettungslos anwesend!“ Er hatte die Tapete völlig vergeblich durchbohrt. Noch immer war er hier unten, und waren die zwei andern dort oben! Heute nicht und in alle Zukunft nicht besaß er die Macht, zu enthüllen, was sie eben jetzt erlebten.

Und gerade diese Sekunde war es, in welcher sich die Fürstin und der Maler einen Büchsenschuß über dem Dorfe San Nicolò auf den Rasen eines Hügels niederließen. Sie hatten das Auto am Eingang in die Schlucht des Wildbachs dell' Odo verlassen, waren dann, ohne zu reden, nebeneinander den Pfad zwischen den schwarzen Wänden hinaufgestiegen, der um sieben Schluchtnasen

Digitized by Google

herum nach San Nicolò führte; hatten, oben angekommen, nun in der vollen Sonne rasch das Dorf durchschritten, dann aber so lange einen Hirtensteig durch die Blöcke empor verfolgt, bis endlich dieser Hügel erreicht war, der nach allen Seiten hin frei lag.

Und nun saßen sie in seinem Wintergrase, Gregor zu Füßen der Fürstin. Die Fürstin hatte die blaßgelbe Pelzjacke abgeworfen. Sie saß in einem zigarrenfarbenen Rock und einer weißseidenen Bluse da, eine schmale Perlenkette um den vierundzwanzigjährigen Hals und ein Helmchen aus dunkelgrünem Stroh auf dem rotblonden Haar. Der Maler hingegen war, wenn auch peinlich genau, doch gering gekleidet, grau in grau. Das sah die Fürstin nicht. Sie schaute, über ihn hinweg, voll den runden Erdraum, den der Hügel wie ein Herr preisgab. Freilich sah sie in Wahrheit doch nur Gregors Gesicht. Aber auch das wußte sie nicht. Sie wußte jetzt überhaupt nichts. Wenn jemand sie gefragt hätte: ‚Warum wolltest du um jeden Preis heute mit diesem Menschen da heraufsteigen, und warum bist du jetzt gerne mit ihm?' — sie hätte das Köpfchen geschüttelt: ‚Ich weiß es nicht!' Die große Heiterkeit der vorabendlichen Helle lag makellos vor ihrem Antlitz. Aber sie sah und empfand sie nicht. Sie dachte auch nicht an irgend etwas von Vergangenem oder an irgendeine Möglichkeit von Zukunft. Sie bedeutete jetzt nicht die Gattin Paul Cesis, auch nicht die Tochter ihrer Eltern und war keine Fürstin. Sondern einzig und allein: diese Gegenwart, dieser unbegreifliche Augenblick, dessen Puls — der Mensch da neben ihr war. Doch auch dies wurde ihr nicht im geringsten bewußt. Sie atmete einfach diese Gewißheit. ‚Ich? Ich selbst? Oder das Geschöpf Agnes?' Einmal begann ihre Hand, im Grase nach einem Halm zu suchen. Wie im Traum lächelte sie. Daraufhin wollte sie erwachen. Aber dies gelang nicht. Wahrscheinlich — diese Ahnung flog wie ein singender Regenbogen durch ihr Atmen — wahrscheinlich wurde sie soeben erst geboren? ‚Ja, wahrscheinlich bin ich dasselbe wie eine Blume, die, kaum aus der Krume hervorgeschossen, schon das Licht und das Blaue trinkt, und so alle Geheimnisse des kommenden Sommers schon lebt, ohne daß sie es weiß!'

Der Mann zu ihren Füßen hingegen, ja, vielleicht wußte der dies alles? Jedenfalls sprach sein Auge Hingabe aus, nichts als Hingabe. Sein ganzer Mensch lebte diesem Auge. Dieses aber sah alles! Es erkannte, wie das Heroische dieser Welt in den barbarischen Unformen dieser Berge Leib geworden war, die den lenzigen Boden des Tals rücksichtslos in die Zone tatmächtigen Nordens hinaufrissen. Es erriet, wie diesem Zwang gegenüber die Sehnsucht des Tals nach Ruhe und Schönheit ungestört in den grenzenlosen Raum hinabfloß, dem alle Erfüllungen der Ferne und des Glaubens gehörten. Die Rosenflocke auf den Schneescheiteln der Jöcher entging ihm nicht. Die knappgeschnittenen purpurvioletten Schatten verlor es nicht, die von den Schluchten in die massige Kahlfronte hineingeworfen wurden. Den Anfang des Grünen auf den Weidesätteln unterhalb des Hügels erfuhr es. Die bleiche Steinmasse der Stadt, die tief unten ihre Paläste, Kirchen und Hütten gegen die Zeilen des weithin ausstrahlenden Landes abhob, ersah es. Alle diese Heiligkeiten aber, was bedeuteten sie, wenn dieses Auge plötzlich wieder die magischeste von allen erblickte: diesen Menschen, dessen Atem allein es machte, daß sie alle lebten?

„Keine Blume noch, Gregor!"

Begeistert erglänzte sein Gesicht. Sogleich, bis in den geheimsten Gang seiner Natur hinein, wußte er: das ist das Leben! Das ist mein Leben! Die Worte hatte er gar nicht verstanden. Auch wagte er nicht, voll aufzuschauen. Auch wäre er jetzt am liebsten allein gewesen; denn dann wäre er aufgesprungen und hätte in den Zauber hinausgeschrien: ‚Dieses hast du mir bereitet, Meister ohnegleichen! Dem Anstreichersohn aus dem verhungerten Prügelhause im nebligen Rudolstadt! Mir!'

So aber senkte er das Gesicht wieder. Und schloß die Augen. Aber damit verlor er nichts von der Pracht. Auch wenn alle ihre Bilder im nächsten Augenblick versanken und an ihrer Stelle die Wüste auftauchte — er konnte sie nicht mehr verlieren, denn er besaß sie bereits alle. Weil der Mensch neben ihm saß, der sie alle in sein Auge hineingerufen, sein Auge für sie alle geboren hatte.

„Gregor! Noch keine Blume!"

Da fuhr er auf. Und das Erschrecken des Glücks machte ihn noch bleicher, als er sie nun sah. Er schaute lange, ohne zu begreifen. Plötzlich fühlte er, daß die Fürstin die Hand auf seinen Arm legte und ihre Lippen in sein Auge hineinlächelten. „Welche — wollten Sie?" stammelte er und sprang empor.

Die Fürstin vermochte nicht zu antworten. Ihr Blick ward in die Weite hinausgeweht, und ihr Lächeln wurde nun Sonne, die, brausende Leuchte, sich neigte.

„Gregor?" Die Fürstin hatte eine jähe Bewegung getan. Nun sah sie, wie Gregor, schon viele Schritte von ihr weg, dem Absturz der Hügelwelle in die pechschwarze

Digitized by Google

Runse zustrebte; jetzt, vor ihrem Auge, verschwand er in ihr.

Als ob sie erwachte, schaute die Fürstin rundum. Plötzlich sah sie ihren eigenen Schatten. Schnell und lang flog er, unsäglich eilig, über die Erde. Und war schon dahin.

Die Fürstin erzitterte. Von neuem schaute sie bang nach allen Seiten. Was war geschehn? Die Sonne war gesunken. Wie? Innerhalb eines einzigen Herzschlags war die Erde Eis geworden? Fröstelnd fuhr die Hand von den Gräsern zurück. „Kommt Gregor noch nicht?“ Nein! Er kam noch nicht!

Nach einer Weile zog die Fürstin aus der Pelzjacke den goldenen runden Spiegel hervor, klappte ihn auf und hielt ihn vor ihr Gesicht. Schon im nächsten Augenblick aber — sie hatte sich noch gar nicht erkannt im Spiegel — ließ sie das Gold fallen, sprang auf und lief. „Gregor!“ Denn, eine Handvoll Schneerosen wie eine Monstranz vor sich hertragend, kam ihr Gregor jetzt entgegen.

„Diese wollte ich!“ Feuerrot beide, wie vom Flug noch federnde Vögel, standen sie voreinander. Alles schien zu beben: sie, die Luft, die Erde, der Nachhall dieses jauchzenden Worts und die Glut, die zu einem einzigen Feuer in ihnen aufbrannte. „Genau diese!“

Aber — sie nahm die Blumen nicht aus seiner Hand! Immer noch stand er, die Kelche vor ihr hinhaltend, und sie nahm sie nicht. Warum nicht? Was sollte geschehn? Seine Finger begannen zu zittern. Nun, beide mit einem und demselben Gesicht, schauten sie auf die schneeweißen kalten Blumen nieder. Plötzlich, von diesem Blicke, bekamen die Blumen Leben und regten sich. Da neigte sich der Fürstin Brust ihnen zu. Unschuldig wie der eines Kindes war der stumme Befehl. Endlich verstand Gregor; mit unbeholfenen Fingern steckte er den Strauß in die goldene Nadel.

„Ja!“ nickte die Fürstin. Gregor hob den Pelz aus dem Grase auf. Und ohne noch eine Sekunde zu verziehen, verließen sie den Hügel. Nach einer halben Stunde, während welcher sie ebenso schweigsam schritten, wie sie gekommen waren, trafen sie an der Straße im Talschluß das Auto. Als sie schon fuhren, ließ sich die Fürstin die Pelzjacke anlegen. Aber das war nun eine schwierige Aufgabe und erforderte die geduldigsten Versuche. Erst als die Jacke so saß, daß sie die Blumen an der Brust weder verdeckte, noch störte, lehnte sich die Fürstin zufrieden zurück.

Von diesem Augenblick an aber sprachen die beiden kein Wort mehr. Die Dämmerung war voll herabgesunken. Ohne Geräusche lief der Wagen in die Tiefe hinab, der Nacht entgegen, die in dieser Tiefe sich vorbereitete. Welcher Nacht? Er und sie, ohne es voneinander zu wissen, sehnten sich nach dieser Nacht. ‚Sie hat meine Blumen genommen!‘ war der Gedanke, der des Mannes Nacht — ‚Er hat mir meine Blumen gefunden,‘ die Wahrheit, die der Fürstin Nacht zur ersten gelebten machen würde. Ohne daß sie sahen, wie sie an sie herankamen, näherten sie sich der Stadt. Und ehe sie ihre Stimmen hörten, waren sie drin in ihr. Genau an der Ecke, die ein hochzinniges schwarzes Kastell in die erste Straße hereinschob, pochte Gregor an das Glas. Sofort hielt der Wagen. Wortlos stieg Gregor aus. Der Wagen zog wieder an. Der Chauffeur ließ die Sirene singen ...

„Ist das nicht mein Auto?“ fuhr Paul von seinem Platz neben der Herzogin auf und sprang ans Fenster.

Ja, — die Sirene sang noch einmal — es war sein Auto.

„Agnes fährt heim,“ stieß er, zurückgekehrt, kaum hörbar hervor. „Lassen Sie mich Abschied nehmen, Luigia! Es ist schrecklich spät geworden!“ Aber er küßte den Handkuß kaum mehr. Wie der Blitz war er aus dem Palaste.

*

In dieser Nacht ging ein Frühlingsgewitter über der Stadt nieder. Als ein Blitz in den nahen Kirchturm von Sant' Anastasia einschlug, erwachte Paul. Er sprang aus dem Bett. Zu den offenen Fenstern strömte das Wasser herein. Paul schloß sie und zog die Vorhänge zu. Als das geschehen war, kehrte er in die Mitte des Zimmers zurück und blieb horchend stehen. War auch Agnes wach geworden? Angespannt, die längste Weile, lauschte er. Plötzlich, entschlossen, löschte er das Licht. Nun, auf den Zehenspitzen, näherte er sich Agnes' Türe. Hatte sie ihn gerufen? Nein. Aber war das nicht ein Seufzer? Mit allem Bedacht so, daß kein Laut entstünde, drückte er die Klinke nieder. Und trat ein.

Und erstarrte. Agnes schlief unterm halben Licht der Ampel ruhig wie ein Kind. Aber mit beiden Händen, mitten auf der Brust, hielt sie im Schlaf einen Strauß von Blumen. Was für Blumen? „Agnes!“ wollte er rufen. Rief es aber nicht. Floh zurück. Ja, stand schon wieder im Dunkel in der Tür, als Agnes erwachte. Einen blitzschnellen Blick tat sie. Aber nicht er bekam ihn. Die Hände behielten den Strauß, das Erwachen ward sogleich wieder Schlaf: ohne zu wissen, was geschehen war, sank ihr Gesicht von neuem in seine Seele.

Als Paul die Tür hinter sich geschlossen hatte, lächelte er pfiffig. Als ob er das nicht

Digitized by Google

schon seit Wochen gewußt hätte! Aber dies Lachen wich unheimlich schnell einem bleichen, ja atemlosen Erstaunen. Er kleidete sich an. Begann nun ein Kampf? Nach einer Stunde zog er sich wieder aus. Begann nun ein Leben des Wissens? In den lärmenden Dunst des Gewitters hinein prasselte plötzlich Hagel. Gegen dieses harte Schlagen heulte der Föhn. Mandelbaumblüten und Eichenlaub aus dem letzten November in wirrem Durcheinander flogen gepeitscht mit den Strudeln des Orkans; Frühling, Sommer, Herbst und Winter in einem spielten das aufregendste Konzert, das Paul jemals gehört hatte. Zerstob das Bestehende? Wurde ein neuer Sinn geboren? Aber auch als der Aufruhr verloht, das Sausen ein Plätschern, das Plätschern ein Tropfenschlagen geworden war, fand er nicht Ruhe. Schaudernd und neugierig zugleich mußte er zusehen, wie wieder Morgen wurde und mit dem Tag wieder Sonne.

Als er in das Frühstückzimmer kam, saß Agnes schon vor dem Tische. Aber erst nachdem er sich niedergesetzt hatte, bemerkte er, daß die Fürstin eine jener furchtbaren Blumen am Busen trug. Sofort sprang er auf. In der nächsten Sekunde setzte er sich wieder. Und indem er dem Lakaien einen Blick zuschoß, der diesen buchstäblich verschwinden ließ, wußte er, daß er nun ohne Umschweife erklären würde: ‚Bist du etwa der Ansicht, daß ich dir deinen Maler nicht einfach verbieten kann?'

‚Oder glaubst du vielleicht,' würde er gleich darauf herausschreien, ‚daß ich ihn nicht schnurstracks hinauswerfen werde, heut noch, aus diesem Hause?'

‚Oder,' würde er, wenn sie auch daraufhin nicht die Blume vom Busen riß, ihr ins Gesicht hineindonnern, ‚oder zweifelst du etwa daran, daß ich ihn nicht glattweg niederschießen werde, heut noch, wie einen Hund?'

Agnes aber, während Paul dies alles nicht sagte, wurde leichenblaß. Denn ebenso plötzlich, wie ihm seine Erkenntnis geworden war, wurde ihr jetzt die ihrige: ‚Ich bin eine Ehebrecherin!' Ebenso schnell darauf aber ward sie feuerrot. ‚Nein! Dieses Entsetzen lügt!' Und ohne im geringsten zu zittern, nahm sie eine Schnitte Lachs von der Schüssel herab. Freilich aß sie die Schnitte nicht. Jedoch nur deshalb nicht, weil die Blume an ihrem Busen jetzt deutlich zu ihr emporrief: ‚Dein eigenstes Leben ist nicht nur dein Recht, sondern sogar deine Pflicht!'

„Willst du nicht," fragte sie gleichmütig zu Paul hinüber, „deine Früchte haben?"

Ebenso gleichmütig fragte Paul dagegen: „Von wem hast du diese Blumen?"

Auch der letzte Rest von Befangenheit sank ab von Agnes. „Die hat mir gestern," antwortete sie essend, „Gregor in der Höhe oben gefunden."

„Läute, bitte, um die Früchte!"

So ging das Frühstück ohne jeden Zwischenfall, genau wie allmorgendlich, zu Ende. Aber auch der übrige Tag vollzog sich wie jeder frühere. Einzig eines war heute anders als sonst: der Maler kam nach Tische nicht!

*

Als der Maler auch am achten Tage nicht wieder gekommen war, entschloß sich Paul endlich, ihn aufzusuchen. „Warum, glaubst du," fragte er gegen vier Uhr die Fürstin, die wie immer um diese Stunde vor den Fenstern auf der Truhe saß, „kommt Gregor nicht mehr?"

Die Fürstin veränderte keinen Zug in ihrer Miene, als sie antwortete: „Er wird wiederkommen. Verlaß dich darauf!"

Eine halbe Stunde später machte sich der Fürst auf den Weg. Zu Fuße. Während der ersten hundert Schritte bestärkte er, ja belobte er seinen Entschluß. ‚Es ist das Richtigste, was ich tun kann!' Es bestand kein Zweifel mehr daran, daß Agnes im geheimen einen Kampf kämpfte; aller Gegenschein war nur Schein, ‚und wir Ehemänner sind ohnehin blind!' Der Maler aber, bestätigte er dadurch, daß er plötzlich das Haus mied, nicht deutlich, daß etwas vorgefallen war? Gewiß nichts Unwiderrufliches! Aber — aus Agnes war nichts herauszubringen! Wenn man hingegen diesen weltuntüchtigen deutschen Burschen übertrumpelte und ihm geschickt ein klein wenig auf den Busch klopfte?

Dieser Gedanke — zum Teufel! — rief im Nu einen völligen Stimmungsumschlag in Paul hervor. ‚Dieser arme sechsundzwanzigjährige Maler — und die Fürstin Cesi? Dieser Handwerkersohn — und ich, der Fürst Cesi? Dieser Mensch soll die Ehre erleben, daß man sich seinethalben graue Haare wachsen läßt? Und daß ein Mann, dessen Mutter eine Prinzessin Colonna und dessen Gattin eine Nichte Leos XIII. war, seinethalben die Füße rührt?'

In die überlegenste Heiterkeit wandelte sich der zweifelnde Ernst auf Pauls Gesicht. Es hatte Augenblicke in der letzten Woche gegeben, in welchen er das Bild eines erwachenden Menschen vorgestellt hatte. Jetzt war er der Fürst Paul Cesi; von oben bis unten; und nichts anderes! Übrigens aber: stand es ihm nicht frei, morgen früh, zum Beispiel, mit Agnes nach, sagen wir, Alexandrien abzureisen? Oder ... Der Triumph der Sicherheit überfiel ihn. Natürlich! Er

Digitized by Google

konnte auch, im Notfall, dem Polizeipräfekten, der jahrelang Hofmeister in Casa Cesi gewesen war, zu verstehen geben, daß ein gewisser Soundso, wohnhaft in via Quadr'occhi, Numero 8 . . .

Da war via Quadr'occhi, Numero 8!

Singend wie zu einem Feste sprang der Fürst die krachende Treppe empor. Als er am Türchen unterm Dach pochte, strahlte er übers ganze Gesicht, unüberwindlich. Auf das dritte Pochen hin erschien ein altes Weib. Als sie den Fürsten erkannte, sank sie ohne weiteres in die Knie und stimmte ein Hosianna an. Sofort stürmte die ganze Familie aus der Stube heraus. „Signor principe!“ „Eccellenza!“ „Altezza!“ „Gesu Maria, l'illustrissima Sua Signoria, il Signor principe!“ schrien fünf Menschen rasend vor Seligkeit durcheinander. Ob der Maler zu Hause sei? Ja, er sei zu Hause. Und schon wälzte sich die Familie wie ein lebendiger Teppich vor Paul über den schmutzigen Gang hin, der zur Kammer des Malers führte. „Signor pittore!“ schlugen zehn Fäuste besessen an die Tür dieser Kammer. „Signor pittore! È venuto la Sua Altezza, il Signor principe Paolo! Apra! Subito!“ Aber der Maler öffnete nicht. „Sior pittore!!“ Das Pochen wurde Trommeln; das Rufen Beschwören. „Sior pittore!“ Aber der Maler öffnete nicht.

Grinsend hob das alte Weib, indem es den Fürsten wie einen Gott anblinzelte, den Finger an die Stirne. „È matto, Vossignoria! Tedesco. Sà?“ Woraufhin vom Volke, das nun den letzten Zügel verlor, ganz einfach Sturm gehämmert und geblasen wurde. Allein der Maler öffnete auch jetzt nicht.

„Ich denke, ich werde ...“ sagte nun der Fürst und drückte die Klinke nieder. Im nächsten Augenblick stand er in der Kammer, und in der Tür von dieser zur nächsten, genau ihm gegenüber, Gregor. Der Fürst schloß die Tür. Die Familie verstummte, als ob sie gestorben wäre.

Nach einer Minute, in der sich der Fürst und der Maler von ihren starren Standpunkten aus ohne Wort gemessen hatten, schritt Paul entschlossen die Kammer durch auf Gregor zu. Es war offensichtlich: er wollte in die zweite hinein. Kaum aber hatte der andere diese Absicht bemerkt, als er die Tür, in welcher er stand, aufwarf, in die Kammer hineinschoß und, ehe der Fürst das Bild, das drinnen auf der Staffelei stand, zu erkennen vermochte, es von der Staffelei herabhob, umdrehte und hinter den Schrank stellte. Verblüfft wich der Fürst zurück. „Sie müssen verzeihen, Fürst!“ kam nun Gregor, eisig lächelnd, auf Paul zu und schüttelte ihm die Hand. „Aber ich habe heute keine einzige Minute Zeit für Besuche!“

Mit offenem Munde starrte der Fürst ihn an. Auf einmal — der Maler hatte ihm nicht einmal einen Sessel angeboten — stieß er stotternd hervor: „Ich wollte nur nachsehn, ob Sie noch leben?“

„Reizend von Ihnen!“ Noch einmal schüttelte ihm Gregor die Hand. „Ich lebe ausgezeichnet. Aber, wie gesagt, Sie sehen ja selber ...“ Eine ungeduldige Bewegung mit dem rechten Arm durch die Kammer hin tat er. „Es ist eben so!“

„Aber ...“ Aber der Fürst sprach den Satz nicht zu Ende. Er ergriff einen von den drei Sesseln, fegte die farbbeklecksten Lappen davon auf den Boden und setzte sich. Während der Maler mit deutlicher Absichtlichkeit stehen blieb. Wie ein klippiger Fels blieb er mitten in diesem Chaos von Bleistift-, Kreide-, Kohle- und Temperaskizzen, Farbtuben, Pinseln, Federn, Schachteln und Büchern stehen, zwischen diesen Wänden, die vollständig mit Zeichnungen, Ölbildfragmenten und getönten Weiß-Schwarz-Blättern bedeckt waren, zwischen dem Fenster, auf dessen Brett auf einem Stück Papier eine Orange und zwei Artischocken neben einer Laute lagen, und dem wackeligen Tisch, der unter dem wirren Berg kraus und quer geschichteter Bücher, Hefte, Broschüren und Manuskripte bei jedem Auftreten eines Mannsfußes zusammenzubrechen drohte.

„Aber,“ schlug der Fürst endlich wie ein Knabe, der unversehens in die Feldschlacht geraten ist, den Blick zu diesem unheimlichen Felsen auf, „ich habe gemeint, wir seien doch — Freunde?“

„Gewiß! Natürlich!“ Zappelig warf der Maler den blonden Haarschopf aus der Stirne und begann zu trippeln. „Aber es gibt eben Zeiten, in welchen ein Mensch ...“ Und zum zweitenmal machte er jene eilige, kreisrunde Armbewegung durch die Kammer hin. „Sie verstehen?!“

„Aber,“ — hilflos rückte der Fürst seinen Sessel — „ich ... ich liebe Sie doch?“

„Freilich! Ja! Ich auch! Ich Sie auch! Das ist sogar sehr liebenswürdig von Ihnen! Doch ...“ Und nun ließ der Maler ganz einfach den linken Arm herabfallen, worauf die Hand unmißverständlich laut auf die schäbige Hose klatschte.

Tatsächlich erhob sich der Fürst. Er war ein großer Mann. Jetzt aber sah er wie zusammengeknickt aus. „Sie wollen sagen,“ sagte er, und sein Auge wurde geradezu furchtsam, „daß Sie — zu arbeiten haben? Daß Sie arbeiten?“

Ohne sich noch beherrschen zu können,

Digitized by Google

drehte sich Gregor, daß der Staub flog, um und ging auf die Tür los. „Arbeiten?" lachte er wie vom Nordpol herab. „Was heißt: arbeiten? Leben tu' ich jetzt! Nichts anderes, als: leben!"

Wie ein Gespenst starrte ihn der Fürst an. Gehorsam war er dem unerbittlichen Schritt zur Tür hin gefolgt; sie standen jetzt schon auf der Schwelle. „Verstehe ich nicht! Begreife ich nicht ganz! Leben? Was heißt: leben?"

„Gott!" stieß Gregor, ohne den Fürsten überhaupt noch zu sehen, hervor. „Es kommt eben für jeden einmal der Augenblick, in welchem alles, was er noch werden kann, mit einem einzigen Strahl aus ihm herausschießt. Und das ist für einen Deutschen ein ganz besonders heikles Ereignis. Und wenn es ihm gar da in Italien geschieht, eine Katastrophe!" Und nun gab er auch nicht mehr eine einzige Sekunde preis: kurzerhand legte er dem Fürsten den Arm um den Rücken und schob ihn zur Tür hinaus.

„Aber geben Sie acht draußen," rief er ihm nach, „auf die Stiege! Ihre Stufen sind für einen verwöhnten Fuß ..."

„Nach der Fürstin," würgte der Fürst verzweifelt hervor, er ging schon, „haben Sie gar nicht gefragt?"

„Ich werde mich gelegentlich schon wieder blicken lassen!" rief der Maler gemütlich lachend aus dem Türspalt zurück. „Signora Amelia!" schrie er daraufhin mit aller Kraft über den Gang hinüber. „Il Signor principe!" Und während er schon in seine Kammer verschwand, erschien die Familie von neuem mit Litaneien und Bücklingen. Aber diesmal hatte der Fürst offensichtlich Eile; aller Kunst seiner Erziehung bedurfte er jetzt, um diese Treppe ebenso strahlend hinabzukommen, wie er sie vor einer halben Stunde heraufgestiegen war.

*

Als der Fürst, sehr spät, heimkam, fand er die Fürstin vor dem Flügel. Es waren keine Noten aufgestellt; sie spielte frei. Sie hörte ihn nicht eintreten, und als er sich bemerkbar machte, spielte sie, als ob er nicht da wäre, weiter. Hatte Agnes — steif war Paul stehen geblieben — hatte Agnes in den drei Jahren der Ehe jemals Klavier gespielt? Hart, die Lippen krampfhaft verkniffen, verließ er das Zimmer. Wie aber war er betroffen, als er Agnes' Boudoir und den roten und den blauen Salon leer, die Möbel, Teppiche und Bilder dagegen im Tanzsaal zusammengepfercht fand? Er wurde gelb vor Erschrecken. „Wer hat das getan?" fuhr er den Kammerdiener an.

„Die Frau Fürstin beabsichtigen, eine neue Anordnung in den Räumen zu treffen." Das Schönste aber kam erst. Der Diener verbeugte sich plötzlich tief und hauchte: „Die Frau Fürstin haben auch den beiden Zofen und dem Michele gekündigt."

„Warum?" Da knickte der Diener noch tiefer zusammen und schwieg.

Mit gewaltigem Schritt stürmte Paul in das Musikzimmer. Im selben Augenblick aber, in welchem er schon den Mund aufmachte, erhob sich Agnes. „Bitte, bestelle meinen Wagen! Ich will auf den Friedhof San Daniele."

„Wozu?"

Agnes nahm unbekümmert den Strauß von Teerosen und Maiglöckchen, den er jetzt erst bemerkte, vom Flügel herab und sagte: „Aldrettis Grab will ich schmücken."

„Wa — rum?"

„Es ist morgen sein Todestag."

„Machst du vielleicht" — er war krebsrot und schrie jetzt — „auch schon Gedichte?"

Tatsächlich wurde die Fürstin verlegen. Aber nur für eine Sekunde. Lächelnd — war es nicht herausfordernder Hohn, dieses Lachen? — näherte sie sich dem Gatten. „Wäre das so furchtbar?" Aber sie sah ihn dabei nicht offen an. Auch entfernte sie sich bereits wieder von ihm. „Auch brauche ich Geld," sagte sie. „Ich möchte . . ."

Da platzte er los. „Du hast das ganze Haus umgedreht! Hast" — denn noch diebischer lächelte und schwieg sie — „drei Leute Knall auf Fall entlassen! Und hast phantasiert! Und gehst jetzt, den Dichter Aldretti bekränzen!" Wie eine Fontäne ging er in die Höhe. „Was geht vor, darf ich fragen?"

Die Fürstin, wie ein verstocktes Kind, senkte das Gesichtchen. Nun hob sie es wieder, zuckte mit den Achseln und ging an die Tür. Und jetzt — aus der Tür!

„Agnes!!!"

Sie drehte halb um und sagte: „Hast du den Wagen bestellt?"

„Tonio!"

Tonio kam. „Den Wagen für die Frau Fürstin! Sogleich!"

„Geld bitte ich," wiederholte Agnes, als der Diener schon sprang. „Ich habe all das meinige gestern ausgegeben."

„Wofür?"

Niemals noch war Agnes so schön gewesen wie in diesem Augenblicke. „Für ein Grundstück."

„W — o?"

„Irgendwo."

„Wir haben," kam es atemlos aus Pauls Munde, „dieses Haus, diesen Garten, Schloß Janda, Schloß Tornabene, die Sitze in Sassi, Magnasanta und Corredo. Ich ..."

Digitized by Google

„Ich wollte ein eigenes Stück Erde haben."

„Aber — wo? Wo?"

Schweigen!

Wie ein Wirbelwind drehte es Paul um. Dreimal schritt er die ganze Länge des Flurs auf und nieder. Plötzlich blieb er unter dem Lüster stehen, hob den Finger an die Stirn und sagte: „È matto! Tedesco!"

„Dreihundert Lire genügen."

Nach allen Seiten sah sich Paul um. Nein! Er träumte nicht! Aber wie im Traum zog er das Geld hervor. „Was wirst du kaufen?"

„Bücher."

„Willst du am Ende" — einem Wahnsinnigen sah er jetzt ähnlich — „auch arbeiten?"

Es war deutlich zu sehen, daß die Fürstin da von einer Wolke umzogen wurde. Zweifellos hätte sie sich in dieser Sekunde auch von Paul belehren lassen, so gierig horchte sie nach einer Stimme jetzt aus, die ihr sie selber erklärte. „Scheinbar," erwiderte sie endlich, Wort für Wort, aber auch wie im Traume, „kommt einmal für jeden Menschen der Augenblick, in welchem ..."

Ohne einen Laut zu tun, legte Paul die drei Scheine auf den Tisch und schritt auf sein Zimmer zu.

Eine Viertelstunde später — Agnes war bereits weggefahren — schellte er dem Kammerdiener. „Packe sofort für zwei Wochen und mache Checco mit dem Wagen fertig. Ich fahre nach Tornabene. Du begleitest mich!"

*

Als Agnes, zurückgekehrt, den Fürsten nicht mehr vorfand und hörte, was geschehen, war sie kaum erstaunt. Auch daß er keine Zeile hinterlassen und daß auch am fünften, sechsten, ja sogar am zwölften Tage nach seiner Abreise kein Brief von ihm kam, verwunderte sie nicht. All dies bewies nur, was ohnehin nicht mehr zu leugnen war: daß sein und ihr Leben jetzt eine Krise durchlief. Was daraus werden würde? Sie machte sich darüber keine Gedanken. Wie es soweit gekommen war? Auch das untersuchte sie nicht. Es war jetzt eben so, wie es war, also sollte es auch so sein!

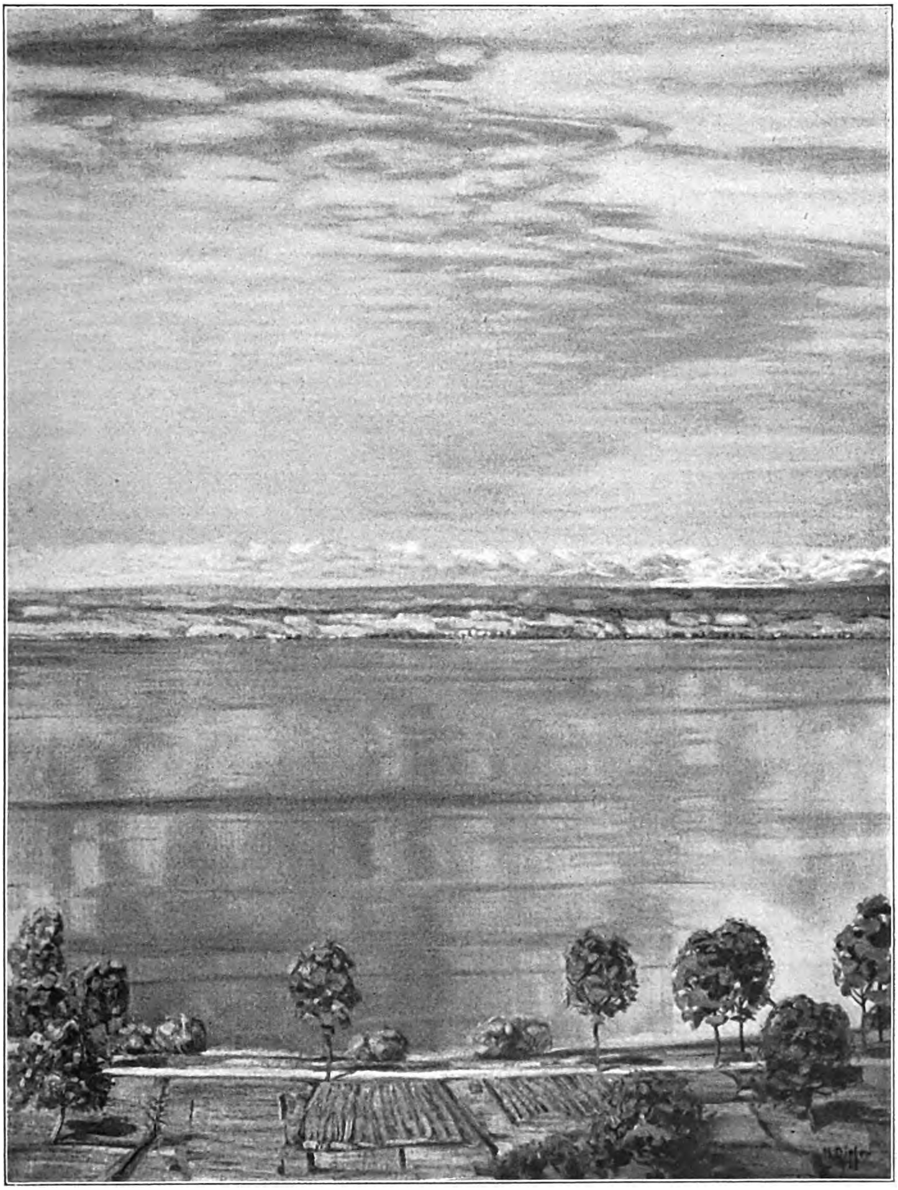
Überdies aber vermißte sie Paul jetzt nicht! Im Gegenteil! Sie war froh, allein zu sein. Selbst Gregor — nein, das war anders! Täglich nach Tische, und täglich mit gespannter wartendem Herzen, saß sie vor den Fenstern auf der Truhe. Kommt er heute? Oder kommt er wieder nicht? Wenn es dann gewiß war, daß er auch heute nicht kam, dann spürte sie freilich, wie eine Faust ihren todmüden Kopf niederbeugte. War sie betrogen worden? Hatte ein Falscher sie aufgeweckt? Und — schlief dieser Erwecker vielleicht schon eitel über seinem Erfolge?

Dennoch: eine Stunde später nach jedem solchen Zweifel zweifelte sie schon nicht mehr. Glaubte sie bereits wieder. Denn das fühlte sie: käme Gregor jetzt schon, er käme zu frühe.

Wie aber, wenn Paul überhaupt nicht mehr kam? Oder — wäre es ihr recht, wenn er nicht mehr käme? Sie kannte sich hierin nicht aus. Lief sie nicht — gestehe es dir nur ein! befahl sie sich jedesmal nachher — lief sie nicht oft und oft in den Flur hinaus, wenn die Glocke im Dienertrakt geläutet hatte, um zu sehen, ob nicht etwa doch ein Brief von ihm gekommen sei? War auch das Sehnsucht? Oder war das nur, weil sie keinen Menschen auf der Erde besser, genauer kannte als Paul? Oder wäre es ihr gleichgültig, wenn er empfände, daß sie ihn vertrieben hatte? Und zwar schuldhaft? Sie ihn? Oder wenn es zu einer endgültigen Trennung käme? Oder gar zu einem Skandal?

Trotzdem: auch dieser Zwiespalt hielt niemals lange an. Das Ende gar jeder Ungewißheit war stets: die unheimlich bewußte Wonne darüber, daß sie nun allein sein durfte. Endlich einmal, und zwar zum ersten Male, ganz allein sich selber leben durfte. Wie sie sich selber lebte? In diesem Bezug gab sie sich nicht der geringsten Täuschung hin. Es war nichts Bedeutendes, womit sie nun gierig und geizig Tage und Nächte füllte. Keine dieser unsäglich beglückenden Tätigkeiten machte etwa ein „Tagewerk" aus oder konnte vor einem größeren Geiste Geltung haben. Sie gestaltete ihr Leben nicht etwa um. Sie verfiel nicht auf den Einfall, daß sie „lernen", oder ein „Talent in sich entdecken und ausbilden", oder gar etwa, daß sie einen „Beruf ergreifen" oder „etwas leisten" müsse. Es stand ja nicht so, daß sie einen Bruch ihrer Person oder der Richtung, in welcher diese Person lief, erlitten hatte und nun umsatteln mußte. Sondern so, daß diese Person sich jetzt zum überhaupt ersten Male gemeldet hatte und — da war! Ja, sie war jetzt aufgetaucht aus dem Schlafe. „Ich, Agnes Buonarotti, bin jetzt da!" Diesem Ereignis also, dieser plötzlichen Geburt ihres Bewußtseins von ihrem eigenen Ich lebte sie jetzt! Was aber, in diesem Erlebnis, war herrlicher: das helle Wissen, bisher ausgemacht nicht dagewesen zu sein, nicht gewußt zu haben, daß sie Sinne und eine Seele besitze und überdies erst noch ein Weib sei, um das rund herum göttliche Welt lag? Oder das Entzücken dieses ersten Entdeckens

Digitized by Google



Föhnstimmung am Bodensee. Gemälde von Hans Dieter

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dieser göttlichen Welt, dieses Schatzes an Weibheit, dieser begierigen Seele und dieser erstaunlich wachen Sinne? Sie wußte oft nicht, wie ihr die Stunden zu all den verwegenen Reisen in all dieses Neue reichen sollten. Die Tage sausten dahin. Die Nächte glitten in voller Fülle vorüber. Dennoch beeilte sie sich nicht. Auch gegenüber dem Unscheinbarsten, was sie tat, war es ihr gewiß, daß sie erst zu nippen begonnen hatte und ungezählte volle Becher noch auf sie warteten; und daß sie so jung, so gesund und so biegsam sei, um mit gleichmütiger Sicherheit auf diese Becher warten zu dürfen. Darum tat sie auch durchaus nur, was die kindliche Wollust des Erwachtseins von ihr begehrte. Und tat es wie ein Kind. Abende verbrachte sie damit, in den Bilderbüchern, Puppenstuben, Kleidchen, Maskeraden und Photographien der Kindheit zu kramen. Dies alles war ja nicht etwa Vergangenheit, sondern sie selber, wie sie heute war, sprang aus dem allen hervor und erkannte zum ersten Male sich selbst. Nachmittags blätterte sie aus demselben Grunde in den Stammbüchern, Tagebüchern und Briefen der Mädchenzeit, fieberhaft suchend und glückselig findend. Einen ganzen Mittag über lag sie unter der höchsten Zeder im Garten. Hatte sie niemals noch einen lebendigen Baum mit Vögeln in den Zweigen und blauem Himmel über dem Gipfel gesehen? Während sie nachts, in jeder Nacht, ohne ein Ende finden zu können, die Bücher verschlang, die jahrelang ungelesen in der Bibliothek geschwiegen hatten, oder die sie sich jetzt aus einem ungeheueren Durst nach Phantasie der Reihe nach ohne jedes System kaufte. Sie las auch ohne System, und auch wenn sie nicht verstand, weiter; jedes unerbittlich bis zum Schlusse. Eines Morgens aber — sie hatte kaum erst das Licht gelöscht — eines Morgens um vier Uhr weckte sie plötzlich das Haus auf: den Wagen! Um fünf Uhr, im ersten Grauen, stand sie auf dem Hügel über San Nicolò. Sie hatte noch niemals in ihrem Leben die Sonne aufgehn sehen. Ohne sich zu regen, ja bange bis zu körperlicher Angst, wartete sie nun: so fremd konnte selbst das Antlitz der Heimat dreinschauen? Sie zitterte mit den Gräsern. Mit den Tinten des Vorscheins, der blaßgolden durchs Graublau über den Bergen hervorkam, wuchs ihre eigene Farbe. Vollkommen, mit jedem Nerv lebte sie das langsame Werden mit, und als die Sonne endlich in den Himmel getaucht war und sie das tägliche Bild ihres Landes wiederfand, sank sie in die Knie. Wo, um Gottes willen, hatte sie bisher gelebt?

An diesem Tage kam sie erst spät nach Hause. Jede steigende Stunde zeigte ihr das Steigen ihrer eigenen Fülle, jeder Schaft, der ins Grün-Lebendige hinschwoll, ihr eigenes blitzschnelles Wachstum und jeder Laut in dieser Stille die unzähligen Register ihrer Seele. Wie zu der Fahrt ins geheimste Geheimnis hatte sie sich zur Wanderung vorbereitet. Aber andächtiger, als sie geglaubt haben konnte, dies verschwiegenste Geburtsfest ihres Menschen zu begehen, zog sie um die Mittagstunde den mitgebrachten goldenen Draht um goldene, mit Mühe in den Fels eingeschlagene Nägel um den Hügel; als Grenze. Als sie endlich zu Tal fuhr, pochte ihr das Herz in rauschenden Schlägen. Wie der gesamten Herrlichkeit der Welt fuhr sie entgegen und fühlte, daß, wenn sie auch bisher nur das bescheidenste Schimmerchen davon errafft hatte, doch die ganze ihr schon gehörte! Sie wußte von fernen Ländern nichts; und dennoch war sie jetzt auch in fernen Ländern. Die Stimmen der Großen dieser Erde hatte sie noch nicht vernommen. Trotzdem war gewiß, daß diese Stimmen nichts anderes hatten verkünden können, als was sie jetzt wortlos auch ahnte. Die Freuden und die Leiden des Lebens aber, — ach, wie wenig von ihnen hatte sie bisher erfahren? Und dennoch frohlockte ihr brausendes Herz: für euch alle bin ich bereit jetzt. Versuchet mich, und ich werde euch nicht enttäuschen!

Als sie in das Haus eintrat, wandelte sich dieser sagenhafte Reichtum plötzlich in eine kühle, furchtsam beklommene Armut. Wieder keine Botschaft von Paul! Und wieder war Gregor nicht dagewesen! Ansaldo hatte vorgesprochen, zum fünften Male vergeblich. Ihre beste Freundin, die Marchesa d'Andrea, hatte angerufen, zum zwanzigstenmal vergeblich. Und die Herzogin von Balbo mit ihren Nichten und der Graf von Piccoserra waren vorgefahren. Sie las die Karten, die gekritzelten Notizen. Gewiß: jeder Vorwurf gerechtfertigt! Seit mehr als zwei Wochen ließ sie sich unbeugsam verleugnen. Aber — warum nicht?

Mit jenem seltsamen Lächeln, mit dessen Gewißheit sie jetzt alles von sich wies, was nicht dem freien Zwang dieser Geburt entsprang, trat sie in das Musikzimmer ein. Das Souper sollte kalt werden! Sie entzündete die Lichter nicht. Sie spielte Wagner keineswegs vollkommen. Aber auf einmal klang das Vorspiel zum dritten Akt der Meistersinger aus ihren Fingern wie das genaueste Erraten einer fremden, genialen Person; und als vor den Fenstern die Sterne aufgingen, floß eine Bachsche Fuge in lächerlich vollendeter Rhythmik von selbst in De-

Digitized by Google

bussys „Peleas und Melisande" hinüber. Als sie völlig unvermittelt, ja mitten drin im dichtesten Geflechte, abbrach, war es Mitternacht. Alles, was wie eine Krone von Überfluß auf ihr gelegen hatte, war ihr von der Musik abgenommen worden, restlos. Dennoch blieb sie auch jetzt an der Tür zum Schlafzimmer zögernd stehen. Schlafen? Sie preßte die Hände aufs Herz. Welche Gewalt des Lebens! Welcher Wille zu leben! Eine Viertelstunde später saß sie, in ihren Pelz gehüllt, auf der steinernen Bank im Weinlande, das durch ein verstecktes kleines Tor dem Garten verbunden war. Auch die Sterne der Nacht hatte sie noch niemals gesehen. Nun brannten sie alle auf dem schwarzen Samt des Himmels. Die Erde duftete nach Tau. Die Winde schliefen. Das Land entkleidete sich seiner Form. Eine ebene Tafel schien es zu sein, irgendwo, unbekannt wo; und sein Gesicht starrte hilflos nach oben, in diese Ferne von ziehendem Licht. ‚Gott?' fragte das bleiche Antlitz der Frau. Aber die Stummheit der Welt wuchs nur noch mit dieser Frage. Plötzlich erhob sie sich. Wie ausgelöscht, bar dieses verrauschten Tages der Höhen und Tiefen, schwebend fast erreichte sie das Pförtchen. Davor stand ein kleiner Pfirsichbaum. Einige Knospen waren schon Blüten geworden. Wie in einem Anfall von würgender Furcht, schaudernd, griff sie nach einem Zweiglein. Und bis in den Abgrund ihrer hellsinnigen Seele hinein empfand sie: dies eine ist meine Hand, und dies andere die stumme, kühle Blüte! Überall und immer: das eine und das andere? „Ich liebe dich!" rief sie brennend vor sich hin. Gleich darauf ließ sie die Blüte aus. In hilflosem Entsetzen tobte das Herz. Wie: den Inbegriff des Lebens in jedem Blutstropfen drin, konnte man einsam werden? Wenn von den Freunden, weil sie sie abgewiesen hatte, keiner mehr kam? Wenn Gregor niemals wieder das Haus betrat? Und Paul — nicht zurückkehrte?

Eisig, unerbittlich wehte sie die Luft der entfliehenden Nacht an. Die Pforte, als sie hindurchschritt, knarrte häßlich. Der Garten lag finster und fremd. In schwarzer Stille, unförmlich und abwehrend, starrte das Haus. Jeder Schritt ihm entgegen ein ohnmächtiges Tappen in Schwankendes, Schaukelndes. Endlich stand sie auf der Schwelle des Portals. Aber kalt wie der Tod fühlte sich die Klinke in ihrer Hand an. War das Leben, dieser jauchzende Lenz von Leben, war dies Wunder betörend und furchtbar zugleich? „Wo," lallte sie zerschmettert, „wer ... und wann bin ich?"

*

Trotzdem war sie geradezu erbittert, ja fast empört, als am dreizehnten Abend nach Pauls Abreise die Zofe, ohne richtig angeklopft zu haben, hereinstürmte und atemlos meldete: „Frau Fürstin, der Herr Fürst sind angekommen!" Gekommen? Und im Nu war der Nimbus von Pauls Flucht verflogen. Zornig schoß ihr das Blut ins Gesicht. Er kam einfach wieder, weil er vom Alleinsein bereits genug hatte. Aber sie hatte noch nicht genug davon! „Sagen Sie dem Herrn Fürsten;" stampfte sie deutlich in den Boden ... Da aber stand der Fürst schon vor ihr.

Weder er noch sie kamen in diesem ersten Augenblick zum vollen Bewußtsein von seiner Besonderheit. Sie erwachten erst in der Sekunde, in welcher sie erkannten: sie lebt ja noch und sieht unverändert aus; er lebt ja noch und sieht unverändert aus! Eine lächerlich kleine Weile nach diesem nüchternen Erkennen gingen sie wie Fremde voneinander, jeder an ein Fenster. Agnes' Empörung wurde Geringschätzung, Pauls Enttäuschung eindeutige Langeweile. Beide dachten dasselbe: also war selbst dieser Brosame Tragik eine Einbildung! Sie schwiegen. Das Schweigen wurde verstockt. Sie bewegten sich. Sie schwiegen wieder. Plötzlich erklärte Paul ohne Anlaß, er müsse in sein Zimmer, und ging.

Agnes — sah sich allein.

Zwei Stunden später erschien jeder aus einer anderen Tür zum Souper. Nun besaßen sie bereits volle Herrschaft über die Lage. Als ob Paul von einer ganz kurzen kleinen Reise zurückgekehrt wäre, die er in vollem Einverständnis mit der Fürstin unternommen, sprachen sie miteinander. Von Häuslichem. Von Gesellschaftlichem. Vom Wetter. Wie sich die neuen Leute bewährten? Ob auch in Tornabene die Pfirsichbäume schon blühten?

„Ist Gregor nie dagewesen?"

„Niemals! Leider!"

„Mein Wagen muß ausgebessert werden! Was ich mit dem Kasten ausgestanden habe!"

„Der alte Mirandola ist gestorben. Weißt du's schon?"

Worauf Paul nickte und sagte: „Die Oliven sind letztes Jahr besonders geraten. Ich aß täglich zweimal davon."

Allein, als sie sich nun erhoben, in das Zimmer Pauls hineingingen, Matteo den Kaffee brachte und gleich darauf verschwand, als danach Agnes sich in den Fauteuil setzte und den Atlas über den Knien aufschlug, den sie in den letzten Wochen so unheimlich liebgewonnen hatte, wußte sie ganz genau: jetzt wird etwas geschehen! Es war offensichtlich, daß Paul gegen eine schwere Ver-

Digitized by Google

legenheit ankämpfte. Er pendelte höchst ungeschickt zwischen der Annäherung an Pose und der Entscheidung für übertriebene Natürlichkeit umher. Er lächelte, auch wo er gerne gelächelt hätte, nicht. Die Bewegungen, die er machte, hätte er gar nicht machen müssen. Er ging auf und nieder, setzte sich wieder, erhob sich und setzte sich gleich darauf von neuem. Jetzt sprang er sogar auf und räusperte sich. Im nächsten Augenblick aber — jetzt geschieht es! wußte Agnes — ließ er sich unnötig laut in den Plüsch niederfallen und sagte: „Ich bin in den letzten Wochen zur Erkenntnis gekommen . . ."

Und sofort, wie eine Rakete, stieg Agnes in die Höhe; sie wußte jetzt nicht, was sie tat! „Ich weiß, zu welcher Erkenntnis du gekommen bist," sagte sie. „Und ich bin zur selben gekommen. Wir lassen uns scheiden!"

Totenstill wurde es. Je stiller, desto furchtbarer verwandelte sich Paul. Weiß wie eine Statue ward er. Ohne noch im geringsten Herr über seinen Körper zu sein, hängte sich sein Auge, während es zu sterben schien, in glänzendem Schmerz an die Frau. Und sah dabei doch nicht, wie diese Frau jetzt plötzlich zu weinen anfing. Der Atlas sank von ihren Knien in den Teppich herab, ihr Gesicht auf die Hände im Schoß nieder. Er aber, der das Entsetzen wie ein nimmersattes Ungeheuer in seinem Menschen drin aufwachsen fühlte — sogleich, ohne sich auch nur um eines Haares Breite rühren zu können, erzitterte er in denselben Stößen, in denen sie, von Herzschlag zu Herzschlag fassungsloser schluchzend, erbebte, je furchtbarer, je steinerner er wurde.

Endlich — wie viele Jahre waren mittlerweile vergangen? — hob Agnes ihr Gesicht. In derselben Sekunde fiel der Bann von Paul. Er richtete sich auf. Agnes sank in die Polster zurück. Beide hörten ihre Atemzüge wieder. Todmüde und dankbar wie Ähren nach einem Gewitter, schwiegen sie. Rasteten sie.

Als die Uhr von Sant' Anastasia herüber elf Uhr schlug, wagte es Agnes, im Schutz dieses Lauts nach dem Atlas hinabzugreifen. Dieses Stichwort verstand Paul; er hob ihn auf und legte ihn auf Agnes' Knie zurück.

„Danke."

„Bitte."

„Hast du jemals," fragte Agnes nach einer weiteren Viertelstunde — sie blätterte im Buche, um noch einmal die Hilfe eines Geräusches zu finden — „hast du jemals von einem Berberstamme gehört, der sich Rebka Wil nennt?"

„In die Scheidung," antwortete Paul mit einer Stimme, die vollkommen zerbrochen war, „willige ich noch in dieser Sekunde, wenn es dir feststeht, daß du mit mir nicht mehr leben kannst!"

Als ob sie der Blitz getroffen hätte, fuhr Agnes auf. Und als ob dieser Blitz mit demselben Schlag auch den Panzer zerrissen hätte, der sich um sie herum geschnürt hatte, antwortete sie ohne weiteres: „Es steht mir nicht fest."

„Überlege dir gut, was du sagst!"

„Es steht mir nicht fest!"

„Es steht dir aber auch das Gegenteil nicht fest?"

„Das weiß ich noch nicht!"

„Und: was weißt du?"

Sie sah ihn aus weitaufgerissenen Augen an. War es unzerreißbare Nähe, was jetzt aus seinem Blick herüber sie umfengte? Oder schon Feindschaft? Rache? Ja, Mordlust? Ratlos senkte sie das Auge. Dies Auge sollte auf der Karte, die unter ihm aufgeschlagen war, Indien sehen, Tibet, die Mongolei, China, die Küste von Japan. Und sah ein sich drehendes Chaos von Feuerblau, Giftgelb, Fiebergrün und Pestrot. Und schloß sich.

„Ich weiß es noch nicht!"

Wie ein alter Mann stand Paul auf. Wachsgelb war sein Gesicht. Nur mit aller Mühe vermochten die Hände ihr Zittern zu verbergen. „Jedenfalls bitte ich dich, unter diesen Umständen," sagte er, ohne noch die Kraft zu haben, sie anzusehen, „jenes Wort nicht mehr in den Mund zu nehmen, ehe jene Bedingung nicht erfüllt ist! Ich bin müde. Gute Nacht!"

Zum zweiten Male sah sich Agnes allein.

★

Dreizehn Nächte hatte Paul in Tornabene so gut wie durchwacht. Diese vierzehnte in seinem Hause schlief er überhaupt nicht.

Am zweiten Tag, welchen er auf dem Schloß verbrachte, war plötzlich Regen gefallen. Tornabene war das Stammschloß der Cesi, ein Baronalkastell aus dem vierzehnten Jahrhundert. Riesenhaft in seiner Ausdehnung, da und dort einer Festung ähnlich, aber fast völlig zerfallen; und auch wo es nicht zerfallen war, verwahrlost. Einzig eine Flucht von zwölf ungemütlichen saalartigen Räumen konnte noch bewohnt werden. Im äußersten dieser Gemächer, einem Turm mit kleinen Fenstern, die durch die meterdicken Basaltmauern, in denen sie saßen, wie Löcher wirkten, wohnte der Kastellan. Aber auch in den anderen, die nichts als halb gähnende Leere und halb Ahnenbildergalerie und Waffensammlung waren, vermochte mit Genuß höchstens der Mensch zu leben, dem dieses

Digitized by Google

Schloß die Wiege seines Geschlechts und dieses seine Welt bedeutete. Als nun jener Regen fiel, hatte Paul im Mittelsaal gesessen, unter den toten Gemälden von Frauen und Männern der Familien Cesi, Brancaforte, Orsini, Cenci, Borgia und Colonna; an einem unförmigen schwarzen Tische, auf dem drei brennende schwarzeiserne Kandelaber standen; über einem sarazenischen Teppich, der die Backsteinfliesen des Bodens nur zu einem Dritteil bedeckte. Auf einmal — er hatte untätig und finster dagesessen — hörte er draußen den Regen fallen. Froh dieser Bewegung, erhob er sich und trat in die schmale Terrasse hinaus, die aus dem Saal in die steile Luft über dem Tal leitete.

Lange blieb er auf der Terrasse stehen und schaute. Endlich ging er kopfschüttelnd in den Saal zurück, aber kehrte gleich wieder. Und nun, in einem einzigen Blick, wurde ihm alles ohne Fehl klar. Die Schleier, gegen die er seit Wochen vergeblich stritt, versanken, es wurde Tag; ihm, Agnes, und vielleicht auch dem Maler, war — wie einfach! — ganz genau dasselbe geschehen, was diesem Lande jetzt durch den Regen geschah: sie waren ins Grünwerden aufgewacht. War dieser Fleck Erde, der sich aus den ansteigenden Buckeln der Weingärten und der Weide zwischen klaffenden Schluchten in die zackige Unnahbarkeit der Felsen, und mit diesen in das gondelnd tiefblaue und blitzweiße Gewölke hinaufbaute, — war er nicht gestern noch dürre Wüste gewesen? Und heute trieb er wild aus jeder Pore Grün in das Feuchte empor; weil der Regen ihn geweckt hatte! Die Böden in der Tiefe bedeckten sich fieberhaft eilig mit dem Schimmer des ersten Frühlings. Die Ulmen, Platanen und Pappeln der steinigen Mittelhöhe brachen an jedem Glied ihrer Leiber goldblassen, pelzigen Schweiß aus. In den silberfahlen Buschwerkgittern auf der Bergseite des Schlosses schoß jenes wucherige Geknospe auf, das von einem Augenblick zum andern die leichenhaften Lücken zwischen farblosem Schaft und starrem Ast füllte. In den gemauerten Zwinggärten der Burg ging das Gras so geizig rasch auf, daß sein Wachstum von Morgen zu Abend mit dem Zentimeter gemessen werden konnte. An den Felsen aber, so, als ob auch sie lebendige Wesen wären, stieg das Moos und, wo nur eine Handvoll Erde über dem Stein lag, die gerollte Zunge des Farnkrauts und der Akanthus ans Licht.

Nicht arbeiten, sondern nur leben tat dieses Land jetzt unter dem Regen!

Von diesem Blick an war Paul restlos im Bilde. Das Gleichnis saß. Er verstand es. Nahm es auf.

Wie aber, wenn Agnes und der Maler es nicht verstanden? Es mißverstanden, weil sie seinen Sinn ausschließlich im Ereignis ihrer Liebe fanden? Und also nicht darauf kamen, daß diese Liebe einzig den Regen bedeutete, den die Natur in ihren Schlummer herabgesandt hatte, um sie beide, aber auch ihn leben zu machen?

Tagelang und nächtelang sann er der Gefahr dieses Mißverständnisses nach. Er fühlte deutlich, daß sie um so drohender wurde, je länger er Agnes fernebleib. Oft deshalb, ganz in den Zähnen der Angst vor dieser Gefahr, war er nahe daran, stehenden Fußes abzureisen; zum erstenmal wußte er, wie unersetzlich er liebte. Oder sollte er Agnes ungehindert der wachsenden Gewalt eines Irrtums überlassen, an dem sie eine Schuld gar nicht treffen konnte? Und dem jungen Mann, dessen jüngste Unverfrorenheit die Frage offen ließ, ob er nicht doch ein gewöhnlicher Dieb sei, ungestört gestatten, seine eigene Frau als den Gärstoff für sein künstlerisches Werden zu benutzen? Sich selber aber damit Möglichkeiten vermauern, die nun wie unerschöpfliche Paradiese lockten?

Dennoch reiste er nicht ab, sondern blieb. Warum? Auch darüber wurde er sich in diesen Tagen und Nächten klar. Nicht aus Vertrauen in Agnes! War sie nicht schon untreu gewesen? Auch nicht aus Vertrauen in den Maler. ‚Die Männer kenne ich, und dieser hat sich als Barbar schon entpuppt!' Etwas anderes war der Grund, dem er gehorchte. Wenn es schon feststand, daß das erste und letzte Gesetz alles Lebendigen „Lebe!" hieß, und wenn daneben erst noch gewiß war, daß auch er dieses Gesetz, endlich, erfahren hatte: gehorchte er ihm dann richtig, lebte er dann diesem Gesetz gemäß, wenn er Agnes und den Maler daran verhinderte, daß s i e lebten?

Eines Mittags — er saß an seinem einsamen Tische — fiel es darum wie rettender Blitz in sein unaufhaltsam weiter bohrendes Raten hinein: wenn jenes Gesetz wahrhaftig das erste und letzte ist, dann — herrscht es auch über dem Gesetz einer Ehe! Und trotz einer Ehe! Ja sogar — gegen eine Ehe! Außer wenn zustandegebracht wird . . .

Was? — Dieses mußte er noch herausbringen! Viele Stunden lang fürchtete er qualvoll, daß es ihm nicht gelingen werde, diese letzte Frage zu lösen. Eines Abends aber, er ging auf der steilen Weidehalde unterhalb des Schlosses, sah er, wie hoch oben im Föhnhimmel zwei schwarze Wolken, die gemächlich von Süden heraufsegelten, von einem kleinen, scharfgeschnittenen goldenen Wölkchen, das toll von Nordost herabsauste,

Digitized by Google

angefallen wurden. Mitten in einem unwahrscheinlich azurblauen Tümpel von Luft stießen sie zusammen. Was anderes konnte nun geschehen, als daß entweder die zwei schwarzen das goldene in ihre Schwärze hineinkratzen, oder das goldene die zwei schwarzen in sein Gold hineinraubte? Nichts von beiden geschah, sondern ein drittes! Auf einmal, gerne, fügsam dem Strom, der sie einmal schon ineinander befahl, flossen die drei Wolken in einen rosenroten Schein zusammen, der bisher nicht geschienen hatte und nun als ein völliger neuer Glanz Leben das Land unten beschimmerte. „Ganz richtig!" lächelte Paul in genauem Erfassen. „Agnes, der Maler, und ich müssen leben! Fragt sich nur noch: wie mache ich das? Denn auf mich scheint es anzukommen!"

*

All dieses erstand in dieser Nacht vor Pauls Geiste. Aber: all dieses war nur der Anfang gewesen! Wie jedoch war nun das Ende? Hatte er die Gefahr doch unterschätzt? War es ein eigenwilligeres, ein rücksichtsloseres Geheimnis, das Leben, als er erfaßt hatte? Der unheimliche Klang jenes Wortes, das ihn zu Stein gemacht — wie, wie hatte es in Agnes' Brust aufwachsen können? Und das höhnische Schweigen und dies hartnäckige Fernbleiben Gregors — wie waren sie in diesem scheinbar so warmen und bescheidenen Menschen erstanden? Und endlich: wie, ja, wie kam es, daß er selber, er, der nun zwei Wochen lang in nichts als in Abgründe geblickt und in dieser schonungslosen Schau jenen Tropfen Lichts erstritten hatte, der ihn neu machte von oben bis unten, wie kam es, daß er nun wieder bettelungewiß in diesem einsamen Bette lag und von Finsternis erstickt wurde?

Schlief Agnes? Wußte sie, welchen Dolch sie ihm ins innerste Herz gestoßen? Schlief Gregor? Erkannte er, welchen Brand er angestiftet hatte? Und sahen sie beide, wie dieses Haus da schon wankte, und niemand ringsum war, der es noch sicher vor dem Einsturz zu retten vermochte?

„Agnes!" Aber er flüsterte das Wort nur, und auch wenn er es geschrien hätte, würde sie ihn nicht gehört haben. Denn auch sie lag schlaflos. Auch sie hilflos. Auch sie geschüttelt vom Grauen darüber, daß da drei Menschen untrennbar verknüpft an einem und demselben Faden Lebens zappelten und dennoch nichts voneinander wußten und auch mit ihren pfeilspitzesten Gedanken einander nicht treffen konnten! Schlief Gregor? Wußte er, in welcher Mühle sie unbarmherzig zerrieben wurde, wenn er nicht endlich kam und die vergangenen einsamen Tage sinnvoll glaubwürdig an jenen ersten gemeinsamen band? Und schlief Paul? War die ungeheure Erneuerung, die abends auf seinem Gesichte gestanden hatte, schon verblichen? Oder holte er, während seine stumme Duldsamkeit von bisher sich in brüllende Wehr jetzt verwandelte, schon zum Schlag aus, der sie traf, ehe sie völlig erlebt hatte, was war?

„Du! Du! Du! Warum kommst du nicht, um zu helfen? . . . Und du auch! Auch du! Warum hilfst du auch nicht?" Aber weder der eine noch der andere hörten diesen Ruf. Ruhig, so wühlte der Dolch in Pauls Brust, schläft sie aus den Märchen, Legenden und Träumen ihres letzten Tags in die Phantasien ihres neuen hinüber! Während er, jener Listige, jener Heuchler, jener Wolf im Schafpelze, — „weißt du nicht," knirschte er in die Kissen hinein, „was du angestellt hast, du Verbrecher?"

Aber so wie Agnes seine Qual nicht vernahm, so traf auch Gregor der Fluch nicht! Gregor saß um diese Stunde bei einem armseligen Lämpchen vor seinem neuen Bilde. Sein Leib war eingefallen unter der fanatischen Anstrengung der letzten Wochen, halb verhungert, ein Gerippe. Aber triumphierend saß der befreite Geist über der blank lächelnden Stirn. „Wenn ich," lispelte Gregor heiß vor sich hin, „von zu Hause her groß genug veranlagt gewesen bin, um überhaupt jemals einen Sieg zu erfechten, dann habe ich einen erfochten!" Welchen? Über sein Herz? Dieses stand noch nicht felsenfest. Wenn er durchs Nachtfenster hinaus in die Gegend von Sant' Anastasia schaute, dann schlug es noch in brausenden Stößen. Aber seinen Geist, seine Lebensmitgift überhaupt hatte er freigemacht; und diese freigemachte auch schon ausgewirkt: in diesem ersten wirklichen Werke.

Furchtsam — vielleicht war es doch kein Werk? — trat er vor das Bild hin. Mitten vor dem Gold asketisch gegliederter Berge, auf denen die schattenlose Strenge des rufenden Lichts prunkte, während ihre Häupter mit deutlich aufstrebenden Bögen schon die gelbgrüne Helle des reinstgefegten Himmels trugen, schaute aus Augen, die noch kein Mensch restloser ergründet hatte als er, Agnes' Angesicht.

Plötzlich wurde das Haupt des Betrachters zur Seite gerissen; wie, wenn sie in dieser Stunde, während ich sie da bis in ihr letztes Geheimnis entschleiert schaue, von ihrem Gatten umarmt, mich schon nicht mehr weiß? Und wenn er, jener Gatte, dessen Lehmgehirn auch der deutlichste Fingerzeig Gottes nicht zu entzünden vermag, in dieser Umarmung jetzt herübergrinst: ‚Siehst du,

Digitized by Google

Gregorchen, so hast du mein Weib aufgeweckt?' Weiß wurde der Schmerz im verhungerten Gesichte. Aber auch er wurde niedergekämpft. Entschlossen drehte der Mann das Lämpchen aus, suchte den Sessel wieder auf, sank in das harte Holz zurück.

Als ob Paul von diesem Siege ein Zeichen erführe, auf einmal richtete er sich in seinem schlaflosen Bette auf. Und schaute durchs Fenster, in die Westnacht hinaus, dorthin, wo die Dachkammer des Malers ragen mußte. „Und doch!" — die Rosenröte im Abendhimmel von Tornabene bekam wieder Gewalt über ihn — „und doch ist es ein Irrtum, wenn ich dich, den ich doch so liebgewonnen hatte, jetzt einen gewissenlosen Plebejer nenne. Denn du bist nur das zufällige Werkzeug in einer höheren Hand gewesen. Diese Hand aber kein Zufall! Ihr gehorche ich!" Schon in der Sekunde darauf aber verließ ihn jede Kraft, jeder Mut, jede Geduld. „Wie" — und sein Auge wurde kindlich licht unter dieser trostvollen Vorstellung — „wie, wenn ich nun einfach aufstünde und zu Agnes hineinginge? Ist sie nicht meine Frau? Bin ich nicht ihr Mann? Ist das nicht mein Haus? Und da sie selber schon seit Wochen nichts anderes tut, als rücksichtslos sich selber erleben, wird da nicht gerade sie am besten verstehen, wie einem zumute ist, wenn man Mensch wird?"

„Freilich!" antwortete sogleich aus der Malerkammer herüber die höhnische Stimme eines deutschen Anstreichersohnes. „Tue es! Gehe hinein! An Fürsten ist Hopfen und Malz verloren! Jeden Menschen kannst du, wenn du nur einen Funken von Lebensverständnis hast, für ein paar Tage zum Ebenbilde Gottes hinanformen. Fürsten aber — für keinen Augenblick! Denn auf das Nachher kommt es an. Was aber könnte ein Fürst nach dem Augenblick werden? Wieder nur ein Fürst! Gehe ruhig hinein, mein Fürstchen!"

Paul aber war, während diese Stimme das sagte, von selber draufgekommen, daß er nicht zu Agnes hineingehen dürfe. Agnes saß gerade aufrecht in ihrem Bette. Die Ampel brannte. Draußen scholl die spöttische Stille der tiefblauen Lenznacht. Draußen ragte eine Kammer, aus der kein Strahl herüberglomm, obwohl sie um alles in der Welt noch daran glauben wollte, daß eine ganze Sonne darinnen flammte. Drüben aber, in diesem nächsten Zimmer, lag ein Mensch, der — „dies steht seit gestern abend fest!" — ein Mann geworden, oder — ein Mann, der ein Mensch geworden war; und tief und gemächlich schlafend, wußte, welche bedingungslose Übermacht ein menschgewordener Mann über ein menschwerdendes Weib besitzt. Darum schlief er ja so unbekümmert! Sie aber — stand es mit ihr denn so, daß die Scheu davor, sich als geschlagen, weil als hilflos mutterseeleneinsam im Chaos ihres Werdens zu bekennen, sie noch davon abhalten durfte, sich helfen zu lassen? „Wenn ich also einfach aufstünde und zu ihm hineinginge? Ist er nicht mein Mann? Bin ich nicht seine Frau? Ist das nicht unser Haus? Und da er, auf jedem Zug seines Gesichtes steht es zu lesen, an sich selber erfahren hat, wie einem zumute ist, wenn man Mensch wird, muß da nicht gerade er am besten verstehen, wie auch ich . . .?"

„Nein!" schloß Paul sein gewissenhaftes Besinnen. „Agnes ist jetzt nicht meine Frau! Ich bin jetzt nicht ihr Mann! Ich bin jetzt fremd in diesem Hause! Ich muß warten; nichts, nichts anderes als: warten!"

„Nein!" Plötzliche, eindeutigste Scham, in derselben Sekunde, hieß Agnes das Licht löschen; ergeben legte sie sich zurück. „Ich gehe auf keinen Fall zu ihm hinein! Ich bin noch niemals zu ihm hineingegangen! Gar aber, wenn ich's heute täte, würde er es am falschesten auffassen dürfen! Er könnte glauben, ich käme zum Manne, wo ich doch einzig zum Menschen käme!"

Aber, merkwürdig, bei dieser Ergebung blieb es nicht! Auf einmal von neuem aufgefahren, machte sie von neuem Licht und starrte nun die Wand an, die Pauls Zimmer von dem ihrigen trennte. Verzweifelt, mitten im Zwang dieses Blicks, griffen ihre Hände nach dem Herzen. „Ich liebe dich!" schrie dies Herz durch die schwarze Stille vor den Fenstern in jene Dachkammer hinüber. „Das ist zweifellos! Aber . . . aber — liebe ich auch Paul?" Ihr Gesicht wurde schneeweiß. Furchtbareres als diesen Zweifel hatte sie nie noch erfahren! Schmählicheres als diese Schande niemals noch vor sich gesehen! „Oder ist es nur Anhänglichkeit, die mich hinüberzieht? Gewohnheit? Alltägliche Vertrautheit? Wirkung der Ehe? Oder eben meine Einsamkeit? Oder das Staunen über seine eigene Wandlung? Oder? Was ist es?"

„Denke doch nicht solange nach darüber!" antwortete weinend und lachend, während sie ohnmächtig saß, aus jener Dachkammer herüber die Stimme eines deutschen Anstreichersohnes. „Was plagst du dich so zum Scheine? Du bist ja doch schon entschlossen! Selbstverständlich gehe hinein zu ihm! Anständige Frauen machen es immer so! Gar aber Fürstinnen! Wir armen Teufel sind doch nur dazu da, um euch aufzuwecken! Geweckt dann, fallet ihr dem Gatten zum erstenmal heiß in die Arme! Ziere dich nicht!"

Digitized by Google

Agnes aber, als ob sie diese Worte hörte, schüttelte den Kopf. „Ihr Männer erlebt das Erwachen viel äußerlicher als wir!" Ganz klar erstand dieser Gedanke im Wirrsal ihrer Seele. „Ihr beurteilt selbst das Selbstloseste, was es gibt: das Menschwerden, einzig danach, ob es euch wehtut oder nicht!" Auch dieser Gedanke wuchs so bestimmt in ihr auf, daß sie ihn hätte aussprechen können. Gleich darauf aber versank aller und jeder Gedanke in ihr. Hingegen vermählten sich plötzlich, mitten in dieser betäubenden Unbewußtheit, die Schneeglocken, der goldene Draht um den Hügel, das angebetete Gesicht Gregors, das neue Gesicht Pauls, die himmlischen Wonnen der letzten Wochen und die teuflischen Qualen der letzten Wochen zu einem unteilbar einzigen Klang von Gerufenwerden, und indem sie laut und mit einer Gewißheit, die ihr keine Gewalt der Erde noch anzuzweifeln vermochte, vor sich hinrief: „Ich liebe mich! Alles, was ich jetzt bin und tue, weil ich lebe!" sprang sie aus dem Bette.

In panischem Erschrecken, auf ihr Pochen hin, Paul aus dem seinen.

„Was ist? Was geschieht?"

Weder er, in dem jeder Blutstropfen jetzt Spannung rauschte, noch sie, die ihr Herz toben fühlte bis zum Ersticken, errieten, daß in derselben Stunde drüben in jener Dachkammer ein Menschenhaupt, wild aufheulend, hinabfiel auf eine schwertdurchbohrte Brust. Taumelnd taub in ihrer lichterlohen Scham, wankte Agnes einem Auge entgegen, das ungeheuer blind staunte.

„Ich kann nicht schlafen!"

Eine Ewigkeit währte es, ehe der Mann vor ihr sagen konnte: „Ich auch nicht!"

Und eine zweite, ehe er, rot bis in die Haarwurzeln, herausbrachte: „Willst du dich nicht setzen?"

Also saßen sie endlich. Sie auf dem Diwan; er auf dem Stuhl vor dem Tische. Sie, eine Pierrette in weißblauem Pyjama, er, ein Pierrot in gelbgrünem. Plötzlich, beide, lachten sie auf: war Karneval? Kamen sie von einem Feste? Im Nu darauf schwiegen sie nur noch hilfloser. ‚Ist diese Nähe da, die ich zum erstenmal geschaffen habe, vielleicht doch zu nahe für diesen Augenblick?' quälte sich von Puls zu Puls unsicherer Agnes. ‚Widerruft sie schon wieder, bereut sie schon wieder den Schritt, den sie getan hat?' zermarterte sich immer ratloser von Schweigen zu Schweigen Paul. Und: ‚Was wollte ich ihm sagen?' Ja, was wollte sie mir sagen? ‚Oder wollte ich, oder wollte sie nur nicht mehr allein sein? Und war also — gar nichts zu sagen?'

Oder — oder entflohen ihnen die Worte, die sie hatten sagen wollen, etwa nur deshalb, weil sie nun eben nicht mehr allein waren? Und war damit bewiesen, daß sie einander überhaupt nicht mehr helfen konnten?

Wie Tote saßen sie nun. Gänzlich reglos. Sie sahen weder einander, noch die Dinge im Zimmer, noch, daß es draußen Tag zu werden begann. Und hörten auch nichts mehr. Ja, wußten auch nichts mehr. Aber es war eine wohltätige Entrückung, die sie wie Mohn überfiel. Aus Scham voreinander, vielleicht, wollten sie sich noch wehren dagegen. Aber sie hatten nicht mehr die Kraft dazu. Eine Sekunde, bevor sie völlig davon überwältigt wurden, mit genauem Blick des einen in den anderen, schienen sie noch zu lächeln: also wieder nichts, nur ein Stündchen Ermüdung wurde aus der Stunde, die uns freimachen sollte? In der nächsten trieben sie willenlos auf einem süßen Meer: Gleichgültigkeit. Und blieben darauf, bis der erste Vogel sie weckte.

Sie erwachten beide im selben Augenblick. Aber bevor Agnes zur Besinnung gekommen, war Paul schon aufgesprungen und redete bereits.

„Ich wollte dir sagen, Agnes," sagte er, „daß ich alles weiß! Nein! Sage nichts! Rede nicht!" setzte er sogleich hinzu, weil Agnes sich blitzschnell aufgerichtet hatte und schon den Mund öffnete. „Ich zerpflücke dir nichts davon. Es gehört dir ganz allein! Aber mißverstehe mich auch nicht! Ich erkaufe mir nichts mit diesem Wissen und Verstehen! Du kannst in dieser Stunde von mir gehen, wenn du mußt. Solange du aber bei mir bleibst, sollst du leben, wie du leben mußt! Du bist du, und ich bin ich! Und ich weiß es jetzt, daß ich keinen Schwur geheiratet habe, sondern einen lebendigen Menschen, der trotz aller Schwüre er selber bleiben muß, mehr noch: er selber bleiben soll!"

Bis in die Lippen hinein bleich war er jetzt. Zitterte, obwohl er den Eindruck vollkommener Beherrschung machte, an allen Gliedern. In Stößen kam ihm der Atem aus der Brust. Es war jedem Zug abzulesen, daß er am liebsten schon aufgehört hätte zu reden. Aber jeder Muskel unter dem gequälten Auge verriet auch, daß er jetzt, koste es, was es wolle, bis ans Ende reden würde.

„Es ist mir nämlich," fuhr er nach der kürzesten Pause fort, „das gleiche geschehen wie dir! Allerdings erst, nachdem es dir geschehen war. Deshalb floh ich nach Tornabene. Der Blitz war in mich gefallen. Das einfache Bewußtsein davon: ein lebendiger

Digitized by Google

Mensch zu sein und sein zu sollen! Und — bisher keiner gewesen zu sein! Aber während du, ohne zu überlegen, sogleich wußtest, was und wie du leben solltest, um deiner gleichen Erkenntnis richtig zu folgen, mußte ich tage- und nächtelang vergeblich danach in mir herumsuchen. Denn daß ich dein Gatte bin, der Fürst Cesi, und jung und gesund und reich, das alles galt ja nichts vor diesem Blitz! Gar nichts! Ein verkrüppelter Steinklopfer wog mehr als ich, wenn er nur richtig wußte, daß er er war!"

Er blieb stehen. Er blickte mühsam rundum. Aber erkannte dabei nichts von allem, was er sah. Denn er sah jetzt einzig das Bild jener Minute, in welcher ihm die schonungslose Gewißheit aufgegangen war: daß gar nichts von alledem, was er war und besaß, galt! „Sage doch selber!" begann er mit heroischer Anstrengung von neuem. „Wer bin ich? Wer könnte ich sein? Welche Anlagen stecken in mir?" Bis in die letzte Miene, unbarmherzig, entblößte sich sein Gesicht; jeden mitgeborenen Schein und jede anerzogene oder angelogene Selbsttäuschung, bis auf den letzten Grund, löschte er aus darin. „Ich dachte jede, buchstäblich jede Möglichkeit zu einer lebendigen Zukunft durch. Und fand keine! Mein Vermögen herschenken? Abgesehen davon, daß es eine ausgeliehene Pose bedeutete: wie sollte gerade ich als armer Teufel leben können? Einen Beruf ergreifen? Welchen? Die Politik? Ich mag sie nicht. Ins Heer oder in die Marine eintreten? Zu spät! Einen zivilen Staatsdienst übernehmen? Ich hasse das Beamtentum. Mönch werden? Das trifft nur eine Hälfte des Lebens! Künstler? Ich habe keine Talente. Auf die Universitäten gehen und irgendwelche Studien betreiben? Ich bin ein Durchschnittskopf und Feind aller geschriebenen Dinge! Alles also, was ich betrachtete, erwies sich als unmöglich! In alledem würde ich höchstens noch unbedeutender und noch kleiner sein, noch weniger mich selber leben können als darin, wozu ich eben schon einmal ..."

Als ob er um keinen Preis auch nur ein einziges Wort noch dazu zu sagen vermöchte, fiel er in den nächsten Sessel nieder. Denn jetzt sah er: daß es Tag wurde. Erkannte er: Licht. Hörte er: Stimmen. Roch er: Morgen. Und erblickte er sie! Ihr Auge, grenzenlos staunend, war unbeweglich wie das eines geheimnisvoll weisen Kindes in das seine versenkt. Ihr Leib reglos in seiner unergründlichen Schönheit seinem Leibe zugewendet. Und ihr Leben, das er wie die selbstverständlichste Gewißheit von Sieg ihre Lippen feuchten, ihren Busen bewegen und ihre Hände durchpulsen sah, dieser Geist ihres Lebens wartete nun darauf, daß er eine ungeheure Selbstentdeckung bekennte. Und er hatte nichts, nichts anderes in sich selbst drin entdeckt, als ...

„... als darin," riß er sich zusammen und sprang wieder empor, „wozu ich nun schon einmal geboren und erzogen bin." Heiser lachte er auf. Während ihm die Lider, niedergepreßt von dieser würgenden Scham, über die Augen herabfielen. „Du darfst mit Recht lachen und sagen, daß es die bequemste Wahl war, die ich damit treffen konnte. Aber" — er hatte sich an das Fenster gerettet, vom Fenster herüber sprach er jetzt — „aber ich schwöre dir: es ist die einzige, die ich habe. Es steht mir keine andere offen. Steht es aber wirklich so mit mir, kann ich wahrhaftig nichts anderes sein, als der Fürst Cesi, dann, . . ." Mit einem tollkühn entschiedenen Schritt flog er vom Fenster zurück und stellte sich leibdicht vor ihr auf. „Dann — will ich von nun an auch nichts anderes sein als der Fürst Cesi! Ja, so von A bis Z und durch dick und dünn und immer und überall nichts als der Fürst Cesi, als ob ich d e r Fürst überhaupt zu sein hätte! Natürlich weiß ich, daß Fürsten heutzutage nur noch in der Komödie Platz haben! Aber, vielleicht, wenn ein Mensch dahintersteckt? Kurz und gut: ich versuch' es!"

Ein Wort! Nur ein einziges Wort! O nur eine Silbe! Einen Laut! Eine Regung! flehte Agnes händeringend ihren Leib und ihre Seele an. Umsonst! Ein Ring aus bisher fremdesten Gefühlen, in denen sie Staunen nicht von Bewunderung, Ehrfurcht nicht von Bestürzung, Seligkeit nicht von Reue zu unterscheiden vermochte, lag mit der Gewalt eisern pressenden Zwangs um sie und erstickte ihr Wort und Gebärde zugleich. Wie, um Gottes willen, war diese Wandlung in Paul möglich geworden? Wer hatte die wundertätige Macht gehabt, sie zu bewirken? Was konnte ihr eigener Kampf gegen diesen noch bedeuten? Wie stach sein knappes zeigbares Ergebnis gegen ihr verschwommenes schillerndes ab? Was aber das Unheimlichste von alledem war: da nun kein Zweifel mehr daran bestand, daß auch der dritte, auch der andere Mann, auch Gregor, mittlerweile dieselbe Leiter erklommen hatte wie Paul, ja die letzte Spanne der Leiter, sie aber ...

Mit einer verzweifelten Bewegung sprengte sie den Ring. Ja, so war es! So ist es: hinaufgestiegen waren sie, beide, Paul und Gregor, bis auf die höchste Spitze! Sie aber — hatten sie unten gelassen! Obwohl keiner von beiden ohne sie ...!

Digitized by Google

Ausritt. Gemälde von Albert Heinrich Brendel

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Eine namenlose Furcht erfaßte sie. Sie wollte schreien. Sie wollte weinen. Sie wollte aufspringen. „Paul,“ wollte sie auf ihn losstürzen, „sage doch! Erkläre! Gestehe!“ Aber nicht nur, daß sie nicht einmal mit der Wimper zu zucken vermochte: Paul hatte soeben ein Bündel Papiere und Rollen vom Tisch neben seinem Bette herabgenommen, legte diese Dinge nun vor ihr nieder und hob von neuem zu reden an. „Zunächst habe ich,“ sagte er — und jetzt klang seine Stimme durchaus gewöhnlich — „aus deinem Vermögen — das meinige dir hierzu anzubieten wagte ich nicht! — eine halbe Million freigemacht. Vielleicht willst du auf deinem Grundstück etwas bauen? Dein Haus? Oder deinen Tempel? Oder, vielleicht, auch nichts? Ich dachte nur: vielleicht? Und wollte für diesen Fall, — verzeih, ich rede wie ein Schuster!“

Der Atem blieb Agnes stehen. Der rasende Schmerz einer Rührung, die besinnungslos aufschluchzen, und der eisige Griff eines Entsetzens, das in blinder Angst aufheulen will, vernichteten ihr den letzten Rest von Selbstgefühl, während sie, ohne einen Finger heben zu können, zusehen mußte, wie der Mann wie ein trockener Bankier die halbe Million auf den Tisch zählte.

„Ich selber aber,“ fuhr Paul, nachdem dies geschehn war, fort, „stelle Tornabene wieder her. Jeder, wie er kann! Dies aber, glaube ich, kann ich. Und es hat einen Sinn. Keinen — natürlich! — für die Welt. Aber für mich.“ Eilig, als ob er fürchten müßte, den letzten Mut zu verlieren, wenn die Pause zu lange würde, entrollte er drei Risse. „Ich habe mit dem Baumeister von Feltri die Fundamente des Schlosses, wie sie heute stehen, aufgenommen. Und will, daß es genau so, außen und innen, wiedererstehe, wie es in seiner höchsten Zeit gewesen ist. Das kann unter Umständen die Hälfte meines Vermögens kosten. Denn das Schloß müßte die ganze Geschichte unserer Familie, also sozusagen auch das ganze italienische Mittelalter darstellen. Daneben soll es aber auch . . .“ Da fing er den Blick auf, mit dem Agnes' Auge auf den Rissen lag. Dieser Blick war starr, dolchscharf, rücksichtsloses Nein!

„Daneben soll aber auch ...“ Nein! Es half nichts, diesen Blick anzubetteln! Der mußte aus der Welt hinweggelöscht werden! Durch das kaltblütigste Beharren! „Daneben soll aber auch,“ fuhr er nun mit fester Stimme fort, „die Gegenwart ihren Platz im Schlosse haben. Und zwar will ich die zwölf Räume im Südtrakt so ausbauen und ausstatten, daß“ — ganz tief auf die Zeichnung hinab beugte sich sein glühender Kopf — „daß eine Familie von heutzutage darin nicht anders als im bequemsten Stadthause wohnen könne. Muß alles übrige, vom ersten bis zum letzten Stück, peinlich genau dem Stil jeder Zeit entsprechen, welche am Schlosse gebaut hat, so darf sich hier, in diesen zwölf Räumen, der eigene Geschmack nach Belieben austoben ohne jedes Gesetz! Wie er will, mag er schalten! Der Sinn vom Ganzen aber ...“

Dies war das Schwerste! Denn jetzt wird sie sogleich lachen! ‚Und das,‘ wird sie hohnklirrend auflachen und ihn dabei mit ihrem siegreichsten Blick verbrennen, ‚ist alles?‘

„Der Sinn vom Ganzen aber,“ stieß er, wie ein Reiter in den gewissen Tod hineinsprengt, hervor, „wäre der: in einem und demselben Ding, das ich selber gemacht habe, wäre mein ganzes eigenes Leben, meine ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft untergebracht! Gesammelt und verkörpert!“

„Und ich?“

Als wäre ihm ein Pfeil mitten ins Herz hineingeschleudert worden, fuhr er zusammen. Aschfahl wurde sein Gesicht. Mit beiden Händen am Tisch festhalten mußte er sich, um nicht zu taumeln. „Wie . . . was ... meinst du?“

Aber in fessellos eindeutiger Glut blitzte Agnes' Auge nur noch gewisser zu ihm hinauf. „Ich frage,“ wiederholte sie mit bebender Stimme: „und ich?“

Er hob die Hand an die Stirne. Wie im Anblick der grausamsten aller himmlischen Versuchungen verzerrten sich seine Züge. Endlich legte er beide Hände über die Augen. „Ich glaubte, kein Recht zu haben,“ sagte er endlich, fast unhörbar, „dabei an dich zu denken!“

„Du hast es aber! Das ist weder ein Widerruf noch ein Widerspruch!“ setzte sie atemlos hinzu; wie eine prasselnde Feuersäule in die noch gewissere, wildere und höhere zweite, stürzte sich jetzt die Flut ihres neuen Lebens in die Flut seines neuen Lebens. „Gerade weil ich mich jetzt selbst besitze, mich selber habe, bin ich imstande, ... das verstehst du vielleicht nicht?“

„Gerade das verstehe ich!“ Er stand jetzt mit freiem Gesichte. Nackt und ohne Waffe. Dennoch in der Wolke eines irrsinnig betörenden Traums, dem sich hinzugeben er mit keinem Atemzug wagte. „Denn auch ich wäre nun, glaube ich, imstande,“ — Wort für Wort rang sich's ihm von den Lippen — „wenn es sein müßte, allein zu leben; und wäre dennoch nicht allein! Und — das Schloß wird viel Arbeit geben, auf Jahre!

Digitized by Google

Man wird auch in den Archiven der anderen Schlösser Nachschau halten, sehr oft nach Rom und Palermo fahren, die besten Künstler aus allen Winkeln der Welt hervorkitzeln, das eine da, das andere dort aufstöbern, vieles in Deutschland, einiges sogar in England bestellen, jedes Ding sorgfältig auswählen, immerfort lernen und wieder umlernen und sich erst noch mit den Meistern, Halbmeistern, Lieferanten und Handwerkern herumschlagen müssen! Mit einem Wort: ewigen Wechsel und ewigen Kampf wird es setzen! Tag für Tag! Nacht für Nacht! Gerade darauf aber freue ich mich! Ich! Aber du? Du hast — Besseres zu tun! Tieferes! Bedeutenderes! Ich verstehe es! Ich weiß es! Ja, wenn es so wäre, daß auch nur ein einziges Stück dieses Plans dich zu locken vermöchte! So zu locken ..."

„Alles lockt mich! Der ganze!"

Einen tollkühnen Schritt tat er. Sein Gesicht wurde ganz schleierlos. Auch die betörende Wolke zerriß er wie Sonne. Klarstes, nüchternstes Licht wurde um ihn. „Du findest also nicht, daß meine Idee lächerlich ist?" Und schon tat er den zweiten Schritt. Haardicht vor Agnes hin trat er. „Täusche dich jetzt nicht! Und auch mich nicht! Denn mein Plan, wenn er ausgeführt wird, kann nicht viel mehr bedeuten, als daß ein Fürst von sich sagen darf: daß er das fürstlichste Schloß in die Welt hereingestellt hat! Himalajas kreisten, und eine Maus ..."

„Nein! Ein Gleichnis wurde geboren!" Und, zitternd an Leib und an Seele, ganz tief zurück in die Seide der Wand floh Agnes; und ganz tief hinab in die Halme des Teppichs wühlten sich ihre Hände; weil ihr die Tränen jetzt wie ein wildes Gewitter das Gesicht überschwemmten.

*

Als Gregor an diesem Morgen auf dem Sessel, auf welchem er eingeschlafen war, erwachte, war das erste, was er sah: der Palast Cesi, wie er hoch und froh aus seiner freien Ferne über die Dächer der Stadt in den makellosen Himmel hinaufragte.

„Nicht notwendig!" sagte er sogleich, sehr kühl. „Es stand schon gestern fest, daß ich heut kommen werde. Ich bin fertig!"

Gleichwohl blieb er noch lange im Fenster liegen. Dies Fenster ging auf den engen Gemüse- und Früchtemarkt hinab. Der trug weder Paläste noch Ruinen noch Tempel, sondern nur hohe, schmale, uralte Häuschen; und nur die Hökerinnen, Köchinnen, Händler und Tagediebe bewegten sich auf ihm. Dies Fenster übersah weiter nur das braunviolette Dächergewirre der östlichen Vorstadt, welche die dichtest und dürftigst gebaute von allen war, und über ihm den scharfen Fall, welchen die ungeformt kahlen Nordberge in die gewöhnlichen Hügel des Ostens herabtaten, um den Anschluß an die schöneren Vorgebirge des Südens zu finden. Dennoch sah Gregors Auge in diesem beschränkten Bilde den ganzen Süden! Zwischen dieser Sonne, die auf der roten Wand des Albergo Regina lag, und jener, die jetzt den Lateran bespülte, war kein Unterschied. Die Senatoren von Anno dazumal und die Palermitaner von heute plauschten, trippelten und fuchtelten ebenso rasch und laut wie die zwei Dienstmänner unten, die jetzt um einen und denselben Schemel stritten. Das Pinienwäldchen links vom First des Kastells Sant' Anna auf der angegrünt sanften Wiese konnte ebenso gemäß über San Miniato stehen. Und die weit und hoch gespannte Seidenzone des Himmels war genau so, wie sie vor diesem Fenster schwebte, über der Bucht von Syrakus oder über Pozzuoli möglich. Und ihre Elemente dieselben wie in jedem vollen Süden! Die Formen wechselten ja nur unbedeutend; die Farben nur in der Art ihrer Zusammensetzung; die Laute nur mit Vierteltönen; und das Blut dieser Geschöpfe, die unter dieser Sonne lebten, kreiste nur um Sekundenteilchen verschieden in ihnen.

„Habe ich dich endlich, Gesetz des Südens!" O, nicht etwa, daß er diese Nacht schon vergessen hatte! Das Schwert hatte getroffen. Aber die Wunde, ob sie auch weh tat, blutete kaum noch. Hart saß das Auge auf den Fenstern des fernen Palastes. „Denn es galt wohl ein bißchen mehr, als eine Liebe zu überwinden? V e r w e n d e t mußte sie werden!" Bitter und süß in einem lächelte er. „Das klingt nicht schön. Ich weiß es! Aber sei ruhig, mein stolzer Palazzo! Ich streichle dich dennoch! Ich liebe dich trotzdem! Denn ohne dich ...?" Um einen Schritt trat er vom Fenster zurück. „Ein Renegat an meiner Heimat wäre ich ohne dich geworden oder — ein Barbar geblieben! So aber ..."

Vor das Bild hin! Sofort schmolz sein Gesicht. Sein Auge schwamm in funkelndem Glanze. Seine Gestalt stand wie auf schwingender Feder. „Du erst, du süßer, fremder Gegensatz, hast mir meinen deutschen Satz aus dem Schlafe geweckt! Und ihn dann — weil er sich wehren mußte gegen dich, ja, je hartnäckiger er sich gegen dich wehrte, um so gieriger zum Sprießen gebracht! Und endlich in seine allerhöchste und allerletzte Fähigkeit, zu sprießen, hinaufgetrieben! Und als dies geschehen war ..."

Da gebot ihm das Herz eine Pause. Stumm stand er; um den Mund das de-

Digitized by Google

mütige Lächeln der Liebe. Gesicht! O vergöttertes Antlitz!

„Als dies aber geschehen war, hab' ich dich, du vergötterter Gegensatz, nicht etwa wie einen Feind erschlagen! Sondern —" als ob er das Bild küßte, sprach er es sanft hin — „dich ganz und ohne Furcht in mich aufgenommen, und dann in mir drin mit meinem Satze durchtränkt! So daß ich nun ..."

Knapp drehte er um. Noch nicht! Erst mußte Ordnung gemacht werden!

Kaum aber, daß er die erste Hand anlegte an dies kannibalische Durch- und Übereinander, als er schon zärtlich davor zögerte. „Geliebte Zeugen, Helfer und Mitleider in diesem Kampfe zwischen Norden und Süden!" Ganz behutsam, während er zu ihnen wie zu Engeln zu reden begann und sie mit andächtigen Fingern streichelte, zog er sie aus dem Chaos hervor. Die unzähligen Skizzen zum Bilde. Die reißenden Gedichte, die er in den entnervenden Stunden der Übergänge von Kraft zu Kraftlosigkeit und von Schwäche zu Stärke mit dem Zimmermannsblei auf Pauspapier hingeschmiert hatte. Die kaum noch leserlichen Aufsätze und Tagebuchblätter. Dann die Bücher! Da lagen ein Platon, ein Aristoteles, ein Evangelium, ein Fetzen Buddha, ein paar Bände Goethe, ein Kant, Schillers ästhetische Schriften, und ein Haufe von neuen; viel Brot und Wurst war an diesen Werkzeugen entbehrt worden! Und nun — mit dem blanksten Auge lachte er — durfte all dies Gerümpel ohne Schaden verbrannt werden! In den Ofen!

Dennoch warf er nichts in den Ofen. Im Gegenteil! Mit der größten Sorgfalt, nachdem er die Staffelei mit dem Bilde in die sicherste Ecke gestellt hatte, trug er den ganzen übrigen Inhalt der Kammer, Gang für Gang, in die andere hinein. Hierauf kehrte er zurück und scheuerte nun zu allererst den Boden. Dies währte lange Zeit. Dann wusch er die Wände ab. Sodann die zwei Tische und die drei Sessel. Und nun, wieder Armvoll auf Armvoll, brachte er das Gerümpel in die blitzsaubere Kammer zurück und legte und stellte es Stück für Stück genau nach seinen Zusammengehörigkeiten in die schönste Ordnung. So! Allein dies war nur der erste Teil der Arbeit, die nottat, gewesen. Zum zweiten mußte er von neuem in die zweite Kammer hinein. Streng genau verriegelte er die Tür hinter sich: das Bild durfte nicht auf ihn hereinsehen! Das Bild aber, während es drin auf ihn wartete, hatte nicht die geringste Begier, hineinzusehen! Es war ja er selber! Alles, was er geworden war, stand ja in ihm drin wie in ihm selber! Es lachte ihn darum, als endlich die Tür aufsprang und Gregor hereintrat, unübertreffbar vertraut an. ‚Ich sehe,' lachte es, ‚du hast dein bestes Hemd, deine am wenigsten zerrissenen Strümpfe und den bekannten Feiertaganzug angezogen? Und riechst nach Mandelseife und Bürste? Aber, sage, hast du auch Geld?' Nein! Noch nicht! Doch er suchte es bereits. Dies aber nun war für das Bild ein trauriger Anblick: wie nämlich der windhundmagere Mensch, der um seinetwillen gehungert und Tage und Nächte ohne je eine Minute Rast durchstritten hatte, in seinen beiden Kammern eine geschlagene halbe Stunde lang nach Geld suchte. Überall, sogar in den Farbenschachteln, suchte er danach und fand doch, zuletzt, alles in allem, nur elf und eine halbe Lira zusammen.

„Elf und eine halbe Lira!" Er stand nun vor dem Bilde und zählte das Geld in der Hand. „Wenig! Aber für heute ..."

Im nächsten Augenblick hatte er das Bild von der Staffelei herabgehoben. Und zwei Minuten später winkte er unten an der ersten Straße — das Bild war mühevoll zu tragen, weil es genau so groß wie er war — ein Auto heran. „In den Palast Cesi!" befahl er, als ob er täglich im Auto führe, und stieg ein.

Noch etwa hundert Schritte vor dem Tor zum Palaste war ihm so prachtvoll sicher zumute, daß er auf einmal frech in die Sonne hinauflachte. „Jawohl, meine Freundin! Ich hab's geschafft! Eine deutsche Mischung bin ich jetzt, verstehst du, von Deutsch und von anders! Von oben und unten! Von Norden und Süden! Von mir und der Welt! Jawohl, meine Freundin!"

Auch noch das Aussteigen, das Läuten am Tor, der Empfang durch den Portier und der Eintritt in das Haus ging mit der schönsten Selbstgewißheit vonstatten.

Herzklopfen befiel ihn erst, als er oben an der Wohnung den Lakaien fragte: „Ist die Frau Fürstin zu Hause?"

Der Lakai schielte kalt auf das Bild hin, das der Maler an die Wand gelehnt hatte. „Die Frau Fürstin sind zu Hause."

„Fragen Sie, ob sie mich empfängt!" Und mit diesem Worte veränderte sich alles. Jäh verließ ihn jedwede Sicherheit. Der Mittag, der durch die Treppenfenster prall hereinschien, wurde Nacht. Das Haus, das von einem sonderbaren Duft duftete, Hölle. Sein Entschluß, Agnes jetzt wiederzusehen, Wahnsinn. Seine Überzeugung, daß auch sie die vergangenen Stunden nicht vergessen haben konnte, lächerliche Einbildung! Seine Idee, ihr das Bild zu bringen, Einfall eines Plebejers! Und sein Glaube, mit dem Geiste gesiegt zu haben, der allerfurchtbarste Irrtum! Sie hatte ihn lange schon vergessen! Niemand

in diesem Hause erwartete ihn noch! Nicht die geringste Rolle im Leben dieser zwei Menschen hatte er gespielt! Und das Bild war Kitsch! Und sein Sieg Schwindel!

Da kam der Lakai. Er verbeugte sich. „Die Frau Fürstin lassen bitten!"

Er begann zu laufen. Ja, wahrhaftig: er lief geradezu. Er wußte nicht, ob er das Bild mit sich trug und wie er es trug. Er lief wie zur Hinrichtung. Durch welche Räume er schritt, sah er nicht. Er erriet nur wie in einem Fieber, das mit rasender Schnelligkeit stieg: Leuchten, Blumen, Gold, Wärme. Plötzlich kamen seine Füße nicht mehr weiter. Das Bild fiel aus seiner Hand, an den Flügel: Agnes stand vor ihm. Aber er erkannte sie nicht. Er sah nur sich selber in einem großen Spiegel, der vom Teppich hinauf in die Decke stieg. Und in diesem zitternden Spiegelbilde ungeschminkt nackt und restlos die ganze herkulische Gewalt, mit der er gelitten, gestritten und — gesiegt hatte! Und daß es wahr war!

Vielleicht deutete er endlich, mit einem dieser schlotternden Arme, nach dem Bilde hin? Aber die Frau neben ihm, von der er noch immer nicht genau wußte, daß sie Agnes war, lehnte mit einem Kopfschütteln einfach ab. Ja, sie ging deutlich an dem Bilde vorüber und auf ein Fenster zu. Und als er nicht folgte, blieb sie stehen und winkte ihm.

Da konnte er wieder gehen.

Sie standen dann offenbar lange Zeit nebeneinander im Fenster. Jetzt wußte er ohne jeden Zweifel: neben Agnes! Er sah sie. Erkannte sie. Alles an ihr. Nichts an ihr war verändert. Sie schaute ihn genau so ohne jeden Rückhalt an, wie er sie. Er lächelte. Zum zweitenmal überzeugte er sich: alles ist wahr! Nun lächelte auch sie. Er wollte etwas sagen. Auch sie, kein Zweifel, wollte etwas sagen. Aber sie sagte nichts. Er auch nicht. Von neuem lächelten sie einander an. Sie sahen: ungeheuren Himmel in diesen Augen und draußen. Und hörten: Glocken läuten, innen und draußen. Aber während sie noch, mitten in diesen blauen Tönen, vier große Vasen vor ihnen erkannten, die voll waren von Blumen, deren Namen sie nicht wußten, fühlten sie, daß eine Wolke sich auf sie herabsenkte. Rätselhaft geheimnisvoll fragend, blickten sie einander an. Lagen ihre Hände ineinander? Sie lächelten gewisser. Die Wolke umfaßte sie ganz. Plötzlich legte sich Agnes an Gregors Brust. Sie umschlang ihn. Sie neigte das Gesicht. Jetzt küßte sie ihn.

„Weil du mir das Leben geschenkt hast!" Mitten im Kusse.

Er hielt sie. Aber er wußte nicht, womit. Nun entglitt sie ihm. Aber er wußte nicht, woraus. Er spürte, daß sie nicht mehr bei ihm war. Aber als er sie eine Tür öffnen und rufen hörte: „Paul!" wußte er, daß er neben ihr stand auf dem Gipfel des Glücks.

„Paul!" rief sie ein zweitesmal.

Aber Paul war schon eingetreten.

Ohne ein Wort, mit langsamem Schritte, das Auge einzig auf Gregor gerichtet, kam er einher. Plötzlich, knapp vor dem Flügel, blieb er stehen. Das Bild! Agnes, in dieser Stille, war zu Gregor zurückgetreten. Beide wieder nebeneinander, sahen sie: Paul hob das Bild auf; stellte es auf den Flügel. Aber das Bild selber sahen sie nicht. Einmal schien es, als ob Paul Agnes heranwinkte. Doch das war Täuschung. Er stand starr vor dem Bilde, wie gemeißelt.

Jetzt trat er weg vom Bilde.

Jetzt trat er von neuem vor das Bild hin. Endlich löste er sich. Und kam. Wieder das Auge einzig auf den Maler geheftet, kam er Schritt für Schritt näher. Als er vor ihm angelangt war, wollte er ihm, scheinbar, die Hand geben. Aber auch das war eine Täuschung. Er trat nur ganz dicht vor Gregor hin und sagte: „Dieses Bild, Gregor, gehört mir! Und wenn ich darum kämpfen müßte wie Jakob mit dem Engel!" Keinen Ton erwiderte Gregor. „Gregor! Darf — ich es haben?" Gregor öffnete die linke Hand. Und nun auch die rechte. Und jetzt, während sein Gesicht wie ein ganzer Frühling aufglänzte, streckte er beide Hände in die Sonne hinaus aus. „Die Fürstin," lachte er trunken, „hat es Ihnen ja schon geschenkt!"

Ein Blitz fuhr durch Pauls Gestalt. Sein Blick senkte sich. Feuerrot, ohne einen Laut zu tun, ging er zum Bilde zurück.

Wieder stand er davor. Wieder trat er von ihm weg. Wieder kehrte er zu ihm zurück.

Plötzlich drehte er um. In der nächsten Sekunde stand er vor den beiden im Fenster. Bis in den verborgensten Abgrund hinein vollkommen frei war sein Auge jetzt. Und ohne jeden Schimmer von unklarem Rest, indem er den einen Arm um Agnes, den andern um Gregor legte, schaute er beide mit diesem Auge nun an.

„Es ist," sagte er, als sie endlich alle drei — er in der Mitte, Agnes rechts und Gregor links in seinem Arm — aus dem Fenster hervorschritten, „es ist etwas geschehen, was man weiß, und doch auch nicht weiß! Jetzt aber" — und wie ein Gott strahlte er auf — „wird getafelt! Nein: gefeiert! Und dann — fahren wir ans Meer! Für solange, als uns behagt! Und bauen uns drei Hütten! Agnes eine; Gregor eine; und mir eine! — Glaubt mir: ein ungeheueres Fest wird es werden!"

Digitized by Google

Das Deutsche Tapeten-Museum zu Cassel

Von Willy Norbert

Ein sprödes Thema — die Tapete! Und doch eines, das uns alle nahe angeht ... Ein gut Teil unseres Daseins spielt sich ja zwischen Wänden ab, die mit ihr bedeckt sind. Aber unser Auge hat sich so an sie gewöhnt, daß es über sie hinweggleitet und wir uns kaum noch ihres Musters und ihrer Farbe bewußt sind. Was folgt daraus? Daß die Tapete nur noch eine sekundäre Rolle in der Ausschmückung unserer Wohnungen spielt. Dadurch, daß in den Hunderttausenden der Mietswohnungen unserer Städte früher oftmals die Inhaber wechselten, wählten die Hausbesitzer stets eine möglichst „neutrale" Tapete zur Bekleidung der Wände, um tunlichst jedermanns Geschmack zu begegnen. Dadurch verflachten sich im Laufe der Zeit immer mehr Muster und Farbe der Tapete, und ihre Güte ließ bedenklich nach, da auch bei den früher so häufigen Umzügen der neue Mieter eine möglichst unbeschädigte Tapete wünschte und gern eine neue, wenn auch billige, der alten wertvollen vorzog. Auch die Hygiene sprach ein Wörtlein mit. So entstand schließlich eine Massenfabrikation, welche weniger auf künstlerische oder technische Güte der Tapete Wert legte als auf ihre Billigkeit. Hier hat erst die Neuzeit Besserung gebracht. Noch vor weniger als zehn Jahren wurden nur ganz vereinzelt künstlerisch wertvolle Tapeten gedruckt, die aber meist nichts waren als Anlehnung an alte Stilmuster oder Seide, Damast und Wolle vortäuschen sollten und wegen ihrer hohen Preise nur wenig verlangt wurden. Man griff bei der Tapetenherstellung auf längst vergessene Vorlagen zurück, und die überladenen, von Fülle strotzenden Blumen- und Früchtemuster der achtziger und neunziger Jahre erlebten eine unerfreuliche Wiedergeburt. Selbst das falsche, übertriebene Rokoko jener Jahre tauchte hier wieder auf, und aus wohlverdienter Todesruhe entstanden jene verzerrten Ornamenttapeten in kalkig-bräunlichen oder grünlichen Tönen, die einstmals den Hintergrund für riesige goldene Spiegel und mit grünem oder rotem Sammet bezogene, rokokoartig ausschweifende Möbel abgaben. Nicht ohne Schaudern kann ich heute noch jene Muster

Tapete für die Pariser Weltausstellung 1856, gemalt von Ed. Müller, gedruckt von Desfossée & Kurth, Paris

Digitized by Google

anblicken, deren Wiederauferstehung lebhaft längst entschwundene Stunden der Kindheit heraufbeschwört.

Was ist uns die Wand? Sie ist uns die Begrenzung unseres „Zuhause“, unseres kleinen Gefängnisses. Da sitzen wir vor ihr, sehen sie an, ob wir wollen oder nicht, während sich unsere geheimen Wünsche, Träume, Sehnsüchte durch unsere Augen auf sie projizieren. Dort werden sie niedergeschrieben. Und obgleich wir die Wand aus freiem Willen um uns aufbauten, möchten wir sie innerlich doch überwinden. Sie ist ja wie ein Hindernis, das sich unseren in alle Fernen schweifenden Wünschen und Träumen in den Weg stellt. Und doch können noch mögen wir sie missen. So bleibt nur ein Ausweg: sie geistig zu überwinden, sie fortzutäuschen. Und da nur wenige in der Lage sind, dies Ziel durch wallende Tapisserien, edle Holztäfelung und Fresken oder schöne Teppiche zu erreichen, so bleibt nur eines: die Tapete. Sie ist — ebenso wie schon die mächtigen Wandgemälde des Polygnot in den Tempeln der Dioskuren und des Theseus oder die zarten Wandmalereien der Pompejaner — im Grunde nichts als eine Fortleugnung, eine Wegtäuschung der Wand, entsprungen einer tiefinneren künstlerischen Sehnsucht, einem alten Freiheitstraum, der sich in ihr auswirkt. Nun werden wir verstehen, welche bedeutende Rolle die Tapete in der Geschichte der Menschheit, nicht nur der Kunst, spielt, denn sie spiegelt ja in handfester Deutlichkeit jene Sehnsucht des Menschen wider, jenen alten Freiheitstraum, der zu allen Zeiten wohl innerlich der gleiche gewesen, dessen Ziele aber immer andere waren. So wird die Tapete zu einem lebenden Zeugen und erzählt von verklungenen Tagen viel intimer, viel volkstümlicher, als die Einzelwerke der Maler, Dichter und Musiker vergangener Zeiten es vermögen. Von der alten goldgepreßten Ledertapete aus dem noch mittelalterlich-düsteren Burgkämmerlein der Schottenkönigin Mary Stuart an, die wohl oft ihr tränenumflorter Blick getroffen, bis zum hellen Papier des 18. Jahrhunderts, auf dem freundlich-galante Schäferträume eine sinnenfrohe Phantasie gemalt, ziehen Mode, Geschmack, Lebensauffassung, Ziele der Sehnsucht verschollener Generationen in buntem Reigen an uns vorüber—eine lebhafte, farbige Sprache redend, die jedem verständlich ist. Noch mehr: alle diese Wandpapiere malen uns eindring-

Französische handgedruckte Tapete um 1810—1820. Jede zweite Bahn zeigt Szenen aus Molièreschen Lustspielen (links: Der eingebildete Kranke, rechts: Tartüffe)

Digitized by Google

Französische Tapeten-Lithographie aus den Jahren 1850—1860 von Telory: La discussion politiquo

licher als die besten Interieurs eben jene Wände, zwischen denen sich das Leben derer abgespielt, die vor uns gewesen. Und solches alles zu vermitteln, ist der tiefere, der kulturelle Zweck des Deutschen Tapeten-Museums. Daß die Sammlung sich daneben noch andere Aufgaben stellte wie Anregung und Hebung der in den letzten Jahrzehnten offenbar stagnierenden Kunst der Tapetenfabrikation, ist selbstverständlich. Die Betonung des tieferen Zweckes aber macht die Tatsache deutlich, daß von der Museumsleitung keine Tapeten der Neuzeit ausgestellt werden. Hierfür war wohl auch die richtige Erkenntnis maßgebend, daß wir Lebenden für die Wertung der künstlerischen Erzeugnisse unseres Handwerks und unserer Industrie noch nicht den nötigen zeitlichen Abstand haben.

Der äußere Rahmen dieses jungen Museums entspricht seinem inneren Wert: es sind Räume des ehemaligen Residenzschlosses zu Cassel. Als der Gründer der Sammlung, Geheimrat Iven, vor Jahren nach einem würdigen Bau in Deutschland Umschau hielt, der die zum Teil sehr kostbaren und seltenen Stücke aufnehmen sollte, gab die Stadt Cassel die Anregung, von der preußischen Regierung das Casseler Residenzschloß zu pachten. Zu all dem Schönen, das die Stadt in ihrem Weichbilde besitzt, zu den Schätzen ihrer Galerie, ihrer Schlösser und Bibliotheken ist nun noch dieses eigenartige Tapeten-Museum gekommen, eine auf der Welt einzig dastehende Schöpfung. Seinen reichen Inhalt verdankt das Museum im ganzen Umfange den Gaben opferfreudiger Sammler, seinen Grundstock erhielt es aus den Kreisen der Tapetenfabrikanten. Aufgebaut und eingerichtet wurde es von Heinrich Apell, dem Direktor des Museums. —

Wenn ich sagte, die Tapete bedeute ein gar sprödes Thema, so bezog sich das natürlich nur auf das lieblose Wandpapier der neueren Zeit, keinesfalls aber auf das künstlerisch weit über ihm stehende der vergangenen Jahrhunderte. Auch das Erzeugnis der jüngsten Zeit steht hier nicht zur Verhandlung, da es für unser Museum nicht in Frage kommt. Schon ein flüchtiger Blick in die hohen Säle des alten Schlosses am Friedrichsplatz läßt überraschend erkennen, auf welch künstlerischer Höhe die alte Tapetenherstellung einst gestanden, bevor die Maschine die Handarbeit ablöste. Was da schon vor mehr als hundert Jahren geleistet wurde, als man noch mit ganz einfachen Handmodeln die Wandpapiere druckte, beweist, daß auch hier wie überall, wo die mechanische Herstellung das Kunsthandwerk verdrängte, sogleich ein fühlbarer Abstieg begann. Woran liegt es wohl, daß in dem Kampf zwischen

Digitized by Google

Maschine und Handarbeit, zwischen der brutalen technischen Gewalt und der Kunst es diese stets ist, die unterliegen muß? Weshalb empfinden wir so gar keine Freude an selbst noch so fein und genau, aber mechanisch ausgeführten Spitzen, Teppichen oder Bronzen? Warum sind wir aber so entzückt von echten venezianischem oder sächsischem Handklöppelwerk, alten Persern, selbst wenn sie beide deutliche Webefehler aufweisen? — Strindberg sagt, daß ein echtes Kunstwerk immer einen Fehler haben muß, so wie in der Natur auch alles Geschaffene, selbst das jüngste Eichenblatt, irgendwie unvollkommen, unregelmäßig ist. — Hier ist die Antwort! Das allzu Korrekte und Präzise hat nichts mehr mit Kunst zu tun; es stößt ab, weil es unserer Phantasie keinen Spielraum läßt, es ist widernatürlich, es hat sich der trotz all ihrer scheinbaren Unvollkommenheit von uns doch so heiß geliebten Natur entfremdet. Noch spielt in unseren Tagen die Maschine die herrschende Rolle, und die Mehrzahl der Menschheit folgt ihr wie in einer Art Bann; aber schon sind die ersten Anzeichen da, daß der Höhepunkt ihrer geistigen Tyrannie einmal überwunden sein wird und ihr endlich die mindere Bedeutung zugewiesen wird, die ihr gebührt. Dann wird so etwas kommen wie Erlösung vom Materiellen, nach der wir alle uns so dunkel und unaussprechlich sehnen . . .

Deutsche Handdrucke mit Perlmuttermalereien. Vergoldete oder versilberte Blumen. Von C. Herting, Einbeck 1850—1875

Wir sehen dies alles schon hier an dem kleinen Beispiel im Tapeten-Museum: welch ein Niedergang, ja Zusammenbruch, als — gegen 1870 — die Maschine zu herrschen beginnt und rücksichtslos beiseite schiebt, was ihr unbeholfen erscheint. „Ich kann das besser als ihr!“ — Und mit einem Ruck wirft sie all die vielen tausend liebevoll geschnitzten Holzformen mit reizenden, geistreichen Figuren, Landschaften und Blumen in die Ecke, wo sie verfallen und der Staub der Zeit sie begräbt. Die Maschine druckt nun, Tag

Digitized by Google

für Tag, in sinnloser, gleichmacherischer, fieberhafter Tätigkeit. Sie kann sich nicht satt drucken, so begeistert ist sie von dem, was sie schafft. Und in zahllosen, nicht endenwollenden Rollen quillt es aus ihr hervor, immer das gleiche; heute blau, morgen grün, übermorgen rot — Ornamente, Früchte, Blumen. Dazu passend, gleich zu fünfen auf einer Rolle, die sogenannten Borden als Abschluß zwischen Wand und Decke. Das ganze Land, die ganze Erde wird langsam mit solchen Fabrikaten überschwemmt. Das gleiche strotzende Muster krankhaft bleicher oder glühend roter Rosen hält seinen Einzug im Schlafzimmer des niederen Bauernhauses wie in dem des vierstöckigen Mietshaus der Großstadt. Bei den Friesen auf den Nordseeinseln zog es ebenso sieghaft ein und verdrängte die alten Delfter Kacheln wie bei den Bewohnern der Alpen. Ja bis nach Sibirien, Kamtschatka oder zu den Gauchos der kleinen Pampastädte Südamerikas drang das Muster der unaufhörlich stampfenden Maschine, die für all ihre Mühe nichts verlangte als ein wenig Kohle zur Speise und Öl zum Trank.

Die erste Zeit solch wilden, zügellosen Druckens von Tapeten nennen die Fachleute selbst „die Schreckenszeit". Als man endlich sich bewußt ward, was die neue Maschine angerichtet, versuchte man eine Rückkehr. Aber von der einmal zur Herrschaft gelangten Maschine gab es keine Trennung

Englische Tapeten
aus den Jahren 1895—1900.
Gedruckt von Arthur Sanderson
& Sons, London

mehr. Selbst der beste Wille scheiterte daran, Tapeten ohne Maschinenbetrieb in der von der neueren Zeit stürmisch geforderten Menge herzustellen. Und voll Bedauern vergleicht man heute die Schätze des Museums aus alter Zeit mit den Industrieerzeugnissen der Maschine. Aber was hilft uns solch Bedauern? Es gibt kein Zurück mehr. Die Brücken sind abgebrochen. Wir Kinder der neuen Zeit dürfen auch nur vorwärts, nicht rückwärts blicken. Und können nur hoffen, daß einmal ein genialer Mensch das Mittel finden wird, auch mit der Maschine etwas Künstlerisches zu leisten, wie es einst bei der Ablösung der Handmalerei der Tapeten durch das Modelbrett gelang. Der Anfang ist schon getan: manch Künstler von Ruf ist heute dabei, neue, dem Gefühl unserer Zeit begegnende Tapetenmuster zu entwerfen. Welche Anregung gibt ihm da das Museum!

★

Gleich im ersten der achtzehn großen Säle hängen die wertvollsten Stücke der Sammlung — einige gut erhaltene Reste jener einst weltberühmten, köstlichen Ledertapeten aus Cordoba in Spanien, die im eigentlichen Sinne überhaupt die ersten Tapeten waren. Die alte andalusische Stadt, der Geburtsort

Digitized by Google

Französische Handdruckborden um 1800—1830

der beiden Seneca, erfand ihre in echtes Leder gepreßten, gebunzten und bemalten Tapeten im Anfang des 16. Jahrhunderts. Noch lange Zeit blieben ihre „Korduans“ in allen Ländern begehrt, und in deutschen, englischen und französischen Burgen und Schlössern bedeckten sie bald die bis dahin mit Gobelins und Teppichen verhängten Wände. Welch einen feierlich-düsteren Hintergrund gaben sie der damaligen Tracht, den in dunklem Sammet glühenden Farben faltenreicher Gewänder einer Anne Boleyn oder Mary Stuart! So schwer und starr wie das Kleid jener Menschen ist auch das, mit dem sie ihr Heim schmückten und — verdunkelten.

Diese ehrwürdigen Korduanreste sind die ältesten Stücke des Museums, und tiefer in die Vergangenheit geht die Sammlung mit Recht nicht. Denn was vor den Korduans gewesen, war ja noch nicht Tapete in unserm Sinne, wenn auch ihre Vorläufer mit größerem Anspruch „Tapetum“ hießen, — ein vom griechischen „Tapes“ und persischen „Tabeh“ stammender lateinischer Name für gewebte Stoffe, mit denen man die Wände behängte. Auch unser Wort Teppich hat die gleiche Abstammung. Sogleich sehen wir den äußeren Zusammenhang: wie die Perser, die alten Meister der Webkunst, als erste auftraten, die Wände von Zelten und Häusern mit künstlerischem Gewebe zu schmücken und gleichzeitig zu wärmen, was bisher Felle und Geflechte aus Rohr, Bast oder Schilf nur unvollkommen vermochten. So ist der „Tabeh“ der Perser nicht nur der würdige Ahnherr unseres edlen Buchara oder Smyrna, sondern auch — unserer Papiertapete. Welch eine Unwandelbarkeit bei dem einen, und welch eine mächtige Wandlung bei der anderen!

Im Alter den Korduans als nächste kommen im gleichen und in den nächsten vier Räumen der „Historischen Abteilung“ des Museums Stoff- und Papiertapeten aus den Jahren 1750—1850. Besonders interessant sind da die beiden Stofftapeten aus dem Griesheimschen Hause zu Cassel — Zeugen der frohen Rokokozeit der Stadt, als Tischbein und Simon-Louis du Ry lebten. Du Ry war der Erbauer von Wilhelmsthal, Deutschlands schönstem Rokokoschlößchen. Eine kleine Tapetenprobe aus einem der reizenden Säle des Lustschlößchens wanderte ins Museum, ein phantasievolles Stück von einer französischen Wachstuchtapete, das von dem Geschmack jener Zeit erzählt, ihre sehnsüchtigen, fernen Palmen malt, ihre glänzenden, fremden Paradiesvögel, bunten Falter und drollig-gravitätischen Chinamännchen, alles Dinge, die eine Rolle in den heiteren Träumen jener philosophischen Schwärmer spielten.

In dieser Zeit begann auch die Herrschaft der Papiertapete. Zuerst ein großer Luxus, den sich nur Wohlhabende gestatten konnten, drang sie bald auch in bürgerliche Häuser. In alten Zeitungen des 18. Jahrhunderts kann man von Zeit zu Zeit auf Kaufangebote von Stadthäusern stoßen, deren Wert sehr erhöht wurde, wenn ihre Zimmer Papiertapeten besaßen, die, obgleich verblichen, als besonderer „Komfort“ gelobt wurden. Wenn man im Casseler Museum Proben jener

Digitized by Google

Tapeten sieht, wird man verstehen, daß sie selbst in etwas verbrauchtem Zustande noch für schön gelten mußten. Da sieht man kein Tasten nach wirksamen Motiven. Dem „beau siècle“ gelang alles, was es in seine Künstlerhand nahm. Damals aber verschmähten auch selbst Maler wie Boucher oder Fragonard es nicht, Tapetenmuster zu entwerfen.

Noch lange blieb man bei dem alten Verfahren, kleine Papierstücke von einem halben Quadratmeter einzeln zu bedrucken. Dann klebte man vor dem Druck die Stücke — meist sechzehn — aneinander. So wurde der Anfang zur rollenmäßigen Herstellung gegeben, die noch heute besteht. Die Muster wurden mit hölzernen Handmodeln aufgedruckt, für jede Farbe eine besondere. Bis 1785 der Ansbacher Kattundrucker Oberkampf eine Maschine zum Bedrucken von Stoffen erfand. Bald darauf konstruierte der Franzose Louis Robert eine Papiermaschine zur Herstellung sogenannter „endloser“ Rollen. Beide Erfindungen wurden vereint, und es entstand — diesmal im praktischen England — die erste Tapetendruckmaschine.

Bald folgten die anderen Länder. Aber lag es nun an dem künstlerischen Willen der damaligen Zeit oder an der noch primitiven Maschine, — nirgends kam es vorerst zu einer Verflachung. Überall blieb man auf der alten künstlerischen Höhe. Ja, gerade in diesen Jahren, der Zeit von Biedermeier und Romantik, entstanden bald die schönsten Stücke, wie die Sammlung zeigt. Als wirkliche Gemälde erscheinen uns viele Tapeten aus den Jahren von 1800 bis 1860, ob sie französischen oder deutschen Ursprungs waren. Überhaupt ist es hier nicht möglich, die künstlerischen Erzeugnisse streng nach Nationen zu scheiden, denn deutsche Fabrikanten und Tapetenmaler gingen oft nach Frankreich oder England, wie der später so berühmte Eduard Müller, der beste Pariser Blumenmaler seiner Zeit.

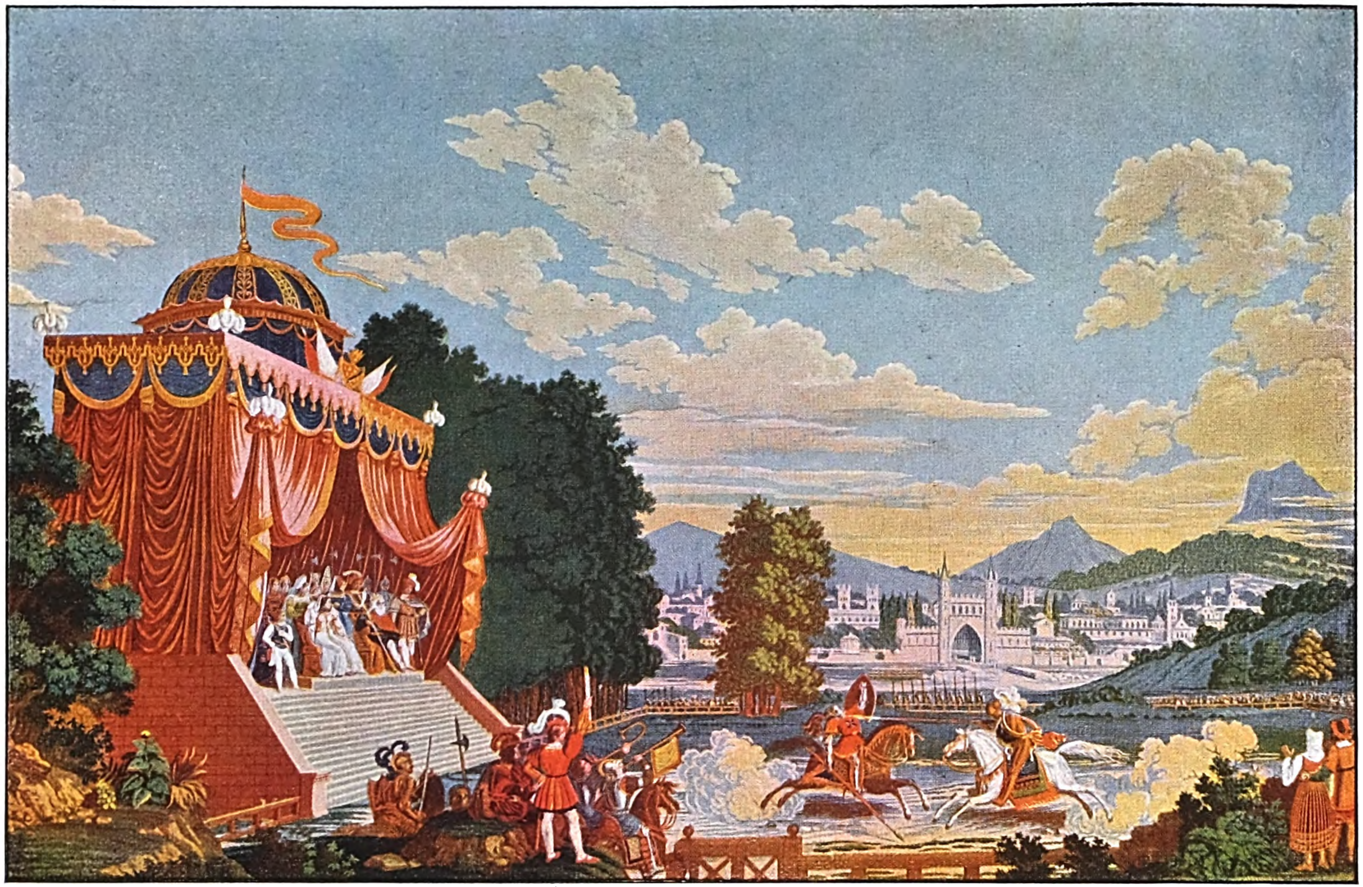
Heute längst verschollene Tapetenfragmente des frühen Empires vereint die Sammlung Matz im Museum; es sind Szenen und Ornamente von klassischer Linienklarheit und feiner Farbenharmonie. Daß es überhaupt bei der Tapete nicht so sehr auf die Farbe ankommt, als auf ihren Gehalt, beweisen die

Japanische Tapeten in Aquarell-Malerei aus den Jahren 1750—1780 auf Reisstroh-Papier

Digitized by Google

Tapete mit amerikanischen Szenerien. Gemalt von F. Zipelius & E. Ehrmann, gedruckt 1834 von Zuber & Co., Rixheim i. Elsaß mit 1450 Holzmodeln

Digitized by Google



Deutsche Tapete von W. Sattler, Schweinfurt, vom Jahre 1845. Sattler war der einzige deutsche Fabrikant, der damals große farbige Wandtapeten herstellte

Digitized by Google

zarten Grau-in-Grau-Drucke, „Grisailles“ genannt, die wie im Mondlicht schwimmende Gestalten, Landschaften, gotische Kirchen darstellen und am besten die ein wenig süßliche; romantische Schwermut wiedergeben, die damals zur Zeit der mißverstandenen Gotik und der leidenden Burgruinen die große Mode waren. Auch hier ist die Tapete ein Zeitenspiegel. Ein Musterbeispiel der damaligen Neu-Gotik ist im „Deutschen Saal“ der schöne Handdruck einer mit ihrer Umrahmung geschickt verwobenen Kathedrale. Etwas abseits von solcher Schwärmerei hielt sich stets der Franzose. Während die Deutschen und Engländer in verfallenen Ruinen und Mondlicht schwelgten, entsann sich der französische Tapetenmann seines unsterblichen Molière. Mit gallischem Humor druckte Paris Szenen aus den Lustspielen auf seine Tapeten, wie den „Eingebildeten Kranken“, „Tartüffe“ und andere. Oder man schuf so vollendete Drucke wie die „Vier Lebensalter“, denen trotz ihres zarten Grisaille eine so starke Plastik innewohnt.

Tapeten, wie die eben geschilderten, verlangten aber, daß man weder Bilder über sie hängte noch sie durch Möbel verstellte. Sie spielten die Rolle von Fresken. Künstlerisch war ihre Zeit die Blüte der Papiertapete. Sie war Selbstzweck und nicht Folie. Auch die späteren waren es noch, wie die riesigen deutschen und französischen Panoramen, die teilweise so vollendet sind, daß man sie ganz gut als Wandgemälde betrachten darf. Zum Drucken solcher Stücke gehörten manchmal über tausend geschnitzte Formen, die selbst die feinsten Schatten und Farbnuancen des Entwurfs treu wiedergaben. Das Museum besitzt einige der schönsten. Ritterspiele, Schweizer Landschaften, Volkstänze, Stiergefechte, ja selbst Opern und Dichtungen — wie Walter Scotts „Frau vom See“ — gaben dankbare Vorwürfe ab.

Die menschliche Phantasie begnügte sich aber nicht mit der Wiedergabe solcher bilderreichen Szenen. Der Techniker begann mit dem Künstler zu wetteifern. Man brachte es bald so weit, Seide, Wolle, Damast und Leder täuschend nachzuahmen. Über den Wert solcher Fabrikate sind die

Englische Tapete aus den Jahren 1895--1900
Gedruckt von Arthur Sanderson & Sons, London

Digitized by Google

Salomons Urteil. Maschinen-Druck-Tapete vom Jahre 1890. Gedruckt von J. Leroy et ses Fils für die Pariser Weltausstellung. Größe des Bildes ohne Borde 120×350 cm

Meinungen geteilt. Unechte Perlen, und seien sie noch so naturgetreu gelungen, machen keine reine Freude, und schließlich ist es nicht die Einbildung, sondern der innere Wert, der den äußeren bestimmt. Trotzdem muß man das technische Können und den Erfindergeist bewundern, der aus armseligem Papier eine sammetartige Velourtapete zu zaubern verstand, deren Wirkung auf das Auge unbestritten ist, wenn sie auch keine ungemischte Freude schaffen kann. Sie bleibt schließlich immer Ersatz.

*

An die fünf Räume der „Historischen Abteilung" des Museums schließt sich die Deutsche Abteilung, der man den größten Saal weihte. Am Ende des Saales veranschaulicht eine Sammlung von alten Original-Platten und -Walzen das Drucken der Tapetenmuster. Ein hübscher Gedanke war es auch, einen kleinen Raum in eine alte Handdruckkammer zu verwandeln, wie sie vor hundert Jahren ausgesehen haben mag. Fast wie das Laboratorium eines Alchimisten mutet das düstere Kämmerlein an. Seltsame Instrumente liegen hier umher, Kessel und Becken stehen in dem niederen Gemach, — alle echt und einst im Gebrauch. Und wüßte man nicht, welche Geister sich ihrer einst bedient, würde man nicht ahnen, daß hier so zarte Gebilde entstehen konnten, wie sie in den lichten Sälen der Historischen Abteilung an den Wänden prangen. Hier, auf der abgebröckelten alten Wand, war auch der passende Platz, die treffliche Tapeten-Karikatur anzubringen. Man kann sich gut vorstellen, daß Meister oder Gesellen sich ein witziges Bild an die Wand klebten, wie es noch heute in Schuster- oder Schneiderwerkstätten beliebt ist, zumal wenn solche Blätter mit der „Branche" verwandt sind.

Aus der alten Kammer geht es auf breiter, eleganter Schloßtreppe hinauf zu den übrigen Sälen des Museums, in denen ausländische Tapeten, nach den einzelnen Ländern getrennt, ausgestellt sind. Vorherrschend bleibt in Geschmack und Technik des Auslandes das, was die Franzosen schufen. Nur selten kommen hier Verirrungen vor wie bei den Engländern und Amerikanern. Am wenigsten schön sind die Stücke aus der Zeit der Kaiserin Eugenie; auch die erwähnte „Schreckenszeit" der Tapete macht sich in wilden, kitschigen Allerweltsdrucken bei den Franzosen bemerkbar.

Eine sichtbare Erinnerung an Englands „Präraffaeliten" wecken in der englischen Abteilung einige Muster, auf denen die krankhaft-schwärmerischen Lilien, Mohnblumen oder sentimentalen Dornenzweige eines Burne-Jones auftauchen. Anders die Amerikaner. Sie treten auch hier mit ihrer naiv-derben Anlehnung an alle Stile der Welt auf. Sie scheuen nicht davor zurück, von allen das zu nehmen, was ihnen das beste dünkt, aber selten ist. So mangelt es den amerikanischen Tapeten an Originalität. Immer etwas von der „Kolonie" scheint ihnen anzuhaften, wenn auch ihre Papiere technisch brillant sind.

Digitized by Google

Es würde nun dem Museum etwas fehlen, wenn in dem Chor der Völker und Kunstepochen — auch die Skandinavier sind vertreten — die Ostasiaten fehlten, diese gerade in allem Zeichnerisch-Farbigen so sicheren Meister. Zumal es sich bei der Tapete ja auch noch um eines ihrer Spezialgebiete handelt — das Papier. So fehlen auch dem Museum nicht die japanischen Tapeten, spielen doch Japans Wandpapiere eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Tapete. Es wird sogar — allerdings nicht einwandfrei — behauptet, daß die auf schweres Reispapier gemalten japanischen Tapeten die ersten in Europa gewesen wären. Fest steht wohl, daß schon im 7. Jahrhundert die Japaner bemaltes Reispapier zum Bekleiden ihrer Innenwände verwandten. Im Casseler Museum ist eine besondere japanische Abteilung, in der das edelste Stück eine alte, handgemalte Tapete ist, die mit den unvergleichlich zarten Blüten und Ranken in Wasserfarben bedeckt ist, wie nur der feine japanische Pinsel sie malen kann, eine technische Leistung, deren Geheimnis noch heute verborgen ist.

★

Wie es aller Museen Schicksal ist, trotz aller Vollständigkeit doch nie als ein abgeschlossenes Ganze zur Todesruhe der Untätigkeit verurteilt zu sein, so steht auch dem Deutschen Tapeten-Museum noch eine frohe Zeit der Weiterentwicklung bevor.

Aber schon jetzt steht es auf einer Höhe, die das gesteckte Ziel deutlich erkennen läßt: ein kleines Dokument in der großen Geschichte der Menschheit zu sein. Und da das, was uns hier in tausend Abwandlungen gezeigt wird, — die Innenbekleidung unseres „Zuhause“ — ein Thema ist, das uns alle angeht, ist die schöne Sammlung auch ein echtes und rechtes Kind des ganzen deutschen Volkes.

Ich glaube, daß jeder, der sie besucht, irgendeine kleine Lehre auch für sein eigenes Heim mitnimmt — eine Anregung, einen Rat, die Wände seines kleinen oder großen „Gefängnisses“ dem geheimen Freiheitstraum, der in unserer aller Brust wohnt, irgendwie näher zu bringen ... Denn wußten wir es bisher noch nicht, daß die Tapete nicht nur die Grundlage für die Farbstimmung unseres Zimmers, sondern auch ein wenig für unsere eigene Stimmung abgibt, — hier lernten wir es: Die Tapete ist der Akkord, aus dem nicht nur die Melodie unseres Zimmers, sondern auch unmerklich die seines Bewohners aufsteigt.

Deutsche Handdruck-Tapete, 1893 ausgeführt nach einem alten Stoffmuster aus dem Augsburger Schloß von Flammersheim & Steinmann, Köln-Zollstock

Digitized by Google

Der Theatergraf und seine Tochter

Von Dr. Paul Weiglin

Der mecklenburgische Adel hat für die Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland wenig geleistet. Aus seinen tüchtigen und lebenskräftigen Geschlechtern sind namhafte Soldaten und Politiker hervorgegangen, aber in der Geschichte der Wissenschaften und Künste haben sie sich nicht besonders ausgezeichnet. Graf Schack, der Dichter und Sammler, und Freiherr von Flotow, der Komponist, bilden Ausnahmen, und als Bülow Kanzler war, wunderte sich jeder über die in vielen Sätteln gerechte Bildung eines Politikers, der sein Amt mit der Geschmeidigkeit eines Mannes von Welt, eines Diplomaten der alten Schule zu führen verstand. Man fühlte, das war des Landes nicht der Brauch, und irrte sich hierin nicht.

Um so merkwürdiger ist, daß eine der uradligen Familien Mecklenburgs in der Geschlechterfolge eines Jahrhunderts drei Persönlichkeiten von wissenschaftlicher, künstlerischer, poetischer Bedeutung hervorgebracht hat: einen Gelehrten, einen Narren und eine Dichterin. Es handelt sich um das Haus der Grafen Hahn.

Der erste Graf Hahn, seines Namens Friedrich II., ist ein Sohn der Aufklärung, des 18. Jahrhunderts. Väterlich sorgt er für seine Untertanen, aber auch das Wohl der Menschheit liegt ihm am Herzen. Die bedeutenden Mittel, die ihm aus der verständigen Verwaltung seiner zahlreichen Güter flossen, benutzte er, um seine Lieblingswissenschaft, die Naturkunde, namentlich die Astronomie, großzügig zu pflegen. Nachdem ihm zu seinen holsteinischen Besitzungen die reiche mecklenburgische Lehnsherrschaft zugefallen war und er sich auf Remplin niedergelassen hatte, sammelte er eine kostbare wissenschaftliche Bibliothek, richtete sich ein chemisches Laboratorium ein und baute eine Sternwarte. Der kleine verwachsene Mann stand in wissenschaftlichem Gedankenaustausch mit den bedeutendsten Astronomen Europas, insbesondere mit Friedrich Wilhelm Herschel, dem Astronomen der Berliner Akademie. In den von Johann Elert Bode herausgegebenen Astronomischen Jahrbüchern legte er jahrelang regelmäßig die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Forschungen nieder, und als lange nach seinem Tode Wilhelm Beer und Friedrich Mädler in den dreißiger Jahren die erste genaue Mondkarte veröffentlichten, belegten sie eins der Ringgebirge mit dem Namen Hahn, würdiger Dank für die wissenschaftliche und materielle Hilfe, die der Graf dem Astronomen Bode bei der Herausgabe eines großen Himmelsatlas geleistet hatte. Die höchste Ehre für ihn war jedoch, daß er sich Herders gleichgeachteten Freund nennen durfte.

„In welchem Streifen der Welten weilt jetzt dein forschender Blick?“ hatte Herder den Freund gefragt und den nachspähenden Geist gepriesen, der den Prunk der Höfe verachtete. Auch Karl, der Sohn des Grafen Friedrich, ließ sich an dem Leben seiner Standesgenossen nicht genügen. Auch er hat den Prunk der Höfe verachtet und seine Sehnsucht an die Sterne gehängt. Aber er war ein Kind der Romantik. Die Sterne, nach denen er blickte, waren Theaterflitter, und der Prunk, den er liebte, sollte im Rampenlicht Staunen und Bewunderung erregen. In ihm wuchs ein Tor auf, der, ungleich dem Vater, die Mittel seines Hauses verwandte, um kindische Träume zu verwirklichen.

Karl Hahn wurde 1782 auf dem Schloß Remplin geboren. Sein Vater war damals vierzig Jahre alt und hatte erst vor drei Jahren seinen Sitz von Holstein nach Mecklenburg verlegt. Die Mutter, eine geborene von Both, wird als schön, zart und geistreich geschildert. Der berühmte hannoversche Arzt Zimmermann erklärte sie für schwindsüchtig. Doch erholte sie sich und schenkte ihrem Gatten fünf Kinder, von denen jedoch nur zwei Söhne zu Jahren kamen. 1805, einige Monate vor dem Vater, starb auch der ältere, Ferdinand, und der junge Karl wurde Erblandmarschall des Landes Stargard. Über unerschöpflich scheinende Reichtümer durfte er frei verfügen. Von der Erziehung, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen, ist uns nicht viel überliefert. Er hatte als Knabe wie jeder Junker aus gutem Hause eine französische Bonne. Ein Kind noch, wurde er einem Oheim anvertraut, der in Stockholm ein Regiment kommandierte, Page Gustavs III. erlebte er zehnjährig jenen Maskenball, auf dem der König einer Adelsverschwörung zum Opfer fiel. Nach der Ermordung seines ersten Herrn kehrte der kleine Edelmann nach Mecklenburg zurück. Ein Hofmeister geleitete ihn an den Hof zu Schwerin. Hier wurde ihm ein eigner Hofstaat eingerichtet, denn die Hahns hielten sich für nicht schlechter als den Herzog, und diesen von den Jahrhunderten ererbten Stolz hatte auch des regierenden Grafen Beschäftigung mit der Ewigkeit der Gestirne nicht beeinträchtigt. Zur Sparsamkeit wurde der junge Herr jedenfalls nicht erzogen. Ein paar fröhliche Semester brachte er in Greifswald zu, wo er angeblich Staats- und Verwaltungswissenschaft studierte. Schon hier überfiel ihn seine Theaterleidenschaft; er wurde der Gönner der in Greifswald spielenden Truppe und ließ sich dieses Patronat etwas kosten.

Nach seines Vaters Tode war der Graf

Digitized by Google

drei bis vier Jahre sein eigener Herr. Der Rempliner Astronom war ein kluger Wirt gewesen. Die Sage ging, er habe 99 Güter durch Erbschaft und Kauf an sich gebracht und auf das hundertste nur verzichtet, weil der Strelitzer Herzog Einspruch erhob, denn es wäre wider die Ordnung und den Takt gewesen, daß der Vasall mächtiger wurde als der Lehnsherr. Hatte der erste Graf Hahn auf seinem Gut eine Sternwarte erbaut, so errichtete sein Sohn ein Schloßtheater, das er mit kostbaren Dekorationen und Requisiten ausstattete und für das er die herrlichsten Kostüme anschaffte. Auch des benachbarten Theaters in Neubrandenburg nahm er sich an und spielte den freigebigen Direktor. Die Ackerbürger der kleinen Stadt staunten, und der Pastor von St. Marien donnerte von der Kanzel gegen den Teufelskram unheiliger Sinnenlust, der sich unter der Führung eines Standesherrn zur Verwirrung seiner Gemeinde breitmachte. Es war Winterszeit, und hoch lag der Schnee. Da fiel, wie die Neubrandenburgerin Luise Mühlbach, die als Romanschriftstellerin berühmte spätere Gattin des Jungdeutschen Theodor Mundt erzählt, eines Tages ein abenteuerlicher Zug von Schlitten mit Schellenklingel und Horngeblase in die verschlafene Stadt. Es war Graf Hahn mit seinen Freunden. In jedem Schlitten saß ein phantastisch herausgeputzter schwarzer oder roter Teufel mit Marterwerkzeugen in den Händen, neben sich eine reizende Teufelin, flimmernd von Schmuck und Goldstickerei. Übermütige Spottlieder auf den pastörlichen Musenfeind ertönten, und um das Maß des Frevels vollzumachen, umkreisten die Schlitten zweimal die altehrwürdige Marienkirche. Die sittsamen Bürger waren empört, aber heimlich blinzelten sie doch hinter den Gardinen hervor. Der Bürgermeister, der Vater Luise Mühlbachs, nahm die Veranstalter und Teilnehmer des groben Unfugs in Strafe, aber es war noch die gute alte Zeit, wo ein mecklenburgischer Edelmann sich solchem Urteil nicht zu fügen brauchte, und der Herzog sorgte dafür, daß die ausgesprochenen Haft- in Geldstrafen umgewandelt wurden. Ein paar Taler war jedem der Spaß wert.

Auf seinem Schloß pflegte der Graf neben dem Schauspiel auch die Oper und das Ballett. Er hielt sich eine eigene Truppe und zahlte fürstliche Gagen. Auf die Dauer freilich schätzten seine Standesgenossen die Theatermarotten des Grafen nicht. Sie blieben seinen Veranstaltungen fern, und das gewöhnliche Volk hatte ebensowenig Sinn für den „Carlos“ oder „Egmont“ wie der Adel. Um Publikum zu haben, befahl der Graf die Bauern und Tagelöhner ins Theater. Jeder Theaterabend zählte als ein abgedienter halber Frontag, und mancher Bauer ging trotzdem lieber hinter dem Pflug.

So verderblich die Leidenschaft des Grafen für sein Vermögen war: seine Verschwendungssucht entbehrte nicht des großen Zuges.

Einmal besuchte die Königin Luise den väterlichen Hof zu Neustrelitz und beehrte auch den Grafen auf Schloß Remplin. Er empfing sie mit feierlichen Aufzügen in prunkenden Kostümen und veranstaltete ein Konzert und einen Ball. Im Garten, den der Vater mit viel Liebe anglegt und gepflegt hatte, verpuffte ein Feuerwerk von einigen tausend Talern, und zum Schluß ging das kostbare Lustzelt, das für die Königin erbaut worden war, in Flammen auf, denn niemand schien würdig, es nach ihr zu betreten. Einer Schauspielerin, die ihn als Maria Stuart entzückt hatte, ließ er den ihr anvertrauten königlichen Schmuck im Wert von 20 000 Talern, und als ein andermal Iffland seiner Einladung zu einem Gastspiel folgte und in einem Kotzebueschen Ritterstück auftrat, war es dem Grafen nicht genug, ihm zur Belohnung einen kostbaren Brillantring und die silberne Rüstung zu schenken. Er ließ ihn mit Pferd und Wagen nach Berlin zurückbringen, und als der Künstler ausstieg, stellte sich heraus, daß ihm nicht nur das prächtige Gespann, sondern auch der Kutscher gehörte. Denn damals konnte ein mecklenburgischer Graf auch noch einen Bedienten verschenken.

Einem derartigen Lebensstil waren auf die Dauer auch die Einkünfte von 99 Gütern nicht gewachsen. Die Verwandten entzogen ihm durch Richterspruch die Verfügung über sein Vermögen und setzten ihn auf eine Jahresrente von 6000 Talern. Das war im Jahre 1808. Von seiner Frau, einer pommerschen Adligen, Sophie von Behr, schied ihn der Herzog kraft seines Amtes als Landesbischof. Innerhalb weniger Jahre hatte ihn seine Schwärmerei für die Bühne seine Stellung in der Gesellschaft und sein Glück in der Familie gekostet. Er brachte diese Opfer ohne Besinnen und ohne Reue. Immer wieder fand er Leute, die ihm für seine zahllosen und immer unglücklich verlaufenden Unternehmungen borgten, weil sie mit Recht darauf vertrauten, daß ihn seine Angehörigen nicht völlig im Stich lassen würden. Und er selbst legte sich, was besonders rührend ist, gern die schwersten Entbehrungen auf, nur um die Kunst zu fördern, wie er sie auffaßte.

Diese Auffassung war freilich recht dilettantisch. Er hat in einer kaum übersehbaren Reihe von Städten, u. a. in Altona, Lübeck, Lauchstedt, Altenburg, Gera, Chemnitz, Rudolstadt, Weimar, Kiel, Hamburg, Hildesheim als Theaterdirektor gewirkt und oft Gutes geleistet. So hat er namentlich die Lübecker Bühne aus tiefem Verfall gerettet und ihr eine kurze Glanzzeit bereitet. Aber in den bald 50 Jahren eines unruh- und wechselvollen Wanderlebens, das ihn immer tiefer in die trüben Niederungen der Schmiere führte und das nur durch seine rühmliche Teilnahme

Digitized by Google

an den Befreiungskriegen unterbrochen wurde, haben ihn von allen Theaterfragen vornehmlich die der Ausstattung beschäftigt. Sein Streben ging nach historischer Echtheit in dem Sinne, wie sie später der Herzog von Meiningen verwirklichte. Schauspielerischen Ehrgeiz besaß der Graf nicht. Er ist nur gelegentlich in kleinen Rollen aufgetreten. Aber er war von einer brennenden Leidenschaft „zum Bau" gepackt. Von seinem Vater, der ein tüchtiger Zeichner gewesen war, hatte er diese Begabung geerbt und zeigte sich geschickt im Entwerfen von Kostümen. Hatte er Geld, so stattete er zum Beispiel den Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans" mit unerhörtem Prunk aus. Hatte er keins, so zertrennte er mit eigenen Händen seine prächtige Marschallsuniform, um daraus ein Kostüm für den Grafen Wetter vom Strahl anfertigen zu lassen. Gern lud er seine Schauspieler zu Gast, und selbstverständlich war mancher Schmierfink darunter, der die kindergläubige Gutmütigkeit des Grafen schändlich auszunutzen verstand. Tagelang fastete der Graf, um sich das Geld für solche Gastfreundschaft zu ersparen, und blieb unter dem Vorwand der Erkrankung bei Wasser und Brot zu Bett. Immer wieder verstand er es, große Künstler an seine oft so kleinen Bühnen zu ziehen. Er lud Sophie und Wilhelmine Schröder, die tragische Schauspielerin und ihre Tochter, die dramatische Sängerin, Ludwig Devrient, den genialen Romantiker, Ferdinand Eßlair, den klugen Rationalisten, und Wilhelm Kunst, den ungezügelten Naturburschen, zu Gastspielen ein. Zu des Grafen wirklich bedeutenden Leistungen zählt die erste glänzende Aufführung des „Freischütz" in Lübeck. Hier zeigte er die vornehme Seite seiner Gesinnung auch gegenüber dem Komponisten, indem er an Weber freiwillig ein Honorar zahlte. Sein schönster Traum aber war, das gewaltigste und erschütterndste Erlebnis seiner Kinderzeit auf die Bühne zu bringen. „Ich werde nicht ruhen," sagte er, „bis Bernadotte mir gestattet, Aubers ‚Maskenball' aufzuführen, bis er mir Anckarströms echte Pistole herleiht. Ich werde in die Maskenballszene einen Festzug von hundert glänzenden geharnischten Kreuzrittern mit gestickten seidenen Fahnen und prachtvollen Samtmänteln in allen Farben einschieben, natürlich alle auf den edelsten Pferden, in ihrem Gefolge die schönsten, prächtig gekleideten Türkensklavinnen . . . Und ein Ballett werde ich arrangieren in Stockholm, wie die Welt noch keins gesehen hat: 300 wunderschöne Mädchen, in Silber- und Goldgaze und alle leuchtenden Regenbogenfarben gekleidet und mit Blumen, Perlen und Edelsteinen aufs reichste geschmückt, werden als Träume umherflattern, Originalträume des Grafen Hahn!"

Und dann stand er da, der Meister der Schminkschatulle und Hasenpfote, im abgetragenen Frack, mit einer schwarzen Lockenperücke auf dem zerfallenen und zerfetzten Kopf, und loste auf einer dürftigen Vorstadtbühne zu Altona ein weißes Lamm aus, das ein Trikotamor am roten Bändchen hielt, denn es bedurfte so nahrhafter Lockmittel, um die Vorstellungen der kleinen Schmierengesellschaft nur einigermaßen zu füllen. Einmal mußte ihn vor seinen Gläubigern sein treues Faktotum Krüger retten, indem er ihn zwei Stock hoch an einer Waschleine hinunter und in die Freiheit beförderte. Luise Mühlbach traf den Gealterten in Kopenhagen. An einer elenden Bretterbude in einer Vorstadt wurde eine Benefizvorstellung des Direktors Grafen Hahn, Ritters hoher Orden, angekündigt. Man gab für den Armen, der das Leben zu meistern niemals lernte, die „Schule des Lebens" von Raupach. Der Graf selbst verkaufte, ordengeschmückt, die Eintrittskarten. Um das kahle Haupt spielten einige kokett zusammengedrehte graue Löckchen, die eingefallenen Wangen waren künstlich gerötet, und um die schmalen Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln.

Tausend bittre Enttäuschungen vermochten in ihm die Liebe zur Kunst und die Achtung vor dem Künstler selbst in seiner geringsten Gestalt nicht zu töten. Als er nicht mehr Direktor sein konnte, war er Souffleur oder Inspizient, und als er diese Ämter nicht mehr auszuüben vermochte, putzte er die Lampen, bediente den Vorhang, schrieb Rollen und Noten ab und trug Theaterzettel aus. Im Elend ist er gestorben, zuletzt von der Mildtätigkeit einer Waschfrau gepflegt.

*

Als er starb, 1857, hatte seine Tochter bereits die letzte Wandlung eines abenteuerreichen Lebens hinter sich. Wir sind so gut wie gar nicht darüber unterrichtet, wie die Gräfin Ida Hahn-Hahn ihren vagabundierenden Vater beurteilte. Aus ihrer Kinderzeit wird erzählt, daß er sie einmal rücksichtslos mitten aus dem Schlaf gerissen habe, um der Geängstigten das schreckliche Schauspiel eines nächtlichen Brandes zu zeigen. Sie war erst vier Jahre alt, als der Vater entmündigt und die Ehe der Eltern geschieden wurde, und die Mutter und sonstigen Verwandten hatten keinen Anlaß, eine besondere Liebe zu dem Theatergrafen in ihre Seele zu senken. Vermutlich war ihr, als sie zu eigner Einsicht kam, die Umwelt, in der der Vater lebte, höchst widerwärtig, denn sie hat immer auf gesellschaftliche Formen gehalten, mochte sie selbst auch durch ihr Leben und ihre Bücher die Gesellschaft verletzen und herausfordern. Sie wuchs in Neubrandenburg und Greifswald auf. Als junges Mädchen war sie eine reizende Erscheinung, schön und schlank gewachsen, die Wangen von rosiger Frische, die Lippen purpurrot, die hohe weiße Stirn gedankenvoll und zart, und die blauen Augen mit dem etwas undurchsichtigen Blick gerade deshalb von einem

Digitized by Google

fremdartigen, geheimnisvollen Reiz. Die Erinnerung an ihre Jugend machte ihr nach ihrem eigenen Geständnis weder warm noch kalt, und so ging sie ohne Liebe und Widerwillen in die Ehe mit einem Vetter, den ihr ihre Angehörigen als den rechten Mann ausgesucht hatten. Es war nicht der Rechte. Ein tüchtiger Landwirt, dem Mecklenburg die Einführung von Pferderennen verdankt, war dieser Graf Hahn ein derber Mann von herkulischer Gestalt, mit trotzigem, breitem Gesicht und verschwommenen kleinen Äuglein. Die Ehe ging bald in die Brüche. Der Graf fand in einer Gräfin Schlippenbach eine Freundin, mit der er sich besser verstand und die er nach seiner Ehescheidung heiratete. Während die Scheidung betrieben wurde, schenkte die Gräfin Ida einer Tochter das Leben. Es war das Unglückskind einer unglücklichen Verwandtenehe; 26 Jahre lebte das bildschöne Wesen in völliger geistiger Umnachtung dahin.

Diese Mißehe war das Erlebnis, das die Gräfin Hahn-Hahn zur Dichterin werden ließ. Es war damals Mode, unglücklich verheiratet zu sein. Die Kritik der vorrevolutionären Literatur zweifelte, angeregt von George Sand, die Einrichtung der Ehe an. Eheirrungen gehörten in den vornehmen Kreisen zum guten Ton. Man hatte sie in der Romantik mit der Freiheit des Herzens entschuldigt. Das Junge Deutschland rechtfertigte sie auch mit Gründen der Vernunft. Ein unwiderstehlicher Widerwille gegen die Ehe hatte sich der Gräfin bemächtigt. Die zwei Jahre ihrer Verheiratung hatten sie mit bitteren Empfindungen übersättigt. Sie verzichtete auf eine neue Ehe — aber nicht auf eine neue Liebe.

Sie war noch nicht geschieden, als sie den Adelsmarschall des Kownoer Gouvernements Adolf Freiherrn von Bystram kennen lernte. Er war groß und schlank von Gestalt, mit schwarzem Haar und dunkeln, ernstblickenden Augen. Ein glänzender und gebildeter Plauderer war er nicht frei von pedantischen Zügen. So brachte er es fertig, sich von Lissabon aus in Mitau anzusagen, und traf auf die Stunde genau mit der Post ein. Aber er war daneben ein Gefühlsmensch mit den weltschmerzlichen Zügen des Byronismus, und diese Züge taten es der Gräfin besonders an. In ihrem Bekenntnisbuche und besten Roman, der „Faustine“, spricht sie es aus: „Meine Seele blühte auf vor seinem Lächeln, meine Träume wurden wach vor seinem Blick, die Welt schlug für mich ihr Auge auf, wenn ich in das seine schaute, in dieses denkende Auge, das forschend, greifend, wägend auf den Gegenständen ruhte und ihnen Wert und Bedeutung zu geben schien, je nachdem er nach der Prüfung mehr oder weniger befriedigt war, und das bei mir allein die Forschung vergaß, um in heller Freude zu glänzen.“

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Bystram die Gräfin verwöhnt, bis an sein Lebensende. Er hat sie auf ihren Reisen begleitet, die die Ruhelose durch ganz Europa und den Orient führten. Er hat ihr alle Unannehmlichkeiten bis hinab zu unerfreulichen Kritiken ihrer Werke aus dem Wege geräumt. Er hat sie in den schweren Wochen der Krankheit, als sie an den Folgen einer ihm zuliebe unternommenen ungeschickten Augenoperation zu erblinden drohte, mit unendlicher Liebe umgeben. Und er hielt ihr die Treue sogar, als sie von einer andern Leidenschaft gepackt wurde. Heinrich Simon, der Jurist und Politiker, einer der späteren Reichsregenten des Achtundvierziger Rumpfparlaments, kreuzte ihren Weg. Seine geistige Bedeutung imponierte ihr. Die Aristokratin lernte einen Bürger kennen, der nichts Kleinbürgerliches hatte. Simon liebte die Gräfin. Er bewunderte ihren Geist und die Ursprünglichkeit ihrer Gedanken und Empfindungen. Er zog sie Fanny Lewald vor, eine Niederlage, die die Königsberger Jüdin der mecklenburgischen Gräfin nie verziehen hat und für die sie sich in ihrer grausamen Romansatire „Diogena“ rächte. Aber den letzten Entschluß, Simon die Hand zu reichen, konnte die Gräfin nicht fassen. Sie schied unter Schmerzen, aber ohne Groll von ihm, der schwer an dieser Enttäuschung trug.

Die zahlreichen Romane der Gräfin haben heute nur noch entwicklungs- und kulturgeschichtlichen Wert. Sie sind schwer mit gedanklichen Auseinandersetzungen befrachtet, und nachdem die Probleme, die sie zu lösen versuchen und mit oft sehr spitzer Dialektik behandeln, sich wesentlich verschoben haben, ist ihre einst so mächtige Wirkung gelähmt. Sie spielen ohne Ausnahme in den Kreisen der adligen Gesellschaft, und wer erfahren will, wie diese Gesellschaft von Mitte der dreißiger bis Mitte der sechziger Jahre lebte und dachte, wird in ihr eine Fülle von Aufschlüssen finden. Sie verstand gut zu beobachten und bewies das auch in ihren zahlreichen Reisebriefen, die sie nach der Sitte der Zeit verfaßte. Sie wollte keine Schriftstellerin sein, „und was man so nenne. Ich schreibe meine Bücher, wie andere Leute spazieren gehen. Ich lege keinen Wert auf meine Schriften. Hätte ich etwas anderes gekannt und gehabt, was die Leere meines Daseins ausgefüllt, ich hätte nicht zur Feder gegriffen.“ Sie mußte schreiben, aber sie wollte nicht als Berufsschriftstellerin angesehen werden. Sie las nie wieder, was sie sich einmal vom Herzen geschrieben hatte, und daher stammt die allzu große Sorglosigkeit ihres fremdwörterreichen und oft überspannten Stils. Sie blieb auch mit der Feder in der Hand die Gräfin. Sie hielt nicht viel von ihren Standesgenossen, aber sie war stolz auf den Adel: „Hutten und Berlichingen klingen doch anders, nicht bloß für unser Ohr, auch für das unsrer Gegner und der Neulinge, und das eben, daß etwas Unfaßbares darin liegt, etwas Idealisches, tönender als der Geldbeutel, gewichtiger als Berge von

Digitized by Google

Akten, zauberhafter als die schwarze Kunst der Industrie — das ist mein Gaudium." Schwer litt sie unter der achtundvierziger Bewegung, in die ihr ehemaliger Geliebter Simon verwickelt wurde. Sie hatte keinen Sinn für Demokratie. Aristokratisch zu sein hatte sie sich immer zur Ehre gerechnet.

Im Jahre 1849 war ihr Freund Bystram gestorben, und bald darauf vollzog sie ihren Aufsehen erregenden Übertritt zum Katholizismus. Sie fand, unter der Führung des Bischofs Ketteler, den Weg „von Babylon nach Jerusalem". Sie fand in dem katholischen Glauben „die Magnetnadel, welche der Seele ihren Weg sicher weist und sie in keinen andern Hafen als den der ewigen Seligkeit führt". Vielleicht hatte der protestantische Theologe Abeken, der ihre Bekehrung am einsichtsvollsten kritisierte, recht, wenn er meinte, sie sei bisher nicht protestantisch, sondern glaubenslos gewesen, sie habe etwas gesucht, das ihr imponierte, und das sei die vollkommene und dauernde Verleiblichung und Fleischwerdung des Geistes gewesen, wie sie der Katholizismus lehrt. Sie fühlte sich von Gott berufen. Sie bedauerte ihre gesamte bisherige freigeistige Schriftstellerei und begann mit dem gleichen Talent konfessionelle Romane zu schreiben, die heute noch wegen ihrer Gesinnung auf die katholische Leserwelt wirken.

Seit 1854 hatte die Gräfin Hahn in dem von ihr gegründeten Kloster zum guten Hirten zu Mainz ihr einfaches Zimmer. Sie trat nicht in den Orden der Franziskanerinnen, aber sie lebte still ihrer Arbeit und Wohltätigkeit. Das Weltleben war die Frage, das zurückgezogene Leben die Antwort ihres Daseins gewesen. Man erkannte sie im Dom an den schönen Händen und zierlichen Füßen, die sie auch noch im hohen Alter dem lieben Gott gern zeigte. Auf dem Kirchhof zu Mainz trugen sie am 14. Januar 1880 sechs Franziskanerinnen zur letzten Ruhe.

*

Der alte Graf Hahn, ihr Großvater, hatte den Gang der Gestirne beobachtet. Der Theatergraf, ihr Vater, war dem Irrlicht des schönen Scheins gefolgt. Sie hatte sich im Glanz des Ruhms gesonnt, der ihr mehr galt als ihr Grafentitel, und was ihr Vater auf der Bühne nicht fand: Ruhm und Anerkennung, das wurde ihr zuteil. Und endlich landete sie ebenda, wohin den Großvater die Wissenschaft geleitet hatte, in der Ewigkeit. Aber mag sie den wunderlichen Mann, dem sie ihr Dasein verdankte, verkannt und gering geachtet haben: sie hatte Sinn für die tragische Gestalt des Don Quichote, der sein echter Vetter gewesen ist, und es klingt wie eine Grabrede auf den Theatergrafen, wenn sie schreibt: „O dieser Don Quichote! wie er so frei in der Welt steht! wie er sich vor nichts beugt, und alles so hoch achtet! wie er das Leben so nachlässig nimmt, so tiefsinnig; so ernst und so wundervoll heiter! wie er den ewigen melancholischen Kampf der Größe mit der Alltäglichkeit, der Hoheit mit der Engherzigkeit, in so schlichtem Gewande darzustellen weiß, daß wir mitleidig lächeln und traurig die Achseln zucken und nichts verachten lernen, nicht einmal die Stumpfheit — und nichts überschätzen lernen, nicht einmal die Größe — Ach nein! mit all seiner Seelengröße und Seelenreinheit macht er niemand glücklich und sich selbst lächerlich, der arme Don Quichote! und als er das zuletzt selbst erkannte — da sprachen die Leute, er sei verständig geworden; aber er legt sich hin und stirbt, traurig, vergrämt — denn die Glorie ist von seinen Illusionen gewichen."

Erlebnis. Von Levin Ludwig Schücking

Als ich heut nacht mein Fenster schloß,
Auf Ruhe nur und Schlaf bedacht,
Ein wunderliches Rauschen floß
An mir vorüber durch die Nacht.

Es war nicht eines Regens Fall,
Und nicht der fernen Stadt Gebraus,
Und war's des Windes Widerhall,
Was schlief die Esche denn am Haus?

Ich stand und lauschte lang genug
Ihm in das tiefe Dunkel nach,
Der Kinder leiser Atemzug
Kam aus dem stillen Schlafgemach.

Es war wohl alles noch genau
So friedlich, wie es immer war,
Am Spiegel strähnte meine Frau
Sich summend für die Nacht das Haar.

Ich hab' es dann nicht mehr gespürt,
Allein ich fühlte, einerlei,
Es hat mich etwas angerührt,
Es ging etwas an mir vorbei,

Das zieht mein Herz auf seine Spur,
Es faßt mich unvermerkt und still
Ein Sehnen an, was ist das nur:
Hab' ich nicht alles, was ich will?

Digitized by Google

Lerne verkaufen!

Der große amerikanische Imperativ

Von Dr. Arthur Rundt

Amerika gewöhnt sich allmählich an den Gedanken, daß der europäische Kunde verarmt ist, daß Europa nicht mehr so viel kauft wie vor dem Kriege. Aber Amerika wehrt sich dagegen, daß deshalb das Tempo, in dem seine Wirtschaftsmaschine läuft, langsamer werde. Dagegen muß etwas geschehen, Amerika lenkt ganz einfach mit einem kühnen, regulierenden Griff den Strom der Produkte um, es lenkt ihn ins eigene Land. Das eigene Land muß mehr verbrauchen. Das Land ist reich, der Lebensstandard des einzelnen kann unschwer gesteigert werden. Es muß mehr Ware im eigenen Lande verkauft werden! Es muß Energie daran gewendet werden, den einzelnen dahin zu bringen, daß er mehr kauft als früher.

Darum ist Verkaufen jetzt in den Vereinigten Staaten mehr denn je eine wichtige Sache. Darum ist Salesmanship, die Kunst zu verkaufen, in den Vereinigten Staaten eine Wissenschaft geworden. Du kannst sie überall erlernen, auf jede erdenkliche Art: in Schulen und Hochschulen, aus einer Unzahl von Lehrbüchern und Broschüren, in mündlichen Lektionen und in schriftlichen Kursen. Salesmanship muß jedermann lernen können. Deshalb sind die Lehrmethoden einfach, deshalb sind die Lehrmittel: kurze, leicht faßliche Leitsätze, simple, handliche Beispiele, klare, einprägsame Bildchen.

Es ist eine pädagogische Art, in der sich für den europäischen Blick Naivität und Gerissenheit seltsam mengen.

*

„Niemand kauft freiwillig! Aber: du kannst jeden dahin bringen, daß er kauft!"

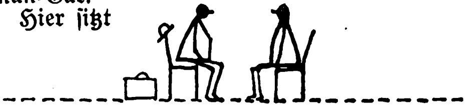
Das ist in allen Lehrbüchern, die von Salesmanship handeln, Motto und erster Grundsatz.

Wer irgendwie dafür in Betracht kommt, aus einem Gleichgültigen zu einem Kaufwilligen zu werden, den benennt die Lehre mit einem besonderen Wort. Er ist „the prospect".

Eigentlich ist jedermann ein „prospect"; also ist jedermann für den Verkäufer eine Hoffnung oder, wenn er widerspenstig ist, sein Gegner.

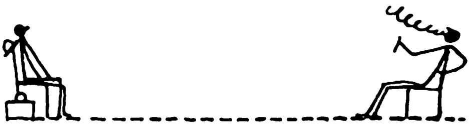
Das ist der Verkäufer hinterm Ladentisch, im Warenhaus oder im Spezialgeschäft. Und das ist sein viel vornehmerer Bruder, der Handlungsreisende und Agent, immer in Bewegung, überall seinen Spruch hersagend. Er reist im Lande umher zu Fuß oder im Auto oder im Pullman-Car.

Hier sitzt



der Geschäftsreisende seinem Opfer, dem Kunden, gegenüber. Sie sitzen ganz nahe beieinander.

Aber die Nähe ist nur körperlich. Der Kunde weiß noch nicht, was der Geschäftsreisende ihm erzählen will. Die beiden denken durchaus nicht dasselbe. Geistig sind sie



so weit voneinander entfernt.

Der Verkaufskünstler steht vor der großen Aufgabe, das Opfer zu dem, was er will, zu überreden. Er muß arbeiten. Bis er den Kunden allmählich für seine Absicht gewinnt,

nach und nach zu sich herüberzieht, bis er

ihn auch geistig nahe bei sich hat.

*

Dieses Reden, diese Arbeit, die Anwendung der magnetischen Kraft, die die geistige Entfernung zum Kunden überwindet, das ist der wichtigste Teil des Salesmanship, der Kunst des Verkaufens.

Aber vorher ist der Kampf mit den Außenforts zu bestehen, die Barrikade zu stürmen, die vom Bureaujungen oder von der Stenotypistin verteidigt wird.

Für dieses Vorpostengefecht schreibt die Lehre vor:

„Deine Anmeldekarte soll nichts über dein Geschäft verraten. Sagt sie zuviel, so wird der Bureaujunge vielleicht rasch wieder herauskommen und dir mitteilen, der Herr Präsident sei zu beschäftigt, um dich heute zu empfangen. Enthält deine Karte nichts als deinen Namen, so glaubt er womöglich, du seist ein Kunde; in jedem Fall wird seine Neugierde gereizt, er wird sich beeilen, dich hineinrufen zu lassen."

Digitized by Google

Der Professor für Salesmanship redet in seinen Vorträgen viel von Psychologie. Was ist Psychologie? Er meint damit, wie er gewichtig auseinandersetzt, die genaue Kenntnis dessen, was in einem Käufer vorgeht: das Wissen um seine Abneigung, um sein Schwanken und die Erkenntnis des kritischen Augenblicks vor dem Entschluß.

Psychologie sind auch viele Regeln und Tricke wie die folgenden:

„Sei bei der Verhandlung mit einem Kunden immer bemüht, unmittelbar neben ihm zu sitzen oder zu stehen. Es ist erwiesen, daß du so einen stärkeren Eindruck auf ihn zu machen vermagst, daß du ihn so sicherer deinem Willen unterwerfen kannst.“

Oder: „Du wirst dein Geschäft leichter zustande bringen, wenn der Raum, in dem du mit dem Kunden sprichst, halbdunkel ist. Das starke Licht eines hell erleuchteten Raumes hält die Sinne des Kunden wach, erschwert es dir, mit ihm fertig zu werden.“

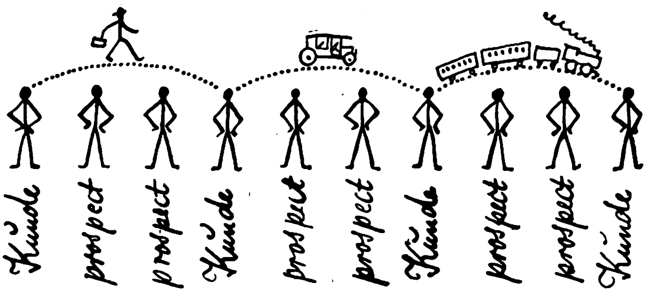
Oder: „Triffst du auf einen Hartgesottenen, so sprich erst eine Zeitlang mit ihm über solche Dinge, denen er leicht und gern zustimmen wird. Sprich vom Wetter, von dem großartigen Eindruck, den seine Geschäftsräume auf dich machen, von den schlechten Zeiten und von ähnlichem.

Richte es so ein, daß er dir immer beipflichten muß, daß er oft Ja sagt. Hat er ein paarmal Ja gesagt, hat sein Gehirn sich an die Tätigkeit des Zustimmens gewöhnt, so daß er es erst umschalten müßte, um Nein zu sagen, dann mach' ihm schnell und überraschend deinen Vorschlag.

Er wird dann aus der Gewöhnung seines Gehirns sicher das Geschäft abschließen, das du ihm vorschlägst.“

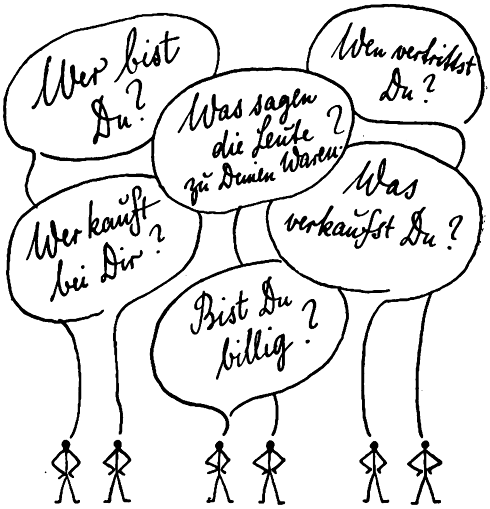
*

Der reisende Überredungskünstler verbringt viel unproduktive Zeit auf dem Wege von einem Kunden zum andern. Er geht — zu Fuß, im Auto, im Pullman-Car — an vielen „prospects“ vorüber, die zu Kunden werden könnten:



Aber er kennt sie nicht, und sie wissen nichts von ihm.

Sie rufen: „Wer bist du?“ — „Wen vertrittst du?“ — „Was verkaufst du?“ — „Wer kauft bei dir?“ — „Was sagen die Leute über deine Waren?“



Trotz solcher Neugier wäre es für den reisenden Agenten nur von geringem Nutzen, öfter zu stoppen. Denn diese Leute, die ihn und seine Waren nicht kennen, würden vielerlei zu fragen haben, so daß mit Antworten und Erklärungen viel Zeit verloren ginge.

Wie ist dem abzuhelfen?

Du mußt, lieber Großkaufmann in Neuyork oder in Chicago oder in Cincinnati, der Geschicklichkeit deines Agenten, seinem kunstvoll gesprochenen Wort einen Bundesgenossen geben: das geschriebene Wort! In der gemalten Giebelreklame am Tag, nachts in der Lichtschrift auf dem Dache der Wolkenkratzer, im Rieseninserat und vor allem in der Massenauflage der Kataloge und Drucksachen. Du mußt allen diesen Leuten von deinem Central-Office aus Kataloge ins Haus schicken, viele, viele Drucksachen, die deinem reisenden Agenten die Arbeit erleichtern. Du tust es zu deinem Vorteil, großer Kaufmann, da ja Kraft und Zeit deiner Agenten von dir bezahlt werden, also dir gehören.

Erzähle in den Drucksachen allen „prospects“ in den Gegenden, die dein Agent bereist, was du verkaufst oder leistest, was deine Ware oder deine Leistung wert ist, und wie glücklich jeder sich preisen muß, der mit dir in Verbindung tritt. Laß alle wissen, was andere über deine Waren sagen, wie sie loben, wie sie den Tag segnen, an dem sie deine Kunden wurden. — Der „prospect“, der deine Erzählungen liest, wird bald anfangen, Selbstgespräche zu führen, die du nur zu gern hörst.

„Wäre es nicht eine gute Idee, mehr über

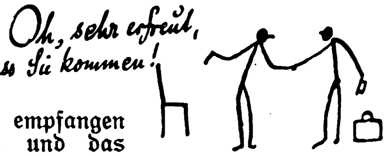
Digitized by Google

diese Dinge zu hören? Wenn Jones es sich leisten kann, dort zu kaufen, hallo, warum sollst du es dir nicht leisten? Wenn Jones mit ihnen gute Erfahrungen macht, warum sollte ich es nicht auch versuchen?"

Dann wird dieser „prospect" vom Stuhle aufspringen, schon wesentlich lebhaft interessiert und folgende Schlüsse ziehen:

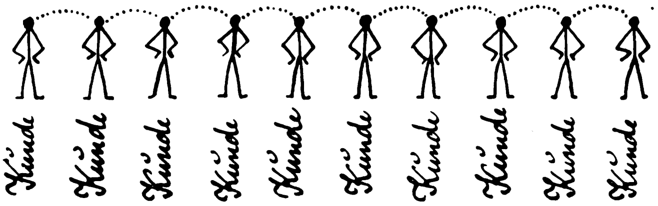
„Ich sollte die Sache noch einmal durchlesen!" Oder: „Ich sollte mal mit seinem Reisenden darüber sprechen, wenn er zu mir kommt! . . . Aber — hallo! — warum warten? — Ich werde ihm schreiben, er soll mir so bald wie möglich seinen Reisenden schicken!"

Und dann wird dein Agent, wenn er hinkommt



freudig empfangen werden und das wird auch für dich von Nutzen sein.

Bald werden, wenn du die Wege deines Agenten betrachtest, ganz, ganz andere Linien sich zeigen: du wirst alle bisherigen „pro-

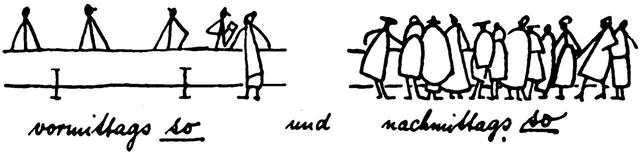


spects" zu treuen Kunden gemacht haben.

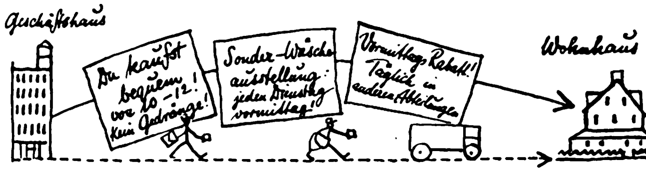
★

Den Warenhaus- und Ladenbesitzern wird zugerufen: „Seid Geizhälse mit den goldenen Verkaufsstunden!"

Was das bedeutet? Nun, jeder Verkäufer hinter dem Ladentisch repräsentiert täglich acht Verkaufsstunden. Wohlgemerkt: bezahlte Verkaufsstunden! Werden diese Verkaufsstunden, die also zu Energie-Einheiten gestempelt sind, ökonomisch ausgenutzt? — Nein! — Denn die Verkaufsräume sehen, wie nachstehendes Bild zeigt, aus. Das heißt: vormittags Brachliegen der Energien, nachmittags Überlastung. Also wird dem

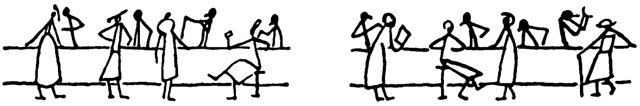


Ladenbesitzer geraten, die Vormittagsstunden anziehend zu gestalten, etwa durch Massenanzeigen wie diese:



Solche Ankündigungen und Versprechungen werden dazu führen, daß die Energien des Vormittags besser ausgenutzt und die des Nachmittags weniger in Anspruch genommen werden.

Die Verkaufsräume werden dann anders aussehen:

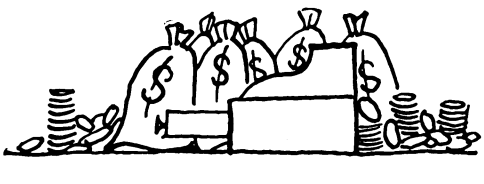


vormittags so und nachmittags so,

So sind die Lehren über Salesmanship, die Kunst des Verkaufens.

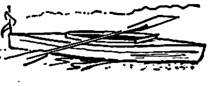
Jede einzelne ist ein guter, wohlgemeinter Rat. Und ein menschenfreundlicher, da er dem Nächsten doch Förderung seiner Interessen, Erfüllung seiner Wünsche verspricht. Daneben wird mit den Büchern und Vorträgen über Salesmanship natürlich viel Geld verdient.

Und der Bericht über Salesmanship wäre unvollkommen, wenn nicht am Ende erzählt würde, daß hinter dem häufigen Rat, neben Inseraten Drucksachen zu verschicken, die... Papier-Industrie des Landes steht. Und das wiederum ist nur eines der Beispiele für die großartige, konfliktlose, uramerikanische Union zwischen „Sittlich" und „Nützlich" — —



Digitized by Google

Kanu-Sport / Von Fritz Giese



Mit Aquarellen und Zeichnungen von Toni Schönecker

Kein Ergebnis der Neuzeit, sondern ein uraltes Gerät ist das Kanu. Zwei ganz verschiedene Typen und zwei räumlich getrennte Völkerstämme gehören ihm zu. Jener nordamerikanische Indianer, der auf Kriegspfad und Jagd, den Blick gespannt nach vorn, auf den breiten oder wilden Flußläufen des roten Kontinents (lang vor den verheerenden Wirkungen des Feuerwassers der Bleichgesichter) sein freies, aber stets von Gefahr umspieltes Leben führte: er erfand das Birkenrindenkanu, das heute Kanadier genannt wird und jene witzige hochgezogene Form vorn und hinten an den Steven zeigt, wie wir sie beibehalten haben. Es war von Anbeginn sozusagen elegant und dazu erstaunlich leistungsfähig, so daß nur unerhebliche Weiterbildungen (als Paddelkanadier oder gar Segelkanadier) dem modernen Sportbetrieb übrigblieben.

Das Gegenstück dazu ist die Urform des Eskimokajaks. Nicht hochbordig und geschweift wie das alte Kanu, sondern niedrig gebaut, vollständig flach und eingedeckt, mit schlanker Ovalöffnung, um gerade eben noch hineinschlüpfen zu können. Ursprünglich wird dieses „Mann-loch" mit Seehundsfellen geschlossen, und so kann man sagen, daß der Eskimo es anzieht wie einen Paletot: für den Gang über das eisige, offene Meer, bei großen Entfernungszielen, unheimlich-übermenschenhaft in der Vorzeit wirkend. Geführt wird es zumeist von der Doppelpaddel, während der Indianer Einblattpaddeln nahm. Das Kajak hat für den Sportbetrieb mannigfachste Umwandlungen erfahren. Zum Robb Roytyp als Paddelkajak des Mac Gregor, zum Renn-Paddelkajak im Rekordwettbetrieb, dann vor allem zum Wanderpaddelkajak für den behaglicher gestimmten Erholungsmenschen hat es sich entwickelt. Diese letzte Form wurde technisch gesteigert im Tourensegelkanu, dem Kanu-Yawl, dem Kanukreuzer, praktisch jedoch am beliebtesten im Paddelfaltboot. In seiner jetzigen Form geht dies zurück auf die Erfindung des damals zwölfjährigen Heurich, der beim Anblick eines Eskimokajaks im Münchner Ethnographischen Museum unvermittelt die Lösung für ein zusammenlegbares, einfach konstruiertes und billiges Boot fand, mit dem er um 1905 zum großen Erstaunen der Umgebung auf der Isar seine Versuche begann. Dieser Typ war dazu bestimmt, die

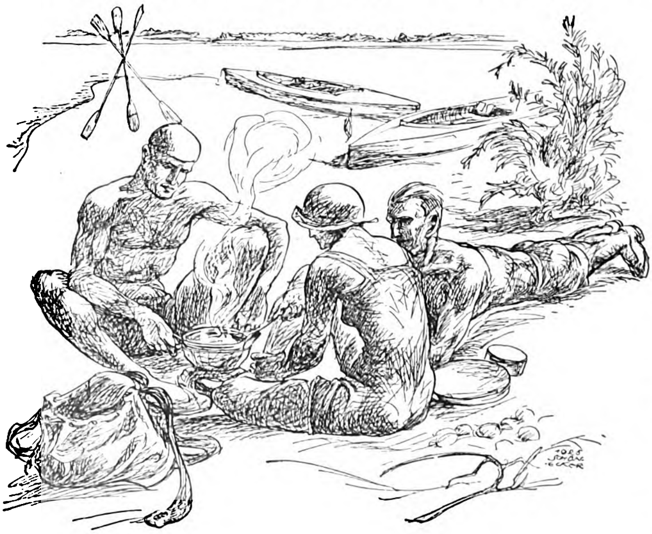
Digitized by Google

amerikanisch-englischen, oft sechzehnsitzigen umständlicheren Faltboote nach Kanadierart zu verdrängen.

Diesem Faltboottyp blieb es vorbehalten, dem Gedanken des Paddelns und des Kanusports jene Ausdehnung zu geben, die er heute besitzt. So umfaßt denn Kanu beides, Kajak wie Kanu. Gemeinsam ist geblieben die Technik des Vorwärtsschauens der Vorfahren, die Einfachheit der Konstruktion, die Intimität der Genossenschaft. Was wir beim Rudern als Sechssitzer finden mögen, ist dem Kanusport nicht gemäß. Er ist der Sport des Solos und des sympathischen Duetts. Und nur aus Gliedern solcher Zweisamkeiten mag hier und da eine Gemeinschaft erwachsen, eine lose Gemeinschaft, stets bereit, sich wieder in die Atome zu spalten, zurückzufliehen in die Stille und die Persönlichkeit des Ich oder des Du.

So kommen wir zu dem Entscheidenden bei jedem Sport: der Frage seines eigentlichen Wertes, seines Sinnes und seiner Auswirkungen auf das Seelische. Es gibt hunderterlei Sports, aber nur die werden beliebt und verbreitet, die dem Bedarf und der Sehnsucht der Allgemeinheit nahestehen, die etwas zu bieten haben oder eine Lebensform ermöglichen, welche von zahlreichen Menschen gesucht wird.

In solchem Sinne ist der Kanusport — man könnte sagen — ebenso bescheiden wie eigensüchtig eingestellt. Er gehört nicht zu den repräsentativen Sportarten, zu denen Tausende von Zuschauern strömen, um das Bild zu sehen. Er ist kein Sport, dem hohe Gelder zufließen, dem Ansehen anhaftet wie Boxen, Laufen oder Reiten. Er ist kein Sport der Reichen, wie etwa das Automobil oder das Flugzeug. Er ist aber auch nicht der Sport der Unbemittelten, die sich mit Fußball und Ringen oder Turnen die Freizeit vertreiben. Dazu ist er auf der anderen Seite auch zu wenig massentechnisch eingestellt. Der echte Paddler flieht die Menschen eher, er meidet langsames Vorbeigleiten unter Brücken und an belebten Ufern. Weiß er doch, daß er Zielscheibe sein könnte für den billig-derben Witz der groben Menge, die das Gefährt und seine Insassen mit allerlei merkwürdigen wie drastischen Wurfgegenständen oder Zurufen auszuzeichnen liebt. Der Kanusport kennt gewiß auch Wettbewerb und manchmal Rekord. Es gibt Anhänger unter seinen Freunden, die Hindernisfahrten schätzen, Zeit- und Wegkonkurrenzen lieben. Gegenüber der Mehrzahl der Fahrer dagegen spielen sie nicht die erste Rolle, weil dem Kanusport eine zu betonte Individualisierung eigen ist. Nicht das Schaugepränge der Muskeln, nicht die lebendige Kraft des arbeitenden Tieres, der Maschine, nicht die Sammlung auf einen überschaubaren Kampfring ist hier gewollt. Dagegen schlummern im Kanu andere und nicht minder wichtige persönliche Werte. Sie haben jenen gesunden Egoismus an sich, der biologisch die Erhaltung des Menschen auch unter erschwerenden Lebensbedingungen verbürgt. Es liegt min-



Digitized by Google

destens etwas wie der Egoismus der Hygiene über diesem Sport, der innerlich anderen, zunächst scheinbar damit unverbundenen Tätigkeitsfeldern nahesteht. Wir erwähnen nur das Rudern und Schwimmen, das Wandern und den Skisport.

Worin besteht diese Verwandtschaft?

Daß das Rudern als Technik etwas anderes bedeutet als die Paddeltechnik, folgt schon aus der ganz anderen Einstellung des Kanumanns. Er ist nicht der Jüngling, der in Berlin auf dem Neuen See als männlichkeitsstarker Hilfsmotor das Boot mit der Last der Schönen mehr oder minder angestrengt vorwärts zu kurbeln hat. Er ist nicht der schneidige, nach Takt, Kommando, Disziplin hebelnde Bootsmann des Vier- oder Fünfsitzers, welcher klassisch gewordenen Oxford-Cambridgekämpfen nachlebt und nachstrebt. Rudern heißt beim Kanu mehr und anderes: bedeutet Augenblicksanpassung an die Situation der Strömung, Anpassung an Gefälle, Schleusen, Hochwasserüberfall, Kampf gegen Widerwellen, Durchhalten in der Floßgasse und vieles mehr. Rudern heißt eigentlich bei echten Booten auch steuern. Noch sind die Meinungen geteilt, ob der Kanumann ein Fußsteuer benutzen dürfe. Ruder und Paddel, Steuer also und Paddel, sind Widersprüche, wenn auch bequeme Ergänzungen! Und eher darf der Kanumann sich pneumatikversehene Bootswagenräder mitnehmen, um mit dem Fahrzeug über Land zu ziehen, als diese Inkonsequenz des Steuerruders zu begehen. Doch die Bequemlichkeit der Menschen ist verschieden entwickelt: auch mit Senkruder und Fußsteuer bleibt die Kanuarbeit etwas anderes als die gewöhnliche Ruderei. Gemeinsam ist dagegen beiden etwas, an das der Rudersport am wenigsten denken mag: das Wasser und sein Geist. Der Kanumensch hört die Stimme des Flusses aus der Resonanz seines Bootes, er unterscheidet die Flüsse nach der Stimme, die sie durch ihre grundverschiedene Inhaltlichkeit an Pflanzen, Geröll, mitgenommenem Gestein und Sand, gewonnen haben. Je unkultivierter der Fluß, je quellennaher, um so stärker tönt diese Stimme des Wassers. Das Wasser ist wie ein Tier oder etwas altgewohnt Vertrautes. Diese Urnatur findet der Paddler bei seinem Sport wieder, mit all den Vorzügen des Wassersportes jeder Art: der gemäßigteren Temperatur, der Reinheit und Sauberkeit des Sportelementes, der Flüssigkeit und Geschmeidigkeit der Sportbahn gegenüber Schmutz, Staub, Härte, Hitze eines Landsportes. Ja, wir sehen, wie hier Kanusport und Schwimmen eins werden. Denn der Paddler muß in innige Berührung mit dem feuchten Element kommen. Andernfalls war die Fahrt nicht

lohnend. So trägt er nicht die glattgebügelte Leinenhose, kein wohlgeformtes Seglerkostüm, sondern in Wind und Wetter Ölzeug, in der Heiterkeit des Himmels Badehose, Schwimmanzug oder eine die Gelenke, Arme und Beine freilassende Kanutracht. Die Kajakfrauen kennen nicht das weiße Tenniskostüm, sondern lieben die kurzen Schwimmtrikots oder den etwas reicheren Badeanzug. Auch sie schlüpfen unter Ölzeug bei Wetterunbill. Das nasse Element kommt ja augenblicklich zu Recht, wenn das Boot über Strudel hüpft, wenn die Wellen das Mannloch überspielen, wenn es Kaskaden herabtanzt oder selbst Dampferwellen das leichte Gefährt treiben. Es ist bei der Kanufahrt ein Tanzen auf dem Wasser — weniger ein gemächliches Schwimmen im Wasser. Behaglichkeit des Treibens und Spannung des Getriebenwerdens, des Balancierens und Pendelns wechseln dauernd miteinander ab. Dort wo, nicht wie auf der friedlicheren Abendfahrt der Pleißejugend, das Wasser wirklich noch Element ist, wird der Paddler oft genug auch sich plötzlich neben dem Boot vorfinden. So übt er das Kentern, so übt er das Schwimmen. Wir dürfen sagen: so nährt er in sich die Urtriebe des Wassermenschen, der Vorfahren aus Indianer- und Eskimozeiten.

Kanusport ist kein Sport, der unmittelbar zum Fünfuhrtee oder zum Bürosessel wechseln läßt. Er fordert Abschaltung des Großstadtmenschen und Umstellung auf eine Lebensform, die urwüchsig-natürlich, wassernah und irdisch zugleich geartet ist. So sind Freunde des Schwimmens und nassen Elements auch für Kanusport bestimmt. So schlummert hier jene kindliche Freude an dem Nassen, wie sie der Erwachsene in jedem Seebade zu offenbaren pflegt.

Kanusport ist Wandersport auf dem Wasser und zu Lande, ist Wandern in Kultur oder auch in zu entdeckender Wildnis! Der Kanusport macht es dem Menschen möglich, die technische Errungenschaft der Eisenbahnfahrt mit der Pionierwanderung des Eroberers, des Robinson und des Entdeckungsreisenden zu vereinigen. — „Flußführer" gibt es seit dem Kanusport. Eine Aufteilung der Welt nach Flußkarten und eine Durchkreuzung der Länder nach jenen uralten Fahrstraßen, die die Natur den Menschen ursprünglich gegeben, die Ausgangspunkte geographisch-wirtschaftlicher Entwicklung wurden.

Wir jüngeren Menschen kennen die Welt nach den Linien der Eisenbahn, die Künftigen nur nach den Haltepunkten der Flugzeuge. Jene echtesten, in der Geschichte entscheidenden Bindungen der Völker durch das Wasser und ihre Trennung durch die Berge: das alles ist kein erlebnisgemäßer Inhalt mehr. Lächelnd jagt der Fahrgast mit dem elektrischen Schnellzug mitten durch

Digitized by Google

den Gotthard, erreicht er den Süden durch zehn Minuten Energiewirtschaft. Lächelnd fliegt der Reisende morgens von Zürich ab, um in Stuttgart zu frühstücken, in Leipzig das Mittagessen, in Berlin den Kaffee, in Kopenhagen das Abendbrot und das Theater mitzunehmen. Was bedeutet ihm urtümliche Grenze? Der Flußbootmann dagegen erlebt in leisen, von ihm selbst erarbeiteten Spannen alte, historisch ehrwürdige Verbindungswege wieder. Ihm bedeutet die Donau ein Erlebnis, denn sie wird ihm die Kauffahrteistraße vom Westen zum Orient. Der Niederrhein und Konstantinopel, Paris und Wien liegen hier verbunden, selbst wenn jemals alle Eisenbahnen in die Luft gesprengt oder alle Flugzeuge verboten würden! Und so paddelt er über 2000 Kilometer von Ulm nach Wien, und sein Auge erlebt die alten Nester oder die neuen Städte in einem ewigen, filmhaften Vorüberziehen. Was kann der Name Günzburg, Dillingen, Donauwörth, Ingolstadt oder Klösterle Trauntal, was kann Vilshofen oder Passau, was kann die Schlögener Schlinge, Linz mit Mariä Empfängnis, Ruine Weitenegg, Stift Melk, die goldene Wachau, Kreuzenstein, Klosterneuburg und vieles andere mehr sein als höchstens purer Gedächtniskram: wenn man sie nicht als Paddler Perle an Perle aufgereiht fand an den Ufern der Donau und bei der Entdeckungsfahrt zum Orient hin?

Digitized by Google

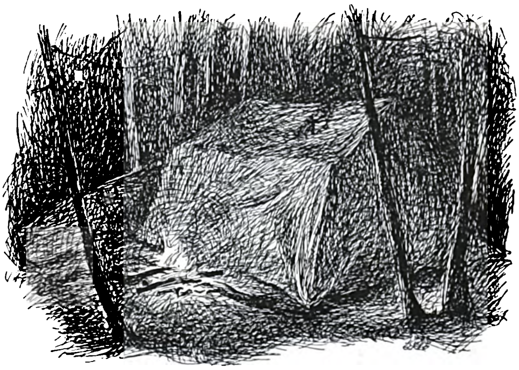
Aber es gibt noch andere als solche Entdeckungsfahrten voll historischer Erinnerungen! Das Faltboot insbesondere wurde Mittel zur Wildflußwanderung. Dort oben im Bayrischen, in der Mittenwalder Gegend oder sonstwo, wo unsere breiten Ströme noch Kinder sind und aus kindlichen Geschwistern entstammen, treibt der Wildflußmann sein besonderes Wesen. Dort nutzt er die Rinnsale, gefährliche Klippen, verstrüppte Tunnels, Einschnitte im Gestein aus, um sich durchzuklemmen, um über Strudel, Stromschnellen siegend, den Weg zur Kultur, zum Mannesalter des Flusses zu finden. Dort auch verläßt ihn hie und da das Urelement: dann schultert er das Faltboot auf, oder die Kameradin faßt an und trägt das Gefährt quer über Land, bis es sein natürliches Lebenselement wiederfindet. So entsteht eine Verbindung von Wassersport und Wanderung, wird der Aktionsradius des Kanusports nahezu grenzenlos. Kreuz und quer kann sein Plan sich entfalten, alle Vorteile des Fußwanderns, der Wassertechnik verquicken sich. Im Rucksack oder als leichtes Reisegepäck lassen sich die Boote befördern. Höhen und Tiefen, Ebene und Gebirge, Flüsse des Hochlandes und der Niederung werden nach Muße verbunden.

Und nun kommen wir zu den Nebenseiten und den Ergänzungswerten dieses Wandersportes. Es entstehen Daseinsmöglichkeiten und Lebensformen im Lagern und Abkochen. „Zelteln" nennen es die Fachleute. Jeder Kanumann hat sein Gerät bei sich, um abends nach der Fahrt, jenseits von der Zivilisation des Gasthofes, sich seine Stätte inmitten der Natur zu bereiten. Das Boot wird an Land gebracht, ein Feuer entzündet und alsbald ein Essen zugerichtet. Der Fluß lockt zum Angeln, hier und dort die Gegend zum Bogenschuß. Das eine ist mehr praktisch, das andere idealistisch gegeben: Jäger- und Fischerdasein beides in Urform. Der Kanumann lernt das Feuerentzünden, Abkochen, Ruhebettbereiten und Schlafen unterm Zelt. Er lernt, wie vormals oft beim Militär, alle die tausend Seiten praktisch-intelligenten Handelns, das so ausgezeichnet die theoretisch und abstrakt gerichtete Denkweise des Berufsmenschen ergänzt und ihn herausholt aus der Gefahr der geistigen Verkalkung durch Einseitigkeit. Der Jurist, der Kanusport treibt, oder der Bürobeamte, der paddelt, können gar nicht im gleichen Maße lebensfremd werden wie die steiferen Vertreter eines dauernd betonten Geistesarbeitertums zwischen Zentralheizung und Diplomatenschreibtisch. Der Fabrikmensch wirft hier die äußerlich schmutzige Hülle seines Achtstundendaseins ab; er kommt so lagergerecht an die Urerholung des Menschen heran; an natürliche Lebensbedingungen im echtesten Sinne des Wortes. Es versteht sich, daß auch Geschmacklosigkeiten drohen. Das Grammophon oder der Radioempfänger gehören nicht in diese Naturnähe. Sie wären amerikanische Verballhornung. Es gehört auch nicht hierher jenes überbetonte Naturburschentum, das an pathologisch beschwerte Apostel der erdnahen Ernährungsweise, der

Digitized by Google

langen Haare, der Weltverbesserungsphantome und an Höhlenbau erinnert. Beides wären Entgleisungen, die fernbleiben sollten. Wohl aber schickt sich ohne weiteres im Lagerleben der kleinen Gruppe das Sonnenbad, das Luftbad, das Freispiel der Gymnastik und jegliche Körperkultur. Zwanglos werden die Erkenntnisse gesunder Leibespflege mit dem Lagerdasein verbunden. Immer wieder packt die Natur den Menschen an einem anderen Zipfel; sie läßt ihn nicht aus ihren Fangarmen, wenn er sich erst ihr anvertraute. Zum organischen Zusammenschlusse drängen rhythmische Freiluftgymnastik und Kanusport. — Und dabei gedenken wir auch eines liebenswürdigen Ferments dieses Lager- und Kanulebens: das ist die Kajakfrau.

Der Fachmann betont immer wieder, daß diese Kajakfrau ein Typ besonderer Art sei. Niemals die elegante und elegant bleiben wollende Dame der Gesellschaft, die beim Wasserbad, Abkochen, Selbsthelfen und Selbstzufassen, bei den Fährnissen der Reise oder dem Richten des Zeltes mit sich selbst in Zwist kommen müßte. Gesellschaftsdame und Wasser sind unvereinbare Gegensätze! Nicht gemeint ist der bloße Wandervogeltyp mit dem Goldreif im Haar, dem Himmel voller Geigen, einer verschwommenen Pubertätsweltanschauung und den breit getretenen Sandalen. Sondern gemeint ist ein sportlicher Typ, der zugleich auch Hausfrauenwerte birgt, der Kamerad sein kann; nie zimperlich in geistigem oder körperlichem Zusammenhang, nie eingestellt nur auf formales Rittertum, nie eingestellt auf Kosmetik oder Zeitphilosophie. Vielmehr mit Wirklichkeitsblick beseelt, gesund und unverbildet empfindend; gesund und unverbildet auch gewachsen. In der Gemeinschaft zu zweien oder kleinen Gruppen von Paaren muß dieser Typ eine besondere Stimmung



Digitized by Google

schaffen können. Es ist nicht Typ, der nur Shimmy tanzt. Es ist auch nicht der Typ, der nur unverheiratet sein muß, um zu interessieren. Es ist die menschliche Kameradschaft, welche durch die eigenartige Naturnähe des Kanusportes mannigfaltige Gelegenheit findet, gemeinsam zu arbeiten, gemeinsam sich auch zu erholen. Und wenn auch das bei den Kanuleuten ein wenig überholte und abgegriffene Bild des flötenden Pans und der zuhörenden Kanunixen nicht gerade der beste Ausdruck dieses Sinns sein dürfte, so deutet es doch den Unterton an. Pan und Natur gehören zueinander. Sie stehen jenseits von zivilisatorischer Verzerrung im Ballsaal, Gesellschaftstee und Theaterbesuch. Es ist urwüchsige, neckische Kameradschaft damit gemeint, und das kann unsere Zeit des agitatorischen Frauenrechts oder des überbetonten Männerstaates durchaus gebrauchen. Gerade die Intimität des Kanusportes bedingt, daß viel individuellere Persönlichkeitswerte in solchem Beieinander rege werden: klarer und edler vielleicht als im Massenbetrieb des Sportes oder mancher Gruppenkultur der Jugendbewegung. Je reifer diese Kajakmenschen sind, je lebenserfahrener, um so mehr wird hier eine neue menschliche Beziehungsform entstehen, welche nur gesellschaftliche Beziehungen ersetzen kann.

Wir wollen schließen, indem wir fragen, was diese Bewegung des Kanusportes vom Standpunkt der Allgemeinheit für Bedeutung hat, wie wir, auch wenn wir selbst ihr nicht zugehören mögen, doch in ihr ein Zeichen der Zeit ersehen müssen.

Es darf keinen Augenblick bezweifelt werden, daß wir damit einen der wenigen echten Erholungswerte des gegenwärtigen Arbeitsmenschen erfassen, die denkbar sind. Auch Theater, auch Bücher, Vorträge, Film und Radio sind solche Gegengewichte zum Alltag. Hier aber wird als Grundelement die Natur Mittelpunkt, und damit ist die Urquelle menschlichen Daseins wiedergefunden. Dazu sicherlich wiedergefunden in einer Technik, die günstiger, wir dürfen zweckgerichtet auch sagen: hygienischer ist als bloßes Fußwandern. Die außerdem an Persönlichkeitsinhalten sich durch besondere Reichhaltigkeit ihrer Wirkung auszeichnet: mögen wir an die Schulung von Mut und Tatkraft, an Dauerspannung des Willens und der gesammelten Aufmerksamkeit auf Fahrt, mögen wir an die genießerischen Ausruhwerte auf dem Lande und an die Fülle erdgerichteter Einstellung bei natürlichen Lebensbedingungen denken! Kanusport weist uns hin in die Zukunft einer zivilisatorisch günstigeren Welt, in der die Großstadt mit ihren Hinterhäusern und Höfen verschwunden sein wird, in der auch der einfachste Mann sein kleines Eigenheim besitzt, neben dem Beruf Scholle, Erde, Natur wieder gewann. Kanusport und Eigenheim hängen innerlich zusammen, im idealen Falle sind sie unmittelbar verbundene Möglichkeiten menschlicher Existenz. Uns mutet das ältere Hausbootleben der Engländer und die Bungalowkultur der Themse auch heute noch bezaubernd an. Aber sie fordert mehr Mittel, mehr Unfleiß, mehr Behäbigkeit einer Oberschicht. Kanusport läßt sich vereinigen mit dem tagsbeanspruchten Berufstyp, läßt sich einordnen auch einem Staatswesen voller Arbeitslast und Lastenfluch; läßt sich in der Breite der Anwendung verbinden mit dem Gedanken des sozialen Ausgleiches, gerade auch für die mittelständischen Schichten. Und wenn das Eigenheim in diesem Zusammenhang freilich auch der ideale Hafen des Kanus sein wird, so ist der Paddelsport sicherlich bereits der erste Schritt dazu, Heimkultur in diesem Sinne in weiten Kreisen aufzubauen und erstrebenswert zu machen. —

Weidwund

So wie der Hirsch weidwund zu Holze flieht …

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Septembersonne auf den Feldern glüht.

Die Fichtendickung steht wie starre Wand,
Er drückt sich ein, wo ihm die Tür bekannt,

Und tausend grüne Hände wischen leis
Von braunem Haar den dunkel'nassen Schweiß.

In Polstern überschwillt das Moos den Huf,
Wo er im Dickicht sich sein Lager schuf.

Das Mittagsauge nicht bis hierher schaut,
Noch glänzt der Tau der Nacht am Farrenkraut.

Er tut sich nieder, seine Zunge leht
Sich mit den Tropfen, die den Grund genetzt,

Sein großes Auge fleht: Ich tausche gut,
Ich nehme Wasser, und ich gebe Blut!

Ein Zittern über seine Flanken geht,
Als ob die Brust nochmal um Atem fleht.

Der blasige Schaum wird an den Lefzen weiß,
Die kühl und feucht, sie werden trocken-heiß.

Die goldne Fliege fügt den Edelstein
Topasner Träne seinem Auge ein.

Der schwarze Käfer steigt im Moos herbei,
Die Spinne strickt ihr Netz in sein Geweih. —

Langsam geht durch den Tag der Stunden Fuß,
Nun singt die Amsel schon den Abendgruß,

Die Birken von der Schneise duften her,
Als ob's ein Gruß vom lieben Leben wär,

Die Abendwinde rauschen groß und fern,
In blindem Auge spiegelt rot ein Stern.

Er liegt vom Fichtenbaldachin bedacht,
Die Füchse bellen durch die frische Nacht,

Die Eule schattet übern Mondessteg …
Die Eule findet und der Fuchs den Weg —!

Du lieber Heimgang aus Gewalt und Not,
Du lieber Schlaf, du lieber, lieber Tod!

Börries, Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Wenn Gottfried Keller geheiratet hätte!

Von Eduard Korrodi

Wenn? Ganz gewiß hätte er wie Bernhard Shaw einen Beitrag an das Keyserlingsche „Ehebuch" prompt abgelehnt: „Solange meine Frau lebt, werde ich mich hüten, meine Ansichten über die Ehe zu äußern."

Die Frage nach einem verheirateten Gottfried Keller ist hier keineswegs nur spielerisch gedacht, denn sie rührt an die Grundtrauer seines Lebens. Als ich vor mehr als zwei Jahrzehnten bei einer verehrungswürdigen Dame und Freundin Richard Wagners — auf deren Flügel lag die Tristanpartitur mit Wagners Widmung: „Alte Liebe rostet nicht" — die Rede auf Kellers einsames Leben und Verlöschen lenken wollte, wehrte sie ab, ohne es zu wissen, fast wörtlich mit dem Schlußwort aus der „Effi Briest": „Das ist ein zu weites Feld." — Wenn die Zeitgenossen die Frage nicht beantworten wollten, wie sollten wir den Schlüssel besitzen? Und doch sehen wir besser in die Herzkammern des Dichters, seit wir seine Briefe kennen. Wem hätte er jene Löschblätter, die Schreibunterlage des „Grünen Heinrich" gezeigt, auf der er den Roman unter Tränen buchstäblich zu Ende schmierte, diese beispiellose Urkunde eines unglücklich Verliebten, der unzählige Male das Monogramm der Geliebten schnörkelt, einmal neben das B (Betty) die Frage: Est-ce qu'il y a du sucre là dedans? dann quer über das Ganze schreibt: „Resignatio ist keine schöne Gegend", sich als Tränenmeier unterzeichnet, ja als Gottfried Tränensimpel und Unzähliges mehr? Wer diese Löschblätter in der Hand hält, hat neben dem „Grünen Heinrich" den zweiten Roman des Doppelgängers selbst aus krausen Hieroglyphen herausgelesen . . . Was wußte der Zeitgenosse Paul Heyse von seinem Freund und von C. F. Meyer, wenn er Storm seinen Eindruck nach einem Zürcher Besuche ungeniert übermittelt: „Drei Tage blieben wir in Zürich, wo wir unsern Meister Gottfried — leider in sehr trüben Zuständen, an seine kopfkranke Schwester und eine ungemütliche Wohnung gebunden — verwaist und unfroh fanden. Er geht nun dreimal in der Woche zum Wein, die andern Abende verbrütet er ganz einsam bei einer Tasse Tee bis Mitternacht, nachdem schon sein Tag unmenschlich genug vergangen ist. Das volle Widerspiel zu ihm ist der Heilige von Kilchberg, der rund und rosig wie ein appetitliches Spanferkel mit weißen Börstchen aus seinem eleganten Samtröckchen herausschaute und sich selbst als einen der wenigen wahrhaft Glücklichen bekennt, an Weib, Kind, Haus, Garten, etlichen Millionen und genügsamem Ruhm seine satte Freude hat, um so mehr als ihm all das Glück erst auf der Gegenseite des Berges beschert worden ist."

Der ahnungslose Heyse! C. F. Meyer verbarg seine Wunde wie sein Held „Pescara". Ein paar Jahre nach Heyses Besuch sanken die Schatten des Wahns über den scheinbar Glücklichen. Und wie Heyse den Kilchberger so schlecht entzifferte, so hat auch C. F. Meyer den Staatsschreiber verkannt, wenn er Kellers „Indolenz" die Schuld zuschrieb, daß er keine Frau bekam. Wir wissen, daß Keller ein Hagestolz wider Willen wurde, ja daß er immer wieder gegen diesen Zustand rebellierte. Die Höflichkeit seines Herzens ist im Gegenteil zu bewundern trotz aller skurriler Begleiterscheinungen, wenn er z. B. der schönen Winterthurerin Luise Rieter in seinem Werbebrief schreibt, er sei wegen seines Kummers die ganze Woche in Wirtshäusern herumgestrichen, was zu hören ein Mädchen doch ein wenig erschrecken muß. Ehrlich nennt er sich vor ihr „einen unansehnlichen Burschen": „Aber um Gottes willen bedenken Sie nicht etwa, ob Sie es (verliebt) vielleicht werden könnten. Nein, wenn Sie mich nicht schon entschieden lieben, sprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus," später noch einmal versichernd, daß es sogar ein „grobes" Nein sein dürfe. Und das Mädchen? Fährt wie eine Rakete auf, daß dieser Spielmann sich überhaupt unterstand, sie zu lieben. Ärmer ist Keller durch dieses Erlebnis nicht geworden, wenige Tage nach dieser Absage schrieb er einer mütterlichen Freundin: „Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt." — Gleichwohl nennt er die Zeit dieser unerwiderten Liebe den lieblichsten Traum seines Lebens, den er lange aufbewahren wolle. „Aber es wäre kindisch und unvernünftig von mir, im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde."

Wie ehrlich und besonnen ist dieses Wort. Drei Jahre darauf ist ja denn auch sein Herz in neuer Wallung. Jetzt für Johanna Kapp

Digitized by Google

in Heidelberg, die gleich der Winterthurerin dichtend und malend ihr künstlerisches Naturell betätigt. Sie aber liebte hoffnungslos Ludwig Feuerbach und mochte Keller nur als guten Kameraden leiden. Rührend ist seine Erzählung, wie er in der Nacht von seinem Zimmer aus jenseits des Neckars das Licht in der Kammer der Scheidenden sieht, aber um keinen Preis selber ein Licht anzünden will, aus Furcht, er dränge ihr damit noch einmal „sein armseliges Bild“ auf. Und, was man doch betonen muß, kein Stachel bleibt in seinem Fleisch nach dieser neuen Enttäuschung, er preist die Neckarbrücke, die ihn so oft zur Freundin getragen, die er erst viel später als eine Kokette verwarf:

„Schöne Brücke, magst du ewig stehen,
Ewig aber wird es nie geschehen,
Daß ein beßres Weib hinüberwallt.

Und besser ging ich, als ich kam.
Von reinem Feuer neu getauft,
Und hätte meinen reichern Gram
Nicht um ein reiches Glück verkauft.“

Man wird nicht behaupten, daß der Schweizer grade mit Mauerblümchen vorlieb genommen habe. Hat ihn Gott mit einem Löwenhaupt auf zwei kümmerliche „Stummeln“ gesetzt, so daß schon die Winterthurerin seine Beine bedauerte, so begehrte und liebte er zum Trotz die Schlanken, die Hohen, die Heroinen. Man weiß, wie er die herrliche Judith im „Grünen Heinrich“ liebte und Regula Amrein, von der er mit Stolz berichtet, daß aus Seldwyla nie ein so großer Frauensarg getragen worden sei. Die „elegante Personnage“, für die Keller dann in Berlin erglühte, die Rheinländerin Betty Tendering, bewundert er hoch zu Roß als Amazone, die wohl auch gerne einen Handschuh in den Löwenzwinger geworfen hätte. Kann man sich eine Ehe Kellers mit diesem vornehmen und hübschen „Stück Weibsbild“ vorstellen? Die Frage entfernt auch schon die Antwort: Keller liebt beharrlich das Unerreichbare, ganz entgegen seinem Spruch: „Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht, doch was erreichbar, sei uns goldene Pflicht.“ Bedenkt man, daß er als Siebenundvierzigjähriger es zu einer Verlobung brachte mit einem zarten, von Schwermut verschleierten Wesen, das sich bald nach der Verlobung das Leben nahm, ferner, wie man einmal erfahren wird, in noch höheren Jahren einem gutbürgerlichen Mädchen, das die Hilfe einer Zürcher Wirtin war, das Herz anbot, wohl mit dem gleichen Zweifelgefühl wie in den früheren Werbebriefen, trotzdem er ein Kettelein und ein Gedicht beilegte oder ihr schon verehrt hatte, so dürften wir die Beweise gehäuft haben, wie sehr er die Ehe erwogen und begehrt hatte und gewiß nicht, damit eine Frau wie die biedere Salanderin ihm den Stiefelknecht unter dem Bett holen sollte, noch auch, weil Ehe die Ordnung bedeute. Nein, er hätte die exaltierte Johanna Kapp geheiratet, die später irrsinnig wurde; er hätte Luise Scheidegger geheiratet, der die Schwermut an den Wimpern zu lesen war; er hätte die reiche Betty Tendering geheiratet, neben der er bald als Clown gegolten hätte, wiewohl er ihrer Börse entlaufen wäre, um wieder stumm wie eine Schildkröte zu leben. Was hätte er um das Zuckerbrot der Liebe nicht alles gegeben! Die schöne Rheinländerin wäre noch über den gern geübten Becherlupf Kellers hinweggekommen, aber sie zog die Prosa der Poesie vor und heiratete einen Bierbrauer. Wir sehen Keller seit jenen Erlebnissen die Frauen in zwei Kategorien einteilen, in die tüchtigen, gemütskräftigen und in die gezierten Schlänglein und Koketten. In jener Zeit berührt er ganz gerne das Eheproblem bei andern, sogar mit leichter Schadenfreude. Über die zweite Ehe Auerbachs läßt er sich so aus: „Nun spielt er sein eigenes ‚Lorle‘ aus der ‚Professorin‘, aber sehr wahrhaft, denn er haut seine Frau nicht schüchtern, nichtsdestoweniger bringt sie ihm jährlich ein Kindlein. Wenn ich dächte, daß solches Ehegeschick den kleinen, dicken Schriftstellern beschieden sei, so würde ich jedenfalls nicht mehr heiraten, denn ich werde schändlich dick.“ — Mit besonderem Behagen ergeht er sich in Briefen an Ludmilla Assing, die Verfasserin einer Sophie Laroche-Biographie, über die Heiratsmethoden der Sophie Laroche: „Ich möchte annehmen, daß, weil sie selbst keinen ihrer Schätze bekommen hat und mit dem oktroyierten Mann doch gut gefahren ist, so wollte sie ihren Töchtern in guter Absicht das gleiche Los bereiten, besonders da sie sah, daß Wieland mit einer gleichgültigen Frau ebenfalls herrlich zufrieden war. Nun lag aber das Übel wohl darin, daß sie als Frau zwischen Männern, die ‚man nicht liebt‘, durchaus keinen Unterschied zu machen vermochte; sie glaubte, es sei nun weiter kein Unterschied, wenn einmal der eine große Unterschied nicht beachtet wurde, wenn der Mann nur solid sei und ein Haus habe, so sei einer so gut wie der andere. Das war eben das Abscheuliche, wenn auch unbewußt, und sie dachte undankbar nicht, daß ihr Laroche noch ein vollkommener Gentleman war und sogar Wieland gegenüber äußerlich eine glänzende Erscheinung. Wenn sie einen rechten Heuochsen bekommen hätte, so würde sie die Differenz zwischen Ungeliebten und

Digitized by Google

Ungeliebten schon gesehen und erfahren haben. Doch da ich nicht im Sinn habe, ein Heiratsbureau zu etablieren, so wollen wir diese komische Materie fahren lassen."

Nun konstituiert er sich als Junggeselle, wo ihm doch Würde und Einkommen als Staatsschreiber die Ehe erleichtert hatten; nun wird er der oft mürrische Bär und trinkt seinen zornigen Wein. Aber noch zweimal liebt er unglücklich. Es ist der Junggeselle Keller, der 1866 seine dreiundzwanzigjährige Verlobte erschreckt. Sie scheint die Verlobung bereut zu haben, jedenfalls bedrückte sie der von Kellers Gegnern verschlechterte Ruf ihres Verlobten. Und so lastete auf Keller der stille Vorwurf, eine der auslösenden Ursachen des Todes dieser jungen Blüte gewesen zu sein. Wenn auch die Melancholie ohne das Dazwischentreten Kellers das schöne Kind geknickt hätte, so möchte man doch fragen: Wie war es möglich, daß Keller nach diesem erschütternden Ende noch einmal das Schicksal versuchen und in noch höheren Jahren einen Antrag auszusprechen vermochte? Stieg dem Einsiedlerkrebs das Elend so hoch, daß er wie ein verzweifelter Spieler alles auf eine Karte setzte? Oder war in den vielen „Ich", die diesen Menschen komponierten, das Junggesellen-Ich so groß, daß es recht Fontanisch über die Dinge der Liebe hinwegkam? Man gerät in einen Wald von Fragen. Dies aber scheint gewiß: Keller als tragische Gestalt anzusprechen, geht nicht wohl an. Die Grundtrauer seines noblen Wesens ist nur die Gewähr, daß er Herzenssachen nicht zu leicht nahm, aber doch auch nicht mit der Schwere, die sein Dasein notwendig hätte verdüstern müssen. Darum konnte er in den großen Augenblicken seines Lebens das traurige Spiel seines Lebens verklären; der Junggeselle in ihm verheiratete sich mit den süßen Frauenbildern seiner Dichtung, die er erfunden und die denn doch mit den Frauen der Wirklichkeit eine artige Konkurrenz aufnehmen. Er wäre ja einfach unters Rad gekommen, wenn er das zweite Leben in der Dichtung nicht zu leben vermocht hätte. Dieses seltene Schauspiel seines souveränen Welthumors hat den Gipfel im „Landvogt von Greifensee" erreicht, wo diese alte Soldatengurgel, Salomon Landolt, die fünf Schätze seines Lebens, die ihn einst mit ihren zierlichen Körben beehrten, zu einem originellen Rendezvous einlädt. Goldiger Frohsinn überglänzt diese Geschichte, die so allen und jeden Grolles gegen das Geschick bar ist. Wie wäre es denkbar, daß aus einem verdrießlichen Seelengrund heraus solche Weltliebe und eine so beglückende Fähigkeit des Frohmutes emporschwellen könnte?

Gottfried Kellers vortrefflicher Biograph Emil Ermatinger, der ja wohl die graue, kahle Seite des Kellerschen Lebens nicht übersah, wagt mit einem „Vielleicht" unsere Fragen zu beantworten: „Vielleicht wäre vieles in seiner Lebensführung auch nach den Begriffen der Gesellschaftsmoral gut geworden, wenn er beizeiten eine gemütvolle und kluge Frau gefunden hätte, die äußerlich ihn der Not enthoben hätte." Aber diese korrekte Lebenskurve auszumalen, sträubt sich doch der Griffel, denn der aus des Spießers Wunderhorn auf ihn herabträufelnde Segen wäre doch nicht der Tropfen für seine Lebensgeister gewesen. Der wunderliche und selige Knabe Keller, der wohl weiß, daß aus unsern „Wenn" und „Aber" wie aus Häckerling kein Gold wird, würde uns die Schnäbel schließen mit der Frage: Liebe Kinder! Und wenn ich die kluge und gemütvolle Frau besessen hätte, wozu sollte ich noch Frauenbilder erfinden? Wozu noch dichten und eine Wolke umarmen, wenn ich das süße Bild gefunden hätte?

Späte Lieb. Von Ludwig Finckh

Laß mich in dein Herz hinein,
Tu mir auf den Dornenschrein!

Güldne Leiter leg' ich sacht,
Steig' hinunter in den Schacht;
Glänzest mir ein Willekumm,
Schau' mich in der Kammer um.

Wand an Wand dawiderlacht,
Roter Rosen hab' ich acht,
Volles Krüglein blinkt mir blaß:
Heller Tränen salzig Naß.
Wird mir wund und wohl und weh,
Herzblut klopft, vertropft im Schnee.

Leg' mein Ohr an dich und lausch',
Pflück' an dir und letz' und tausch'.
Welt vergiß, heb' deine Tatz',
Ruh' bei dir an Gottes Platz.
Tod, entrück', nimm deinen Flaus,
Und ich trink', und trink' dich aus.
Sink' ich in den tiefsten Grund,
Schließt sich über mir der Mund.

Laß mich in dein Herz hinein,
Tu mir auf den Dornenschrein!

*

Digitized by Google

Das bewegte Bild

Novelle von Ludwig Fulda

Alwin war über sich selbst verwundert, als er sich auf dem Klappsitz eines pompösen Lichtspielhauses fand. Wie war er da eigentlich hereingeraten?

Die flimmernde Leinwand hatte ihn nie gelockt. Auch Theatern und Konzerten vermochte er nicht allzuviel Geschmack abzugewinnen. Genüsse, die man mit einer zusammengelaufenen Menge von Menschen teilen muß, widerstrebten seiner scheuen, zu einsamer Beschaulichkeit neigenden Gemütsart. Er zog es vor, wenn er die ermüdende Tretmühle der Berufsarbeit hinter sich hatte, daheim über einem guten Buch zu sitzen oder auch müßig vor sich hinzuträumen. Gesellschaft suchte er nicht, weil er ihrer nicht bedurfte. Die paar Freunde, die er besaß, bekamen ihn nur selten in Sicht und wußten, daß sie ihm keinen größeren Gefallen tun konnten, als wenn sie ihn seiner Wege gehen ließen. Sogar die Frauen hatten in seinem Leben, obwohl es sich nun schon den Dreißig näherte, bisher bloß unwesentliche Nebenrollen gespielt.

Wie zum Henker war ihm beigefallen, sich heute in ein Kino zu verlieren? Er sann darüber nach, während die gleichgültigen Bilder, die da vorn im Eilzugtempo vorbeizappelten, kaum bis zu seinem Bewußtsein drangen.

Richtig, jetzt ging es ihm auf. Im Haus, das er bewohnte, wurde die Heizung repariert. Die Kälte hatte ihn an diesem unwirtlichen Märznachmittag aus seinem Zimmer vertrieben. Eine Zeitlang war er auf der Straße umhergeirrt, unschlüssig, wohin er seine Schritte lenken sollte. Das nichtswürdige Gemisch von Schnee und Regen, das in immer dichterem Gestöber herniederfegte, hatte ihm die Flucht nach dem ersten besten Unterstand so eindringlich nahegelegt, daß er halb mechanisch in das grell beleuchtete Portal dieser Schaubude eingeschwenkt war, ohne auf die schreienden Plakate rechts und links einen Blick zu werfen. Einen warmen, trockenen Aufenthalt wollte er haben, weiter nichts.

Doch die Zugabe, die er in den Kauf nehmen mußte, das fortgesetzte Geschwirr, verbunden mit aufdringlichem Gedudel, begann ihn zu belästigen. Er ertappte sich darauf, daß er unwillkürlich die in riesiger Vergrößerung vorgeführten Briefe der handelnden Personen und ihre massenhaften Autofahrten zu zählen begann. Als er in beiden Kategorien zu stattlichen Ziffern gelangt war, hatte er genug. Schon wolle er angeödet und abgespannt sich drücken — da begab sich etwas Merkwürdiges.

In dem neuen Akt, dessen Abdrehung soeben anfing, erschien auf der Bildfläche eine Darstellerin, die ihn wie durch einen elektrischen Schlag aus der Stumpfheit herausriß. Ihr allererster Anblick, ihre allerersten Bewegungen packten ihn derart, daß sein Blut in heftige Wallungen geriet und er, den Oberkörper vorgebeugt, den Hals gereckt, mit starren, weit geöffneten Augen die unglaubhafte Vision verschlang. All seine Sinne wurden von dem einen Sinn überwältigt, all seine Nerven vom Sehnerv unterjocht. Sein Lebtag hatte er ein Geschöpf wie dieses nicht geschaut, nicht geahnt, daß seinesgleichen unter der Sonne wandelt.

Die offenbar noch sehr jugendliche Darstellerin war keineswegs eine regelrechte Schönheit. Mit dem tadellosen Schnitt der Puppengesichter, die neben ihr in dem figurenreichen Film paradierten, konnte ihr eigenwilliger Blondkopf nicht wetteifern. Und doch löschte er sie alle miteinander aus. Denn in diesem Antlitz lag etwas unnennbar Gewinnendes, spiegelte sich der Zauber einer lieblichen Seele mit ergreifender Ausdrucksfähigkeit. Das Mienenspiel ihrer edlen, mädchenhaft reinen Züge, die Bewegungen ihrer schlanken, noch nicht virtuos geschulten Glieder sprachen von stolz bescheidener Zurückhaltung. Während ihre Partnerinnen mit schlecht verhehlter Aufdringlichkeit ihre Reize in jedem Augenblick zur Geltung zu bringen sich bemühten, schien sie für ihr Dasein, ihre Anwesenheit um Verzeihung zu bitten. Gerade der Gegensatz dieser sicherlich ungewollten, unbewußten Sprödigkeit zu einer vor sich selbst erschreckenden Lebensfülle steigerte die Wirkung ihres Auftretens ins Magische. Sie erweckte nicht nur die volle Illusion ihrer leibhaften Nähe; das Leben selbst, das rätselhafte, widerspruchsvolle, betörende schien sich in dieser Mädchengestalt verkörpert zu haben, um zum erstenmal in seiner ganzen Allmacht vor ihn hinzutreten.

Alwin, regungslos gebannt und atemlos benommen, kam erst wieder zu sich, als das Aufleuchten der Lampen einen kurzen Zwischenakt meldete. Sofort stürzte er sich auf einen Saaldiener, entriß ihm das Programm. Nicht ohne weiteres fand seine

Digitized by Google

hastige Wißbegier sich darin zurecht. Er mußte die Inhaltsangabe überfliegen, bevor er dem Personenverzeichnis den gewünschten Aufschluß abgewann. Der Name, auf den allein es ihm ankam, i h r Name, stand nicht obenan bei den fettgedruckten der Koryphäen; erst unter den Sternen zweiter Größe, die in sparsameren Lettern sich anreihten, entdeckte er ihn: Birgit Holmsen. Ja, so mußte sie heißen! Ein Name, nicht marktschreierisch erlogen, nicht exotisch zurechtgeschminkt, sondern echt, ehrlich, prunklos, wie es ihrem Wesen entsprach. Birgit Holmsen — während er ihn leise vor sich hinsprach, diesen Namen, hob der folgende Akt schon an. Bald erschien die sehnlich Erwartete wieder, von ihm bereits wie eine Bekannte begrüßt, mit der ihn eine persönliche, allen anderen Zuschauern vorenthaltene Beziehung verband. Er vergaß diese anderen Zuschauer ebenso vollständig wie die anderen Mitspieler auf der Leinwand. Birgit war dort genau so allein, wie er hier allein war. Nur für ihn entfaltete sie die zwingende Anmut ihrer Gebärden; nur ihm verriet sie den tiefen Born, dem ihr andächtiger Ernst, ihr inniges Lächeln entsprang.

Mit diesem Akt hatte die Vorstellung ihr Ende erreicht. Das Publikum strömte nach den Ausgängen, während gleichzeitig durch die Eingänge ein Gegenstrom zur nächsten Aufführung hereinflutete. Alwin jedoch verharrte auf seinem Platz wie festgenagelt. Die frohe Gewißheit, daß Birgit in der zweiten Hälfte des von vorn sich abspielenden Bildstreifens wiederkommen werde, ließ ihn den vorangehenden Teil mit derselben geduldigen Ungeduld überstehn, mit der man in Erwartung eines Stelldicheins das fremde Getriebe der Straße an sich vorbeigleiten läßt. Und wie köstlich wurde seine Ausdauer belohnt, als sie endlich von neuem sich zeigte. Die Verwirrtheit der Überraschung wich bei diesem zweiten Begegnen mehr und mehr dem Lustgefühl eines unschätzbaren, unverlierbaren Zusammenhangs.

Diesmal entzog ihr Verschwinden sie ihm nicht; sie begleitete ihn nach dem Schluß des Theaters heim in sein ungeheiztes Zimmer, in dem ihn jetzt nicht mehr fror. Die ganze Nacht hindurch schwebte ihr bewegtes Bild greifbar vor seiner wachen Einbildungskraft, erfüllte seinen Traum, als er gegen Morgen entschlummerte.

Von nun an verbrachte er in dem gleichen Kino seine sämtlichen Nachmittage und Abende, sah täglich dreimal hintereinander den Film „Das Erbe des Nabob". Nein, er sah nicht den Film, dessen banale Handlung er gar nicht beachtete; er sah Birgit. Und je öfter er sie sah, desto deutlicher ward ihm die Gewißheit einer geheimnisvollen Verknüpfung zwischen ihr und ihm. Ja, sie blieb ihm nicht stumm; nach einiger Zeit glaubte er auch ihre Stimme zu vernehmen, ihre süße, melodische Stimme, die so und nicht anders klingen mußte, die er unter tausenden heraus unfehlbar erkennen würde. Sie sprach — sprach zu ihm, und er antwortete ihr. Er verstand sie und wußte sich von ihr verstanden wie noch von niemandem zuvor.

Diese lautlosen Zwiegespräche setzten sich fort auch in den Stunden, in denen seine Augen Birgits Gegenwart entbehrten, und verkürzten ihm die Zwischenräume zwischen dem Schluß der Vorführungen und ihrem Wiederbeginn. Ganz davon ausgefüllt und in Beschlag genommen vermied er Gesellschaft noch ängstlicher als bisher. Wie hätte nicht jeder Dritte ihm beschwerlich fallen sollen, da doch sie ununterbrochen bei ihm war! Sie verließ ihn weder in seiner stillen Behausung noch im nüchternen Büro; sie wandelte ihm zur Seite bei seinen Spaziergängen, die er gerade darum nun häufiger unternahm und weiter ausdehnte. Welche Genugtuung für ihn, wenn er unterwegs die daherkommenden Mädchen und Frauen mit einer ihm sonst ungewohnten Aufmerksamkeit musterte, nur um in jedem einzelnen Fall festzustellen, daß keine den Vergleich mit Birgit aushielt. Wie schal, wie dürftig, wie nichtssagend kamen sie ihm vor neben ihr! Scheinlebendige Marionetten gegen sie, die Fürstin des Lebens . . .

Fast zwei Wochen hatte er in diesem wohligen Zustand verdämmert, als ein unerwartetes Begebnis ihn jäh daraus aufrüttelte.

Nachdem er wie immer kurz vor dem Anfang der ersten Vorstellung die Vorhalle des Theaters betreten hatte, entdeckte er, daß die Plakate ausgewechselt waren und für heute die Erstaufführung der Sensation zweier Welten, des amerikanischen Monstre-Films „Die Liebe in der Prärie" verhießen. Er starrte darauf mit einer Verblüfftheit, die rasch in Bestürzung überging, als er unter den Namen der Mitwirkenden den einen, den einzigen vergeblich suchte. War es denn möglich? Birgit verbannt, verdrängt, ihr bis jetzt so selbstverständliches Wiedererscheinen vereitelt? Er sollte sie heute nicht sehen? Ein rohes Ungefähr wollte ihn des täglichen Zusammenseins berauben, das er schon als sein gutes Recht betrachtete? Unwillkürlich griff er nach einem Stützpunkt, da die Knie ihm wankten. Aber nein, das konnte ja gar nicht sein; das mußte auf einem Mißverständnis beruhen, einem Irrtum, der sich

Digitized by Google

aufklären würde. Vom hastig hereinbrechenden Schwarm der Schaulustigen hin und her gestoßen und wiederholt unsanft ermahnt, nicht den Weg zu sperren, faßte er sich endlich ein Herz und fragte den Portier nach dem Direktionsbüro. Dort angelangt, wurde er von einem rundlichen Herrn empfangen, der, ohne ihn erst anzuhören, ihn knurrig anhauchte, er solle sich nicht bemühen; es gebe heut keine Freibilletts. Nein, die wolle er auch nicht. Der rundliche Herr maß ihn mit einem Blick ungläubigen Staunens. Nicht? Was denn sonst? Er wolle nur um Auskunft bitten, wann „Das Erbe des Nabob" hier wiederum zu sehen sein werde. Überhaupt nicht mehr, lautete die Antwort; der Film sei nach mehrmaliger Verlängerung gründlich abgespielt, und man kenne hier, wo stets nur das Neueste, das Allerneueste dem Publikum geboten werde, keine Reprisen. Aber gerade auf diesen Film komme es ihm an, beharrte Alwin; ob denn keine Gelegenheit sei, ihn anderwärts vorgeführt zu finden. Der rundliche Herr zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht; müssen Sie sich an die Verleihfirma wenden." Er nannte die Adresse und ließ ihn, durch ein Läutsignal ans Telephon gerufen, ohne Abschied stehen.

Alwin warf sich in ein Auto und fuhr zu der bezeichneten Firma, wo er gerade noch einen Angestellten erwischte, der die Geschäftsräume zu schließen im Begriff stand. Nach einigem Blättern in aufliegenden Registern erteilte ihm der den Bescheid, „Das Erbe des Nabob" laufe von Anfang Mai ab in einigen kleineren Lichtspielhäusern, da und dort an entgegengesetzten Enden der Peripherie. „Anfang Mai?" stammelte Alwin. „Das ist ja noch fast sechs Wochen! Und mittlerweile keine Möglichkeit?" Nein, anderweitige Nachfrage nach diesem abgespielten Film liege nicht vor und sei auch nicht zu erwarten.

Abgespielt! Das gleiche, kalte, wegwerfende Wort wie zuvor! Er faßte es nicht. War denn die ganze übrige Welt für etwas so Unvergleichliches, so Unersetzbares mit Blindheit geschlagen? Und doch, um so besser für ihn, der das Kleinod für sich allein besaß, weil er allein seine Einmaligkeit erkannte. Darum konnte es ihm auch nicht entrissen werden; er trug es in sich, und daraus würde er die Kraft schöpfen, die halbe Ewigkeit bis Anfang Mai zu überstehen. Er brauchte sich nur einzubilden, Birgit sei auf sechs Wochen verreist; um so festlicher mußte dann das Wiedersehen werden nach ihrer Rückkehr.

Aber schon die nächsten Tage belehrten ihn, daß er über die Standhaftigkeit, die er sich zugetraut hatte, nicht verfügte. Eine klägliche Leere bemächtigte sich seiner, ein trostloses Unvermögen, der so träge hinkriechenden Zeit Inhalt zu schaffen oder sie wenigstens totzuschlagen. Zwar entschwand Birgits Bild keine Sekunde seinem inneren Gesichtskreis; doch es schürte nur die brennende Begierde nach ihrem wirklichen Anblick. Zwar vernahm er nach wie vor ihre Stimme; doch sie wurde leiser und leiser — bis zu einem kaum noch verständlichen Hauch.

Jetzt erst, da er sie entbehren mußte, fiel ihm aufs Herz, wie glücklich er durch ihre Nähe gewesen war. Jetzt erst fühlte er im tiefsten Grund seiner Seele, wie in aller Zukunft es kein Glück für ihn geben könne, das nicht sie ihm bereitete. Und was er bisher sich nicht hatte eingestehen wollen, nun zwangen die täglich verschärften Folterqualen der Trennung es ihm gewaltsam auf: das Selbstbekenntnis, daß er sie liebte. Ja, er liebte Birgit, liebte sie mit einer Leidenschaft, einer Inbrunst, deren er sich niemals fähig geglaubt. Nur in ihr hatte sein Leben noch Sinn und Wert; ohne sie mußte es unrettbar an seiner Nichtigkeit zerschellen.

Und mitten in einer der Nächte, in denen seine fiebernden Pulse den Schlummer von ihm fernhielten, schlug er sich plötzlich vor die Stirn. War er nicht ein Hansnarr? Wozu denn mit stummer Ergebung Birgits Wiederkunft auf der Leinwand erharren? Wozu sich mit ihrem bewegten Bilde begnügen, das doch nur ein Abglanz von ihr war und zugleich die Bürgschaft dafür, daß sie lebte, daß sie als ein junges Mädchen genau so wesenhaft wie er irgendwo in der Welt umherging? Vielleicht hatte er, ohne es zu ahnen, sich schon in ihrem nächsten Umkreis befunden; vielleicht sogar hatte sie bei einer der vielen Vorführungen, denen er beigewohnt, von einer Loge aus ihr verdoppeltes Selbst sich betrachtet, und er hätte nur den Kopf zu wenden brauchen, um dem Urbild ins Auge zu schauen. Was der bloße Zufall bis heut gehindert, das konnte er zu jeder beliebigen Zeit herbeiführen. Sie konnte ihm begegnen! Und dann . . .?

Der heiße Schreck, der ihn bei diesem Gedanken durchzuckte, wich alsbald einer straffen Entschlossenheit. Dem Zufall anheimstellen, wovon Heil oder Verderben abhing? Lag es nicht im freien Bereich seines Willens, zu der Geliebten sich ohne Verzug den Weg zu bahnen? Ja, er wollte sie aufsuchen, vor sie hintreten, ihre Hand ergreifen und ihr rückhaltlos entdecken, was sie für ihn geworden war. Keinen Augenblick schien ihm fraglich, wie sie dies Geständnis aufnehmen würde. Die elementare Schicksalsmacht, die ihn zu ihr hinzog, ihn mit ihr

Digitized by Google

verkettete, konnte nicht einseitig sein. So tief hatte der mystische Glaube an eine vorbestimmte Zusammengehörigkeit, eine schon vorhandene Wechselbeziehung in ihm Wurzel gefaßt, daß er darauf geschworen hätte, beim ersten Blick von ihr erkannt zu werden. Nicht wie einen Fremden würde sie ihn begrüßen; wie einen Freund würde sie ihn willkommen heißen, dessen treue Hingabe sie im stillen erwiderte. Aus solchen lockenden Verheißungen seiner Phantasie erwuchs ihm eine sieghafte Zuversicht, über die er nicht einmal erstaunte, wie sehr sie auch seiner sonst so zögernden Natur zu widersprechen schien.

Vor allen Dingen galt es zu erfahren, wo sie sich aufhielt. Das Adreßbuch, das er am nächsten Morgen wälzte, ließ ihn im Stich. Doch fand er darin die Firma, die in dem sorgfältig aufbewahrten Programm als Herstellerin des Films figurierte. Unstreitig, das war die richtige Quelle. Dort konnt' es auch schwerlich auffallen, wenn man über ein Mitglied des künstlerischen Personals um Auskunft ersuchte. Also macht man sich unter irgendeinem Vorwand einen dienstfreien Tag und geht ans Werk.

In dem weitläufigen Geschäftsgebäude verlief und verstieg er sich zunächst, fragte mehrmals vergeblich, wie man zur Prototyp-Film-Gesellschaft gelange, bis ein halbwüchsiger Junge ihn überlegen belehrte: „Sie meinen wohl die Pefa; zweite Treppe links, erster Stock.“ Der Weisung folgend gelangte er in einen Vorraum, wo hinter einer Schranke zahlreiche Tippfräuleins eifrig klapperten. Er gab seine Karte ab, mit dem Wunsch, einen der leitenden Herren zu sprechen. Den Herrn Prokuristen? Ganz recht, eben den. Man bedeutete ihn einstweilen Platz zu nehmen, und ließ ihm Muße, die Photographien von Filmsternen, mit denen die Wände ringsum bepflastert waren, zu studieren; doch suchte er Birgit darunter umsonst.

Nachdem er eine gute halbe Stunde abgesessen, wurde er in ein wohlhabend ausgestattetes Arbeitszimmer geführt; Stofftapeten, schwellende Teppiche, Klubsessel. Ein Herr in mittleren Jahren, dessen Eleganz dieser Ausstattung entsprach, empfing ihn mit der Frage: „Sind Sie Käufer?“ Als Alwin verneinte, zog er das Zigarettenetui, das er ihm einladend entgegengestreckt hatte, enttäuscht zurück. „Womit also kann ich dienen?“ Durch den unverkennbaren Wechsel des Tons etwas eingeschüchtert, brachte Alwin vor, er wolle sich nur nach Fräulein Birgit Holmsen erkundigen. „Bedaure; mir unbekannt.“ Aber sie habe doch im „Erbe des Nabob“ mitgewirkt. „So? Nun, wir können unmöglich alle Namen unserer Mitwirkenden im Kopf haben.“ Er klingelte einen Buchhalter herbei. „Sehen Sie mal in den Verträgen nach . . . Wie hieß die Dame? Sehen Sie mal nach, Birgit Holmsen, und geben Sie dem Herrn Bescheid.“ Ein Wink, und der Beauftragte geleitete Alwin in den Vorraum zurück, verstaute ihn auf dem alten Platz, versprach sofortige Erledigung. Seltsam, daß man auch hier offenbar nicht den leisesten Begriff davon hatte, wie Birgit zu schätzen war.

Eine neue halbe Stunde verging, ehe der Buchhalter wieder zum Vorschein kam. Trocken berichtete er: „Die Dame war im vergangenen Frühjahr für diese eine Rolle verpflichtet. Sie wohnte damals im Hotel, ist gleich darauf ins Ausland gereist. Seitdem besteht keine Verbindung mehr.“ Alwin war sprachlos. Erst als jener sich entfernen wollte, hielt er ihn zurück, stieß mühsam hervor: „Keine Verbindung? Aber Sie werden doch wissen, wohin sie gereist ist, wo sie sich jetzt befindet.“ Da ihm nur ein Kopfschütteln erwiderte, ward er dringlicher: „Können Sie mir denn nicht wenigstens jemanden angeben, der das weiß?“ — „Vielleicht der Regisseur des Films.“ — „Wie kann ich den erreichen?“ — „In unserem Atelier!“ Und fort war er, bevor Alwin fragen konnte: Wo ist das? Ein Tippfräulein notierte ihm Straße und Hausnummer in einem entlegenen Vorort.

Es ging auf Mittag, als er nach langer Autofahrt vor einem riesenhaften Glashaus landete. Der dienstbare Geist, der ihm aufschloß, erklärte, der Herr Regisseur dürfe während der Aufnahmen nicht gestört werden, wurde aber durch eine milde Gabe zu der Vergünstigung bestimmt, ihn ausnahmsweise anmelden zu wollen. Er möge sich im Wartezimmer gedulden. Dieses, ein mit allerlei Gerümpel angefüllter Bretterverschlag, war nach der Innenseite halb offen, so daß die volle Aussicht auf die Schöpfungsgeheimnisse der hier in ihrer Genesis begriffenen Scheinwelt sich ihm darbot. In massigen Aufbauten reihten die verschiedenartigsten Schauplätze sich dicht aneinander: eine idyllische Dorfstraße, ein hochherrschaftlicher Salon, eine wilde Felsschlucht, ein Kirchenchor, eine Proletarierküche. Schauspieler in Maske und Kostüm hockten und standen in Bereitschaft oder wurden durch Kommandorufe zu ihren bevorstehenden Szenen beordert. Mächtige Reflektoren tauchten diese in blendend grelle Lichtflut, und auf nochmaliges Kommando setzten die Photographen ihre Kurbelkästen wie Drehorgeln in Bewegung. Ab und zu wurde

Digitized by Google

Badische Landschaft. Gemälde von Georg Scholz
(Aus der Ausstellung „Neue Sachlichkeit“ in der Kunsthalle zu Mannheim)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

mitten im dramatischsten Moment gestoppt, weil ein Auftritt, ein Mienenspiel, ein Stellungswechsel nicht ganz geklappt hatte, und wieder von vorn begonnen. Die meisten Hemmnisse bereitete ein Mord. Das Opfer mußte fünfmal erschossen werden und fünfmal entseelt auf den Diwan sinken, bis sein unseliges Ende allen technischen Anforderungen Genüge tat.

Etwa anderthalb Stunden mochte Alwin das Sausen dieses wunderlichen Webstuhls der Zeit beobachtet haben, da eilte ein hagerer junger Mann im grauen Arbeitskittel, mit einem kahlen Schädel über dem nervösen Gesicht und unstet flackernden, durch eine große Hornbrille geschützten Augen auf ihn zu und stellte sich mit kräftigem Händedruck als den Verlangten vor. „Verzeihen Sie tausendmal, daß ich Sie ein paar Minuten warten lassen mußte; aber dieses Metier ... Man reibt sich auf dabei. Nun bin ich ganz zu Ihrer Verfügung."

Das war denn doch eine andere Sorte von Empfang als bei seinen bisherigen Berührungen mit der Branche, so daß es ihm ordentlich leicht wurde, sein Anliegen fließend vorzutragen. Nur den geliebten Namen nannte er zaudernd, voll Spannung, wie der liebenswürdige Regisseur darauf reagieren werde. In dessen Zügen aber malte sich bloß eine ähnliche Enttäuschung wie vorhin bei dem Geschäftsführer. „Ach so!" sagte er mit etwas gedämpfter Herzlichkeit; „ich hielt Sie für einen Interviewer. Es kommen mehrere täglich. Man schafft unter der Lupe der öffentlichen Neugier. Ja, ja, die Holmsen, ich entsinne mich. Die kleine Dänin, die mitgemimt hat, als wir im vorigen März den Nabob kurbelten. Für die interessieren Sie sich?" Alwin spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß; doch jener schien es zum Glück nicht zu merken, da er unbeirrt fortfuhr: „Es handelt sich wohl um ein Engagement?" Er sah ein, daß ihm nichts übrig blieb, als zu lügen, wenn er sich nicht verraten wollte, und so bejahte er. „Für eine Hauptrolle?" Er bejahte wieder. „Nee, dafür langt's nicht. Nettes Mädel, aber mäßiges Talent. Zu brav, zu bürgerlich; kein Schmiß, kein Raffinement. Kam zu mir mit großen Rosinen im Kopf, dachte, ich würde sie hier lancieren; war aber nicht zu machen. Na, und da ist sie eben in ihre Heimat zurückgekehrt." — „Können Sie mir nicht angeben, wo sie jetzt zu erreichen ist?" — „Noch in Kopenhagen, vermutlich. Fragen Sie doch mal dort bei der Danebrog-Film-Kompagnie nach; von der hatte sie damals eine Empfehlung. Für eine Episode ist sie ja immerhin verwendbar; Genre höhere Tochter. Für eine Hauptrolle nicht. War mir ein Vergnügen. Wiedersehen." Neues Händeschütteln zum Zeichen eines wahrhaft freundlichen Lebewohls.

War es zu glauben? Verkennung und Verständnislosigkeit auf der ganzen Linie! Warum hatte er den Menschen nicht gestellt, ihm über sein wohlweises Urteil von oben herab nicht die Meinung gesagt? Und dennoch wurde er auf der Rückfahrt sich mehr und mehr bewußt, daß er im Grund eine frohe Botschaft vernommen hatte. Kein Schmiß, kein Raffinement; doch um so mehr Natur und Adel! Zu brav, zu bürgerlich, ja, weil sie keine Abenteurerin war, sich nicht an den ersten Besten wegwarf, den Reichtum ihrer Seele für den Erkorenen aufsparte! Eine Episode in diesem Fabrikbetrieb mit Menschenmaterial — sei's drum; desto gewisser eine Hauptrolle in seinem Leben!

Seine erste Regung war, auf der Stelle nach Kopenhagen zu reisen. Aber wie sollte er vor dem Hochsommer den erforderlichen Urlaub erlangen? Auch stand ja nicht einmal fest, ob sie dort überhaupt noch weilte. Darum folgte er dem Rat des Regisseurs, zunächst eine Anfrage an die Danebrog zu richten, und harrte der Antwort.

Eine Woche verstrich und noch eine, während deren er hoffnungsvoll jeder ankommenden Post entgegenzitterte. Vergebens; die Antwort blieb aus. Er konnte sich zuletzt nicht mehr verhehlen, daß sein Schreiben in den Papierkorb gewandert war. Was nun? Fruchtlos zermarterte er sich darüber das Hirn, und abermals befiel ihn eine Trostlosigkeit, die bis zu Ausbrüchen der Verzweiflung sich steigerte. Manchmal schluchzte er stundenlang vor unsäglicher Sehnsucht, bis tödliche Mattigkeit sich seiner erbarmte. Seine Kollegen im Büro, entsetzt über seine Veränderung, schoben sein jämmerliches Aussehen einem Leiden zu, drängten ihn, einen Arzt zu konsultieren. Als hätte er nicht gewußt, welches Mittel allein ihm helfen, ihn heilen konnte!

Da schoß ihm eines Tages durch den Sinn, daß sein Jugendfreund Gabriel Geschäftsbeziehungen zu Dänemark unterhielt, die ihn zu öfteren Reisen dorthin veranlaßten. Wie er nur darauf nicht gleich gekommen war! Konnte irgend jemand in der Welt geeigneter sein, ihn auf die Fährte zu bringen? Freilich, er hatte ihn wie alle seine übrigen Freunde seit Jahren vernachlässigt; doch schwerlich würde er ihm diese Gefälligkeit abschlagen, die ihn nichts kostete. Nicht einmal den wahren Beweggrund brauchte man ihm preiszugeben; allerhand harmlose lagen zur Auswahl bereit.

Digitized by Google

Er hatte sich nicht getäuscht. Gabriel begrüßte ihn zwar etwas brummig mit einem: „Sieht man dich auch wieder mal?“ Bald aber taute er auf, begann von den alten Zeiten ihrer Schulkameradschaft zu plaudern, von dem unlöslichen Kitt gemeinsamer Jugend und entfaltete einen solchen Grad von freundschaftlicher Wärme, daß sie auf Alwin übergriff. Ein Freund in der Not, hier war er; einer, der es nach wie vor gut mit ihm meinte, auf den man sich verlassen durfte wie auf sich selbst. Und diesem treuen, ehrlichen Kerl sollte er was vorflunkern? Nein, er hatte sich vor ihm der Wahrheit nicht zu schämen. Das Bedürfnis, von der Bergeslast, die er solange einsam mit sich herumgetragen, endlich einmal sich zu entladen, überkam ihn mit Unwiderstehlichkeit. Was er vor einer Stunde noch als Entweihung weit von sich gewiesen hätte, das begab sich nun zwangsläufig: die Riegel seines Innern sprangen auf. Er beichtete; er schüttete sein Herz aus. Nichts verschwieg er; weder, wie er Birgit kennengelernt, noch wie die Liebe zu ihr in ihm emporgewachsen über alles Maß und alle Grenzen hinaus. Er deutete sogar an, daß er bestimmt daran glaube, die Anbetung, zu der ihr bewegtes Bild ihn hingerissen, habe bei ihr telepathische Reflexe geweckt, und er könne ihr daher, wenn sie seiner ansichtig werde, kein Unbekannter sein. „Mit einem Wort,“ so schloß er, „ich kann nicht mehr leben ohne sie; denn sie und das Leben sind für mich ein und dasselbe.“

Gabriel hatte ihn ernst und voll zunehmender Teilnahme angehört. Nun faßte er ihn mit unverhohlenem Mitleid an beiden Schultern. „Armer alter Bursche, du bist krank.“

„Ja, ich bin es, zugegeben. Aber in deiner Hand liegt es, mich gesund zu machen.“ Er schilderte ihm seine vergeblichen Bemühungen bei den Filmleuten, bei der Danebrog und bat ihn flehentlich, in Kopenhagen Nachforschungen nach Birgit anzustellen.

„Das trifft sich,“ sagte Gabriel. „Ende nächster Woche muß ich sowieso wieder hin, und ich verspreche dir, deinen Wunsch zu erfüllen, soweit es irgend in meinen Kräften steht.“

Alwin dankte ihm inständig und wollte gehen. Aber der Freund ließ ihn noch nicht fort. „Weshalb so eilig? Komm mit mir nach Haus; verbring' mit mir und meiner Frau den Abend. Das ewige Eingesponnensein war dir nicht zuträglich, ist es jetzt weniger als je.“ Alwin bestritt das und bat, ihn zu entschuldigen. „Sorge dich nicht um mich,“ fügte er hinzu; „dein Versprechen gibt mir Halt und Ausdauer.“

So war es auch. Eine wohltätige Ruhe trat bei ihm an die Stelle der vorausgegangenen Erregungen. Jetzt hatte er doch festen Boden unter den Füßen, sah das nicht mehr verfehlbare Ziel in Reichweite. Über den Abstand, der ihn davon noch trennte, ließ sich am besten dadurch hinwegkommen, daß er mittlerweile seine Vorbereitungen traf, um für den großen Moment gewappnet zu sein. Er beschloß, im voraus den Brief aufzusetzen, den er an Birgit richten wollte, sobald ihm der Freund ihr Domizil mitgeteilt haben würde. Tag und Nacht sann und grübelte er über den Text dieses Briefes, worin er nicht nur sein ganzes Empfinden für sie, sondern zugleich sein ganzes Wesen vor ihr ausbreiten wollte. Dieser Brief sollte ihr ein Bild von ihm liefern, kaum weniger atmend, wenn auch weniger anschaulich als das Bild, das er von ihr empfangen hatte. Er schrieb Dutzende von umfangreichen Entwürfen und zerriß sie wieder, weil keiner ihn befriedigte. In solcher Arbeit verrann ihm rasch die Zeit, bis Gabriel ihm gegen Ende April telephonisch ankündigte, daß er heut abend abreisen, nach seiner Ankunft sobald wie möglich mit den Recherchen beginnen und ihn von dem Erfolg umgehend in Kenntnis setzen werde.

Damit war es um seine Ruhe wieder geschehen. Doch der Aufruhr, der ihn von neuem durchtobte, hatte diesmal nichts Quälendes mehr, war ein Sturm der Freude. Nur ein paar Tage noch, und der Weg zu ihr lag geebnet vor ihm. Wo sollte er da noch die Sammlung hernehmen, um Unbeschreibliches in geschriebene Sätze zu bannen? Wozu denn erst noch Schriftliches? Kalte, nüchterne Buchstaben zwischen ihm und ihr, deren Seele so gewiß nach ihm rief wie nach ihr die seine? Daß er nur auf eine so törichte Idee hatte verfallen können! Nein, seinem ursprünglichen Impuls wollte er gehorchen, ohne Aufschub zu ihr hineilen, wäre sie zur Stunde auch am andern Ende der Welt, den Urlaub, falls er ihm nicht bewilligt würde, ertrotzen, selbst auf die Gefahr, daß er dadurch seine Stellung verlor. Ein winziger Preis für die ihm verbürgte Fülle des Glücks.

Noch eine letzte Geduldprobe, Tag um Tag auf das Eintreffen von Gabriels Nachricht zu lauern. Wodurch sie sich nur verzögerte? Sollte der findige Geschäftsmann an Ort und Stelle noch mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu tun haben? Oder nahmen seine eigenen Angelegenheiten ihn derart in Anspruch, daß er die Erledigung des Auftrags verschob? Einerlei, was wog diese kurze Prüfung gegen die anderthalb

Digitized by Google

Monate, seitdem er Birgit zuletzt gesehen? Und wenn das Wiedersehen, das lebendige, das persönliche sich noch etwas hinausdehnte, so durfte er wenigstens an dem bildlichen sich einstweilen schadlos halten. Anfang Mai stand ja dicht vor der Tür und mit ihm das Auferstehen des Nabob-Films an den ihm bezeichneten Stätten. Fast wünschte er sich, zuerst noch diesen Vorschmack der Seligkeit zu kosten, ehe der Himmel selber sich ihm erschloß.

Über acht Tage waren seit Gabriels Abreise verflossen, da — am Morgen des ersten Mai — kam die Nachricht von ihm. Es schwindelte Alwin, als ihm der eingeschriebene Brief mit dem Poststempel Kopenhagen ausgehändigt wurde. Bebend vor Herzklopfen öffnete er den Umschlag und las:

„Lieber Freund! Du wirst Dich gewundert haben, nicht schon früher von mir zu hören. Zwar hat es allerlei Umstände gemacht, bis ich Verläßliches ermitteln konnte. Die Danebrog-Kompagnie, die von Deiner damaligen Anfrage nichts zu wissen vorgab, hatte nur eine alte Adresse, die nicht mehr stimmte und mich erst nach einigem Kreuz und Quer auf die rechte Spur geraten ließ, nämlich zu den nächsten Angehörigen der Gesuchten. Aber was ich dort erfuhr, war derart, daß ich tagelang Bedenken trug, es Dir brieflich zu melden. Die Erwägung, daß ich bis zu meiner Heimkehr nicht schweigen kann, ohne Dich einem peinlichen Schwebezustand auszusetzen, und daß es vielleicht um so besser für Dich ist, je eher Du aus Deinen Traumgespinsten herausgerissen wirst, gab schließlich den Ausschlag. Das Ergebnis, so sehr es Dich im Augenblick schmerzen muß, wird, so hoffe ich, zu Deiner Genesung führen. Denn daß es ein krankhafter Wahn von Dir war, in einer Filmschauspielerin, die Dir nur in der Reproduktion ihrer äußeren Erscheinung begegnete, den Ausbund aller weiblichen Vollkommenheit zu erblicken und Dich in eine überstiegene, überhitzte Passion zu ihr hineinzuphantasieren, das wirst Du selber einsehen, da eine harte, aber heilsame Fügung Deinen Glauben an ein daraus entstandenes gegenseitiges Fluidum als Aberglauben erweist.

Sei gefaßt, lieber Alwin; sei stark. Birgit Holmsen kann für Dich nichts mehr empfinden. Sie ist im vergangenen Dezember den Folgen einer Grippe erlegen. Als Du sie auf der Leinwand kennen lerntest und in ihr den Inbegriff des Lebens vor Dir zu haben vermeintest, war sie schon seit Monaten tot."

*

Die Zeitungen vom zweiten Mai enthielten die folgende Lokalnotiz: „Gestern abend ereignete sich in einem Vorstadtkino ein aufregender Zwischenfall. Mitten in der Vorführung des Films ‚Das Erbe des Nabob' stürzte sich ein junger Mann, teilweise über die Sitzreihen voltigierend, mit verzerrten Zügen nach vorn und schrie mit markerschütternder Stimme: ‚Du bist nicht tot! Es ist nicht wahr, daß du tot bist! Du lebst! Ich sehe ja, daß du lebst!' Die Saaldiener beruhigten das Publikum, das panikartig auseinandergestoben war, und brachten den wild um sich schlagenden Menschen in einen Nebenraum, wo er zusammenbrach. Ein zufällig anwesender Arzt stellte den Ausbruch einer schweren Geistesstörung bei ihm fest und ließ den Unglücklichen in eine Anstalt überführen."

Die Not. Von Gerty Hau

Die Straße weiß von deinem Schritt.
In Bäumen blieb dein Atem hangen.
Der Weg, der deine Spur erlitt,
Hat jäh zu blühen angefangen.

Es blieb noch licht, ob auch die Nacht
An Mauern anhub aufzusteigen.
Süß-selig hat mich angelacht
Das fromm von dir erfüllte Schweigen.

Nur um mein Haus ist Harm und Tod,
Ist kühler Nebel, warmes Weinen.
Doch diese hilflos große Not
Macht mich erst wahrhaft zu der Deinen ...

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen und Literaturgeschichtliches. Von Karl Strecker

Hans Franck: Septakkord, Novellen (Leipzig 1926, H. Haessel) — Bruno Frank: Trenck, Roman eines Günstlings (Berlin 1926, Ernst Rowohlt) — Isolde Kurz: Der Caliban, Roman (Nürnberg 1926, J. L. Schrag) — Eduard Mörike und Friedrich Th. Vischer, Briefwechsel (München 1926, Beck) — Robert Petsch u. a.: Goethes Werke in 18 Bdn., Festausgabe (Leipzig 1926, Bibliographisches Institut).

Haben Sie schon einmal durchs Glas einen Bergsteiger beobachtet, der am steilen Felsenhang unaufhaltsam aufwärts dringt, „den Stein zertritt, der ihn gleiten lassen will", mit Spitzhacke und Mut sich unermüdlich vorwärts arbeitet, bis er den Gipfel erreicht hat?

Haben Sie schon einmal einer Forelle von weitem zugeschaut, die im Bergbach einen kleinen Wasserfall emporspringen will? Dreimal fällt sie wieder zurück, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Dann sieht man sie ein Weilchen nicht mehr: sie sammelt unten am Stein alle ihre Kräfte und Erfahrungen zu einem entscheidenden Sprung — und siehe da: plötzlich ist sie oben, wie ein silberner Pfeil, der ins Brausen schießt.

Aber sicherlich werden Sie sich erinnern, einmal neben einem Bildhauer gestanden zu haben, der an hartem Marmor arbeitet, zuerst im Groben bossiert mit Spitzeisen und Zahnmeißel, dann bildet und glättet mit Raspel und Feile, bis der Stein beschwingt wird und ein menschliches Antlitz mit letzter Feinheit der Züge heraustritt?

Vom Bergsteiger, von der Forelle, vom emsigen Bildhauer hat augenscheinlich Hans Franck, ohnehin eine erfreuliche Erscheinung im deutschen Schrifttum, etwas in sich. Es ist erstaunlich, mit welcher Zähigkeit und Willenskraft, welcher Einsicht und Sicherheit der Selbstkritik er sich entwickelt hat. Man kann das stufenweise verfolgen und findet ihn in seinem letzten Buch zeitweise schon auf der höchsten Stufe. Wenn er die vier sehr voneinander verschiedenen Erzählungen dieses Buchs Septakkord nennt, so will er damit offenbar auf die Harmonie hinweisen, die diese Novellen trotzdem innerlich vereint; man braucht dem Vergleich der einzelnen mit Terz, Quinte und Septime nicht nachzutüfteln, nur daß die erste Erzählung in jeder Hinsicht die Bezeichnung „Prim" verdient, sei hervorgehoben. „Die Südseeinsel" — ist sie in ihren klaren Umrissen nicht früher schon aus dem Meer der Zeitliteratur irgendwo aufgetaucht? Gelesen hatte ich sie jedenfalls noch nicht und so war mir ein großer Genuß aufgespart geblieben. Denn diese Südseeinsel ist nicht nur die beste Erzählung in dem Buch, sie gehört, auch für sich betrachtet, zu den Kleinodien des deutschen Novellenschatzes.

Egbert von Walrawe, der hochbedeutende preußische Festungsbaumeister um die Mitte des 18. Jahrhunderts, war als Erotiker das, was unter den Trinkern der sogenannte „Quartalssäufer" ist, d. h. er war monatelang der zärtlichste, treueste Gatte, der liebevollste Vater seiner Kinder — bis er eines Tages, wie ein Besinnungsloser, einer Geliebten nachraste, um — nach längerer oder kürzerer Zeit — immer wieder nach Hause zurückzukehren, um in dem ehelichen Liebesfrieden Genesung zu finden. Seine Frau, anfangs empört und rasend, ergab sich schließlich in die unheilbare Naturanlage ihres anormalen Gatten, denn sie merkte, daß sie durch Kampf nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren konnte, und war sicher, daß der Ausreißer bald reumütig wieder zurückkehren würde. Diese Sicherheit trog sie schließlich doch in einem Fall, wo der General-Festungsbaumeister, einer höchst verführerischen Dame von Welt rettungslos verfallen, nicht nur Weib und Kinder vergaß, sondern der Angebeteten, Claire, auch sein Vermögen opferte und schließlich sogar, um ihre unersättlichen Wünsche zu erfüllen, zum Hochverräter wurde. Er verriet dem österreichischen Gesandten den neuen Plan der Festung Glatz, wurde ertappt, und Friedrich der Große, in erklärlicher Wut, verurteilte ihn zu lebenslänglicher Gefängnishaft. Als sich die Festungstore Magdeburgs hinter Walrawe schlossen, wußte er, daß er die Welt nie wiedersehen werde, denn — er selber hatte diese Festungswerke erbaut, ein Entrinnen war so wenig möglich, wie eine Begnadigung des großen Königs, der, in seinem Vertrauen getäuscht, unerbittlich blieb.

Ein furchtbares Jahr erträgt der lebens- und schaffensfrohe Mann in einsamer Kerkerhaft, da richtet er ein Immediatgesuch an den König, ihm als einzige Gnade für den Rest seines Lebens zu erlauben, daß er noch einmal — und sei es nur für fünf Minuten, sei es auch in Gegenwart des Festungskommandanten — mit einem der beiden ihm liebsten Menschen sprechen dürfe; mit seiner Gattin oder mit seiner Geliebten Claire of Hartinghouse. Die eigenhändige Antwort Friedrichs ist getränkt von dem fast mephistophelischen Sarkasmus dieses großen Menschen- und besonders Weiberverächters. Sie lautet: „Er kann mit soviel Weibsen parlieren, wie er

will.“ Jede „Weibsperson, die zum Landesverräter Walrawe“ wolle, habe ungehinderten Eintritt, nur dürfe sie niemals, und lebte sie tausend Jahre, wieder zurück. „Sollten die vorhandenseienden Zellen vor die Weibsen, so mit Ihm scharmuzieren wollen, nicht reichen, so ist es Ihm erlaubt, soviele neue anzubauen, als er vor seine Haremskebsen bedarf. Ich fürchte aber — soweit ich die Biester mit die langen Haarens kenne —: Er wird mit Mauersteinschleppen und Mörtelrühren nicht viel Mühe haben. Fch.“

Das Weitere sei nur kurz angedeutet, damit des Lesers Appetit auf das Buch angeregt, statt gestillt werde: zur Hälfte behält Friedrichs Skeptizismus recht — sogar in ergötzlicher Weise — zur Hälfte aber wird sein Zweifel durch edle Menschlichkeit beschämt, die denn auch dem König Gelegenheit zur Freundlichkeit gegen den Verräter gibt. Die Novelle ist mit der Gelassenheit und epischen Fülle eines gereiften Meisters erzählt.

Die zweite Novelle hat einen besonders prächtigen „Falken“ mit kräftigem Flügelschlag und gleich großer Schärfe im Blick wie in der Kralle: das Seil, das zwei Liebende über dem Abgrund hält, die Notwendigkeit des einen, es zu zerschneiden, und dann das Wunder, das große Wunder, das doch auf den einfachsten Naturgesetzen beruht! Auch der dritten Novelle „Nachgeholt“ fehlt das sonderbare Ereignis nicht, das eine entscheidende Wendung im Seelenleben der Beteiligten hervorruft, hier ist das Charakteristische der Novelle sogar dem Drama nahe verwandt, was eher als ein Vorzug, denn als ein Fehler gelten kann. Nur die lyrisch-theoretische Erläuterung am Schluß wäre nach meinem Gefühl nicht nötig gewesen.

Das gilt auch von der letzten Erzählung „Hyazinth“, in der die strenge Form der Novelle fast ganz von den weichen Wellen lyrischen Empfindens aufgelöst ist. Auch hier stört mich am Schluß (S. 201 f.) die Lehr- und Erklärungssucht des Verfassers. Hans Franck steht dichterisch zu hoch, als daß ihn dieser Einwand zu etwas anderem als zum — Nachprüfen veranlassen könnte. Er hat sich schon so zur Meisterschaft emporgerungen, daß er auch diesen doktrinären Hang, der ihm noch anhaftet, mit Leichtigkeit abschleifen wird.

Ein anderer Frank (er schreibt sich ohne c, wie die meisten der etwa zwanzig Schriftsteller dieses Namens), mit Vornamen Bruno, ist unsern Lesern ebenfalls schon aus früheren Besprechungen bekannt. Seine „Tage des Königs“ wurden hier freundlich begrüßt, weil sie ein Bild Friedrichs des Großen zeichneten, das bewußt aller Schönfärberei entgegen, den Menschen Friedrich zu erfassen suchten, seine Leiden und Kämpfe, seine zähe Kraft in der Not, und, ohne seine Mängel und Schwächen zu vertuschen, auch die ganze Selbstopferung eines unglaublich einsamen Daseins mit Zartheit und Wärme schilderten.

Jetzt legt Bruno Frank ein neues Buch vor, das ebenfalls den Friedrichstoff behandelt, auf das ich aber leider jene Anerkennung nicht ganz zu übertragen vermag. Es heißt Trenck, Roman eines Günstlings, setzt sich also eigentlich die Darstellung der buntscheckigen Erlebnisse des bekannten Abenteurers Friedrich von der Trenck zum Ziel. Aber von diesen Abenteuern wird nur eine bescheidene Auswahl geboten, das Hauptaugenmerk des Verfassers ist offenbar auf den König gerichtet und, dessen Härte und Unerbittlichkeit an diesem Beispiel zu schildern, erscheint dem unbefangenen Leser dann doch als das eigentliche Bestreben des Verfassers.

An sich ist nichts dagegen zu sagen, wenn die historischen Personen ohne bengalische Beleuchtung, im nüchternen Licht des Tages gezeigt werden. Denn wer in diesem Licht, ohne Weihrauchnebel und rosenrote Bestrahlung, nicht zu bestehen vermag, um den ist es nicht schade, er mag getrost der Vergessenheit anheimfallen, wer aber, unbeschadet seiner menschlichen Mängel und Fehler, auch der strengen Beurteilung des sachlichen Forschers noch standhält, der hat Anspruch darauf, im Herzen seiner Verehrer weiterzuleben.

Und zu ihnen gehört Friedrich. Ich halte Bruno Frank für aufrichtig genug, daß er die offene Frage: haben Sie in diesem Buch Friedrich II. bewußt einseitig gezeichnet? zum mindesten im Innersten seines Inneren bejahen wird. Der Beweis wäre ja auch leicht zu führen. Es liegt im Stoff, daß hier von Friedrichs Feldzügen, wenigstens vom zweiten und dritten schlesischen Kriege, gesprochen wird. Frank läßt es denn auch nicht an der Schilderung wenigstens einer Schlacht fehlen. Aber merkwürdigerweise ist es die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf, während Leuthen und Roßbach überhaupt nicht erwähnt werden und der geniale Sieg bei Hohenfriedberg mit folgenden zwei Zeilen erledigt wird: „Ein rasches Morden. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang lagen schon 18 000 Tote hingestreckt.“ Dafür nimmt die Schlacht bei Kunersdorf mit ihren Folgen zwanzig Seiten ein und wird in den schwärzesten, abschreckendsten Farben gemalt. Und sie hat mit der Geschichte Trencks so gut wie gar nichts zu schaffen ...

Nicht daß das Buch von pazifistischem Standpunkt aus geschrieben ist (wie man auch an vielen anderen Einzelheiten merkt), kann man ihm zum Vorwurf machen, denn mag man sich zu dieser Weltanschauung bekennen, oder nicht, niemand wird bestreiten, daß sie im Grunde edel ist — wohl aber, daß der Roman künstlerisch nicht befriedigt. Er ist zusammengestückt aus Abschnitten, die geeignet erscheinen, die Tendenz zweckdienlich zu unterstützen, während dieser Zielrichtung Lebenswerte und wichtige Begebenheiten,

Digitized by Google

die im Stoff liegen, geopfert sind. Darunter leidet nicht nur die Komposition, sondern auch die Spannung, die bei diesem Vorwurf so leicht zu erreichen wäre, und endlich der menschliche Anteil, den man an den Erlebnissen Trencks nimmt, der seelische Aufschluß über sein Tun und Lassen. Zum Glück bricht doch immer wieder der Künstler in Bruno Frank hervor. Es sind Kapitel in dem Buch, die man mit ästhetischer Freude und starker innerer Beteiligung liest, so namentlich die Gespräche Friedrichs und seiner Schwester mit Voltaire, Friedrich selbst in manchen Lagen und noch in seinen Sterbestunden; episch gelungen ist im übrigen namentlich die Flucht aus Glatz, das Erlebnis in Treptow, das Wiedersehn mit Amalie und manches andere. Auch die kristallklare Sprache und ein feiner, geistiger Duft, der über einzelnen Szenen liegt, geben dem Buch seinen Wert.

Wenn die Reihenfolge der Besprechungen an dieser Stelle ein Handikap bedeutete, müßte der neue Roman von Isolde Kurz: Der Caliban an zweiter, nein, an erster Stelle stehen, denn er hat vor dem Septakkord noch die große Einheitlichkeit voraus. Ein Frauenroman, so charakteristisch für diese Gattung, wie ich kaum einen zweiten kenne. Aber auch so vollendet, wie wenige ihrer Art. Die dreiundsiebzigjährige Dichterin (die ihrem Vater ebenbürtige Tochter von Hermann Kurz), hat hier vielleicht ihr Bestes als Epikerin gegeben, denn ihre früheren und frühsten Erzählungen, die meist in Italien spielen, sind, trotz der an C. F. Meyer gemahnenden edlen Form, mit Geschichte und Kulturgeschichte etwas zu sehr befrachtet, als daß die reine „dichterische Fabel" vollkommen zu ihrem Recht käme, hier aber ist die Umwelt — der Südtiroler Dolomiten — nur in ihrer Beteiligung an den Geschehnissen selbst dargestellt, diese Beteiligung ist freilich so stark, daß man immerfort Alpenluft zu atmen glaubt und sich eigentlich eine Gebirgsreise ersparen könnte. Im Ernst: meisterhaft ist hier die Natur zu den Menschenschicksalen in Beziehung gesetzt und mit ihnen verwoben, namentlich der Ausgang läßt sich schlechterdings nicht ins Flachland versetzen. In doppeltem Sinn gemeint . . .

Marianne, eine berühmte Sängerin, flüchtet aus der großen Welt, die sie ermüdet, und vor einer Liebe, die sie krank gemacht hat, in die Einsamkeit der Alpen, wo ihre Schwester mit einem Durchschnittsmenschen verheiratet ist. Das leidenschaftliche Verhältnis zu einem jungen Dichter hat Marianne Jahre hindurch zermürbt mit seinem Auf und Ab, seinem Himmelhochjauchzend und zum Tode betrübt. Der Dichter ist ein Don Juan — „mit geistreichen Augen und begehrlichen Lippen" heißt es frauenromanhaft —, der die weiblichen Herzen dutzendweise einfängt; mit Marianne hat ihn ein festeres Band verknüpft, aber immerhin nur ein Rosenband. Nun ist sie am Ende ihrer Kräfte, sogar ihre Stimme hat sie verloren — nur Flucht vor der großen Welt und vor dieser Liebe, die keine Aussicht auf Glück bietet, kann sie retten.

Als Marianne in der „Alpenrose" zu San Martino di Castrozza abgestiegen ist, poltert ein ungeschlachter Junge mit häßlichem strohgelbem Haar und grobgenagelten Schuhen grußlos in ihr Zimmer; er soll sie abholen zur Villa ihres Schwagers, die ein gut Stück entfernt im Walde liegt. Dieser sechzehnjährige Junge, Marco mit Vornamen, ist nun der „Caliban", der dem Roman seinen Namen gibt. Plump und häßlich von Gesicht, verwahrlost und wortkarg, macht er den Eindruck eines stumpfen Bauernjungen. In Wirklichkeit ist es aber der Sohn von Mariannens Schwager Franz aus dessen erster Ehe. Das Stumpfsinnige seiner Erscheinung ist nur eine Folge der viehischen Behandlung durch den Vater, der ihn nicht versteht und keine menschliche Regung für ihn hat. So ist Marco zu Hause scheu und verschlossen, läßt sich vor seinen Verwandten kaum sehen und sitzt am liebsten drüben in San Martino am Bergführertisch in der Schwemme, wo der Sechzehnjährige schon als ebenbürtig gilt.

Marianne erkennt mit feinem Gefühl den guten menschlichen Kern, der in dem Jungen steckt, und es entwickelt sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden, das bei ihr mehr zu einem mütterlichen Gefühl, bei dem Jungen aber zu stiller, leidenschaftlicher Liebe wird. Da taucht der Dichter Ivo von Geier auf, der Marianne nicht aus seinen Fängen lassen will. Gewohnt, überall Eroberungen zu machen, verstrickt er bald Mariannens Schwester, die bisher still und zurückgezogen, ihren Kindern und ihrem Manne gelebt hat, in seine Netze, während Marianne, die ihn jetzt zu gut durchschaut, trotz heftiger innerer Kämpfe, mehr und mehr von ihm abrückt. Als er sein Spiel verloren sieht, versucht es der eitle Mann noch mit einer großen Geste. Er tut verzweifelt und unternimmt bei ungünstiger Witterung einen gefährlichen Aufstieg. Marianne, die ihrer Liebe zu ihm nur mühsam Herr geworden ist, fürchtet ein Unglück und sucht Marco zu bewegen, ihm zur Rettung nachzusteigen. Lange sträubt sich der Junge, der den Dichter als gefährlichen Nebenbuhler haßt, aber als sie ihn flehentlich bittet, wird das Mitleid mit der geliebten „Tante" stärker als sein Haß, er läßt sich das Versprechen geben, daß sie den Dichter nie heiraten wird, und klettert ihm nach. Marco stürzt ab, während Geier gar nicht so hoch gekommen ist, wie der Junge vermutet, sondern schon auf halber Höhe vor einem großen Widder, den er im Abendnebel für einen Bären hält, geflüchtet und, nur etwas zerschunden, unten angelangt ist . . . Vorher war es Marianne noch gelungen, die Eltern Marcos von dessen wahrem Wesen zu überzeugen und mit ihm zu versöhnen. Bis

Digitized by Google

zum Ausbruch des Weltkrieges kommt die große Sängerin, die in den Bergen gesund geworden und ihre Stimme wiedergefunden hat, in jedem Herbst auf wenige Tage nach San Martino, um das Grab des treuen „Caliban“ zu schmücken. Das ihm gegebene Versprechen hält sie und sieht Ivo Geier nie wieder.

Eine, wie man sieht, einfache Geschichte, aber mit der unfehlbaren Sicherheit großer Kunst in vorbildlichem Deutsch erzählt, voll der feinsten psychologischen Beobachtung, meisterlich gebaut und abgeschlossen, voll Mitgefühl und Geist. Isolde Kurz bleibt immer sie selbst, sie läßt sich nicht von Vorbildern leiten, noch von Modeströmungen verführen, in jedem Teil des Romans glänzt ihre Sprache und Art zu charakterisieren wie ein klares und ausdrucksvolles Marmorgebilde — nur ohne dessen Kälte. Vornehm und ruhig findet sie die großen Umrißlinien zu wirklichtreuem Gestalten, man scheidet mit vollkommener künstlerischer Befriedigung von ihrer Dichtung und fühlt sich versucht, die Stirn zu neigen vor dieser dreiundsiebzigjährigen Künstlerin, die noch solche Werke vollbringt.

*

Eine nicht nur literaturgeschichtlich wertvolle Neuerscheinung liegt in dem rund 350 Seiten starken Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer vor. Die beiden Schwaben erscheinen in diesen Dokumenten ihrer Lebensfreundschaft so greifbar wirklich mit allen ihren Eigenarten und Absonderlichkeiten, ihrem Humor, ihrem Urteil und ihrer musischen Begabung, daß man zwei ineinandergeflochtene Monographien zu lesen glaubt. Ihre Lebensschicksale haben die beiden Ludwigsburger ja merkwürdig genug beieinander gehalten, ohne daß sie sich doch früher als nach ihrer Studienzeit nähergetreten wären. Dann aber wurden aus den Landsleuten warme Freunde, und ihr Briefwechsel, der mit dem Jahre 1830 einsetzt, währt fünfundvierzig Jahre, d. h. bis zum Tode Mörikes. Vischers Nachruf an seinem Grab, sein Gedicht bei Bekränzung der Büste des Freundes und endlich Vischers Rede bei der Einweihung des Mörike-Denkmals, gehören zu den wertvollen Beilagen des Werks. Aber noch eine Kostbarkeit enthält es außer den vielen herrlichen Briefen: ein bisher unbekanntes Werkchen Vischers „Der Traum“, das mitunter an Dostojewskis genialen „Großinquisitor“ erinnert, mit seiner dämonischen Satire, seinem wildgrotesken Humor. Vischer, der ja die Decknamen liebte, wollte es als „Robert Scharff“ herausgeben, er läßt darin, wie er selbst sagt, „alle Minen des tollsten Humors gegen die kindischen Ansichten unserer Theologen springen“. Das gehaltvolle Buch, das auch bisher unbekannte Gedichte und Zeichnungen der beiden Urheber bringt, ist von Vischers Sohn Robert Vischer mit liebevoller Sorgfalt herausgegeben, eine Einleitung und viele Bemerkungen bringen auch dem Literaturbeflissenen manches Wissenswerte, das bisher noch nicht bekannt war.

Zur Feier seines hundertjährigen Bestehens (wir gratulieren!) läßt das Bibliographische Institut zu Leipzig eine Festausgabe von Goethes Werken erscheinen, die auf 18 Bände berechnet ist. Bisher sind 5 Bände erschienen, die Goethes Gedichte und Epen, ferner den Faust bringen. Ein abschließendes Urteil über die Ausgabe kann natürlich erst gegeben werden, wenn sie vollständig vorliegt, doch sei schon heute darauf hingewiesen, daß nach der Probe dieser fünf Bände hier ein ungewöhnliches Werk zu erwarten ist. Die Jubilare selber äußern sich über seine tiefere Bedeutung dahin, daß diese Jahrhundertausgabe ein mahnender Rückblick und Abschluß der bisherigen Tätigkeit des B. J. als Klassikerverlag sei, zugleich aber den Weg in die Zukunft weisen soll, als ein Denkmal des neuen Lebensgefühls, das unsere Zeit mit Goethe verbindet. Herausgegeben ist das Werk von dem Hamburger Germanisten Robert Petsch im Verein mit Fritz Bergemann, Ewald A. Boucke, Max Hecker, Rudolf Richter, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber. Die Namen dieser Arbeitergruppe lassen erwarten, daß der Zweck der Unternehmer erfüllt wird: vor allem die Gestalt des Dichters und die künstlerischen Werte seiner einzelnen Werke deutlich zu machen, in bewußtem Gegensatz zu älteren Ausgaben die Überfülle des Äußerlich-Biographischen zurückzudrängen und dafür mehr die Grundlagen der inneren Erlebnisse, des geistigen Gehalts und des Gestaltwerdens in Wort und Aufbau zu berücksichtigen. Die Ergebnisse der Goetheforschung in den letzten zwanzig, dreißig Jahren werden vom Herausgeber in einer klug wägenden Übersicht gegeben, sie werden, das kann man schon aus den vorliegenden fünf Bänden erkennen, nicht ohne charakteristischen Einfluß auf die ganze Festausgabe sein.

* *

*

Digitized by Google

König und Kammerdiener, Königin und König

Von Dr. Georg Giesecke

Unter den zahlreichen friderizianischen Veröffentlichungen, die nach Reinhold Kosers klassischer Biographie erschienen sind, nehmen Friedrichs Briefe an seinen Kammerdiener Fredersdorf einen hervorragenden Platz ein. Wie durch ein Wunder sind sie uns gerettet worden. Nur ein kleiner Teil war in den dreißiger Jahren gedruckt. Der gesamte Schatz war in acht Paketen unter verschiedene Mitglieder der Familie Bassewitz verteilt worden. Eine Abschrift des Ganzen hatte einst Graf Adolf von Bassewitz auf Prebberede in Mecklenburg hergestellt. Als Johannes Richter mit Finderspürsinn und Finderglück und mehr als wissenschaftlicher Liebe an die Sammlung und Herausgabe der weit verstreuten Kostbarkeiten ging, sollte grade ein Teil nach Amerika wandern; ein andrer Teil wurde, um ihn vor dem Zugriff unberufener Hände zu schützen, als Kriegsernährungsverordnungen aufbewahrt und war grade durch diese Vorsicht gefährdet, eines Tages als Altpapier vernichtet zu werden. Es sind rund 300 Briefe, die uns durch Richter (im Verlage von Hermann Klemm, Berlin-Grunewald) erschlossen wurden; sie stammen aus den Jahren 1745 bis 1756.

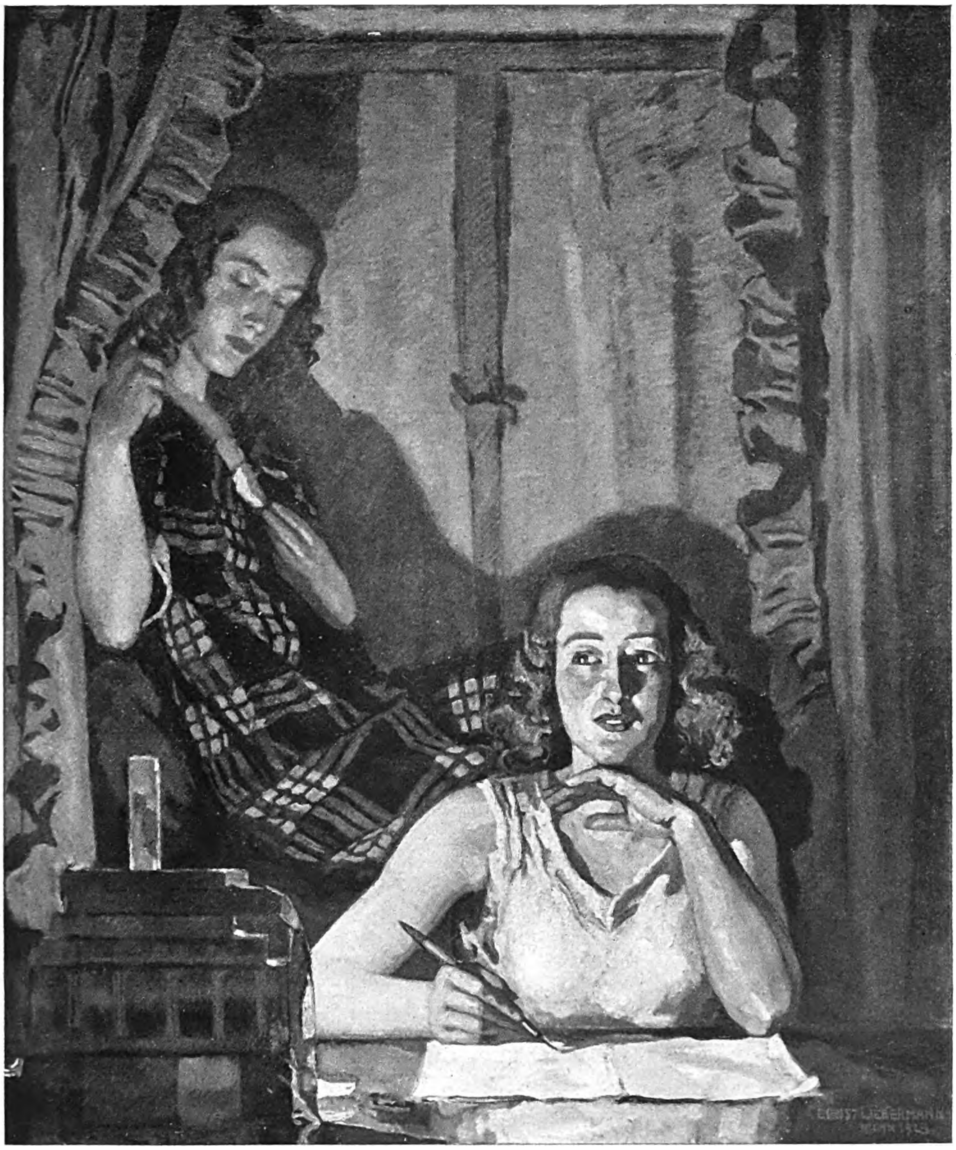
Fredersdorf ist der Kammerdiener Friedrichs des Großen. In der volkstümlichen Überlieferung, der auch mancher Dichter gefolgt ist, hat er seinen Herrn, der ihn dreißig Jahre überlebte, bis in sein Alter betreut. Mit knappen, aber bestimmten Zügen hat Fontane in seinen „Wanderungen" das Bild des tüchtigen Mannes gezeichnet. Er besuchte Zernikow, das ruppinsche Gut, das Friedrich bald nach der Thronbesteigung seinem „Geheimen Kämmerier" geschenkt hatte. Fredersdorf erwarb noch drei weitere Güter hinzu und entwickelte, ganz im Sinne seines Königs, eine vielseitige und segensreiche Tätigkeit, so daß er die recht vernachlässigte Sandscholle wohlkultiviert hinterließ. Das Geld, das dazu nötig war, hat er nicht bei Hofe verdient, sondern erheiratet. Er war in kinderloser, aber glücklicher Ehe mit der reichen Bankierstochter Karoline Daum vermählt. Seine Witwe schloß eine zweite Ehe mit einem Herrn von Labes.

Michael Gabriel Fredersdorf war 1708 als Sohn eines Stadtmusikus in Garz a. O. geboren und wurde Hoboist in Frankfurt. Friedrich hat ihn in seiner traurigen Küstriner Zeit kennen gelernt. Fredersdorf spielte ihm Flöte vor und war ihm wahrscheinlich auch in andrer Weise nützlich; vielleicht vermittelte er verbotene Briefe zwischen Friedrich und seiner Schwester Wilhelmine. Auf Friedrichs Veranlassung kam er vom Militärdienst los und wurde in Ruppin und Rheinsberg sein Kammerdiener. Der König schätzte ihn ungemein. Fredersdorf hat in seinem Leben viel mehr bedeutet, als man nach seiner Bildung und Stellung vermuten sollte. Es gibt dafür nur die eine Erklärung, daß Friedrich den seltenen Wert der Treue und Ehrlichkeit bereits zu einer Zeit erkannte, wo andre noch ihre Freude an eiteln Äußerlichkeiten haben. Hier war ein brandenburgischer Mann, nach Geist und Kenntnissen gar nicht zu vergleichen mit den gelehrten und witzigen Köpfen der Tafelrunde von Sanssouci, aber wohlgeschickt, den König in allen Alltagsdingen zu unterstützen, ein Mann, auf dessen vollkommene Verschwiegenheit er sich verlassen durfte, dem man ungestraft zeigen konnte, wie einem zumute war.

Friedrich war nicht nur weiser, er war auch älter als seine Jahre. In den Briefen an Fredersdorf, die er als Dreißiger und Vierziger schrieb, ist er eigentlich schon der alte Fritz. Dieser Eindruck beruht auf der ungehobelten Holprigkeit der Sprache, die sich einer unglaublichen Schreibung bedient, und auf dem Inhalt, der zu einem großen Teil aus freundschaftlichen, ja väterlichen Ermunterungen und Ratschlägen an einen Kranken besteht. Fredersdorf war viel krank und hatte eine vom König viel gescholtene und doch mit rührender Geduld getragene Neigung zu allerlei Quacksalbereien. Sein Leiden ist ihm langweilig. Er glaubt an Scharlatane, die es abzukürzen versprechen, und überhört immer wieder den König, der ihm schreibt: „So wie es ohnmöchlich ist, das eine Kirsche in einen Dag blühet und reife wirdt, so ohnmöchlich Kan man Dihr in 4 Wochen gesundt machen." Aber Fredersdorf bleibt leichtsinnig. Ein alter Soldat läßt sich nicht gern in Baumwolle verwahren. Friedrich selbst ist nicht anders als sein Diener. Als ihm Fredersdorf schreibt, der Leibarzt Cothenius sei ganz außer sich vor Freude, daß Majestät so gut Diät halte, schreibt der König mit triumphierendem Spott an den Rand: „Da weiß Cothenius nichts davon!"

In den Briefen ist von großer Politik wenig und eher zwischen den Zeilen als ausdrücklich die Rede. Friedrich schreibt aus dem Felde, wo er bei Soor „in der Suppe bis über die ohren gewesen. Gistu wohl, mir thuht keine Kugel was". Er schickt an ihn, damit er es dem General und Gouverneur Meyering sage, die jubelnde Siegesbotschaft von Katholisch-Hennersdorf: „Unsere Husaren haben bessere Equipage als kein Offizier von der Armee, sie schleppen sich mit magnifiquen Pferden und Kutschen herum, und ist Alles für Spottgeld zu haben." Er denkt aus Sachsen so viel Porzellan und Geld mitzubringen, daß er seine verlorene Bagage mitsamt einer vielbeklagten Tabaksdose ersetzen kann. Aber er sieht, mitten im Siege,

Digitized by Google



Die Schwestern. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

(München, Kunstausstellung Brakl)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

auch das Elend des Krieges und sucht ihm zu steuern. Fredersdorf ist sein Hausminister. Er muß seine Kasse in Ordnung halten, und das ist nicht leicht, denn der König hat noch aus kronprinzlichen Zeiten viele Schulden und dachte, „acurath wie ein Thorschreiber", nicht daran, für seine Privatangelegenheiten öffentliche Gelder anzugreifen. Fredersdorf ist sein Theaterintendant und hat die Verhandlungen mit dem Kesselflickervolk von Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen zu führen. Fredersdorf ist sein Galeriedirektor, der sich in Paris bei dem Kunsthändler Mettro um „Tablos von Tisiens, Paul Veronese, Jourdans und Corege vohr Honete preise" bemüht, „hübsche große Tableau de galerie, aber keine huntzfotiesche heilige, die Sie märteren, aber Stücke aus der Fabel oder historie". Fredersdorf ist sein Garderobenchef — eine neue Weste macht Geldschwierigkeiten! — und sein Küchenmeister, der ihn beruhigen muß, wenn die geliebten Treibhauskirschen zu teuer sind: „Ew. Königl. Maj. seindt nicht liederlich, dieses dient zu Ew. Königl. Maj. Kost=Bahren Gesundheit."

Wir erfahren aus diesen Briefen, daß Friedrich nicht frei von Anwandlungen war, die seinem aufgeklärten Verstande hätten fremd sein sollen. Er glaubte an den Einfluß des Mondwechsels auf Krankheiten und ließ sich, zweifelnd freilich, von Fredersdorf auf das unsichere Gebiet der Alchimie führen, lange Zeit ein ungläubiger Thomas. Dann spricht er doch mit der Goldmacherin Nothnagel, die „Schwehret leib und Sehle, daß sie alles erfüllen will, was sie gesagt hat". Als sich dann herausstellt, daß „alles Wind" ist, hat er den Humor, sich die Sache leicht aus dem Sinn zu schlagen. „Gesundheit ist besser wie alle Schätze der Welt." Niemand macht er einen Vorwurf.

Es ist der Geist der Humanität, der in diesen Blättern sich ausspricht und der nur gelegentlich, so beim Tode des alten Dessauers, durch Wendungen getrübt wird, die sich mit dem sprachlichen Ungeschick Friedrichs oder der Derbheit der Zeit nicht entschuldigen lassen. Die Menschenverachtung hat bei ihm eben früh eingesetzt. Der Herausgeber hat die Briefe aufs gründlichste erläutert. Manchmal ist er sogar ein allzu beflissener Interpret nicht bloß von Tatsachen, sondern auch Stimmungen.

Nicht weniger zuverlässig und erschöpfend, aber weit zurückhaltender ist Heinrich Otto Meisner, Archivrat des früheren Königlichen Hausarchivs, vorgegangen, als er das hübsche Büchlein „Vom Leben und Sterben der Königin Luise" zusammenstellte (K. F. Koehler, Berlin). Es sind Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms III., die hier zum erstenmal vollständig und treu veröffentlicht werden, nachdem die wichtigsten Stücke Paul Bailleu für seine Luisenbiographie in einer nicht fehlerfreien Abschrift kennengelernt und einiges daraus mitgeteilt hatte. Jetzt erschließt uns Meisner eine geschichtliche Quelle ersten Ranges. Aber wichtiger noch ist für uns, daß diese Blätter menschlich so ergreifend sind. Sie beginnen am 18. Juli 1810. Der König hat in Sanssouci die Nachricht von der bedenklichen Verschlimmerung im Befinden seiner Frau erhalten, und der sonst so Schweigsame und Spröde muß sein Gefühl in Worte kleiden: er bittet Gott um Hilfe. In Charlottenburg, das Luise vor wenigen Wochen strahlend vor Freude verlassen hatte, um ihre Strelitzer Verwandten zu besuchen, packt ihn stärker die Angst: „Gilt es Leben oder — Tod. O. Nein, Nein. Erbarmen, erbarmen, der Schlag wäre fürchterlicher und schrecklicher als alle, alle." Er blieb nicht aus: Hohenzieritz am 19. Juli 1810: „Der Unglücklichste Tag meines Lebens." In liebevoller und schmerzlicher Ausführlichkeit schildert er die letzten Stunden der Königin. Im Oktober verfaßt er dann ein längeres Schriftstück, in dem er sich von der Schwere seines Verlustes Rechenschaft gibt, seine Gefühle zu der Gattin nachprüft, ihr äußeres und inneres Leben schildert und eine Charakteristik der Geliebten, der Mutter und der Königin entwirft. Im Oktober desselben Jahres zieht es den König abermals an den Schreibtisch: er schildert die erste Bekanntschaft mit Luise, die zur Verlobung führte. Dann folgen kurze Betrachtungen zu den Gedenktagen des Todes in den nächsten Jahren und endlich eine umfangreiche Zusammenstellung seltsamer Begebenheiten und Vorfälle, die sich kurz vor dem Hinscheiden der Königin zugetragen hatten. Wunderlich, wie auch dieser nüchterne Mann da, wo er einer unverständlichen Grausamkeit des Schicksals gegenüber steht, sich an seinem bewährten Glauben nicht genügen läßt, sondern dem Aberglauben verfällt oder wenigstens 22 Fälle sammelt, an die sich fremder Aberglaube hängen kann. Da hat sich die weiße Frau sehen lassen. Die alte Wartefrau Schulzen hat lange vorausgesagt, nach dem zehnten Kinde würde die Königin keine mehr bekommen. Es war nicht gut, an einem Montag, der nach russischem Aberglauben ein Unglückstag ist, nach Strelitz zu reisen. Eine unerklärliche Traurigkeit befiel Luise, als sie ihre Verwandten in Fürstenberg traf. Die Orgel in der Garnisonkirche zu Potsdam hat geisterhaft getönt. Eine Krähe saß in der Todesstunde über den Zimmern der Königin in Charlottenburg. Ahnungslos war der König geblieben. Aber die Zahl 13, der er stets mißtraute, hat ihre Schuldigkeit getan: „Seltsam genug, daß in dem 13ten Jahre unserer Ehe der unglückliche Krieg mit Frankreich ausbrach, der uns um die Hälfte unserer Provinzen brachte, und der uns lange noch theuer zu stehen kommen wird. In meinem 13ten Regierungsjahre dagegen habe ich das Unglück, das größte, was mir auf der Welt begegnen konnte, meine unaussprechlich geliebte Frau zu verlieren."

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Eine Gabe der „Monatshefte" an ihre Freunde — „Dolomiten" von Carl Rotky — Erwinographik — Emil Nolde — Bildnisminiaturen — Farbe und Raum — Hermann Sudermann von Arthur Kampf — Zu unsern Bildern

Mit dem vorliegenden Heft schließt der 40. Jahrgang von Velhagen & Klasings Monatsheften, und Verlag und Schriftleitung können die Gelegenheit, den Lesern ein Wort des Dankes zu sagen, nicht vorübergehen lassen. Ein Wort des Dankes für die Treue, die sie dieser Zeitschrift bewahren, ein Wort des Dankes für die lebhafte Teilnahme, mit der sie die Entwicklung und die Leistungen dieser Hefte begleiten. Wir haben eine Leserschaft, der die Hefte eine eigene Angelegenheit bedeuten, die mit Tadel und mit Zustimmung nicht hinter dem Berge hält und die durch ihre engen Beziehungen zur Schriftleitung an der Haltung und Ausgestaltung des Blattes mit die Verantwortung trägt. Diese Stellung des Lesers zu seiner Zeitschrift ist für unsre Arbeit von höchstem Wert und für die Verbreitung der auf diesen Blättern gepflegten künstlerischen und wissenschaftlichen Güter von größter Bedeutung. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß sich der ständige Zustrom neuer Leser vor allen Dingen durch die Empfehlung erklärt, die die alten Leser unsern Heften zuteil werden lassen.

Diese Empfehlung soll in Zukunft von unsrer Seite nicht unbelohnt bleiben. Wir haben zwei reizende Bücher geschaffen, die nicht käuflich zu haben, sondern einzig und allein für die Abonnenten bestimmt sind, die auch dem neuen Jahrgang 1926/27 die Treue halten und uns einen oder mehrere neue Abonnenten zuführen. Genaueres darüber wird das erste Heft des neuen Jahrgangs (September 1926) bringen. Hier bilden wir einstweilen ein farbiges Blatt ab, eines von den vielen, die das von Dr. Wolfgang Bruhn verfaßte „Modenbild" schmükken. Die Bilder in ihrer Gesamtheit geben eine gedrängte Geschichte des Kostüms vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Derlei ist schon oft geschrieben und gezeigt worden. Neu ist die Einstellung, die Wolfgang Bruhn, der Leiter der Lipperheideschen Kostümbibliothek, dem Thema gegeben hat: er geht vom Künstler aus und stellt dar, wie sich der Maler und Zeichner mit den Erscheinungen der Mode, ihren Launen und selbst ihren Verirrungen auseinandersetzt.

Es ist somit ein neues Buch, das hier erscheint, und ihm zur Seite tritt ein andres, eine Faksimilereproduktion von Glockendons illuminiertem Bilderkalender, einem Prachtstück der Handschriftensammlung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Ihr Direktor, Prof. Dr. Hermann Degering, hat dies unvergleichlich schöne Büchlein herausgegeben. Eine Abbildung aus diesem Büchlein hier zu zeigen, ist leider unmöglich. Die

Italienerin im hochgeschürzten spanischen Reifrock und Stuartkragen. Stammbuchblatt. Italienisches Aquarell um 1625. (Aus Bruhns „Das Modenbild")

Digitized by Google

Malerei ist so fein, daß der Buchdruck ihre ungemein zarte Wirkung zerstören würde. Beide Veröffentlichungen sind künstlerisch, wissenschaftlich und buchtechnisch von einzigartigem Wert, wahrhaft bibliophile Kleinode.

Die Steinzeichnung von Carl Rotky auf dieser Seite ist für ihren Künstler ungemein charakteristisch. Er strebt im farbigen Holz- und Linoleumschnitt nach großzügiger Komposition. Die Form ist ihm das Wichtige. Ihr ordnet er die Farbe unter, die er, der Technik, aber auch dem eignen Empfinden folgend, in möglichst sparsamen Tonabstufungen verwendet, um grade dadurch die Kraft ihres Ausdrucks zu steigern. Die Stimmungsstärke seiner Dolomitenlandschaft geht

Oben: Dolomiten (Geißlerspitzen). Steinzeichnung von Dr. Carl Rotky-Graz

Unten: Tragödin. Nach einer Erwinographik von Dr. E. Quedenfeldt-Wien

Hand in Hand mit gedanklicher Klarheit. Als Jüngling genoß Rotky (geb. 1891) den Unterricht des noch heut in Graz als Maler und Meister tätigen Konstantin Damianos. Aber dann studierte er auf Wunsch seines Vormundes Medizin, wurde Arzt, auch im Kriegsdienst, und konnte erst 1918 sich ausschließlich der Malerei und der Graphik widmen.

Der Frauenkopf „Tragödin“ wird manchem ein Rätsel aufgeben. Welche Technik liegt dieser Wiedergabe zugrunde? Es handelt sich um ein neues Lichtbildverfahren, das nach seinem Erfinder, dem Wiener Dr. Erwin Quedenfeldt, Erwinographik genannt wird. Quedenfeldt erblickt in der naturalistisch treuen Photographie nur die Grundlage freier künstlerischer Betätigung. Sie wird durch eine besondere Technik, eine Verbindung von Gummidruck- und Pinselverfahren, zu einer eigentümlichen Schöpfung von persönlichem Wert umgewandelt. Das Ergebnis hat, wie unsre Abbildung lehrt, mit dem Lichtbild nicht mehr viel zu tun. Wer streng sein will, kann gegen die Erwinographik einwenden, daß sie ein Mischverfahren ist und deshalb auf der Schwelle zwischen Technik und Kunst nicht unbedenklich sei. Es wird auch hier heißen: Wo ein künstlerisches Empfinden regiert, wird Gutes entstehen.

Seit bald einem Menschenalter schafft Emil Nolde, und er gilt mit Recht als einer der bedeutendsten Meister der modernen Kunst. Wer sein Schaffen überblicken kann, dem nötigen die Vielseitigkeit, die Schlichtheit und vor allem die Farbenherrlichkeit seiner Kunst Bewunderung ab. Nolde malt Blumen und Tiere, Menschen und Landschaften. Er ist kein Mystiker, sondern liebt die sinnliche Welt mit ihrer unerschöpflichen Fülle von Erscheinungen. Mit welcher Inbrunst malt er das Farbenwunder des Rittersporns! Aber was hat er mit dem Heiland gemacht und den Kindern, die er zu sich kommen läßt? Wo gibt es so grüngelbe Kinder? Und nun gar die Apostelköpfe, die aus dem Marionettentheater zu stammen scheinen? Nolde ist weder Schnorr noch Uhde. Aber eine Stelle, und zwar die wichtigste dieses Gemäldes wird zu jedem sprechen: das ist die sich freundlich neigende Gestalt Christi in dem wundervollen blauen Mantel. Zu der heitern Ruhe dieser Erscheinung galt es zwei Kontraste zu schaffen: die farblose Stumpfheit der Apostel, „die sehr selten sein Wort verstanden“, und das bunte Gekribbel der Kinder. Man lasse das Bild zunächst als bloße Farbenkomposition auf sich wirken. Hat man deren Kraft gespürt, wird man sich nicht mehr an der malerischen Notwendigkeiten unterworfenen Darstellung stoßen.

Rittersporn. Gemälde von Emil Nolde, Hamburg, Kunsthalle

Wir hoffen, daß dieser Ausflug in die Moderne auch die nicht verstimmen wird, die

Digitized by Google

ihn ungern und unter Widerspruch mitgemacht haben. Um so williger werden grade diese Leser uns zu der Miniatur auf S. 71? folgen. Sie stammt von Albert Theer, einem Wiener Miniaturisten, dem ein langes Leben (1815—1902) gegönnt hat, seine an-

Jesus und die Kinder. Gemälde von Emil Nolde. Hamburg, Kunsthalle

mutige Kunst noch bis an die Schwelle unsrer Zeit zu pflegen. Er war der jüngste, nicht der bedeutendste der drei Brüder Theer (Robert, Adolf, Albert), die auf den Spuren Daffingers, des großen Biedermeierporträtisten und -miniaturisten, wandelten.

„Farbe und Raum" — so hieß eine verdienstvolle Ausstellung, die im vorigen Jahr die Berliner Malerinnungen veranstaltet hatten. Viele Tausende haben sie besucht, und den meisten wird in den geschmackvoll ausgemalten Räumen zum erstenmal aufgegangen sein, daß die Tapete nicht die einzig mögliche Wandbekleidung darstellt und daß die Farbe den Charakter eines Zimmers und wahrscheinlich sogar die Gemütsverfassung des Bewohners bestimmt. Wer in seiner Wohnung Umgestaltungen vornehmen will, überlege sich, ob es sich nicht lohnt, sich von vielem Krimskrams zu trennen und den Raum von einem geschickten Maler herrichten zu lassen. Auch den Blick zur Decke sollte man erheben, die nicht weiß und kalt oder mit gräßlichen Stuckornamenten

Digitized by Google

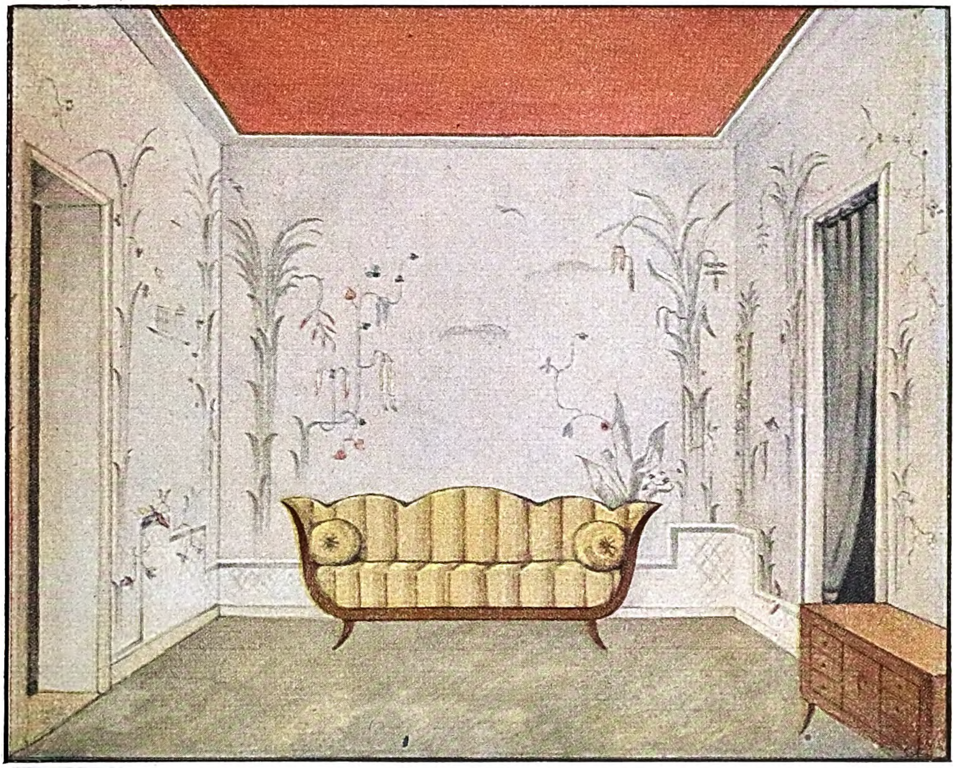
bedeckt zu sein braucht. Unsere Bilder zeigen eine reiche und eine einfache Lösung des Problems. Es gibt üppigere und bescheidenere, aber wohin die Reise geht, wird man erkennen: man möchte unsre verstellten und zerrissenen Zimmer zu einfach gegliederten und einheitlich gestalteten Räumen machen.

Mit der Zeichnung, die Professor Arthur Kampf für unsere Hefte ausgeführt hat, hoffen wir vielen Lesern eine besondere Freude zu bereiten. Sie stellt Hermann Sudermann dar, den Dichter, dessen Roman jetzt zu Ende geht. In der Erinnerung vieler wird er, noch immer, anders leben. Kampf hat mit gewohnter Meisterschaft und Treue auch die geistige Physiognomie Sudermanns auf sein Blatt zu bannen verstanden. — Das frische Kinderbild von Professor Otto Sohn-Rethel zu Beginn des Heftes bringt den Lesern die Kunst dieses schlichten und warmherzigen Künstlers erneut ins Gedächtnis. Die „Hessischen Schäfer" von Franz Eichhorst (zw. S. 600 u. 601) zeigen, welcher Größe dieser Berliner Maler fähig ist. Vor nicht langer Zeit hat Hans Rosenhagen sein Schaffen eingehend beleuchtet (Heft 12, 35. Jahrg.). Es will uns scheinen, als stelle dieses Bild einen beachtenswerten Fortschritt dar. Wie deutsch sind diese Gestalten nicht nur! Wie deutsch sind sie auch gemalt! Mit jener eingehenden Sorgfalt, die sich bis in die kleinste Falte am Augenwinkel verfolgen läßt. — Ein moderner Plastiker ist Ernesto da Fiori. Wahldeutscher hat der geborene Römer an unsrer Seite den Weltkrieg durchgekämpft. Ursprünglich wollte er Maler werden. Klingers Schüler Greiner gewann Einfluß auf ihn. Dann wirkten Hodlers Größe und Strenge und endlich Franzosen, neben Cézanne vornehmlich der Bildhauer Maillol. In seinem Streben nach klarer Form in plastischem Sinn ist er nicht frei von einem mathematischen Zug. Aber daneben beseelt ihn ein feines musikalisches Empfinden — beides gehört ja wesentlich zusammen. Seine Fähigkeit zum Bildnis erweist die Büste der Elisabeth Bergner, jener zarten, scharfsinnigen, etwas überspitzten und doch in musikalischen Schwingungen aufgehenden Berliner Schauspielerin (zw. S. 608 u. 609).

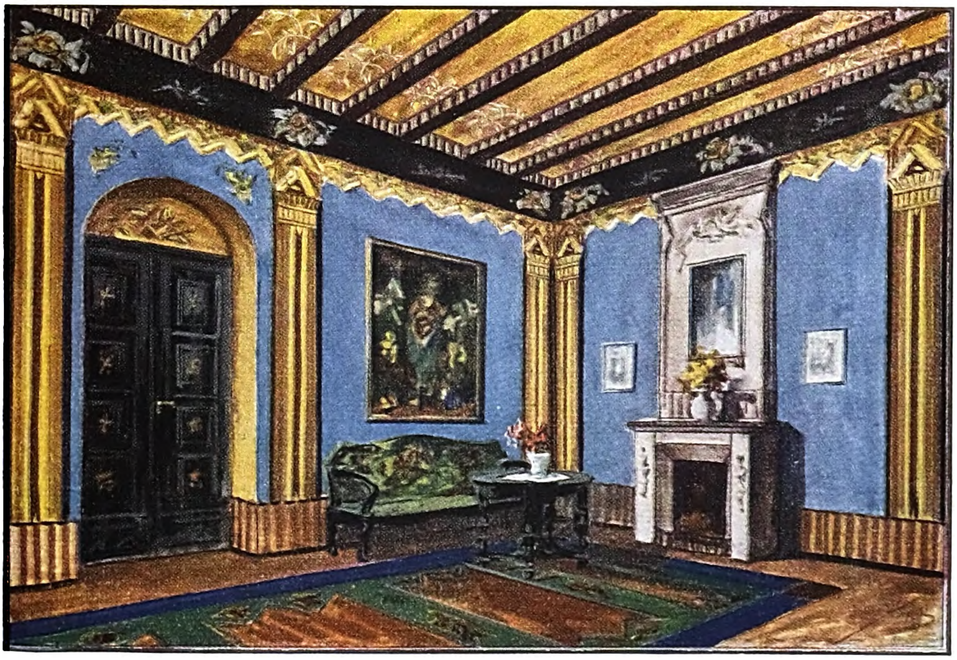
Über die „Kaufleute" von Erich M. Simon (zw. S. 616 u. 617) brauchen wir unsern Lesern nichts zu sagen. Simon gehört zu den glücklichen Schaffenden, deren Werke gern und leicht genossen werden, wenn auch freilich die meisten nicht ahnen, wieviel ernste Arbeit, auch Forscherarbeit auf diese unterhaltsamen Biedermeiereien verwendet ist. — Der 1881 in Mannheim geborene Hans Dieter lebt in Meersburg am Bodensee als Zeichenlehrer. Er kann so recht niemand als seinen Meister nennen. Was er ist, ist er aus sich selbst geworden, an der Hand der Natur, deren Lieblichkeit, deren Größe seine schlichten, aber reinen Bilder preisen. Wie einfach ist die hier wiedergegebene Bodenseelandschaft aufgebaut und ausgestaltet, aber niemand wird sich leicht an ihrer Schönheit und ihrem inneren Leben sattsehen (zw. S. 648 u. 649). — Albert Heinrich Brendels „Ausritt" (zw. S. 656 u. 657) weckt die Erinnerung an einen Maler, der ein „Meister von Barbizon" genannt werden kann, obgleich er immer ein guter Deutscher war und man deshalb nie viel von ihm hergemacht hat. Ein Berliner, geboren 1827, begann er schon früh an der Akademie das Pferd zu studieren. Steffeck ward sein Lehrer, Krüger beeinflußte ihn. In den fünfziger

Caroline von Berger, später Frau Albert Theer
Miniatur auf Elfenbein von Albert Theer (1836)
Sammlung Gottfried Eyßler in Wien

Digitized by Google

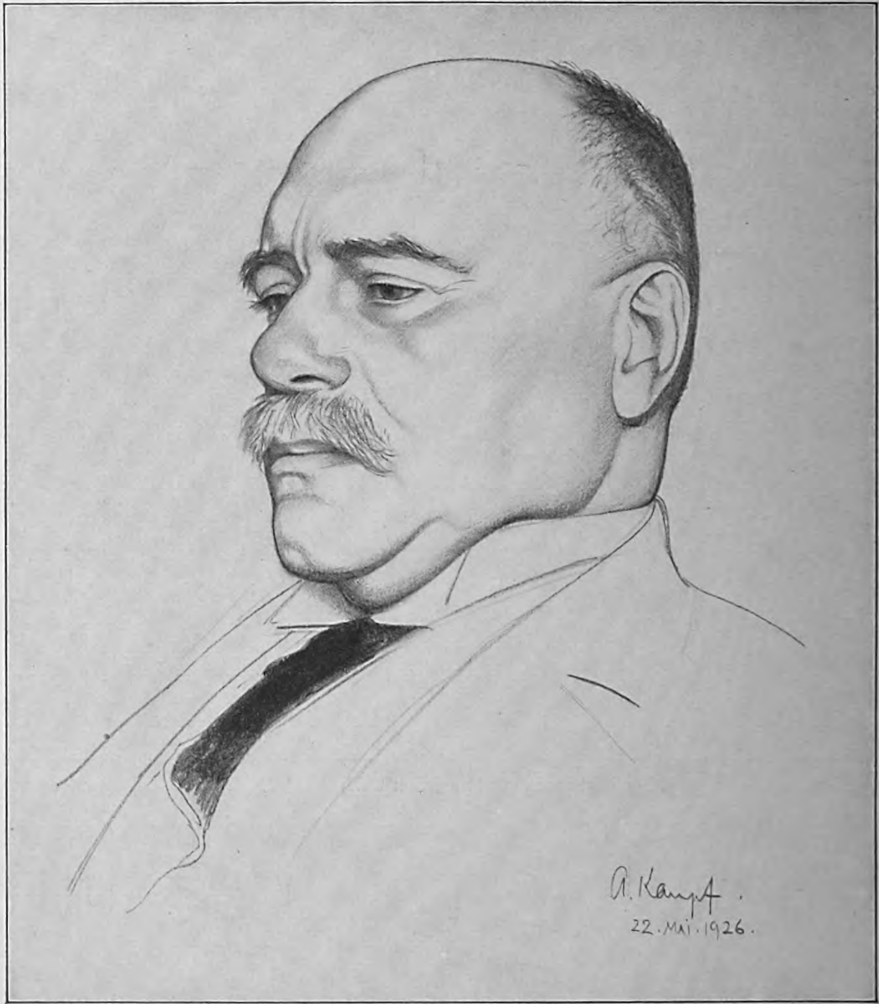


Damenzimmer. Entwurf von Erich Wolf, Berlin



Vorhalle. Entwurf von August Böcher

Digitized by Google



Hermann Sudermann. Zeichnung von Prof. Dr. Arthur Kampf

Jahren ging er nach Paris und nach Barbizon und wurde mit den großen Franzosen Rousseau, Troyon, Millet, Corot usw. gut Freund. 1876 verließ Brendel Frankreich und kehrte nach Deutschland zurück. Er wurde 1875 aus Neustadt an der Dosse — wie deutsch das klingt! — an die Kunstschule von Weimar berufen, wo er 1895 starb. — Die Landschaft von Georg Scholz (zw. S. 696 u. 697) hat auf der Sommerausstellung der Berliner Akademie erneut Aufsehen erregt. Auch wer das Schlagwort der modernen Malerei nicht kennt, wird ihr Merkmal leicht erkennen und benennen: Sachlichkeit. Scholz ist 1890 in Wolfenbüttel geboren, wurde Schüler Corinths und Trübners und wirkt seit 1923 an der Landeskunstschule in Karlsruhe. Er sagt: „Es ist mein Streben, die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in der Natur zu erkennen und diese Erkenntnis im Bilde auszudrücken." — An diesen Jungen schließt sich ein Älterer, Ernst Liebermann, der bekannte Münchner Meister, mit seinen „Schwestern", einer interessanten Beleuchtungsstudie (zw. S. 704 u. 705). P. W.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

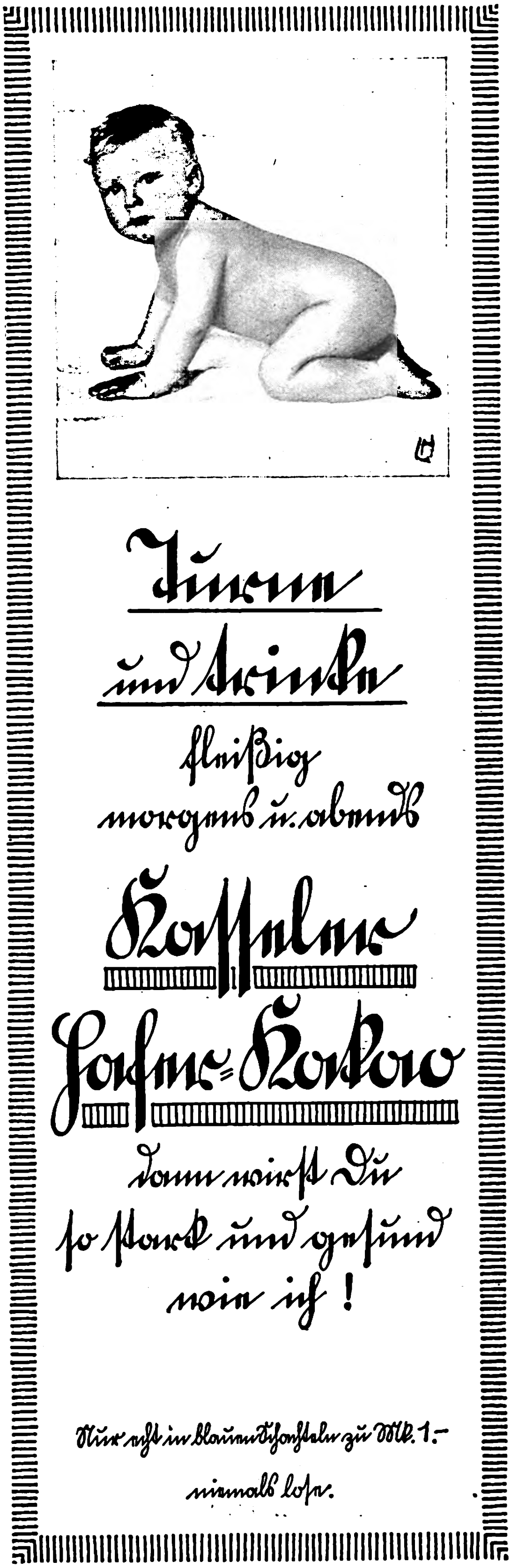
Digitized by Google

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Es muß den englischen Literaten doch erheblich besser gehen als den deutschen, wirtschaftlich wie gesundheitlich. Und unterm Krieg scheinen sie kaum gelitten zu haben. Sie besitzen nach wie vor ihre festen, jedes zähe Roastbeef sicher zermahlenden Kiefervorrichtungen, ihre vollen, roten Backen, ihre witzige Behaglichkeit, — und gesegnet ist ihre Verdauung. Mit einer beispiellosen Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit werfen sie allwinterlich ihre Lustspiele auf den Theatermarkt, in denen sie die alten Vorkriegsbegriffe der ehemals führenden Gesellschaft verspotten ... Ganz anders die jungen deutschen Bühnenschriftsteller. Sie kommen nicht über die ausgestandenen Ängste, über den Kohlrübenwinter, über die Inflationsnöte hinweg. Sie haben das Lachen wohl ganz verlernt. Viele scheinen geradezu Schüttler geworden zu sein. Krankhaft ist jedenfalls ihre Sucht, jede Kunstform aus den Fugen zu schlagen. Und krankhaft wirkt ihre Selbstzerfleischung, ihr Gewinsel um den Dauerfrieden. Die expressionistischen Versuche der Neuen brachten viel Anregendes, viel Aufregendes. Zu einem starken Erfolg langte es nirgends. Das liegt wohl doch nicht nur am deutschen Theaterpublikum, das unter Krieg und Nahrungssorgen und Seelenqual schließlich ebenso schwer gelitten hat wie das junge Literatengeschlecht und von der Bühne nun endlich Erlösung, Erhebung, Befreiung erwartet. Befreiung vor allem aus der drückenden Krankenstubenluft der überreizten Gehirne. Die Söhne haben es nun ja der Reihe nach ausgesprochen, daß die Väter umgebracht werden müssen, daß alles Bestehende umgeworfen werden soll. Man wartet auf die neuen Führer, die den Marsch ins Glück antreten, ins Glück, wie sie es sich vorstellen: ohne Überlieferung und ohne Respektspersonen. Aber das Schaffen der jungen deutschen Bühnenschriftsteller verharrt nach wie vor in der Qual, wühlt in Verbrecherseelen, gefällt sich in Sadismen. Bezeichnend für die Freude an Kloakendünsten war die Vorführung eines Dramas der Allerjüngsten: „Anja und Esther“ von Klaus Mann. Der Sohn eines unserer kultiviertesten Stilkünstler und gediegensten Erzähler zeichnet verantwortlich für dieses geschmackverlassene Sammelsurium von geschlechtlichen und sittlichen Verirrungen zweier blutjunger „Liebespaare“. Es hat sich eigens eine Vereinsbühne gebildet, um in Sonntagmorgenfeiern die häßlichsten Zerrbilder krankhafter Phantasie auf den Nachwuchs loszulassen. Mit wenig Begabung und viel Geschrei werden da Vereinserfolge erstritten, die mit dem Schicksal der deutschen Literatur zum Glück wohl nicht das mindeste zu schaffen haben.

Zu den fähigsten Köpfen der Jüngeren rechnet Walter Hasenclever. Das Deutsche Theater brachte unter Erich Engels Regie ein Drama von ihm zur Aufführung, das den klangvollen Titel „Mord“ führt. Er nennt es ein Stück in zwei Teilen. Ein Mann gerät in den Verdacht, im Zimmer einer Dirne einen Nebenbuhler erschlagen zu haben. Der Versuch, seine Unschuld zu beweisen, wird ihm durch innere seelische Bindungen erschwert: die Eifersucht auf die ihm



Digitized by Google

"CASTELL"

DIE BESTEN
BLEISTIFTE, FARBSTIFTE
KOPIERSTIFTE ★ UND
★ TINTENSTIFTE ★
TRAGEN DIE GESETZLICH
GESCHÜTZTE WELTMARKE:

A.W. FABER
"CASTELL"

*

A.W.FABER
gegr. 1761
"CASTELL" | *Bleistiftfabrik*
Stein b. Nürnberg

Oft ist grad' die alte Hülle der Beweis vom edlen Kern

„Dies ist sicher nicht modern";

Aber jeder braucht es gern!"
FLASCHE 2 UND 4 MARK

ungetreue Ehefrau hat ihn mit Mordgedanken belastet, er hat mit dem Plan gespielt, sie zu beseitigen. So fühlt er sich in gewissem Sinne also doch nicht schuldfrei. Da er ein kompliziertes Innenleben führt und alle Menschen, mit denen ihn Verhaftung, Untersuchung, Anklage und Gerichtsverhandlung in Verbindung bringen, die trostlosesten Trottel sind, so wird die Klärung der an sich nicht sonderlich verwickelten Sachlage äußerst schwierig. Es scheint dem Verfasser auch nicht darauf anzukommen, einen Ausschnitt aus dem Leben, ins Typische gesteigert, in die Form eines Furcht und Mitleid erweckenden Heldendramas zu gießen; die Hauptaufgabe liegt für ihn vielmehr darin, Anklage zu erheben gegen die Mächte, mit denen der in einem modernen Staat Lebende sich auseinanderzusetzen hat. Die Presse, die Polizei, der Untersuchungsrichter, der Gefängnisarzt, der Staatsanwalt, das Schwurgericht: die eigentlichen Verbrecher sind immer sie. Der arme Angeklagte kommt schließlich frei und nimmt müde das Leben neben seiner Frau und in seiner Arbeit wieder auf. In dreizehn Verwandlungen wirbeln die krassen Vorgänge vorüber. Die Stiluneinheitlichkeit kann auch die gewissenhafteste Regie nicht glätten, denn Sprache und szenische Führung sind bald roh naturalistisch, bald plump satirisch; Moritat neben Karikatur. Aber der große Menschendarsteller Eugen Klöpfer, dem die Hauptrolle anvertraut war, hat es tatsächlich fertiggebracht, der am Schreibtisch knifflig konstruierten Figur einen Schimmer echten, warmen Lebens zu geben. Das war der Gewinn des Abends. Der ungeheure szenische Apparat, der für das unausgegorene Stück Theater aufgeboten werden mußte, mit Doppelbühnen und Riesenaufbauten, unzähligen Nebenpersonen im Café, in der Spielhölle, im Gefängnis, beim Tanz, im Schwurgerichtssaal, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß dem Verfasser die goldene Gabe des geborenen Dramatikers fehlt: die Ursprünglichkeit, die Liebe, die Begeisterungsfähigkeit. Man sieht nur Haß . . .

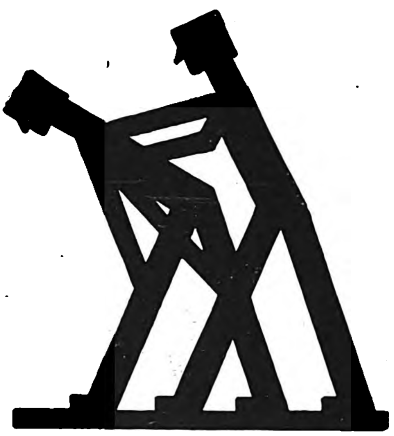
Auch der Italiener Luigi Pirandello, der das erprobte szenische Rüstwerk der älteren Dramatiker ebenso verschmäht wie der deutsche Nachwuchs, ist ein eiskühler Rechner. Aber sein Advokatengenie weiß in den glänzenden Plädoyers solche Augenblickserfolge zu erzwingen, daß der Zuhörer, der seinen Tribunalverhandlungen beiwohnt (seine Dramen sind immer Gerichtstage), an die Wärme und die Liebe glaubt. Sein neues, dreiaktiges Schauspiel „... Die Nackten kleiden ...!" brachten die Kammerspiele heraus. Vermutlich deshalb, weil der Maria Orska Gelegenheit gegeben werden sollte, eine Bombenrolle zu spielen. Besonders erfreulich ist auch dieses Stück nicht, und was ein gewandter Bühnenvirtuose tun kann, um den Inhalt zu verwirren, das ist auch hier geschehen. Die drei Aufzüge sind eigentlich nur der fünfte Akt eines Dramas. Ibsensche Technik. Die Vorgänge der nicht gespielten ersten vier Akte müssen wir uns mühselig aus gelegentlichen geheimnisvollen Andeutungen zurückkonstruieren. Diese Ersilia Dreï ist ein vom Pech verfolgtes Menschenkind. Edel, hilfreich und viel zu gut für diese Welt. Die Männer, die mit ihrer Liebesgier, ihrer Sensationslust, ihrem Egoismus sie verfolgen bis in diese straßenlärmerfüllte Junggesellenstube, in der sie, von allem entblößt, ihren Todesseufzer aushaucht, reißen ihr schließlich auch die allerletzte Hülle von Leib und Seele: die wohltätige Lüge, das bißchen verklärende und erhebende Phantasie, in die sich die Nackte wie

Digitized by Google

in einen schützenden Mantel kleidete. Man muß höllisch aufpassen, um dem Autor hinter seine Schliche zu kommen. Denn — Hand aufs Herz — er möchte wohl gar nicht so vollkommen verstanden sein, weil dann doch vielleicht zu wenig übrigbliebe. Aber zu spannen und die Spannung zu steigern versteht Pirandello wie einer der gefährlichsten Routiniers der alten Pariser Schule. (Seine literarische Bühnenvorherrschaft währte nur so lange, bis man das entdeckt hatte.) Das arme Seelchen der Ersilia Dreï würde wohl ein paar Jahrzehnte lang die Welt erschüttert haben, wenn die Kunst der Duse es getragen hätte. Die Orska hat sich bemüht, all ihre Virtuosenmätzchen zu vergessen, sie ähnelte ein wenig der Bergner, versuchte es einmal ehrlich mit schlichter Innerlichkeit. Und so ist auch tatsächlich ein starker Eindruck zu verzeichnen. Aber es blieb nur ein Erfolg für ein Teilchen der Spielzeit, nicht einer für ein Menschenalter. Gute und beste Kräfte wirkten neben ihr mit: Mathias Wieman, Max Gülstorff, Hermann Vallentin, Paul Henkels, die Gertrud Eysold als geschwätzig-klatschhafte Zimmervermieterin am echtesten. Das Stück gehört zu jener Sorte, die man am Ausgang des Naturalismus, zuzeiten Strindbergs, so bildhaft mit dem Kennzeichen versah: die Kneifzange. Pirandello hat aber nicht die Entschuldigung für sich, daß er sich auch heute noch Vierteljahr um Vierteljahr ein Leid von der Seele schreiben müsse, denn er ist der glücklichste Bühnenautor Italiens, hat sich sogar sein eigenes Theater in Rom gründen können, um sein unausgesetzt fruchtbares Schaffen sofort der Öffentlichkeit zu vermitteln.

Den Londoner Dichter des Ghetto Israel Zangwill reizte es, seine armen Stiefkinder des Glücks einmal zu verlassen und sich in der um mehrere Steuerstufen höheren Gesellschaft umzusehen. Das Deutsche Theater spielte seine Komödie „Unsere Kinder“. Es ist ziemlich fraglich, ob Israel Zangwill in der Gentry, die er da schildert, wirklich heimisch geworden ist. Die Familie, in der sich der Nachkriegsgegensatz zwischen Jung und Alt abspielt und in die zum Schluß des Königs Gnadenakt die Lordwürde hineinträgt, zeigt eher die Züge aus dem trauten Heim eines Londoner Jettchen Gebert. Manche Drolligkeit enthält das Stück; es ist auch ganz hübsch aufgebaut. Die neuzeitlichen Extravaganzen des Haussöhnchens, das ein übermoderner Malersmann geworden ist, und des Haustöchterchens, das nach Entzug des eigenen Hausschlüssels durchs Fenster Reißaus nimmt, würden auch eben noch in einer Backfischgeschichte nicht allzu gefährlich anmuten. Die Rührseligkeit des Schlußaktes ist entwaffnend. Die flirtende Tochter kehrt reuig in den Schoß der Familie zurück, weil sie vernimmt, daß die Mama sich einer Operation unterziehen muß, und der Sohn vergießt fast Tränen der Scham, als er erkennt, daß der Käufer seiner Bilder — sein eigener Papa war. Man murmelt „heiliger Benedix!“ und fragt sich, ob das Deutsche Theater den kleinen Schmarren angenommen hätte, wenn der Verfasser Schulze hieße und aus Steglitz stammte.

Auf demselben Boden der Nachkriegsgegensätze erwuchs die in den Kammerspielen gegebene dreiaktige Burleske von Noel Coward „Weekend“. Aber sie ist schmissig und mit all der witzigen Überlegenheit gemacht, die die Schlager „Gesellschaft“, „Mrs. Cheney's Ende“ und „Viktoria“ schuf. Hier war auch die glänzende Regie von Erich Engel zu rühmen. Die Familie des Schriftstellers David Bliß besteht aus Frau Bliß, Sorel und Simon Bliß und lebt in lässig-


Salit
ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google

Eine
Lebenskünstlerin

ist jede Frau, die es versteht, Arbeit und Ruhe in rechtem Gleichgewicht zu halten. Eine Stunde der Ruhe nach Tisch, ein gutes Buch in der Hand und ab und zu ein Stückchen Dessert in den Mund — das gibt Körper und Geist neuen Schwung. Probieren Sie getrost alle Marken! Schließlich bleiben Sie doch beim wohlschmeckenden

Tell Dessert

Käuflich: in allen einschlägigen Geschäften
Hartwig & Vogel A.-G., Dresden

sten Bohèmemanieren in ihrem Landhaus in Cockham. Übern Sonntag lädt sich jedes der vier Familienmitglieder sein G'spusi als Hausgast ein. Das kommt aber erst in letzter Stunde vor dem Samstagabendtee zur Sprache. Jeder ist entrüstet über den andern und läßt es dessen Gast dann entgelten. Die vier Gäste erdulden Martern allerart und nehmen schon am Sonntagmorgen Reißaus — nachdem sie sich unter Verzicht auf die Blisses untereinander paarweise neu umgruppiert haben. Die Rüpelhaftigkeiten der Hauswirte, die Nöte der Hausgäste, es ist alles so zwingend komisch gesehen und wiedergegeben, daß die lustige Spannung der Zuschauer nicht abreißt. Dabei ist englischer Cant zuweilen verblüffend offenherzig „veräppelt“. Die Burleske wird natürlich über alle deutschen Bühnen gehen. Es kann einem nur leid tun, daß unter den Tausenden deutscher Literaten, die ihre dickleibigen Dramenmanuskripte von einem Bühnenarchiv zum andern schicken, kein einziger die leichte Hand, das liebenswürdige Schandmaul und die kecke Lustigkeit zu besitzen scheint, um die immer wieder siegreiche Auslandskonkurrenz zu schlagen. Die Familie Bliß wurde von Rosa Valetti, Max Gülstorff, Camilla Spira und Hans Brausewetter mit entzückender Flegelhaftigkeit dargestellt. Kein Auge blieb trocken.

Ein Versuch der Operettenlibrettisten Rudolph Schanzer und Ernst Welisch, etwas von der Keckheit der neuen englischen Komödienschreiber einzufangen, glückte nicht so recht. Die deutsche Nationaltugend hindert unsere Lustspielautoren: sie wollen immer auch der Gegenseite gerecht werden. So werden sie schwerfällig, walzen Situationen, die blitzschnell überwunden werden müßten, zu peinlichen Längen aus, schmieden Anklagen, wollen bedeutend sein, statt lustig zu bleiben. Ihre Komödie „*Rebhuhn*“ beginnt mit einem grotesken Einfall. Ein Einbrecher gerät in die Wohnung eines Selbstmordkandidaten, eines Erfinders, dem zum Erfolg nur der Geschäftsgeist fehlt — und die Schnauze. Die besitzt Rebhuhn. Paul Graetz spielt ihn, man kennt also die Tonart. Rebhuhn überredet den Dr.-Ing., sich mit ihm zu assoziieren. Und nun geht's ins Große mit Gründung einer A.-G. Schließlich verläßt den Erfinder der Wagemut, er hat ein trautes, blondes Lieb, eine Maschinenschreiberin, mit der er sich — ehrlich währt am längsten — in redlicher Arbeit usw. usw. Aber Rebhuhn, der Fassadenkletterer, erreicht sein Ziel: er kriegt die dreimal geschiedene millionenschwere Bankierstochter. Ein Sketsch, im trivialen Volksstück endend. Aber der Herr Rebhuhn war ein netter Einfall. Ab und zu müßte Musik dazu gemacht werden. Das Theater am Kurfürstendamm gäbe das Stück dann ans Künstlertheater ab. Wie wär's? Freilich — ob Pallenberg oder Adalbert in einem einzigen Foxtrotttakt soviel Silben aussprechen könnten wie der zungenfertige Paul Graetz?

Das Theater in der Königgrätzer Straße vergnügte seine Besucher mit einer virtuos abgestimmten Darstellung des belanglosen Lustspiels „*Dr. Schmidt*“ von Ladislaus Fodor. Sollte man's glauben: das in den neunziger Jahren brennend akut gewesene Thema des weiblichen Arztes, der anfangs kühl-wissenschaftlich-ablehnend ist und sich schließlich doch an einer starken Liebe erwärmt, ist hier endlich einmal in geschickter Mache erfolgreich verarbeitet! Leopoldine Konstantin, sonst nur für Weibchen eingesetzt, die gar manchen Sturm erlebt haben, bringt's wahrhaftig fertig, diesen herben

Digitized by Google

Frauentyp glaubhaft zu machen, an den wohl kaum ein moderner Theatermensch mehr zu glauben wagte! Sie ist ebenso köstlich in ihrer nüchternen Sachlichkeit wie hernach in ihrer allmählich aufquellenden Saftigkeit. Wilhelm Bredow und Hedwig Wangel gaben prächtige Lustspieltypen von eigenem Format. Man sah wieder einmal, daß es im Gesellschaftslustspiel doch viel mehr auf das Wie als auf das Was ankommt.

P. O. H.

*

Puccinis „Turandot"

Die Scala in Mailand, das altberühmte Operntheater, brachte in den letzten Apriltagen Puccinis nachgelassene Oper „Turandot" zur Uraufführung. Dieses Werk muß überall besonderes Interesse erregen, denn es ist das letzte, was Puccini komponiert und nicht einmal vollendet hat. Franco Alfano hat nach den hinterlassenen Skizzen des Meisters das große Schlußduett im dritten Akt und das Chorfinale, die Apotheose der zur Liebe bekehrten grausamen chinesischen Prinzessin, ergänzt. Den Stoff zu dieser Oper hat Puccini in Gozzis tragikomischer Fabel, die Schiller für die Bühne bearbeitet hat, gefunden. Ihn reizte das chinesische Kolorit, die Möglichkeit, zu dieser exotisch farbenreichen Handlung eine neuartige Musik schreiben zu können. Und da Puccinis Stärke immer in der raffinierten musikalischen Schilderung der Bühnenvorgänge und des Milieus bestand, so ist ihm auch diesmal ein Werk geglückt, das voller Eigenart und reich an Schönheiten allerart ist.

Die Höhepunkte der „Turandot" bestehen, im Gegensatz zu den früheren Werken, in den groß angelegten Massenszenen. Puccini ist vom Musikdrama zur reinen Oper zurückgekehrt. Wie schon die Handlung der „Turandot" auf dramatische Entwicklung Verzicht leistet, sondern die verschiedenen Bilder aneinanderreiht, so charakterisiert auch die Musik nicht die Personen, sondern nur die Vorgänge. Puccini ist aber, so neu er sich auch in dieser Oper zeigt, der Melodiker geblieben. Dann und wann schwingt sich eine jener süßen, schmelzenden Kantilenen auf, deren Meister er ist und die den Komponisten der „Boheme" und „Butterfly" weltberühmt gemacht haben. So wird sich auch die „Turandot" in die Herzen der Menschen singen und als letztes, reifstes Werk Puccinis die Erinnerung an den Meister in alle Länder tragen. **Walter Dahms.**

*

Kuriositäten aus dem Reich des Luxus und der Moden

Um das Jahr 1800 wurde den vornehmen Damen ein Farbenlexikon empfohlen, damit sie nicht nur auf das Kleidsame, sondern auch auf den symbolischen Ausdruck der Farbe zu achten lernten.

*

Zur selben Zeit wollten die Damen in England nicht gern mager sein, und wer es war, half sich mit wächsernen Hilfsmitteln. Man trug z. B. die überlangen Handschuhe nur, um den frommen Betrug eines fülligen Arms zu verstecken. Die Industrie war ebenso eifrig wie geschickt. Kunst und Natur war so wenig zu unterscheiden, daß mißgünstige Blicke selbst die Natur verdächtigen konnten. Ein englischer Witz-

Wege zur Kraft und Schönheit

werden heute nicht nur in dem bekannten Film gezeigt. Wenn schon die im April stattgefundene Reichsgesundheitswoche die breitesten Volksschichten darüber aufzuklären gesucht hat, wie man seine Gesundheit gegen alle Gefahren am besten schützen soll, so zeigt uns die grandiose Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, kurz die Gesolei, in künstlerisch, pädagogisch und propagandistisch vollendeter Weise die großen Gefahren, die der Gesundheit und der Schönheit eines jeden Menschen durch vernachlässigte Körperpflege täglich drohen. Auch die Hersteller der bekannten Chlorodont-Zahnpaste klären die Millionen Besucher auf der Gesolei über die Wichtigkeit der täglichen Zahn- und Mundpflege in sehr anregender und unterhaltender Weise auf. In der Tat ist ein Mensch mit schönen und gesunden Zähnen nicht nur eine seinen Mitmenschen sympathische Erscheinung, sondern ist das schöne weiße, gutgepflegte Menschengebiß vor allem für seinen Besitzer selbst eine Gewähr dafür, daß er das köstlichste Gut des Lebens: die gesunde, frische Jugend durch eine sorgfältige Pflege seiner Zähne lange zu bewahren imstande ist. Dank ihrer medizinisch einwandfreien Zusammensetzung und ihrem herrlich erfrischenden Pfefferminz-Aroma ist die Chlorodont-Zahnpaste das von Zahnärzten und praktischen Ärzten anerkannteste Zahn- und Mundpflegemittel der Neuzeit, indem sie infolge ihrer amorphen puderfeinen Grundsubstanz (chemisch gefällter kohlensaurer Kalk) den kostbaren Zahnschmelz fein poliert und nie schädigt und infolge ihres Gehaltes an sauerstoffhaltigen Salzen die Tätigkeit der Munddrüsen anregt und neben der mechanischen Putzwirkung auch eine natürliche Reinigung der Mundhöhle bewirkt. – Die Chlorodont-Zahnpaste erschließt uns durch ihren täglichen Gebrauch tatsächlich den Weg zur Kraft und Schönheit.

Digitized by Google

Der Beobachter

Natur- und Kulturbilder aus Japan

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlcke

Reinste Gebirgsfreuden bietet der Aufstieg von Nikko zum Chuzenjisee: Wälder aus Bergahorn und Tannen, Felsschluchten, herrliche Rundblicke und dazwischen die tosenden Wasserfälle des Dayayara, der Ausfluß des Sees. Eine andere Reise führte uns in fünfstündiger Bahnfahrt — eine Stunde weiter als Nikko — nach Karnizawa in Japans Mitte, den besuchtesten Fremdengebirgsort, wo auch wir den Sommer verbringen wollten, mehr als 1000 Meter hoch. „Die Stadt der Ausländer," sagen die Japaner. Aber ihre obersten Tausend gehen ebenfalls dahin. Der dampfende Vulkan Asama gibt dem lieblichen Hochplateau, auf dem unermüdlich die Nachtigallen schlagen, die besondere japanische Note.

Miyanoshita, nicht weit von dem Hakone-See, in dessen einem Winkel sich der Fujiyama spiegelt, ist auf Kunstbrücken über Abgründe hinweg mit einer elektrischen Kletterbahn von Odawara aus zu erreichen, auch fünf Stunden von Tokio entfernt. Ein Luxus-Hotel ersten Ranges empfängt uns, und das Panorama hat das verdient. Da sprudeln auch heiße Quellen, wenngleich nicht so reich wie in Atami.

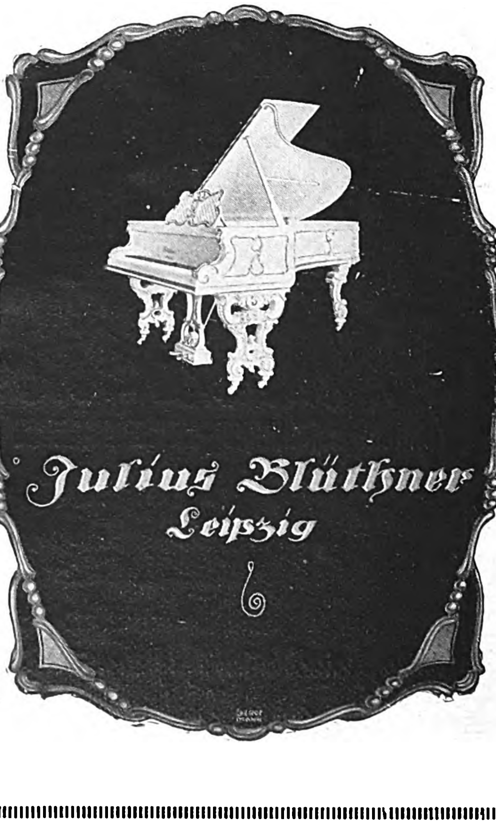
Von Atami empfängt die japanische Malerei vielleicht die meisten Landschaftsmotive, wie uns Japaner sagten. Auch für uns war es einer der stärksten Eindrücke. Ich kenne die italienische wie die französische Riviera. Atamic aber liegt am Großen Ozean, dessen Brandung mit dumpfem Donner zu den Felsen heraufstöhnt. Die Schönheit dieser Buchten überwältigt das Auge in der ersten Sekunde. Hoch oben wie tief unten kann man den Blick weiden an dem gigantischen Felsenhalbrund, den Wäldern und dem Meer mit seinen weißen Schaumkronen. Im Dorf springt von Zeit zu Zeit ein heißer Sprudel hoch empor. Geht man unten am Wasser entlang — richtiger Strand ist natürlich nicht da —, dann kann man aus den das Ufer steil abgrenzenden Steinpartien sich fortwährend das heiße Wasser über die ausgestreckte Hand fließen lassen; überall bricht es hervor und ergießt sich ins Meer.

Den besten Strand hat das Tokio näherliegende Kamakura, wohin wir vor den Ferien oft hinausfuhren. Da ich von der Danziger Waterkant stamme, habe ich das natürliche Bedürfnis, nicht bloß Fische zu essen, sondern auch Muscheln zu suchen. Daß es in Kamakura das allergrößte Buddha-Standbild gibt, in dessen Kopf Tee serviert wird — leichtsinnigerweise, denn die Buddha-Augen sollen aus reinem Golde sein — das stört mich am Strande gar nicht. Kamakura hat leider stark unter der letzten Erdbebenkatastrophe gelitten. Am schlimmsten ist es ja, wenn es unter dem Meere bebt und Wasser aufs Land geworfen wird. Aber auch in Karnizawa soll es böse gewesen sein. Unsere Bekannter erzählen uns, sie hätten aus dem Hause laufen müssen und hätten sich an einem großen Baum festgehalten, obwohl auch er hin und her schwankte; der Berg vor ihnen habe sich unheimlich bewegt mit seinen hohen

Deutschland's Zukunft trinkt Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln zu Mk. 1.– niemals lose.

Digitized by Google



Bäumen wie ein Schiff, dessen Masten sich im Sturme beugen. Dadurch indessen wird sich niemand abhalten lassen, Japans Naturschönheiten zu genießen.

In der Kunst ist wie in China das Mechanisch-Gewerbliche hochentwickelt, besonders die Kuriositäten-Industrie. Geheimnisvolle Kästchen ohne sichtbaren Verschluß, die sich nur durch Betupfen eines Farbenpunktes der Malerei und nach Bloßlegung des unbemalten Holzes bei nochmaligem Druck auf eine bestimmte Stelle öffnen lassen – das und ähnliches ist mehr für die große Menge. Bei dem Kuriositäten-König Kobayashi in Nikko bekamen wir aber wirkliche Kunstwerke zu sehen, die trotz ihrer Kleinheit sehr kostbar sind. Die ersten Stücke japanischer Plastik, die uns angeboten wurden, kosteten je 10—15000 Yen. Es war eine Freude, durch die Säle zu wandern, und man bekommt auch für wenig Geld nur echte Sachen. Beispielsweise erstand ich ein siebzig Jahre altes Bild, das das Leben in einer Teestube am kleinen Ueno-See zu Tokio zeigt, für nur 7 Yen, in Groß-Quart — es ziert gerahmt jetzt mein Arbeitszimmer. Sehenswert sind auch die vielen originellen Dinge, die mit dem Buddhismus zusammenhängen, z. B. die drei Äffchen, von denen sich das eine den Mund, das zweite die Augen und das dritte die Ohren zuhält, um so für die bösen Geister alle Zugangswege in das Haus zu versperren.

Es war ein grenzenloses Glück für Japan, daß es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen großen Kaiser Meiji hatte, der Land und Volk auf moderne Grundlagen stellte. Daß er auch Dichter war, wissen in Europa nur wenige. Ich übersetze einzelnes aus seiner Spruch-Lyrik mit japanischer Hilfe jetzt zum erstenmal ins Deutsche. Hier eine Probe:

Ich, geboren im Palast, beschenkt mit Glanz und Kaisertum,
Chrysanthemen in dem Garten pflanz' ich zu des Herbstes Ruhm.

Auf dem kleinsten Kleeblatt funkeln Tropfen in des Mondes Licht.
Hoch und niedrig, reich und arm entbehrt den Glanz des Himmels nicht.

Von den Bergen langsam floß der Bach am ersten Sommertag.
Grüßend noch auf seinen Wellen eine Frühlingsblume lag.

Oft muß ich die Wohnung wechseln. Doch ich bleib' an einem Ort:
In dem Herzen meines Volkes, überall und immerfort.

Geisteswissenschaftlich tut Japan wohl daran, noch immer von Europa zu lernen. Infolgedessen ist freilich, wie ich bemerkt zu haben glaube, der Japaner in diesem Punkt auch am empfindlichsten. Wie sehr er Wert darauf legt, der weißen Rasse gleichgestellt zu werden, ist ja bekannt, und innerlich fühlt er sich als Vertreter eines auserwählten Volks.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß große Mächte in Japan durch Botschafter vertreten sind, bzw. waren, die zum Teil auch als Kulturträger gelten können: wie unsere Exz. Solf ist auch der Brite Elliot aus der Sanskritforschung hervorgegangen, und der bisherige französische Botschafter Claudel hat als Dichter in Paris einen Namen.

Auf die Verbindung deutscher und japanischer Geistesarbeit kommt es an. Sie zu befestigen, wird vielleicht auch die neue Zeitschrift „Ex Oriente" beitragen, die mehrere Japaner im Auftrage des Östlichen Kulturbundes (Eastern Culture Association) in deutscher, englischer und französischer Sprache mit meiner Hilfe herausgeben. Genießt doch auch die deutsche Musik hier ent-

Digitized by Google

schiedenen Vorzug, in der Schule, wie in der Musik-Akademie und im Konzertsaal, und zu den stimmungsvollen Konzerten in der Deutschen Botschaft erscheinen auch kaiserlich japanische Prinzen und Prinzessinnen.

*

Im Luftschiff zum Nordpol

Von Prof. D. O. Baschin

Bei der geplanten Einbeziehung der Nordpolarregion in den zukünftigen Weltluftverkehr, berühren sich praktische Verkehrsinteressen mit wissenschaftlichen Forschungsplänen. Eine Internationale Studiengesellschaft unter dem Präsidium von Fridtjof Nansen hat eine Denkschrift „Das Luftschiff als Forschungsmittel in der Arktis“ (Berlin, 1924) veröffentlicht, deren Hauptwert in vier Anlagen besteht, welche von hervorragenden Fachgelehrten bearbeitet worden sind und die meteorologischen Verhältnisse, die Navigation in der Arktis, die Funkanlagen und die Verwendung des Luftschiffes zu photogrammetrischen Vermessungen behandeln.

Als Hauptschwierigkeit für die Luftfahrt im Polargebiete werden gewöhnlich die tiefe Temperatur, sowie Nebel und Stürme betrachtet. Eine gründliche Bearbeitung der bisher vorliegenden Beobachtungen und die Konstruktion von Wetterkarten über das gesamte arktische Gebiet durch Dr. Karl Schneider zeigt jedoch, daß diese Gefahren jedenfalls in bestimmten Monaten nicht zu fürchten sind, zumal wenn eine Wetterberatung durch die an der russischen und sibirischen Eismeerküste, sowie auf den arktischen Inseln vorhandenen Funkstationen etwaige atmosphärische Störungen rechtzeitig erkennen läßt. Dieses moderne Weltfunknetz erleichtert auch, wie aus den anderen Anlagen der Denkschrift hervorgeht, die Navigierung des Luftschiffes in jenen hohen Breiten, in welchen sowohl der Magnet- wie der Kreiselkompaß versagt.

Eine einzige Fahrt quer über das Nordpolargebiet gibt auch die Möglichkeit, ausführliche Karten des überflogenen Gebietes zu gewinnen. Werden nämlich senkrecht nach unten Photographien aufgenommen, so stellen sie bereits eine Karte dar, die in ebenem Gelände an Genauigkeit der Einzelheiten jede andere nach der bisherigen Methode aufgenommene Polarkarte weit übertrifft. Ihr Maßstab hängt von der Entfernung des Luftschiffes vom Boden ab, und diese Strecke kann man mittels der neuen akustischen Methode des sogenannten Echolotes heute mit weit größerer Zuverlässigkeit messen als bisher.

So ist man imstande, unter Benutzung des Luftschiffes in zwei Tagen mehr zur Entschleierung jener eisigen Gefilde beizutragen, als viele mühe- und gefahrvolle Expeditionen zu Schiff und Schlitten von jahrelanger Dauer es vermochten.

Die Bedeutung einer solchen Polarfahrt mit dem Luftschiff kann daher nicht hoch genug bewertet werden, und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß der transarktische Luftweg, wenn seine Gefahrlosigkeit erst einmal praktisch nachgewiesen ist, die Reisedauer von Europa nach Ostasien von mehreren Wochen auf wenige Tage herabdrücken wird.

*

Salit

ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Digitized by Google

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt

Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen

mild, zart und wohltuend

Delespa-Flocken „Schnee“

sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms

anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke G.M.B.H.

Delmenhorst

Anekdoten

Auch eine Anwort.

Als Friedrich II. nach der Besitznahme von Schlesien im Jahre 1742 in das Bad Landeck in der Grafschaft Glatz kam, fragte er den Badewirt: „Na, wer ist Ihm lieber, der Preuße oder der Österreicher?“ Der Gefragte antwortete nach kurzer Überlegung: „s' bringt halt keener was mitte.“

*

Die Kriegs- und Domänenkammer.

Bei einer Abendunterhaltung bei Friedrich dem Großen kam einst die Rede auf die königliche Kriegs- und Domänenkammer. Einige Herren fragten nach dem Ursprung der für eine Verwaltungsbehörde wenig passenden Benennung: Kriegskammer. „Ja,“ erwiderte der König, „ich habe das selbst noch nicht recht herausgebracht; es wird wohl vom Kriegen herkommen: die Kammer will immerfort Geld kriegen!“ G.

*

Der vergeßliche Tod.

Der 95jährige Fontenelle traf in einer Gesellschaft mit einer Dame zusammen, die 90 Jahre zählte und die zu ihm sagte: „Ich glaube, der Tod hat uns vergessen.“ Fontenelle legte den Finger auf den Mund und machte vielsagend: „Pst!“

*

Die verspätete Sühne.

Dem Hofnarren König Heinrichs I. von Frankreich hatte ein vornehmer Herr gedroht, ihn wegen seiner spöttischen Reden zu Tode prügeln zu lassen. Der Narr lief zum König und beklagte sich darüber. Doch der König beruhigte ihn: „Fürchte nichts, wenn er dich töten sollte, will ich ihn eine Viertelstunde danach aufhängen lassen.“ — „Ach, Majestät,“ sagte der Narr, „könnten Sie ihn nicht lieber eine Viertelstunde vorher aufhängen lassen?“

*

Der bittere Narr.

Pace, den man den bitteren Narren nannte, hatte die Königin Elisabeth von England erzürnt, und sie untersagte ihm, an den Hof zu kommen. Nach einiger Zeit suchte man sie wieder auszusöhnen, und als man der Königin sagte, Pace würde fortan nichts Beleidigendes mehr sagen, gestattete sie ihm, wieder vor ihr zu erscheinen. „Nun, Pace, was bringst du mir?“ empfing ihn die Königin. „Soll ich meine Fehler von dir zu hören bekommen?“ — „Ganz gewiß nicht,“ erhielt sie zur Antwort, „denn ich pflege nie von solchen Dingen zu reden, von denen die ganze Stadt spricht!“

*

Sekten und Soßen.

Im 18. Jahrhundert befand sich der Marquis Caraccioli als Gesandter Neapels in London. Man fragte ihn, wie es ihm in England gefiele, und er erwiderte: „Wie soll es mir in einem Lande gefallen, in dem es hundert Religionssekten, aber zu allen Gerichten nur eine Soße gibt!“

*

Die feste Brücke.

Der Architekt Hupeau hatte in der Nähe von Orleans eine Brücke errichtet, und man griff ihn wegen der angeblich falschen Konstruktion dieses Bauwerkes heftig an. Nachdem die Pompadour eines Tages die Brücke passiert hatte, sagte ein Spottvogel: „Hupeau ist glänzend gerechtfertigt, seine Brücke hat die schwerste Last Frankreichs getragen, ohne zusammenzubrechen!“ C.

Digitized by Google

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Der Spielplan der Volksbühne E. V. wird mehr von Parteiprogrammen als von künstlerischen Absichten geregelt. Vor allen muß die K. P. D. mit dieser Art von Volkserziehung zufrieden sein. Im Theater am Bülowplatz fiel die Wahl auf Alfons Paquets russisches Revolutionsschauspiel „Sturmflut“. Granka Umnitsch, ein ins Überlebensgroße verzerrter Lenin etwa, ist der treibende Held; sein Gegenspieler der jüdische Großkapitalist Gad. In wildverworrenen Bildern wird der Kampf um die Macht und der Sieg des Bolschewismus gefeiert. Eine bezeichnende Szene: ein deutscher Matrose, der zur Roten Armee Rußlands desertiert ist, berichtet dem gefürchteten Umnitsch, daß seine Kameraden dem russischen Weltbefehl zur Meuterei leider nicht gefolgt seien, sondern ihren Offizieren diesmal noch Gehorsam geleistet hätten. Der Bolschewik sieht den jungen Deutschen haßerfüllt an, kaut seinen Priem schweigend weiter, und dann holt er aus und haut dem Unglücksboten eine Knallschote ins Gesicht, daß der wie vom Blitz getroffen zusammenbricht. Aber hernach, als er hört, daß der deutsche Deserteur Lebensgefahr auf sich genommen habe, um wenigstens für seine Person zu den russischen „Brüdern“ zu stoßen, umarmt er den Dreckskerl. Das deutsche Publikum der Volksbühne E. V. hat den Vorgang nicht niedergezischt, wie es die Franzosen, hat die Szene nicht bespien, wie es die Polen getan hätten, sondern bereitete der Spielleitung und den Darstellern einen gesinnungstüchtigen Erfolg . . . Ja, und dann sieht man im Zwischenakt die behäbigen, breithüftigen, gutgenährten Abonnenten dieses Riesentheaters friedlich ihre Wurst- und Käsestullen mit Patzenhofer-Bier hinunterspülen und glaubt's ihnen einfach nicht, daß sie im Grund ihrer Seele gar so blutrünstig veranlagt seien. Die verschwommenen, jedes dramatischen Aufbaus entbehrenden Vorgänge der „Sturmflut“ werden in stilloser Weise verbunden durch Filmzwischenspiele, deren wirkungssicherste die militaristischen Bilder der Roten Armee abgeben: sie sind wohl aus einem der zahlreichen Propagandafilme der Sowjets herausgeschnitten.

Auch für das neu den Volksbühnenzwecken zugeführte Theater am Schiffbauerdamm wußte die Vereinsleitung kein würdigeres Drama vorzubereiten als den dreiaktigen „Tausch“ des berüchtigten Deutschenfressers Paul Claudel. Eine breitausgesponnene lyrische Angelegenheit von entwaffnender Langweile. Ein junger Tunichtgut hat ein Mädel aus Bürgerkreisen nach der neuen Welt entführt, er ist ihrer überdrüssig und geht mit einem unbändig reichen amerikanischen Schieber, dessen leichtsinnige Frau sich ihm sofort angeboten hat, einen schäbigen Handel ein: sie werden ihre Weiber tauschen — und der Schieber übernimmt auf Generalunkosten die fernere Alimentierung. Ein Pistolenschuß bereitet der Idylle zu Vieren, die beliebig weitergehen könnte, wenn der junge Tunichtgut nicht abermals Reißaus nehmen wollte, ein schmerzlich-wohltätiges Ende. Die gespreizte Sprache aber verlängert die Qual des Abends ins Ungemessene und legt auch anderen Leidtragenden Fluchtgedanken nahe. Dabei ist festzustellen, daß Regie

Hurra!

Mutti bringt unsern

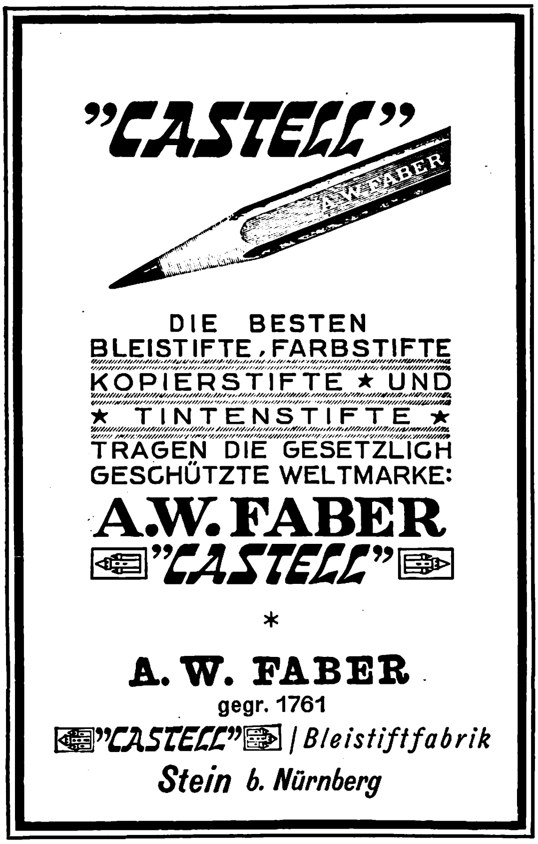
Kasseler

Hafer-Kakao.

Nur echt in blauen Schachteln zu Mk 1.—

niemals lose.

Digitized by Google



und Darstellung der Volksbühne einen bewundernswerten Fleiß und ein erstaunliches Können aufbieten, um solche zerflatternden Phantasiespielereien vor dem gefährlichen Schritt ins Lächerliche zu bewahren. Als russischer Gedanken- und Tatprotz wie als amerikanischer Millionenschieber bewährt sich wieder Heinrich George als die stärkste schauspielerische Kraft dieser Theater. Nur kennt man nun sein sinnliches Schnaufen, seine durch Kaubewegungen unterbrochenen langen Spielpausen, seine kurz-abgehackte, heisere, näselnde Redeweise schon zu gut, um noch bezwungen werden zu können.

Die Staatsbühne brachte im Schillertheater Knut Hamsuns, des großen norwegischen Romandichters, „*Spiel des Lebens*" in einer bis in die letzten szenischen Schwierigkeiten verblüffend echten und mitfortreißenden Aufführung heraus. Auch dieses Stück ist mehr Film oder Ballade oder Novelle als Drama. Aber der Atem starker Dichtung durchweht die Stimmung einzelner Szenen, und ein großer Denker spricht, wo der Gestalter ruht. Das Spiel rankt sich um Teresita, die majestätisch herrschende Großbauerntochter, die ihren Leib zuerst dem brutalen Steinhauer, dann dem intriganten Telegraphisten, darauf dem schwärmerisch verstiegenen Hauslehrer, schließlich dem aalglatten buckligen Ingenieur verschenkt: nur ihren Leib, ihr Herz nicht, denn sie ist ganz Triebwesen, besitzt wohl überhaupt keine Seele. Der Zufallsschuß eines halbblöden Bettlers, der als Ahasverus durch das Stück schreitet, bewahrt sie vor der Schande, als bezahlte Dirne zu gelten. Die an äußeren Geschehnissen überreiche Handlung ist vollgepfropft mit Symbolen. Gustav Hartungs Regie — sie benutzt Jessners Treppen und Podeste nun schon ganz gesetzmäßig — hatte eine starke Hilfstruppe aufgeboten: Agnes Straub, Fritz Valk, Carl Ebert, Erwin Faber, Krausneck.

Einen schauspielerisch ebenso interessanten Abend bot die Staatsbühne im Schauspielhaus mit Hans J. Rehfischs Komödie „*Duell am Lido*", das Jessner selbst in Szene gesetzt hat. Einen putzigen, witzigen, kulissensicheren Lustspielschreiber wie Rehfisch, der der talentvollste zeitgenössische Nachfolger der Blumenthal und Kadelburg werden dürfte, mit dem auf der Bühne unbehilflichen Dichter Knut Hamsun auch nur in einem Atem zu nennen, wäre natürlich Blasphemie. Aber das „Spiel des Lebens", das wie ein Albdruck wirkte, wird längst vergessen sein, wenn das „Duell am Lido", das allen Zuschauern einen amüsanten Abend garantiert, noch als Kassenstück der Staatstheater wirkt. Der Hochstapler Lederstroem kommt mit seiner Geliebten Ellen nach Venedig. Im Augenblick, da Lederstroem am Ende seiner Kunst und seiner Mittel ist und die Polizei ihm schon auf den Fersen sitzt, ergibt sich Ellen in rasch aufflammender Leidenschaftlichkeit dem mit mongolischem Blut gemischten reichen Limal. Zwischen den Männern kommt es zu einem seltsamen Zweikampf um die von beiden gleich begehrte junge Schöne: zu einer Redeschlacht, in der sie einander nicht vernichten, sondern in der sie einander wegen ihrer kessen Vorurteilslosigkeit schätzen, ja bewundern lernen. Und als die Polizei erscheint, entführt Limal den neugewonnenen Freund auf seiner Jacht. Ellen, von beiden Liebhabern verlassen, sucht sich einen dritten. Keck und überlegen witzig ist das Spiel ineinandergefügt. Ein Wirbel bunter Hotellebeleute fegt über die Bühne. Immer gibt's was zu sehen und zu lachen. Ein Shaw in der Westentasche? Entzückend wird das Stück gespielt. Die beiden Liebhaber sind Fritz Kortner und Rudolf Forster, das

Digitized by Google

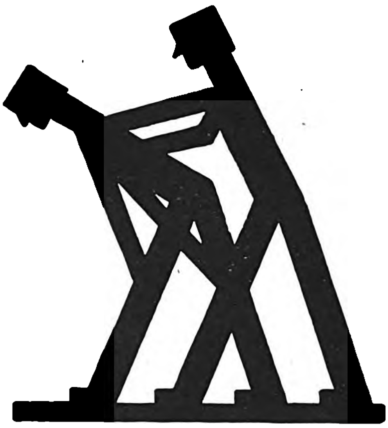
Weibchen zwischen ihnen ist Lucie Mannheim (vielleicht um ein paar Schatten zu seriös), köstliche Typen bieten Otto Laubinger als Hoteldirektor, Patry, Florath, Harlan. Und freigebig sind hübsche Mädchengestalten und allerlei elegante Mannequins aufgeboten, um die Szene angenehm zu beleben . . .

Mit einer zweiten Hochstaplerkomödie — Lonsdales „Mrs. Cheneys Ende“ — hat Barnowsky im Theater in der Königgrätzer Straße dank der köstlichen Bergener einen ebenso durchschlagenden Erfolg verzeichnen können. Man glaubt der Bergener ja alles, so unglaublich es ist: das kleine Diebsmädel, das sich zur elegant-verführerischen Salonschlange entwickelt hat, und vielleicht sogar die „reine Liebe“, die diese Komplize ihres Kammerdieners im Schlußakt ihrem Retter ins Brautbett mitbringt.

Reinhardt hat in der Komödie aus Mau hams schon früher hier gegebenem Schwank „Viktoria“ eine ähnlich lustige Farce herausgeholt. Eine Parodie des Enoch Arden-Motivs. Der totgesagte Ehemann kehrt heim, findet seine kapriziöse Frau, die ihm das Leben sauer genug gemacht hat, wiederverheiratet — und den neuen Gatten, dem die Ehe nicht leichter geworden ist, nur allzu gern bereit, ihm seinen rechtmäßigen Platz wieder einzuräumen. Beide wollen flüchten, zum Glück findet sich auch hier wieder rasch ein Dritter, der beglückt den Tröster spielt. Die spielerische Grazie der mit geistreicher Klavierbegleitung arbeitenden Regie läßt über ernste Peinlichkeiten rasch hinweghuschen. Das Spatzenhirnchen der koketten, verwöhnten, verputzten englischen Durchschnittssalondame charakterisiert die bildhübsche neue Kraft Lili Darvas ganz allerliebst. Einen durchaus überflüssigen Tanzlehrer mimt ebenso virtuos Curt Bois. Erste Kräfte stützen das lockere Nichts. Romanowsky als der dritte Dumme, den Viktoria findet, ist überwältigend komisch.

Aber der knappe Monatsbericht sei nicht abgeschlossen, ohne nicht des stärksten künstlerischen Erlebnisses zu gedenken, das die Vorosterzeit in den Staatstheatern brachte: der Musteraufführung von Mussorgskys „Boris Godunoff“.

Ein halbes Jahrhundert hat „Boris Godunow“ gebraucht, um sich die deutsche Bühne zu erobern. Dieses musikalische Volksdrama in neun Bildern stammt von einem genialen Dilettanten, der keine Partitur beherrschte. Der kongeniale Fachmann Rimsky Korssakoff hat das Werk für Orchester und Chor bearbeitet; Forscher behaupten, manche ursprüngliche Reize hätten unter der Hand des Bearbeiters gelitten; aber was uns geblieben, das ist das köstlichste Operngut, das je über die Bühne ging. Neun Bilder voller Saft und Kraft und Temperament. Ein paar Stunden voller Melodie und Harmonie. Neun neue Komponisten könnten neun neue Opern daraus machen. Die Technik ist nicht wesentlich über die Verdis hinaus entwickelt. Aber sie steht himmelhoch über den schwächlichen Lieblingsopern des deutschen Mittelstands wie „Mignon“ oder „Margarete“. Was „Carmen“ dem Westen gab, gab „Boris Godunow“ dem Osten. Freuen wir uns der Bereicherung. Die Geschichte dieses falschen Demetrius hat zwar keine starke geschichtliche Berührung mit unsern innersten Belangen, aber ihre Vertonung schenkt uns ein Schwelgen in edelster Musik. Theodor Scheidl, die Arndt-Ober, Carl Braun und andere beste Kräfte des Opernhauses, Szell als Dirigent, Hörth als Spielleiter, und das unvergleichlich herrliche Orchester bringen dieses schönste Krongut, das uns aus dem Kunstschatz des zerschmetterten Zarenreichs verblieben, zur Wiederauferstehung. P. O. H.



Salit

ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50 % Salit. pur., Salit-Crême 25 %. Salit. pur. = 70 % Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Zur Zofe sagt die Dame streng:
Nur „Steckenpferd“ dient meinem Teint
Der Duft entzückt, und ich begreife
Den Zauber dieser milden Seife!

Steckenpferd-Seife

Beste Lilienmilchseife für zarte weiße Haut

Digitized by Google

Delespa

Die Lieblingsmarke der vornehmen Welt

Die Ideal-Marke der sparsamen Hausfrau

Man verlange überall nur:

Delespa-Seifen
mild, zart und wohltuend.

Delespa-Flocken „Schnee"
sparsam, hochschäumend und wäscheschonend

Delespa-Parfüms
anhaltend, vornehm und diskret

Delespa-Werke G.M.B.H.
Delmenhorst

Familie Buchholz in Italien

Sollen wir nach Italien reisen? Die einen sagen, wir könnten unsern vergewaltigten Landsleuten in Südtirol nur dadurch helfen, daß wir die Italiener mitsamt ihren Waren boykottieren. Darauf erwidern die andern: Die Rechnung stimmt nicht! Der Faschismus ist so rücksichtslos, daß wir im Reich ihn mit Rücksicht auf die Tiroler nicht durch Boykotterklärungen reizen sollen, die zudem wirkungslos zu bleiben pflegen. Außerdem würden wir durch Meiden des italienischen Bodens die Südtiroler mit ihrem blühenden Gastwirtsgewerbe schwer schädigen, sie erst recht dem Zustrom italienischer Touristen aussetzen und ihnen das stärkende Gefühl unserer tätigen Teilnahme rauben. An einem Lande, wo die Presse geknebelt ist, braucht man die Aussprache von Mund zu Mund, und ein tröstliches Wort wirkt mehr als ein Leitartikel.

Man sollte auch diese Sache, in der Ferienfreude und Politik unlösbar verquickt sind, nicht über den Leisten schlagen. Wer aus gesundheitlichen und beruflichen Gründen nach Italien muß, fahre in Gemütsruhe hin, und wer ein Herz für die mißhandelten Tiroler hat, der reise nach Südtirol.

Weder in Südtirol noch in Italien hat dagegen Familie Buchholz etwas zu suchen, deren zahlreiche Nachkommenschaft heute nicht so nett und harmlos wirkt wie zu des seligen Stinde Zeiten. Wer reist, um dagewesen zu sein, der merkt auch in Bozen und Meran nicht, worum es sich handelt, sondern staunt die Karabiniere an und möchte mit den Engländern verkehren, die sich nicht die Mühe machen, ihn anzusehen. Wer bloß vor den Moses des Michaelangelo tritt, um: „Gott, wie monumental!" zu sagen, der wirft sein Geld zum Fenster hinaus, und es ist ein Jammer, daß es dem Italiener zugute kommt.

Die Familie Buchholz sollte in sich gehen. Sie sollte sich einmal überlegen, ob es sich nicht einmal lohnt, in Naumburg oder Bamberg auszusteigen. Wie oft ist man schon daran vorbeigefahren, und Liesel, die Kunstgeschichte studiert, sagt selbst, es sei etwas Herrliches. Wer reist nach Stralsund, wenn er nicht muß, und wie unmodern ist seit Jahren der Rhein geworden und war, mit Recht, das Entzücken unserer Eltern und Großeltern, ja sogar der Engländer, die es doch wirklich wissen mußten. Wer lächelt nicht, wenn der Name Bautzen fällt, und es ist eine Stadt, die sich an geschichtlichen Erinnerungsmalen, an architektonischer Wucht, an malerischem Reiz von wenigen übertreffen läßt. An solchen Städten und ihren Landschaften sehen Buchholzens vorbei und bilden sich ein, sie hätten etwas davon, wenn sie zwei Tage in Florenz durch die Galerien tobten oder sich in Venedig auf einem Motorboot durch den Kanal fahren ließen. Buchholzens haben mehr von Italien, wenn sie sich irgendeinen italienischen Saal, aber nur einen, in der nächsten Galerie ansehen, und eine Fahrt an einem Alltag von Wannsee nach Potsdam oder von Dresden nach Pillnitz ist ebenso entzückend wie erfrischend und hält das Geld im Lande.

Aber leider, Buchholzens lesen diese Zeitschrift nicht, und sollte sie ihnen in die Hände fallen, so sagen sie: „Erst recht! Wir haben das Geld, und was Tübbikes gekonnt haben, können wir schon lange!"

Der Beobachter

Von den Berliner Bühnen

Ein neues Theaterstück, das an einer Berliner Bühne aufgeführt sein will, darf unter keinen Umständen den Forderungen der Lessingschen Dramaturgie entsprechen. Was nun gar Laube als schulgerecht gebautes Drama gelobt hätte, ist ganz verpönt. Man erkennt keine Schulform mehr an. Eine lose Folge von Szenen will der moderne Regisseur bearbeiten. Denn das Theater ist nicht mehr des Dichters halber da, sondern das Bühnenstück dient dem Zweck, die Bravour der neuen Inszenierungskunst darzutun. Gelangt ein klassisches Drama zur Aufführung, so kann man zehn gegen eins wetten, daß dieser Umstand lediglich einem ganz besonderen Regieeinfall zuzuschreiben ist. Die Schrulle des Hamburger Theaterleiters Ziegel, „Hamlet" im Smoking spielen zu lassen, ließ auch die Berliner Regie nicht ruhen. Der Versuch der Volksbühne mit Goethes „Faust" ist aber glücklich gescheitert. Ein unbändiger Arbeitsdrang, aber auch eine oft gefährlich aufdringliche Originalitätssucht beseelt diese Leidenschaftsverwalter, deren Wirken früher stillverborgen der heiligen Aufgabe gewidmet war, das ihnen anvertraute Werk als gute Treuhänder dem Verständnis des Zuschauers zu vermitteln. Gewiß hat die Technik der Regisseure in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht; ebenso wie die Kunst der Kapellmeister; aber es läßt sich nicht leugnen, daß an beiden Stellen eine Eitelkeit großgezogen worden ist, deren Schäden den sachlichen Gewinn zu beeinträchtigen beginnen.

Ein Gewinn war es unbedingt, wenn wagemutige Regisseure großen Stils wie Jeßner, Reinhardt, Barnowsky und andere die stürmereichen Literaturepochen der Vergangenheit durchackerten, um Dramen ans Licht zu ziehen, denen der Beifall der Zeitgenossen versagt blieb, die der alte Theaterfachmann für unaufführbar hielt und die nun unter neugeschulter Hand mit Hilfe der neuen technischen Mittel zu verblüffender Wirkung gelangten. Um Grabbe, Strindberg, Wedekind hat es gelohnt. Weniger Glück fand der Versuch, die Romantik Eichendorffs wieder auf lebendige Füße zu stellen. Die Volksbühne gab im Theater am Schiffbauerdamm des Dichters Komödie „Die Freier" in einer runden, hübschen, gewollt-naiven Darstellung mit ganz reizender Kammermusik von Wolfgang Zeller. Aber der Staub liegt doch gar zu dick auf dieser Biedermeierwelt. Man möchte sich Mühe geben, sich von dem Zauber der Vorväter-Gemütlichkeit einfangen zu lassen, — aber es läßt sich dabei ein Rest des Familien- und Dilettantentheaters nicht überwinden, wie er auch den kleinen Stücken Körners anhaftet, oder etwa der Lortzingschen „Opernprobe", die die Städtische Oper aus unbekannten Gründen der wohlverdienten Vergessenheit zu entreißen gedachte.

Das Verdienst, auch nicht im entferntesten die alten Schulforderungen des Dramenbaus zu erfüllen, dürfen die beiden Neuheiten der übrigen Volksbühnen — Schillertheater und Theater am Bülowplatz — ohne weiteres für sich in Anspruch nehmen: Hans J. Rehfischs Komödie „Nickel und die 36 Gerechten" und Paul Zechs

Mein blühendes Leben

verdanke ich dem köstlichen

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln zu 1.- Mk. nie lose.

szenische Ballade „Das trunkene Schiff". Rehfischs literarisch beste Leistung war bisher sein nachdenkliches Spiel: „Wer weint um Juckenack", sein stärkster Theatererfolg war seine amüsante Gesellschaftssatire „Duell am Lido". In seiner neuen Komödie will er tiefer schürfen. Wir sollen einen tragischen Kasperle erleben. Kaspar Nickel, der Wilddieb, auf seinem nächtlichen Abenteuer angeschossen, noch eben dem Wachtmeister entwischt, wund und fiebernd im Bett vom Dorfarzt betreut, hört die Legende von den 36 Gerechten: solange die ehrbar und gottgefällig leben, soll keine neue Sündflut wiederkommen. Nun ist grade der reiche, wohltätige Hausherr gestorben, der nach Nickels Meinung einer der 36 war. Im Fieberwahn und Alkoholrausch hält er sich für berufen, der Nachfolger des verehrten Toten zu werden. Er zieht einen neuen Lebenswandel an, verläßt seine Geliebte, nimmt an erbaulichen Werken teil, gerät dabei in die Hände einer abgefeimten Betschwester, wird schließlich zum Kinderspott — und ginge auf diesem seltsamen Buß- und Heilsweg völlig vor die Hunde, wenn er nicht rechtzeitig entdeckte, daß der angeblich heilige Mann, dem er nachzueifern trachtete, ein ganz erbärmlicher Heuchler und Halsabschneider war. Denn diese Entdeckung vernichtet ihn nicht, sondern verhilft ihm zur seelischen Befreiung. „Niemals hab' ich so viel lügen müssen wie seit dem Tag, da ich ein Gerechter geworden bin!" gesteht er ein. Und er stellt sich für seine Wilddiebereien dem Gericht, erlöst von den Fesseln seiner vermeintlichen Mission. „Der Nickel ist frei!" ruft er, indem er sich ins Gefängnis abführen läßt. Rudolf Forster spielte den Kaspar Nickel in vielen Einzelheiten ganz köstlich; aber die in seinem Darstellungsstil vorherrschende Parodie seiner selbst blinzelte immerzu ins Publikum hinein, so daß man keinen Augenblick an den armen Narren glaubte, man sah nur den gewandten Schauspieler, der wie Peter Squenz das Publikum zwischendurch aufklären zu müssen glaubt, daß der Löwe kein richtiger Löwe sei. Erdhaft, gesund, Triebmensch und guter Kerl war Agnes Straub als Nickels Geliebte, Walter Werner gab den unhygienischen Arzt mit rabbinerhaft beseelter Menschen- und Tierliebe, und Lucie Mannheim verlieh der sonst papieren gebliebenen Betschwester ein paar aufreizende Cancanschritte, die in einer allgemeinen Trunkenheitsszene den Höhepunkt darstellen. Die Regie von Albert Florath wäre mehr zu loben gewesen, wenn sie den Hauptdarsteller zu größerer Simpelhaftigkeit veranlaßt und den Dichter Rehfisch gezwungen hätte, den vierten Teil, noch besser den dritten, der unendlich breitgesponnenen Dialoge und Monologe zu opfern.

Paul Zech, der feine Lyriker und Novellist, beansprucht gar nicht erst, mit seinem „Trunkenen Schiff" als Dramatiker gewertet zu werden. Er streut ganz einfach eine Fülle von Szenen hin, die mehr oder minder wichtige Entwicklungsphasen aus dem Leben des französischen Dichters Arthur Rimbaud zeigen: seine Jugend in der Dumpfigkeit der philiströsen Kleinstadt, seine Flucht nach der Stadt des Lichts, seine aufregende Freundschaft mit dem einst berühmten, jetzt seelisch verlotterten und äußerlich verlumpten Dichter Verlaine, ihre Trennung, Verlaines Abschub ins Gefängnis, Rimbauds neue Flucht in die Welt. Der Titel des Stücks ist der von Rimbauds Hauptwerk — das wohl nur die wenigsten deutschen Theaterbesucher gelesen haben dürften. Rimbaud kennt nur ein Ziel und eine Lebensaufgabe: Revolution zu machen

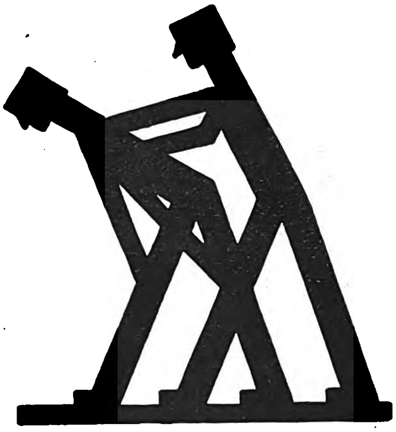
Digitized by Google

gegen alles Bestehende, das bürgerliche Europa wie jede Form des Staats, der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens. Diesen altväterischen Revoluzzer uns vorzuführen, der überdies noch etwas arg Wehleidiges hat, war ja nicht unbedingt erforderlich; aber am Bülowplatz hätschelt man solche Erscheinungen aus anderen als künstlerischen Gründen. Wenigstens ging die Bildfolge blitzschnell vorwärts. Erwin Piscator holte sich mit seiner Inszenierung, die mit denkbar kümmerlichstem äußeren Apparat arbeitet, starken Beifall. Achaz und Streckel trafen als Rimbaud und Verlaine wohl die Wünsche des Autors — Menschen, an deren Schicksal wir Anteil haben könnten, waren sie nicht, durften sie nicht sein. Ein Literatenspiel mit Schatten, rasch verhuscht und wohl auch rasch vergessen.

Ist's nicht ein bißchen verdrießlich, gleich darauf die behagliche Feststimmung miterleben zu müssen, in die Albert Patrys Inszenierung von Paillerons „Die Welt, in der man sich langweilt" das ganze Staatliche Schauspielhaus versetzt hat? Ein gepflegter, alter Franzose aus der Philisterzeit der achtziger Jahre, glänzende Rollen, zeit- und stilgetreue Ausstattung, amüsante Chargen, ein fein geknüpftes Intrigenspiel, lustige theatralische Höhepunkte, ein witzsprühender Dialog, alles im muntersten Tempo heruntergespielt! Nun: Rosa Bertens, die unvergleichliche Sprecherin, die in den altgriechischen Tragödien wie in Tolstoys Dramen und in den ausgelassensten Schwänken („Die Marquise!") immer so meisterhaft den rechten Stil traf, als geistreich überlegene Herzogin wiederzusehen, ist ein zu freudiges Theaterereignis, als daß man den Rückfall in die „gute alte Zeit" bedauern dürfte.

Inzwischen hat ja auch schon die Sommersaison alle Ansätze zu Dichterernst und Regiekunsttaten verschlungen. Man gibt auf den traditionbeschwerten Brettern des Deutschen Theaters einen überwältigend komischen Ulk von Hans Reimann, durchsetzt mit einigen hundert mehr oder weniger guten Extemporés und Kalauern von Max Adalbert: „Das Ekel". Ein Rauhbein, ein nörglicher, verärgerter, rechthaberischer, aufgeregter, jähzorniger Berliner, der das Maul nicht halten kann, sich und die Seinen in tausend Ungelegenheiten bringt, schließlich vors Gericht kommt und da endlich schweigen lernt — aber wie kann Adalbert auch schweigen, mit dem Munde schweigen, während der ganze Mensch ein zitternder Protest ist! — und der in einer sanft an Maria Stuarts Abschied erinnernden Parodie zu guter Letzt ins Kittchen abzieht. Ein rechtes Ekel — aber doch eigentlich mit der Gemütsklappe. Denn das Stückchen Tragiker steckt in Adalbert wie in jedem echten Komiker, in Pallenberg vor allen.

Ein englisches Lustspiel, „Gefallene Engel" von Noel Coward, hat den Sommer im Theater in der Königgrätzer Straße eingeleitet. Das Lustspiel steht und fällt mit den beiden weiblichen Hauptgestalten, die alle drei Akte beherrschen, überhaupt kaum von der Szene herunterkommen, und es ist als ein Kunststück der Regie (Jul. E. Herrmann) anzuerkennen, daß Tempo und Gliederung der zahlreichen Frauenduettszenen, ihr Rhythmus und ihre Bewegung keinerlei Langweile aufkommen lassen. Roma Bahn und Carola Steyer holten sich einen ganz starken Schauspielererfolg. Ihre Schwipsszene, die von der temperamentgepeitschten Lustigkeit bis zum heulenden Elend alle Stadien durchmacht, lohnt allein den Abend. Der Inhalt? Julia und Jane haben vor ihrer Ehe



Salit

ZUM EINREIBEN

bei Rheumatismus, Hexenschuß, Reißen, Gliederschmerzen, Ischias, Folgeerscheinungen v. Gicht u. Influenza. Salit dringt durch die Haut in den Körper, belastet also im Gegensatz zu Medikamenten, die man einnimmt, weder Magen noch Darm.

Salit-Öl enthält als wirksamen Bestandteil 50% Salit. pur., Salit-Crême 25%. Salit. pur. = 70% Salicylsäurebornylester.

In allen Apotheken: Fl. zu 1.50 M., Doppelfl. 2.50 M.

Salit-Crême Tube 1.— M.

Zur Zofe sagt die Dame streng:
Nur Steckenpferd dient meinem Teint
Der Duft entzückt, und ich begreife
Den Zauber dieser milden Seife!

Steckenpferd-Seife

Beste Lilienmilchseife für zarte weiße Haut.

Digitized by Google

Digitized by Google

fig in der Farbe, im Firnis, im Material. Werden geputzt, „wieder aufgefrischt“ und von fremder Hand restauriert.

Ist schon die Frage der Behandlung gesund gebliebener alter Bilder für den Museumsfachmann wie für den Sammler eine sehr umstrittene, so ist noch viel komplizierter und nicht weniger wichtig das Kapitel Bilderkrankheiten.

Gemälde, die auf Holz gemalt sind, werden häufig vom Wurm zerfressen, der oft auch aus dem Rahmen kommt, den zu untersuchen sich fast immer empfehlen wird. Ist die Malerei durch den Wurmfraß noch nicht ernstlich gefährdet, spritzt man die Löcher aus oder erstickt ihn. In schlimmeren Fällen wird das Bild parkettiert, d. h. nachdem die Vorderseite mit Papier beklebt ist, um das Abfallen von Farbteilchen zu verhindern, und die Rückseite geebnet ist, wird auf dieser das Parkett in Form von Längs- und Querbalken angebracht; und zwar werden die ersteren darauf geleimt, während die Querleisten lose in den Öffnungen der Längslatten liegen, um das „Verwerfen“ der Holztafel zu verhindern.

Ist die Malerei selbst schon vom Wurm angefressen, so gibt es noch zwei Mittel, um das Bild zu retten; entweder die Übertragung der Oberfläche auf Leinwand oder auf ein anderes Brett. Wie beim Parkettieren wird die Vorderseite mit Papier beklebt und so auf eine Hilfsleinwand gebracht, daß die Papierseite dieser zugekehrt ist. Dann wird durch Schaben und Reiben das Holz so dünn wie möglich gemacht, daß man schließlich eine Schicht bekommt, die nur aus der Grundierung und der Malerei besteht. Diese wird dann auf die Leinwand gebracht.

Auch der Firnis, der ja die Farben frisch erhalten und gegen atmosphärische Schädigungen schützen soll, ist vielen Veränderungen und Krankheiten ausgesetzt. Oft wird er fleckig und trübe; dunkelt nach, wird bräunlich und manchmal sogar schwarz. Um trübe gewordenen Firnis zu beseitigen, bedient man sich im allgemeinen der Pettenkoferschen Regeneriermethode. Das Polster eines flachen Kissens wird mit Alkohol getränkt und dieses dann auf die betreffende Stelle des Bildes gelegt. Durch die Alkoholdämpfe werden die trüben Firnislagen zersetzt, ohne daß die Farben selber gefährdet werden. Es wird danach eine neue dünne Firnisschicht darübergelegt und nochmals so lange gedämpft, bis die Farboberfläche durchsichtig geworden ist.

Die Leinwand alter Bilder kann sich zusammenziehen oder ausdehnen; in beiden Fällen springt die Farbe ab. Kleinere Schäden heilt man hier in der Regel so, daß man die Leinwand auf der Rückseite mit Klebestoff tränkt und gegen die lose gewordenen Farbteile drückt. Fällt die Farbe in größeren Stücken ab, oder beginnen die Sprünge innerhalb der Oberfläche (die sogenannte Craquelure) das Bild zu gefährden, oder wird die Leinwand an den Rändern brüchig, so schreitet man, um das Bild noch zu retten, zum Rentoilieren, d. h. die Farbschicht allein wird auf eine neue Leinwand übertragen, während beim Doublieren die alte Leinwand samt der Farbschicht auf eine zweite neue Leinwand geklebt wird.

Die schwierige Operation des Rentoilierens geschieht nach W. Martins Beschreibung in folgender Weise: Auf einem Tische liegt die auf einen Rahmen gespannte Hilfsleinwand. Auf diese wird das kranke Bild, nachdem es auf der Vorderseite mit Papier beklebt wurde, gepappt. Die Reihenfolge der einzelnen Teile ist also: 1. die Hilfsleinwand, 2. die Papierschicht und 3. die daraufgepappte Farbschicht. Ist die Arbeit so weit ge-

Das Geheimnis manncher Menschen, durch das sie sich am Tage trotz angestrengtester Tätigkeit wohl und frisch fühlen, heißt:

Tell Schokolade

Sie erfrischt, belebt u. kräftigt. Aber kaufen Sie nur Tell-Schokolade, da sie aus allerbesten Rohstoffen u. nach den Grundsätzen jahrzehntelanger Fabrikations-Erfahrung hergestellt ist. Sie mundet Ihnen ausgezeichnet!

Käuflich: In allen einschlägigen Geschäften

Hartwig & Vogel A.-G.
Dresden

Digitized by Google

diehen, so kann der Blendrahmen, auf den es bisher gespannt war, entfernt werden. Dann muß die Leinwand entfernt werden, und zwar durch Abschleifen mit Bimsstein oder durch Auflösung auf chemischem Wege; oft wird sie auch nur so weit weggeschliffen, daß die Klebemasse durch alle Öffnungen bis zum Malgrund und der Farbschicht durchdringen kann. Ist die Behandlung der Rückseite so weit gediehen, daß die neue Leinwand angebracht werden kann, spannt man diese auf einen Blendrahmen, der größer ist als das betreffende Gemälde, und legt sie auf die Rückseite des Bildes. Nachdem sie mit Keilen straff gespannt ist, wird die Klebemasse auf die Rückseite der neuen Leinwand gebracht. Die Klebemasse, im allgemeinen Wachs, wird nun durch Plätten mit einem Bügeleisen so lange flüssig erhalten, bis sie durch die neue Leinwand, durch die Sprünge des Malgrundes, durch die Öffnungen der Hilfsleinwand bis auf den Tisch durchgedrungen ist und schließlich, nachdem die beiden Leinwande aus dem Rahmen geschnitten, Hilfsleinwand und Kartonage entfernt sind, das Bild selber, auf die neue Leinwand geklebt, zum Vorschein kommt.

Eine der unangenehmsten und schwierigsten Erkrankungen der Farbe ist die sogenannte Ultramarinkrankheit. Ultramarin gehörte zu den teuersten Farben, und wo schlechte Sorten verwandt wurden, ist das Blau oft trübe geworden; es sieht dann aus, als ob eine Schicht von Schimmel darüberläge. Geeignete Mittel gegen eine solche Erkrankung gibt es bisher noch nicht.

Dr. **Fritz Nemitz.**

Anekdoten

Die Weisheit des alternden Liebhabers

Der Prinz von Conti war immer ein großer Verehrer des schönen Geschlechts gewesen; als er aber älter und kränklich wurde, suchte er diese Neigung zu unterdrücken. „Es ist Zeit," sagte er, „daß ich an meinen Rückzug denke; ehedem nahm man meine Artigkeiten für Liebeserklärungen auf, jetzt hält man meine Liebeserklärungen nur für Artigkeiten." — fg —

*

Der stille Winkel

Dem französischen Dichter Marot, der auf einen Bischof eine Satire gemacht hatte, wurde mit einer Anzeige gedroht. „Meinetwegen," sagte Marot, „ich werde mich schon in einen Winkel zu verkriechen wissen, wo der Bischof mich nicht finden wird." — „Einen solchen zu finden, dürfte doch wohl schwer werden." — „Durchaus nicht," entgegnete der Satiriker, „ich brauche ja nur in des Bischofs Studierzimmer zu gehen, da kommt er nie hin!" — ll —

*

Das unbestechliche Modell

Auf einer Studienreise durch Kleinrußland fand der Maler Repin einst eine Gruppe im Grase liegender Männer. Rasch zog er sein Skizzenbuch heraus und zeichnete. Aber gerade der Mann, der ihn am meisten fesselte, war im Begriff, einzuschlafen. Repin rief ihm zu: „Fünf Rubel sollst du haben, wenn du wach bleibst und dich zeichnen läßt." Der Mann blinzelte faul den Maler an und sagte: „Hier hast du zwei Kopeken und laß mich in Ruhe!" — ll —

Digitized by Google

German

40. Jahrg. / August 1926 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

LIBRARY OF
20
ILLINOIS

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

PREIS OFFEN UND GESCHLOSSEN VON MARK 7250.– AN

In der Stadt

geschmeidig u. ruhig

Auf der Landstraße

schnell und sicher

In den Bergen

ein guter Steiger

ADAM OPEL RÜSSELSHEIM A.M

Digitized by Google

Das Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs ein Fest für unsere Leser!

Jedes unserer Hefte bringt unseren Lesern Freude. Das ist der Schlüssel zu dem beispiellosen Erfolg unserer Zeitschrift. Aber das 1. Heft des neuen Jahrgangs

das Septemberheft

wird doch immer mit ganz besonderer Spannung erwartet, und wir wollen unseren Freunden die Vorfreude gönnen, indem wir ihnen schon jetzt den Inhalt verraten:

Viktor von Kohlenegg: Der Gast auf Juchhee
ein humorgesegneter, behaglicher Roman

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Zet
eine geistreiche Plauderei über die moderne Liebe

Karl Federn: Eileen
eine spannende und geheimnisvolle Novelle aus den Tagen von Waterloo

Farbig illustrierte Aufsätze

Schweizer Kunst. Von Prof. Dr. W. F. Storck, Direktor der Badischen Kunsthalle. / Das Oldenburger Museum. Von Dr. Walter Müller-Wulckow, Direktor des Oldenburger Landesmuseums. / Dahlien. Von Gartenbaudirektor Prof. Theodor Echtermeyer / Illustrierte Rundschau über Kunst und Kunstgewerbe

Sonstige Beiträge

Heinrich der Löwe. Von Prof. Dr. Karl Hampe / Heidenlärm und Kinderspiel. Von Prof. Dr. Curt Sachs / Erinnerungen. Von Heinrich Federer / Neue Bücher. Von Karl Strecker und Dr. A. Berger / Der Beobachter / Neuigkeiten vom Büchertisch

Kunstbeilagen

nach Werken von Imre Góth, Angelo Jank, Rudolf Marcuse, Henrik Moor, Alfred Roloff, Georg Schrimpf, Richard Seewald

Wir bitten, das Abonnement auf die Hefte bald zu erneuern, da das erste Heft trotz reichlich bemessener Auflage erfahrungsgemäß schnell vergriffen ist und nicht immer nachgeliefert werden kann.

Verlag u. Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator, Penetrator, Vibrofix und Sanofix
Elektrische Massage-Apparate

★

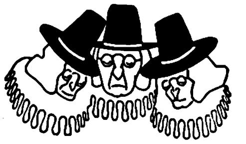
Radiolux und Radiostat
D. R. P.
erdschlussfrei
Elektrische Hochfrequenz-Apparate

★

Vapofor
Elektrisches Gesichts-Lichtdampfbad

In der Sternwarte.
„Kollega, wart' wir woll'n mal sehn / Den neuen Komet, der die Nacht erhellt!" — / „Du irrst, mein Lieber, das ist der Fön / Auf seinem Siegeszug um die Welt!"

Sicherheits-Heizkissen SANOTHERM
mit Vacu-Regler
D. R. P.



Nur echt mit Dreimännerbild

Unentbehrlich zur Krankenpflege

Auch dem Gesunden gewährt es grösste Behaglichkeit an kalten Tagen, bei kalten Füssen und als Bettwärmer.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke „FÖN"
Hunderttausende in Gebrauch ★ Überall erhältlich

Für jede witzige Reklame-Idee, die wir abdrucken, stiften wir dem Einsender einen „Origial-Fön"

FABRIK: ELEKTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24

Digitized by Google

Zur
geschmückten Tafel
gehören Gerichte in ansprechender Form. Die Gebra-Garnierspritze verleiht Torten und Nachspeisen ein immer neues, überraschendes Aussehen; man lobt die Geschicklichkeit der Hausfrau.

Der Gebra-Garniersatz besteht aus gut vernickelter Spritze und sechs verschiedenen, auswechselbaren Tüllen.

Durch alle guten Fachgeschäfte zu beziehen, wo nicht erhältlich, wenden Sie sich bitte an uns.

*

Gebr. Arndt.
METALLWARENFABRIK
QUEDLINBURG.

Digitized by Google

Ferientage

verleihen neue Spannkraft und erfrischen Geist und Körper. Und um wieviel mehr noch, wenn Sie die schöne Zeit im Bilde festhalten und sich beliebig oft wieder daran erfreuen können!

Vergessen Sie deshalb nicht, eine

GOERZ-KAMERA
und
GOERZ-TENAX-FILM

mitzunehmen. Goerz-Fabrikate bieten Ihnen die Gewähr, dass Sie wirklich Freude am Photographieren haben!

Bezug durch die Photohändler. *Prospekte kostenlos!*

Opt. Anst. C. P. Goerz A.-G., Berlin-Zehlendorf C 39

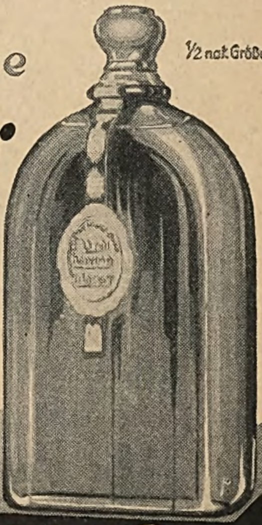
Wichtig für Sport u. Reise

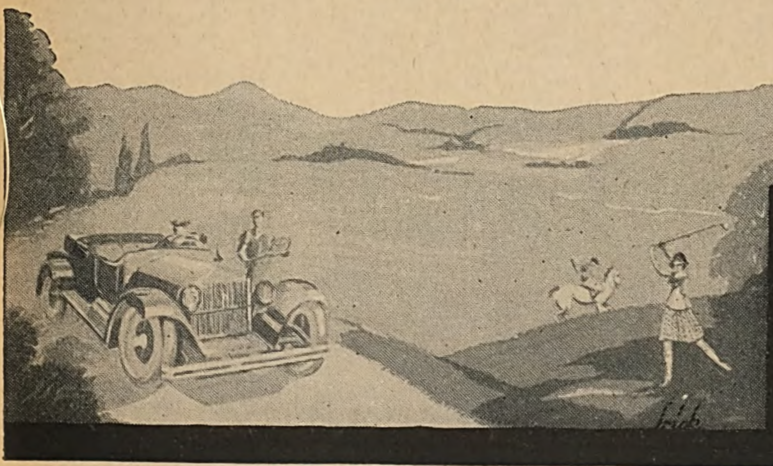
Uralt Lavendel-Wasser

in der neuen flachen Flasche

M. 2,50

½ nat. Größe





GUSTAV Lohse BERLIN

Digitized by Google

So backt man mit MONDAMIN Napfkuchen

200 gr. Margarine (oder 125 gr. Butter) mit 2 Eiern, 200 gr. Zucker, dem Abgeriebenen einer halben Zitronenschale und einer Prise Salz schaumig einrühren. Dann 125 gr. Mondamin und 375 gr. Mehl, gemischt mit 1 Päckchen Mondamin-Backpulver und einem knappen ¼ Liter Milch beigeben und das Ganze gut durcharbeiten. Die Kuchenform mit Butter gut einfetten und den Teig etwa 1 Stunde in mittlerer Hitze backen lassen.

Wichtig: Vor dem Anrühren Mehl mit MONDAMIN vermischt mehrmals durchsieben!

Einzige Fabrik und Bezugsquelle der echten Münchener **Loden**

Fertige Bekleidung — Massanfertigung — Sportausrüstung

Loden Fabrik gegr. 1842 **Frey,** München. ★ Katalog gratis Muster 545 franko gegen Rückgabe

STAHLWARENFABRIK
J·A·HENCKELS
ZWILLINGSWERK
SOLINGEN

empfiehlt ihre Fabrikate mit dem bekannten Zwillingszeichen

HAUPTNIEDERLAGE BERLIN W 66
LEIPZIGER STRASSE 117/118

Sprechapparate zu Fabrikpreisen

Direkt an Private

Verlangen Sie Liste B

Meinel & Herold Sprechapparate-Fabrik

Klingenthal/Sa. № 365

Suche Seifenverkäufer.
20 Muster Mk. 2,40 frei Nachn.
F. Hoffter, Breslau Sv 722.

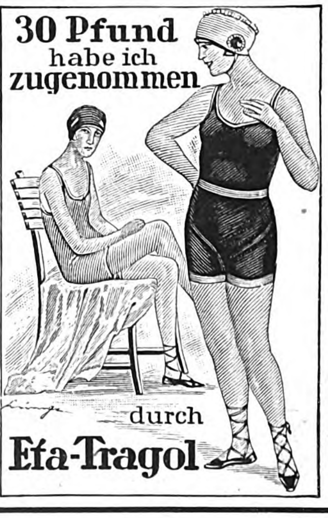
„Welt-Detektiv"

Auskunftei Preiss, Berlin W. 56, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —
Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)

Spezial-Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

Briefmarken-haus **H. BURBACH, Köln,** Krebsgasse 18. Gegr. 1898.
1000 versch. 3.—; 20 Albanien 3.—; 40 Bosnien 2.—; 2000 versch. 10.—; 100 Bulgarien 3.—; 100 Schweiz 4.—; 100 franz Kol. 1.—; 100 portug. Kol. 2.—; 100 engl. Kol. 1.—; 100 Schweden 2.50.
Verlangen Sie sofort Sonderangebot betr. Überraschungspakete, Preisliste und Raritätentafel frei.

Metallbetten
Stahlmatratzen, Kinderbetten günstig a. Private. Katalog 380 fr.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).



Es gibt Personen, die, ohne krank zu sein, so wenig Neigung zum Fettansatz haben, dass ihre Magerkeit sehr unschön in die Augen fällt. Namentlich bei Damen wirkt die stete Erinnerung an das Knochengerüst, das wir in uns tragen, recht peinlich. Bekanntlich beruht die weiche, gleichmässige Rundung der Formen, die ein Zeichen weiblicher Schönheit ist, auf normalem Unterhautfettgewebe. Auch ist das Fett für viele Organe, z. B. die Nieren, den Augapfel, den Drüsenkörper der Brust, ein unbedingt notwendiges Polster. Zur Beseitigung der Magerkeit und zur Schaffung der gewünschten Fülle sind die.

Eta-Tragol-Bonbons

ein vorzügliches Mittel. — Durch den Genuss der „Eta-Tragol-Bonbons" lässt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Zugleich schaffen sie aber auch, indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50% vermehren, Nervenkraft und Blut.

Schachtel M. 2.50 gegen Nachnahme.

Nur zu beziehen von der „Eta"-Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2.

Digitized by Google

PHOTOPAPIERE

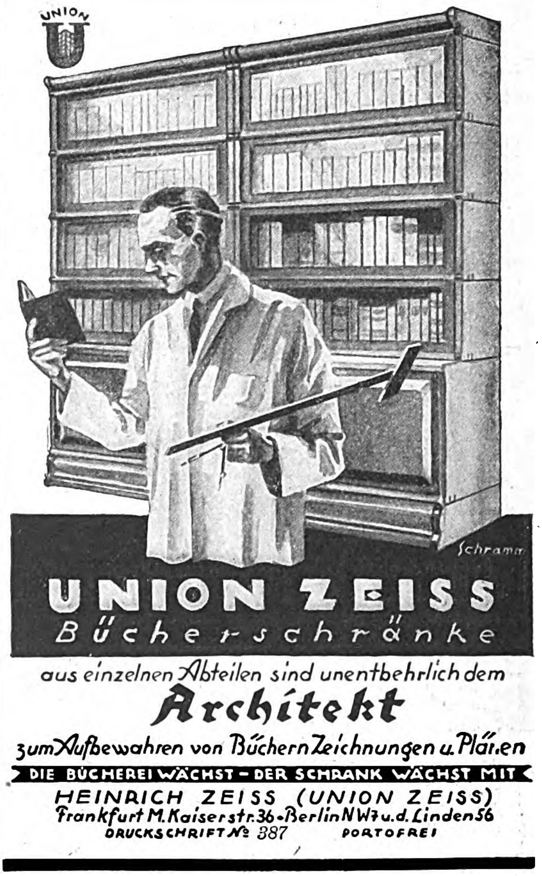
Sie vergeuden weder Zeit noch Geld durch Mißerfolge — bei Verwendung von

Cellofix selbsttonend

Sidi Gaslicht 3 Härtegrade

Elephant Tonbad für Gaslicht Papiere

Kraft & Steudel Fabrik photographischer Papiere G.m.b.H. Dresden

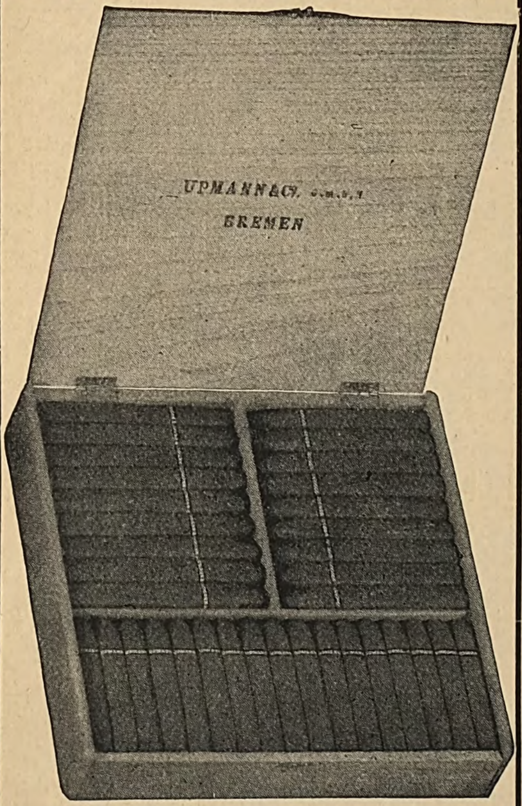


Digitized by Google

Die Nahrung der Wöchnerin

soll kräftig, aber leicht verdaulich sein; denn die gut ernährte junge Mutter erholt sich rasch und sezerniert früh und reichlicher Milch. Erfahrungsgemäss hat ein regelmässiger Genuss von „Kubeka" sich stets mit Vorteil ausgewirkt. „Kubeka" ist ein wohlschmeckendes und hochwertiges Nährgetränk, das infolge seiner leichten Verdaulichkeit auch vom sehr geschwächten Körper weitgehendst ausgenutzt wird. Im Interesse ihres Kindes sollte deshalb die junge Mutter regelmässig Kufeke's „Kubeka" trinken. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Proben kostenlos und portofrei von der Fabrik R. Kufeke, Abt. Ka., Hamburg-Bergedorf.

Havana-Sortiment D. 40



In echter Zedernholzkiste mit Stanniolauslage, enthaltend
100 hochfeine Havanazigarren
in drei verschiedenen Sorten

erhalten Sie spesenfrei

gegen Nachnahme oder Überweisung von M. 42.50 auf unser Postscheckkonto 62032 Hamburg.

Brasil-Sortiment H 40 für nur M. 23.75
Sumatra-Sortiment A 40 „ „ „ 22.—

Neu: Sumatra-Zigarillos D 100 Stück . . . M. 8.—

Illustrierter Hauptkatalog wird gratis mitgeschickt.
Garantie: Bedingungslose Rücknahme.

Upmann & Co. G. m. b. H. Bremen

Diese hochmodern, stabil und gut gearbeitete Garnitur, tadellos weiss lackiert, auf Wunsch auch andere Farbtönung, kostet einschliesslich Verpackung ab Fabrik nur

M. 156.—

Verlangen Sie Prospekte und Referenzen

Otto Hetzer A.-G., Weimar/Thür. 9

Pallabona-Puder

reinigt und **entfettet** das Haar auf **trockenem** Wege, macht schöne Frisur, besonders geeignet für **Bubikopf.** Bei Tanz und Sport unentbehrlich. Zu haben in Dosen von M. **1.**— an in Friseurgeschäften, Parfümerien, Drogerien und Apotheken. — Nachahmung weise zurück!

Stärkungsmittel

RADJOSAN

zur Nervenstärkung und Kräftigung.

Reines Blut und gesunde Nerven sind die wichtigsten Lebensfaktoren zu deren Wiedererlangung u. Erhaltung ist Radjosan ein erstkl. Stärkungs- u. Kräftigungsmittel. Zahlr. Zeugnisse beider Geschlechter bestätigen es.

In allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Aufklärende Schriften u. Zeugnisse kostenlos.

RAD-JO-VERSAND-GES. m. b. H., Hamburg 40, Radjoposthof.

Musik-

Instrumente, erstklassig, billig, **nur** durch direkt. Bezug

Wilh. Kruse
Markneukirchen 115.
Künstl. Katalog frei.
Auf Wunsch erleicht. Zahlungsbed.

Ihre Lebensleistung

ist Ihrer Ernährung unterworfen.

„Ob ich ruhe, schlafe oder träume, immer bleibe ich den Gesetzen der Ernährung unterworfen. Theorie und Praxis beweisen beide, dass Qualität und Quantität der Nahrungsmittel gleich mächtig wirken auf Arbeit, Ruhe, Schlaf und Träume.“ **(Brillat-Savarin, 1825.)**

Diese Worte, vor hundert Jahren, in der „guten alten Zeit“ geschrieben, gewinnen erhöhte Bedeutung in unserem Zeitalter der Hast, der Überanstrengung, der durchgehenden Arbeitszeit und der verschärften Auswahl aller Arbeitskräfte. **Leistungsfähig sein ist heute das erste und letzte Gebot!** Unmöglich aber ist die Leistungsfähigkeit in 8 kaum unterbrochenen Arbeitsstunden, wenn rebellische Magennerven in der morgendlichen Hast eine solide Mahlzeit verweigern, oder wenn Zeit- und Wohnverhältnisse ein ausreichendes Frühstück nicht ermöglichen. Darum braucht jeder Berufstätige

Dr. Wander's Ovomaltine,

das schnell bereitete, vorzüglich mundende und leicht verdauliche Frühstücksgetränk.

Ovomaltine ist eine hochkonzentrierte Kraftnahrung, die Kohlehydrate, Fett, Eiweiss, Nährsalze und Vitamine, alle zum Körperaufbau notwendigen Stoffe enthält. Eine Tasse Ovomaltine hat mehr Nährwert als eine ausgedehnte Frühstücksmahlzeit mit Milch, Fleisch und Eierspeisen. Ovomaltine ist überaus leicht verdaulich und befreit den Körper von der Ermüdung, die nach dem Genuss einer grösseren Mahlzeit eintritt.

Ovomaltine hilft auch andere Nahrungsmittel leicht verdaulich zu gestalten und verwandelt sie in kürzester Zeit in gesundes, Energie spendendes Blut.

Ovomaltine ist äusserst bequem im Gebrauch, kann in heisser Milch oder in nach Belieben mit Wasser verdünnter Milch gelöst **(nicht gekocht)** werden, ebenso jedem Frühstücksgetränk zugesetzt und auch kalt getrunken werden. 3 Kaffeelöffel Ovomaltine ergeben eine Tasse des wohlschmeckendsten, kräftigsten Frühstücksgetränkes.

Dr. Wander's

In allen Apotheken und Drogerien zu haben.
Preis M. 2.70 und M. 5.—

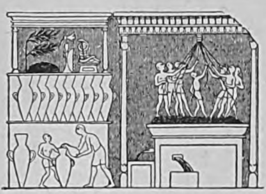
Gratis-Proben unter gefl. Bezug auf diese Zeitschrift durch:

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen a. Rh.

Heintze & Blanckertz, Berlin
Erste Deutsche Stahlfederfabrik

Elektr. Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt die Elektromedizin. Fabrik **Dr. Ballowitz & Co.**, Berlin-Pankow B. 39, Arkonastr. 3. Lästige Haare mit der Wurzel, Leberflecke u. Warzen kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konz. galv. Strom (Galvanogaustik) trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich, andernfalls das Geld zurückzuzahlen. (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist einschl. Batterie M. 5.50 und M. 8.— (per Nachn).



Lassen Sie sich sofort für Bowlen oder „Kalte Enten" folgende Weinkiste kommen:

5 Fl. 1922er Schloss Böckelheimer
5 „ 1924er Trarbacher Riesling
2 „ Saar-Riesling-Sekt
— feine natürl. Flaschengärung.

In dieser Zusammenstellung kostet die Kiste RM. 22.— einschliesslich Packung, franko Ihrer Bahnstation, gegen Nachn. od. Voreinsendung des Betrages.

Ich bemerke, dass obige Weine sich auch als vorzügl. Tischweine eignen. Auf Wunsch sende ich Ihn. meine ausführl. Liste, damit Sie sich ev. selbst ein. Sortimentskiste zusammenstellen können.

Meine über 30jähr. Weinpraxis bietet Ihnen die beste Gewähr für den Erhalt preiswerter, bekömmlicher u. bestgepflegter Gewächse auch in den kleinsten Preislagen.

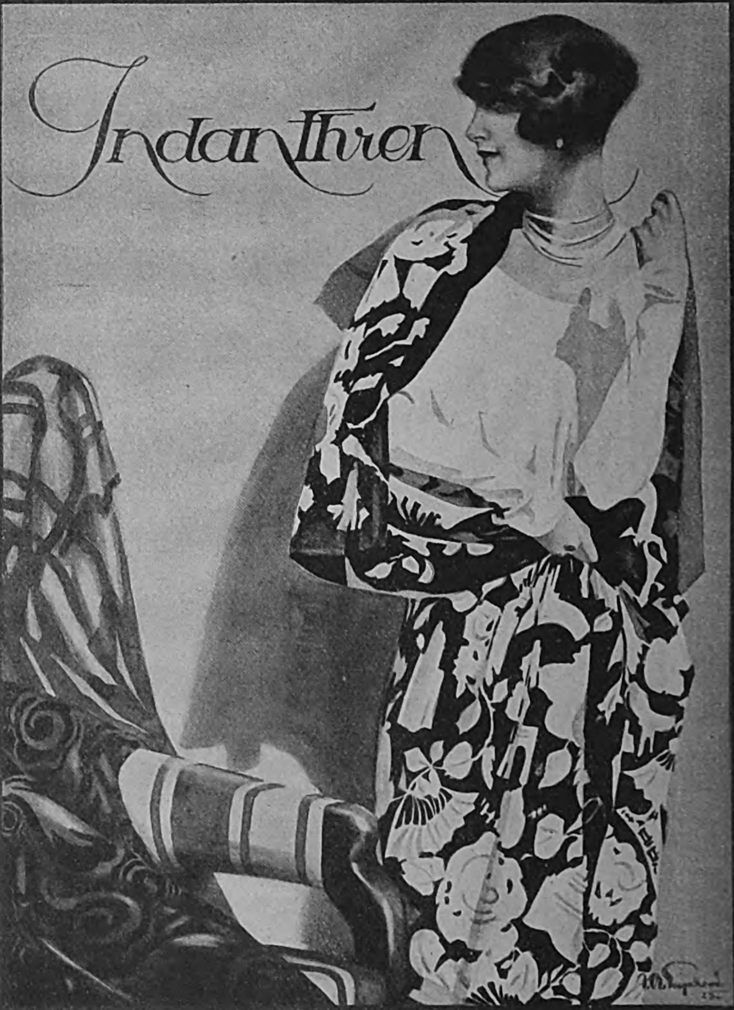
LUDWIG BARTH
WINZERWEINE UND HOCHGEWÄCHSE DES RHEINWEINLANDES: DES RHEINGAUES, DER RHEINPFALZ, MOSEL UND SAAR
WIESBADEN
HAUS KRONENBURG
SONNENBERGERSTRASSE NR. 80

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!

Reflektus-

Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**

Briefmarken!
Preisliste gratis.
Carl Kreitz, gegr. 1890, **Berlin W. 66, Mauer Str. 80**



Indanthren

waschecht
lichtecht
tragecht
wetterecht

Jede Dame hat den Wunsch, wirklich waschechte und lichtechte Waschkleider, Blusen und Möbelbezüge zu besitzen! Allen erfüllbaren Forderungen entsprechen in höchstem Masse Stoffe aus Baumwolle, Leinen u. Kunstseide, die

indanthrenfarbig

und mit der obigen Schutzmarke versehen sind.

Verlangen Sie deshalb beim Einkauf ausdrücklich rein indanthrenfarbige Gewebe und Garne; diese führt jedes gutgeleitete Textilwarengeschäft.

Die Filmschauspielerin Anna Lisa Ryding

Schau in den Spiegel

nach einer Kopfwäsche mit dem seit über zwei Jahrzehnten erprobten und daher beliebten

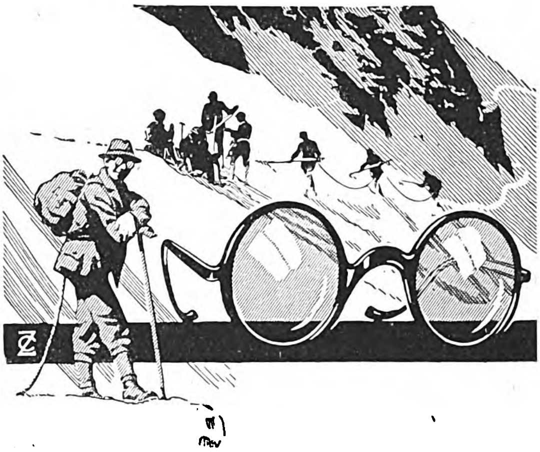
SCHAUMPON

mit dem schwarzen Kopf

Beachte, wie locker, voll und seidig Dein Haar jetzt aussieht, wie leicht und weich es sich in eine vorteilhafte Frisur legen läßt!

Aber achte beim Einkauf genau auf die Schutzmarke „Schwarzer Kopf" und verlange kurz:

Schwarzkopf-Schaumpon



Schutz

vor dem blendenden Licht

sonnenbestrahlter Schneefelder, Gletscher und dgl. gewähren Zeiss-Umbralgläser, das sind Punktalgläser aus besonderem graubraunem Glase. Zeiss-Umbralgläser bieten:

1) eine gleichmässige Abschwächung aller blendenden Lichtstrahlen, wie auch eine starke Herabsetzung der unsichtbaren Strahlen im Ultraviolett und Ultrarot,

2) eine fast farbenrichtige Wiedergabe der Umgebung und deutliches Erkennen sonst lichtüberstrahlter Einzelheiten,

3) eine gleichmässig deutliche Abbildung über das ganze Gesichtsfeld wie bei den farblosen Zeiss-Punktalgläsern; dazu eine gleichmässige Lichtabschwächung über das ganze Umbralglas, unabhängig von dessen Dicke, also selbst bei starker Fehlsichtigkeit.

ZEISS

Umbralgläser

für Schutzbrillen

für Bergsteiger, Ruderer, Segler, Motorfahrer, Sportleute, Flieger, Tropenreisende, sowie für krankhaft lichtempfindliche Augen

Jedes Glas trägt das Schutzzeichen
Niederlagen überall bei den durch dieses Zeichen kenntlich gemachten

optischen Fachgeschäften.

Druckschrift «Umbral 17» u. jede Auskunft kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

CARL ZEISS JENA

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg/Thür. ★ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

Dresden-A. ★ **Töchterheim Küster-Bertram.** Inhab.: **J. Kiessling,** gepr. Lehrerin.
Villa Kaitzer Str. 18. Wissenschaften, Sprachen, Kunstpflege, praktische Fächer. — Beste Verpflegung. — Prosp. u. Ref.

Eisenach ★ Töchterheim **Elsa Beyer**
Emilienstr. 12. **Plan der Frauenschule.** Hauswirtsch. Ausbildg., **Wissensch.** Weiterb. Eingehen auf Eigenart. ADT

Eisenach ★ **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule.
Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

Gernrode-Harz · Lehr- und Erziehungsheim **„Mathilde",** f. solche m. unvollendeter Schulbildung. od. Lyzeumsabschluss. — Sportinstitut I. Ranges. — Zweigabteilung: Haushalt-Küche. 1800 M. jährl.

Gernrode/Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild., b) Lycealabschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., Fl. Wass. Lehrpl. fr.

Goslar-Harz **Töchterpensionat Dettmer** im 3 Morgen gr. Park mit Tennispl. Sorgf. Unterr. in Haush., Wissensch., Kunstgewerbe. Beste Verpfl. bei niedr. Preis. Näh. durch Prosp.

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg **Töchterheim ABEL.** In vornehmer Geg. gel. eig. Villa. Sorgf. Erlern. d. Haush. — Wissensch. u. gesell. Weiterbildung. Säuglingspflege. — Eig. Spiel- u. Tennispl. direkt am Walde.

Lausanne **Grand Bellevue** Töchter-Pensionat. **Dir. Mlle S. Hubbé.**
Sorgfältige Erziehung. Schöne Lage. Gründl. Sprachstudien.

Lausanne- Signal, Schweiz. ★ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger et Vine.**

Montreux-Clarens
Virginia College, **Töchterpens. I. Rang.**
Komf. einger. Villen in herrl. Lage am See, mitten in Gärten, m. Tennis, Seebäd. etc. Wintersport. Erste Prof. f. Engl., Franz., Italien., Musik, Malen, Handarbeit, auf Wunsch Haushalt. Studienreisen, sowie Gebirgsaufenth. Illustr. Prosp. 1 Mark.

Schweiz, Territet-Montreux
Institution des Essarts
Töchter-Pensionat, Château de la Veraye.

● **Teufen (Schweiz)** St. Gallen Appenzell **Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut I. Ranges** ●
mit **Sprachlicher-, Handels-, Haus-wirtschafts- und Gymnasial-Abteilung.** — Körperkultur. Charakterbildung. Erholung. Familienleben. Eigene Landwirtschaft.
● **Spezialabteilung für Mädchen unter 13 Jahren.** ●

Thale a. Harz ★ **Töchterheim Lohmann.**
Gegr. 1902. Gedieg. wissenschaftliche, hauswirtschaftl. u. gesellschaftliche Fortbildung. Herrl. Wald- u. Gebirgslage. Prospekt.

Weimar. Institut Weiss. Gegr. 1874, staatl. genehm. Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortbildg. f. j. Mädchen. Musik, Sprachen, Gymnastik. Wahlfr. Unterr. Erholungsmöglichkeit. Gross. Besitz, Park. Prosp. mit Ref. durch **Dr. Curt Weiss** u. Frau.

Wernigerode Töchterheim **Thamm.** Gegr. 1914. Tel. 671. **Erstklass. Pens.** Ausbildg. in Haush. u. gesellsch. Formen. Fortbildg. in Wissensch., Handarb., Musik, Turnen, Sport. Villa a. Walde. Beschr. Anzahl. I. Ref. Prosp.

C.-Wilhelmshöhe. Töchterheim Berger. Gegründet 1903. Eigne Villa mit grossem Obstgarten. Sprach., Wissensch., Musik, hauswirtsch. u. gesellsch. Weiterbildung. Sommer- u. Wintersport. Beste Ref. Prosp. durch d. Vorsteherin Frau **E. Berger.**

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Bern ★ **Humboldtianum / Handelsschule** erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- u. Literarmatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgfältige Erziehung. Prosp.

Die **Spöhrersche Höhere Handelsschule Calw**
Schwarzwald, 300 Schüler, Schülerheim, Handels- u. Realabteilg., gehört zu den bedeutendsten Privatlehranstalten Deutschlands.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. **Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.**
Abteilungen:
- A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
- B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
- C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
- D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftskl. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt. Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Sorgenkinder werden frohe und tüchtige Menschen in der **Wichern-Stiftung, Hamburg,** Rudolfstr. 4
Evangel. Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7–21 Jahren. / Pädagogium mit Realschule. Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

INSTITUT LEMANIA
LAUSANNE (Schweiz)
Moderne Sprach- u. Handelsfachschule mit abschliessendem **Diplom.**
Gründl. **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf.** Sport; **Ferienkurse in den Bergen.** Moderne Einrichtung u. vorzügl. Verpflegung. Internat u. Externat. — Man verlange Prospekt.

Leipzig, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1927: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. 1/2 GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

Potsdam - Hermannswerder 15
Erziehungsheime der Hoffbauer-Stiftung.
Säuglingsheim. Kindergarten. Grundschule.
Oberlyzeum neuen Stils (Universitätsreife).
Frauenschule mit staatlicher Berechtigung.

Hochschule f. Musik in Sondershausen
Dirigieren, Gesang, Klavier, Theorie, sämtliche Streich- und Blasinstrumente, Harfe usw. Vollständige Ausbildung für Oper u. Konzert. Prüfungen unter staatlicher Aufsicht. Mitwirkung im staatlichen Lohorchester, Freistellen für Bläser und Streichbassisten. Eintritt Ostern, Oktober und jederzeit.
Prospekte kostenlos.

Stadtroda b. Jena i. Thür. | **Landmanns Deutsches Walderziehungsheim**
Kleines Heim. - Individ. Erziehung. - Prosp.

Praktische und theoretische Vorbereitung für Kolonialwirtschaft auf der Grundlage heimischer Landwirtschaft.
Deutsche Kolonialschule
Kolonialhochschule
Witzenhausen an der Werra.
Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) gegen Einsendung von Mk. 1.—.

Ingenieurschule Zwickau Sa
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau, Elektrotechnik und Betriebstechnik. - Studiendauer 5 Semester. - Beginn Anfang April u. Oktober.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Basel **Savoy-Hotel-Univers,** beim Bundesbahnhof. Das von Deutschen bevorzugte Haus I. Rgs. Jeder Komfort, 1926 renoviert, absolut ruhige Zimmer. Neue Dir.: **H. Weissenberger.**

Basel ⋆ **Grand Hotel Victoria & National.** Familienhotel I. Ranges gegenüber d. Zentralbahnhof. Fliess. warmes u. kaltes Wasser i. d. Zimmern. Kein Eisenbahngeräusch. **Paul Otto,** Besitzer.

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Davos-Dorf ⋆ **Hotel-Pension Meierhof**
Komfortables, bestempfohlenes Familienhotel. Mässige Preise. 5 Min. vom Bahnhof. Prospekte. Besitzer **I. Meier.**

FLIMS -**Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.** Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Bad Harzburg **Waldpark-Hotel Südekum** Ganzjährig geöffnet. Sol-, Kohlensäure- u. Fichtennadelbäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimm. 9—12 M. Vor- u. Nachsais. 8—11 M. **Otto Südekum.**

Innsbruck **Hotel Tyrol** Vornehmes Familienhotel

Lausanne · **Modern-Hotel Jura-Simplon.** **Deutsches Haus,** beim Bahnhof rechts. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Restaurant. Pension von frcs. 12.— an. Besitzer: **B. Bisinger,** Reichsdeutscher.

Locarno ⋆ **Park-Hotel.** Vornehmes Familien-Hotel. Alle Zimmer mit laufendem Wasser. Tennis. Garage. Volle Pension von Frs. 14.50 an. **M. Hagen,** Bes.

Locarno ⋆ **Hotel Regina** direkt am See. Neubau. Sämtliche Zimmer mit fliessend. Wasser. Restaurant m. Garten. Bescheidene Preise.

Montreux ⋆ **Grd. Hot. EDEN.**
Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **B. Eberhard,** Besitzer.

Schierke (Oberharz) · **Hotel Waldfrieden**
Fernspr. 6. Bes. **Conrad Schinke.** Bestempf. Famil.- u. Passantenhaus. Fliess. Wass., Bäd., Autohallen. Zimm. m. Verpfl. v. M. 7.50 an.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**
Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 10.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. **Theodor Schäfer.**

Empfohlene Heilanstalten

Alpines Privat-Kindererholungsheim „Soldanella", Lenzerheidesee, Graub. Schweiz. 1511 m hoch. Jahresbetrieb. Vorzügl. Kurerfolge. Höhen-Luft- u. Sonnenkuren. Pens. 6.50—8 Fr. Prosp. d. d. Bes. u. Leiterin **Schwester Anna Montigel.**

LUGANO einzigste Lage **KURHAUS CADEMARIO** 850 m ü. M. — Höhensonne. Winterkuren. Fliess. Wasser. Prospekte gratis. Arzt: **Dr. med. Keller-Hoerschelmann.**

Kurhaus Monte Brè Lugano (Schweiz) Phys.-diätet. Kuranstalt. Das ganze Jahr geöffnet. Aerztl. Leitg. Deutsches Haus. Rivieraklima. — Pensionspr. von M. 8.— an. Illustr. Prosp. durch Dir. **M. Pfenning.**

Wald-Sanatorium
Sommerstein
Saalfeld / Thür.
Physikalisch-diätetische Heilanstalt
Grösste Erfolge besonders bei chronischen Krankheiten

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz
Eisenb.-Stat. **Amriswil b. Romanshorn.** Für **Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren.** 3 Aerzte. Gegr. 1891. **Chefarzt Dr. Krayenbühl.**

Digitized by Google

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

Ballenstedt im Harz * **Sanatorium Dr. Rosell**

Berlin · Kuranstalten Westend vorm. Dr. Weiler — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: **Psychotherapie.** Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

Diät-Sanatorium Berxen-Vilsen, Bez. Bremen
besonders bei chron. Krankheiten und Entwicklungsstörungen angezeigt. **Dr. Schwinge.**

Thür. Waldsanatorium Schwarzeck Bad Blankenburg Thüringerwald
f. nervöse u. inn. Kranke. Gr. Waldpark, alle Kurmitt. u. Bequemlichk. Fachärzte. Das ganze Jahr besucht. Prosp. d. d. Verwaltung.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

St. Blasien **Hotel und Kurhaus**
160 Betten. Erkrankungen der Nerven, Kreislauf- u. Atmungsorgane. Physik.-diätet. Kurmittel. **Dr. E. Moog.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlau b. Weisser Hirsch. * **Sanatorium in Dresden-Bühlau.** Physikal.-diätetische Heilanstalt. In grossem, schönem, eigenem Naturpark gelegen. Chefarzt: Med.-Rat J. Schreck. Direktion: **Dr. med. Wilhelm Schreck.**

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Vollkommenste phys.-diätet. Kureinrichtgn. f. Leicht- u. Schwerkranke. Angegliedert chir.-geburtsh. Klinik. Chefarzt **Dr. Loebell.**

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Sanatorium Ebenhausen 700 m ü. M. **bei München**
für innere und nervöse Kranke sowie für Erholungsbedürftige. Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Edens.**

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.

Glotterbad · Kuranstalt · Oberglottertal, südl. bad. Schwarzwald.
Physikalisch-diätetische Kurmittel.
Grösste und schönste Luftbäder Deutschlands.
Eigene grosse Waldungen und Landwirtschaft, 127 ha.
Ärzte: **Dr. Hoffner,** Geh. Hofrat **Dr. Noack** (früher Dr. Lahmanns Sanatorium). Prospekte durch die Direktion.

Morfium Eukodal-, Pantopon usw. Kokain-Entwöhnung seit 1899 durch **Dr. Müller-Roland,** Kurheim Schloss Rheinblick, Godesberg/Rhein. Prospekt frei. **Alcohol**

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Arztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Goslar a. Harz · Sanatorium Theresienhof
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute.
Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna,** Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna**

Bad Harzburg **Sanatorium Sophienhöhe**
für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt **Dr. Görlitz.**

Hedemünden a. d. Werra **Sanatorium**
für Nervenkranke. **Prof. Dr. Eichelberg.**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Bad Homburg v. d. Höhe · Park-Sanatorium
für Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Herzleiden
Ärztl. Leitung: **Prof. Dr. Weinberg** und **Dr. Cahn-Bronner**

Dr. Ferd. Wahrendorff'sche **„Kuranstalt Ilten"** b. Hannover für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschl. Häus. Landwirtschaft. Beschäftigungstherapie. Malaria- u. Rekurrenzbehandlung der Paralyse. 4 Aerzte. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Dr. Büdingens Kuranstalt Konstanz am Bodensee. für **Nerven- u. innere Krankheiten** (speziell **Herzerkrankungen**)

Kuranstalt Neufriedenheim / München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Haus Rockenau bei Eberbach/Baden. Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden. Telephon: Eberbach 4.
Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren, d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von **Morphium** und anderen narkot. Mitteln, **Alkohol, Schlafmitteln** etc. führten. Offene Anstalt. **Dr. Fürer.**

Stuttgart-Hohenwaldau **Sanatorium Dr. Reinert**
Innere- u. Nervenkrankh., Gehstörungen, chirurg. Tuberkulose.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

Sülzhayn Süd-harz | **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Moderne Anstalt mit all. Komf. (Fliess. Wasser.) Beste Südlage im geschützten Waldtal. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Digitized by Google

Fortsetzung von voriger Seite.

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium**, höh. Schule mit Internat f.Kn.u.Mädch. **Jugendheim**, ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Bad Kissingen Rakoczy

weltberühmt bei **Magen-** und **Darmstörungen, Pfortader-, Leber-** und **Hämorrhoidalstauungen;** in Verbindung mit den Solbädern gegen **Erkrankungen des Herzens** und der **Blutgefässe,** der **Nerven** u. des **Stoffwechsels;** in Verbindung mit den Moorbädern bei Sterilität, **Erkrankung der Beckenorgane der Frauen, Gicht** mit allen ihren Begleiterscheinungen.

Luitpoldsprudel bei Erschöpfungszuständen, Blutarmut, Verdauungsstörungen, Frauenleiden, Rhachitis.
Maxbrunnen, Heil- und Tafelwasser, bei Katarrhen der Atmungsorgane, Nieren, Blasen, Gallenstein, Gicht.
Bockleter Stahlbrunnen bei Bleichsucht, Ernährungskuren.
Kissinger Bitterwasser, aus den Kissinger Quellen gewonnen, zur Unterstützung der Rakoczy-Kur bei Unterleibsstockungen, Verstopfung, Kongestivzuständen.
Kissinger Badesalz zu Hausbädern (2 kg pro Bad).

Man befrage den Hausarzt.

Die KISSINGER BRUNNEN sind in allen Mineralwasser-Grosshandlungen, Apotheken und Drogerien erhältlich.

Die Herren Ärzte
erhalten auf Wunsch Kostproben sowie bei Bezug Vorzugspreise.

Ausführliche Brunnenschrift kostenlos durch

Verwaltung der staatlichen Bäder Kissingen.

Verlag von
Velhagen & Klasing
in Bielefeld u. Leipzig

Monographien zur Weltgeschichte
Band 10
Die Blütezeit des Pharaonenreichs
Von
Prof. Dr. G. Steindorff
Zweite Auflage
Mit 193 Abbildungen, darunter 8 mehrfarb. Tafeln
Preis 10 Reichsmark
★
Durch alle Buchhandlungen

Bad Warmbrunn

Thermal- u. Moorbad i. Riesengebirge
Ganzjährige Kurzeit
Brunnenversand
Mäßige Preise
Prospekte frei d. d. Badeverwaltung und Reisebüros sowie Mosse-Filialen

HEILT RHEUMATISMUS GICHT ISCHIAS NERVEN-HAUT- UND FRAUENLEIDEN

EMU

WESTERLAND

ist das
ideale Nordseebad

Bequeme Reisewege
Mässige Preise
Man verlange PROSPEKTE in den Reisebüros oder durch die Badeverwaltung.

Digitized by Google

LAUSANNE

das Zentrum
des Tourismus in der französischen Schweiz.

4 Stunden von Basel entfernt.

Zahlreiche komfortable Hotels und angesehene Unterrichts- und Erziehungs-Institute.

KEINE KURTAXE.

Bad Schinznach. **Schweiz** (Aargau) stärkste Schwefeltherme Europas. ★ **Kurhaus,** Familienhotel I. R. **Pension Habsburg.** Gegen alle Folgeerscheinungen von Stoffwechselstör., Rheumat., Gicht, Hautkrankh., Krampfadergeschwüre, Katarrhe, Asthma, Drüsen-, Gelenks- u. Knochenerkrank., postoperat. Wunden; Frauenleiden; venerische Krankh. ausgeschl. Neuerdings eingerichtet: Röntgeninst., Kinderstat., Privatbäder u. Gästezimmer m. fliess. Wasser.

Besuchet ***DIE SCHWEIZ*** *das Reiseland par excellence*

Hotel Valsana ⁎ AROSA
Haus I. Ranges in wundervoller Lage am Obersee u. Wald. Pensionspreis von Frs. 13.— an. Direktion: **F. Candrian.**

LUZERN ⁎ Hotel Montana
Haus I. Ranges, alle neuzeitl. Einrichtungen. Sämtl. Zimmer mit fliess. Wasser oder Bad. Erhöhte, staubfreie Lage mit einzigartigem Panorama. Grosser Park. Vorzügl. Verpflegung.

SPIEZ *(Thuner-see).* **Park-Hotel Bubenberg**
Familienhaus I. Ranges. Grosse Parkanlagen mit Wald. Schönste Aussicht auf See und Alpen. Sorgfältige Küche. Pension von Frs. 12.— an. Prospekt durch die Direktion.

BAD RAGAZ Hotel Krone und Villa Louisa
nächst den Bädern u. den Kuranlagen. Pension v. Fr. 9.50 an. Prospekt durch die Besitzer: **Familie Müller.**

LANDECK
Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität. Moorbäder, Kurmittel der physikalischen Therapie. Anerkannte Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Terrain- und klimatischer Kurort. Beliebte Sommerfrische. Wintersportplatz. Bäder Sommer u. Winter geöffnet.

BESUCHT
MÜNCHEN UND DIE BAYER. ALPEN!

Für Kinder ausserhalb der Hauptsaison verbilligte Unterkunft

Auskünfte, Prospekte, Wohnungsnachweis für sämtliche Orte von Südbayern kostenlos durch den Fremdenverkehrsverband München u. bayer. Alpen, München-Hauptbahnhof-Nordbau

Berchtesgaden ⁎ Haus Geiger.
Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer **F. Geiger.** Tel. 26. Autogaragen.

Garmisch-Partenkirchen Hindenburgstrasse 19.
Haus Nirvana, Kur- u. Erholungsheim I. Ranges. Das ganze Jahr geöffnet. Dr. med. **E. A. Kuttroff.** Leiterin: **Helene Jacobsen.**

Bad Brückenau
das Nierenbad – Wernarzer Quelle

hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht-, Nieren-, Stein-, Griess- und Blasenleiden. — Stahlquelle erprobt gegen Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten. Seit Jahrhunderten medizinisch bekanntes Stahl- und Moorbad. Jagd und Fischerei. — Kureröffnung: 1. Mai. — 12 Staatliche Kurhäuser. Auskünfte und Werbeschriften durch die Direktion des Staatlichen Bayerischen Mineralbades Brückenau in Unterfranken. Eisenbahnlinie Elm—Gemünden, Lokalbahn ab Josse, auch über Bad Kissingen, Fulda und Schlüchtern mit staatlichen Postautos zu erreichen.

Digitized by Google

Bad Wildungen für Niere u. Blase

an der Strecke Cassel-Frankfurt mit Abzweig von Wabern.
25 Spezialaerzte. 1925 = 16000 Badegäste.
Zur Haustrinkkur
bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker.

Helenenquelle

Hotels der Kurverwaltung: Fürstliches Badehotel, I. Ranges.
Europäischer Hof, erstklassiges Familienhotel.
// Badeschriften und Auskunft durch die Kurverwaltung. //

Das Bad des guten
Mittelstandes
für Leichtlungenkranke
ist das
Kaiser-Karls-Bad
Bad Lippspringe 2
am Teutoburger Walde.
Verlangen Sie kostenlos
Kurprospekt Nr. 21.

Bad Ems verlängert das Leben

Deutschlands einzige alkalisch-muriatische kohlensaure Thermen.

Seit Jahrhunderten unerreicht

bei **allen Katarrhen (Luftwege, Magen, Darm, Niere, Blase, Unterleib).** Altbewährt bei Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Herz- u. Gefässerkrankungen, Frauenleiden, Gicht u. Rheumatismus.

Trink-, Bade-, Inhalations- u. Terrainkuren. Natürliche kohlensaure Bäder. **Weltbekannte Inhalatorien. Pneumatische Kammern.** Staatl. ärztl. **diagnostische Anstalt** mit den neuzeitlichsten Einrichtungen.

Vielseitige Kurveranstaltungen / Sport jeder Art.

Vorzügliche Unterkunft für alle Ansprüche bei mässigen Preisen. Zimmer mit voller Verpflegung von Rm. 5.— an. — D-Zug-Station der Strecke Koblenz—Giessen—Berlin (17 km von Koblenz). Rheindampfer halten in Koblenz, Ober- und Niederlahnstein.

EMS Schutzmarke

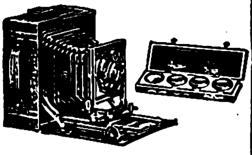
Emser Wasser (Kränchen)
Pastillen / Quellsalz
Emsolith für die Zähne

Die natürlichen Heilmittel

Druckschriften frei durch die Staatl. Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems.

O- u. X-Beine
heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat Dtsch. Reichspat. Nr. 335318. Ärztl. in Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. **Arno Hildner, Chemnitz, Sa. E. 15.** Wissensch. orthop. Werkst (Fachärztl. Leit.)

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.



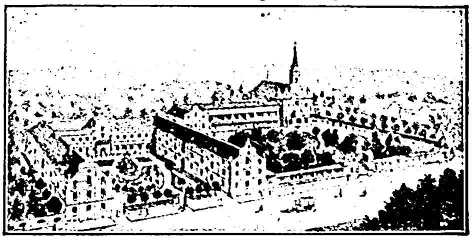
Orientieren Sie sich sofort durch unsern **Gratis-Katalog** mit wertvollen Tabellen über
hochwertige Präzisions-Ausrüstungen.
Dr. Staeble-Werk
München 2 SW 7

Staatl. Thermal-Bad im Württ. Schwarzwald
Weltbekannter Kur- und Badeort • 430 m ü. d. M. • Linie Pforzheim-Wildbad
Glänzend bewährt bei Gicht • Rheumatismus • Nervenleiden • Unfallbeschädigungen
Alle neuzeitlichen Kurmittel • Sport • Fischerei • Theater • Bergbahn a. d. 750 m hohen Sommerberg
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein

Digitized by Google

Hofrat **Friedrich von Hessing**'sche orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing ★ Fernsprecher Nr. 36 und 3903 ★ Drahtnachrichten: Hessing Gögingenbayern
Briefanschrift: Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen



Neue Anstalt

Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen, ohne Gips und Narkose, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter Vermeidung operativer Eingriffe.

Prospekt B!

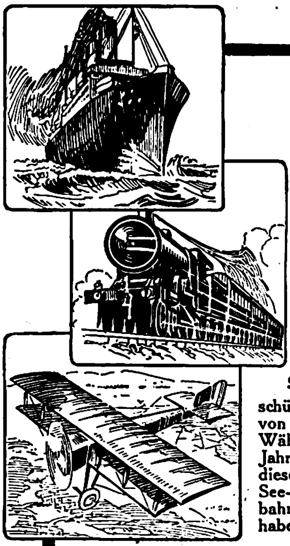
Kuranstalt ersten Ranges
für phys. diätet. Heilweise.
Geeignet für Kranke jeder Art.
Erholungsbedürftige
auch ohne Kur.

Sanatorium Dr. Gossmann
Cassel-Wilhelmshöhe
350 Meter über dem Meer

Das ganze Jahr geöffnet. —
Leitender Arzt:
Dr. med. W. Gossmann
Prospekt Nr. 4

Zweiganstalt in Constitucion (Chile).

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.



Bereitet Ihnen Reisen Unbehagen?

Fürchten Sie sich deshalb vor keiner Reise. Jeder Tag, jede Stunde, die Sie unterwegs sind, sollen Ihnen Freude machen.

Mothersill's Mittel gegen Seekrankheit

schützt Sie vor jeder Art von Reisekrankheiten. — Während der letzten 25 Jahre haben Millionen dieses Mittel vor jeder See- oder längeren Eisenbahnreise genommen u. haben jetzt Freude an ihren Reisen.

Kein Betäubungsmittel. Keine Gefahr.

Zu haben in allen Apotheken, wenn nicht, direkt von der Victoria-Apotheke, Berlin SW 48, Friedrichstr. 19.

MOTHERSILL'S SEASICK REMEDY

Staatl. Stahl- und Moorbad

Bad Steben

581 m ü.d.M. **i. Frankenwald**

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- und Frauenleiden, Gicht u. Rheumatismus.
Waldreiche Lage / Neues Kurhaus / Park / Liegehalle.

Kurzeit: 3. Mai bis 9. Oktober.

Auskunft durch die staatl. Badverwaltung.

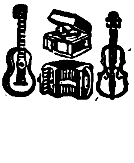
Der ist zu dick und sollte Dr. Richters Frühstückskräutertee trinken. Der Genuss dieses Tees fördert den Stoffwechsel, das überflüssige Fett wird verarbeitet und aufgezehrt und das Körpergewicht stark vermindert. Der Tee ist jodfrei und ohne unerwünschte Nebenwirkung. Lesen Sie diese Urteile: *Dr. med. H. in L.:* Ohne Diät sind 12 Pfd. weg. *Dr. med. C. A. in B.:* Meine Frau hat 50 Pfd. abgenommen. *Prinzessin F. v. S.:* Der Tee wirkt prachtvoll auf die Gewichtsabnahme. *Frau Rittmeister E. in P.:* Fühle mich wie neugeboren. Alles unnütze Fett habe ich verloren. Paket Mk. 2.—, 6 Pakete (für eine Kur ausreichend) Mk. 10.—. Wenn Sie schlanker werden wollen, beginnen Sie sofort mit der bequemen Kur und bestellen Sie noch heute.

Institut Hermes, München D. 69, Baaderstr. 8.

Schlanke Knöchel

können Sie in einer Minute haben durch Anlegen der **„SEIDENKAUTSCHUKBINDE“.** Plumpe, schwerfällige Knöchel verderben eine sonst reizende und anziehende Figur. Die neuen „Seidenkautschukbinden“ sind durchsichtig, tragen nicht im geringsten auf und können selbst unter einem Seidenstrumpf unsichtbar getragen werden, machen nicht nur augenblicklich reizende, schlanke Knöchel und geben dem Bein eine entzückende Linie, sondern reduzieren mit der Zeit die starken Fettstellen ganz erheblich. Sind im Tragen nicht unbequem, geben den Fesseln einen festen Halt, stärken müde Muskeln und ermöglichen bei kurzer Mode das Tragen zierlicher Halbschuhe.

Preis 1 Paar für Knöchel Mk. 6.—, für Knöchel u. Waden M. 9.—
„Eta“-Chemische Fabrik, Berlin-Pankow 203, Borkumstr. 2



Musikinstrumente

Harmon., Sprechapp., Fabrikat. Gross. Katal. grat. Fabrikpreise. Reell. Schallpl. p. St. 2.30 M.
Ernst Hess Nachf., Klingenthal Sa. Nr. 20. Gegr. 1872.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Geschichte und Kulturgeschichte.

von Ranke, Leop. Werke. Gesamtausgabe der deutschen Akademie. (Drei Masken-Verlag, München.) — Das große Unternehmen, für dessen Gelingen die ersten Namen deutscher Geschichtswissenschaft bürgen, ist glücklich und stattlich mit sechs starken Bänden begonnen worden, in denen „Deutschlands Geschichte im Zeitalter der Reformation“ geboten wird. Mit dieser wissenschaftlichen Ausgabe wird dem ganzen deutschen Volke ein Dienst erwiesen.

Rehbein, Arthur. Bismarck im Sachsenwald. (Gesellschaft zur Verbreitung für klassische Kunst, Berlin.) — Allen Verehrern des „Altreichskanzlers“ und nicht nur diesen sei das hübsch ausgestattete Bildwerk empfohlen. Die höchst charakteristischen und fesselnden Abbildungen werden von einem Mosaik bedeutender oder doch bedeutsamer (das Wort steht hier an richtiger Stelle, G. Wustmann!) Aussprüche, Briefstellen, Anmerkungen, Zeitungsnotizen, Schilderungen seiner Bewunderer und Gegner umrahmt, so daß der Verlag ein gewisses Recht hat, das Buch ein Bismarck-Brevier in Bild und Wort zu nennen.

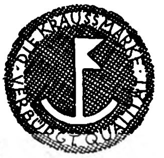
Riga. — Im Verlag der B. Löfflerschen Buchhandlung in Riga sind einige Werke erschienen, die von dem deutschen Leben der alten Hansestadt Kunde geben: Bernhard Hollander wirft einen Rückblick auf das Riga des 19. Jahrhunderts, das Wolkonskische Buch über die Dekabristen hat Freiherr von Campenhausen übersetzt; einen altlivländischen Gutshof im Kreislauf des Jahres schildert Oskar Grosberg in dem gemütvollen „Meschwalden“.

Sabatini, Rafael. Das Leben Cäsar Borgias. Mit 17 Bildnissen. (Julius Hoffmann, Stuttgart.)

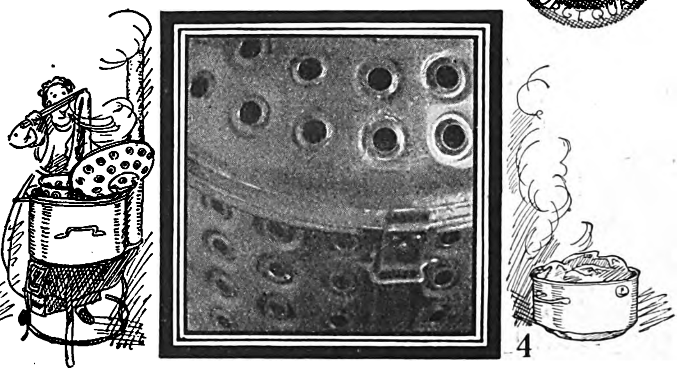
Strachey, Lytton. Queen Victoria. (S. Fischer, Ber-

GERMANIA-LINOLEUM
Vorzüglicher Bodenbelag · schalldämpfend · elastisch u. fußwarm
Werke in BIETIGHEIM bei Stuttgart und VELTEN bei Berlin

DAMPFWASCHMASCHINE KRAUSS



Die Sieblöcher



mit ihrem Wulstrand und die sinnreiche Trommellagerung der Dampfwaschmaschine Krauß bewirken ein Durchfluten der Wäsche mit kochender Seifenlauge. Die Behandlung zartester Wäsche ist milder und besser als bei Handwäscherei. Unterrichten Sie sich bitte durch unsere Druckschrift W 5, die Ihnen kostenlos zugesandt wird.

KRAUSSWERKE
SCHWARZENBERG / SACHSEN

Digitized by Google

Blasen-, Harnleiden (Harnsäure), Arterienverkalkung

Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-,

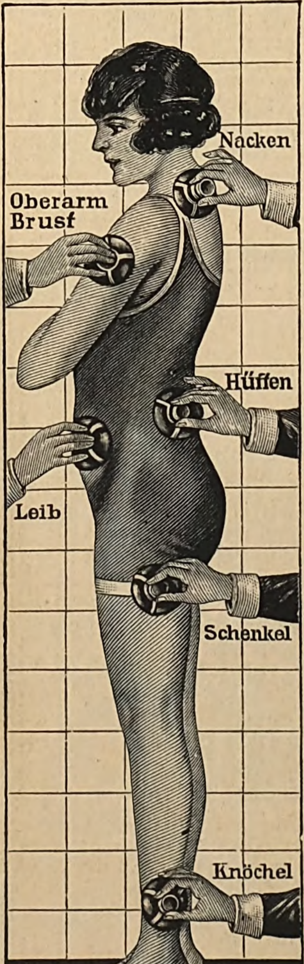
STAATL. FACHINGEN
Natürliches Mineralwasser

Zu Haustrinkkuren

Frauenleiden, Magenleiden usw.

Erhältl. in Mineralwasserhandlungen, Apotheken, Drogerien u. einschläg. Geschäften.
Brunnenschriften durch das Fachinger Zentralbüro, Berlin W 66, Wilhelmstrasse 55.

Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett an jeder gewünschten Stelle.



Nur 5 Minuten täglich anzuwenden.

Tausende von Frauen und Männern haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **„Sascha-Reduzierers“**. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dies Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **„Sascha-Reduzierer“** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Ausserdem werden durch oft zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **„Sascha-Reduzierer“** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des **„Sascha-Reduzierers“** Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben.** — Der **„Sascha-Reduzierer“** kostet **Mk. 6.—.** (Nachnahmeversand). — Nur zu beziehen von der

Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co.
Berlin-Pankow 39
Arkonastr. 3.

An die Firma Dr. Ballowitz & Co., Berlin-Pankow 39, Arkonastr. 3. Senden Sie mir sofort unter Nachnahme d. Betrages **1 „Sascha-Reduzierer“.**

Name: ....
Ort: ....
Strasse: ....
(Recht deutlich schreiben)

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

lin.) – Kein politisches Buch, sondern die Geschichte eines Lebens. Von der gelehrten Arbeit, die mit politischem Verstand geleistet ist, läßt der geistvolle und leicht ironisch gestimmte Verfasser, der in Hans Reisiger einen glänzenden Übersetzer gefunden hat, den Leser nichts merken.

Sturmhoefel, K. und Wirth, Albrecht. Deutsche Geschichte. (Alfred Kröner, Leipzig.) In drei Bänden der bekannten Krönerschen Taschenausgabe wird eine klare und gründliche Übersicht über die deutsche Geschichte bis zur Präsidentschaft Hindenburgs geboten, und zwar um so ausführlicher, je näher wir der Gegenwart kommen.

Treuwerth, K. Der Invalidenfriedhof in Berlin. (Brunnen-Verlag, Berlin.) – Eine Stätte preußisch-deutschen Ruhms wird hier der Nachwelt erneut ins Gedächtnis gerufen.

Von deutscher Sprache und Art. Beiträge zur Geschichte der neueren deutschen Sprache, zur Sprachkunst, Sprachpflege und zur Volkskunde. Herausgegeben und der 22. Hauptversammlung des deutschen Sprachvereins im Auftrage des Zweigs Frankfurt am Main als Festgabe gewidmet von Max Preitz. (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.)

Memoiren und Briefe.

Auffeesser, Julius. Aus meinem Sammlerleben. Mit 32 Abbildungen. Bruno Cassirer, Berlin. — In diesen entzückenden und mit wohltuender Schlichtheit vorgetragenen Erinnerungen spiegelt sich ein gut Stück Berliner Kulturgeschichte.

Eckermann, Johann Peter. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 21. Originalauflage. Nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des 3. Teils und Eckermanns handschriftlichem Nachlaß neu herausgegeben von Professor Dr. H. H. Houben. Mit 158 Abbildungen, darunter 3 Dreifarbendrucke und 7 Handschriftenfaksimiles. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Memoiren und Lebensbilder. (Frankfurter Verlags-Anstalt, A.-G., Frankfurt a. M.) — Zierliche, gut gedruckte

(Fortsetzung S. 20.)

Brillanten gesucht

sowie **Goldschmuck** und **Silbergeräte** vom Juwelenhaus **J. Reimann, Berlin W 8,** Friedrichstr. 189 (gegr. 1840). Bare Auszahlung.

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Digitized by Google

Lysoform

Gegen Ansteckung. Für Haut- und Krankenpflege. Zur Beseitigung schlechter Gerüche. Angenehm riechend, erfrischend. In wässrigen Lösungen zu Waschungen und Spülungen zu verwenden. Echt nur in edelgrünen Originalflaschen zu 100 und 250 Gramm zu Mk. 1,10 und Mk. 2,20 in allen Apotheken und Drogerien.

In Ganzleinen M. 3.— pro Band
In Halbleder M. 5.— pro Band

Goethe-Ausgabe

Jeder Band ca. 400 Seiten Umfang auf holzfrei Edelpapier

Band 1—5
Kleinere Auswahl in 5 Bänden

Band 1—8
Größere Auswahl in 8 Bänden

Band 1—12
Gesamtausgabe in 2 Serien à 6 Bde.

Inhalt: Bd. 1: Gedichte mit Einleitung. Bd. 2: Reineke Fuchs / Hermann u. Dorothea / Westöstlicher Diwan / Maskenzug 1818 / Sprüche in Reimen / Sprüche in Prosa. Bd. 3: Faust. Bd. 4: Die Laune des Verliebten / Die Mitschuldigen / Iphigenie auf Tauris / Torquato Tasso / Die natürliche Tochter. Bd. 5: Götz von Berlichingen / Clavigo / Stella / Die Geschwister / Egmont. Bd. 6: Die Leiden des jungen Werthers / Die Wahlverwandtschaften. Bd. 7: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Buch 1—6. Bd. 8: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Buch 7 und 8 / Italienische Reise. Bd. 9: Dichtung und Wahrheit, 1. u. 2. Teil. Bd. 10: Dichtung und Wahrheit, 3. und 4. Teil. Bd. 11: Dramen / Briefe aus der Schweiz / Sankt-Rochus-Fest zu Bingen / Winckelmann / Schriften zur Kunst, 1. Abteilung. Bd. 12: Schriften zur Kunst, 2. Abteilung / Schriften zur Literatur / Schriften zur Naturwissenschaft / Gesamtregister

Jeder Band ist auch einzeln käuflich

VERLAG H. FIKENTSCHER, LEIPZIG-C 1

ARTERIENVERKALKUNG

bedeutet nur dann eine unmittelbare Gefahr, wenn Herz, Gehirn, Nieren, Leber oder sonstige besonders wichtige Teile davon in höherem Grade betroffen sind. Sie ist eine unvermeidliche Alterserscheinung, braucht aber bei sachgemässer (ärztlicher) Behandlung und vernünftiger Lebensweise nicht zum Tode zu führen; man kann sie haben und trotzdem noch sehr alt werden. Gefährlich ist nur die Gleichgültigkeit dagegen, die Ansicht, es nütze ja doch alles nichts, es sei einerlei, ob man sich ärztlich behandeln lasse oder nicht. Der Arzt kann aber gerade bei diesem Leiden durch Verordnung einer geeigneten Lebensweise und durch Behandlung mit dem von namhaften Autoritäten auf Grund klinischer Versuche empfohlenen Präparate

Elixir Cigli

das Leben um Jahrzehnte verlängern. Cigli setzt den Blutdruck herab, entlastet Herz und Blutgefässe und bringt die lästigen und bedrohlichen Erscheinungen bald zum Verschwinden. Die Aerzte, die es anwenden, sind mit dem Erfolg sehr zufrieden.

In den Apotheken zu Mark 6.— per Flasche (für ca. 8—10 Tage) erhältlich.

Bestandteile:
Elixir chinae 60 %, Viscum 20 %, Citronenglycerinester 20 %

SARSA
CHEM. PHARM. G.M.B.H.
BERLIN-FRIEDENAU 9

Trinkt deutschen Wein!

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

gang und seine innere Entwicklung Kennzeichnende hervorzuheben, ferner den Zusammenhang des Dichters mit bedeutenden literarischen Persönlichkeiten und den ihm menschlich Nahestehenden ins helle Licht zu rücken.

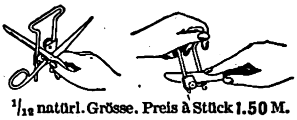
Literaturgeschichte (Gesamtausgaben)

Bücher der Bildung. (Albert Langen, München.) — Die neuesten Bände der ausgezeichnet zusammengestellten Sammlung bringen Briefe der Sévigné, Essays von Montaigne, Bergfahrtschilderungen von Hermann von Barth und eine Auswahl aus den wunderbaren Geschichten des Cäsarius von Heisterbach, des vortrefflichen Novellisten aus unserm geistlichen Mittelalter.

Burschell, Friedrich. Jean Paul. Die Entwicklung eines Dichters. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) — Zeichnet mehr dichterisch empfindend als wissenschaftlich gestaltend die Jugendgeschichte Jean Pauls bis zu seiner Geburt als Dichter.

Dreiturmbücherei. (R. Oldenbourg, München.) — Einen Querschnitt durch das deutsche Bildungsgut will diese hübsche Bändchenfolge bieten. Jeder Band von etwa 90 Seiten will ein „geschlossenes Mosaikbild des Dichters oder des Themas“ darstellen. Das geht natürlich nicht. Man kann Kant und Jean Paul, Luther und Ranke nicht als Fleischextrakt einkochen, und der Kaufmannsgeist in literarischen Zeugnissen oder Darstellungen aus der mittelalterlichen Geschichte sind in

Schleifen Sie selbst!
Messer u. Scheren mit „Famos“.
Verletzen unmöglich. Anschraubschärfer für grosse Messer u. Scheren M. 2.50. Versand per Nachn., Porto extra. Bei Bezug v. 1 Mess. u. 1 Scherenschärfer zus., portofrei. Prosp. kostenlos. Postscheck-Kto. Leipzig 84634.



1/12 natürl. Grösse. Preis à Stück 1.50 M.
Versandhaus **Ernst Schmidt, Zeitz I.,** Steintorvorstadt 10.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

dieser Form auch bloß Kostproben. Als solche allerdings erfreulich anregend und geschickt zusammengestellt. Nur sollte jeder Leser die gebotenen Hilfsmittel benutzen, um über solche Bändchen hinauszukommen.

Güntter, Otto. Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen. Herausgegeben mit Unterstützung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach (J. J. Weber, Leipzig.) — Wertvoller noch als die ausgezeichnet knappe Biographie von Güntter, dem Direktor des Schiller-Museums in Marbach, ist die in solcher Vollständigkeit noch nie vorgelegte Sammlung von Bildern zu Schillers Leben und Werken.

Körte, Alfred. Die hellenistische Dichtung. Mit vier Bildern. Kröners Taschenausgabe, Bd. 47. (Alfred Kröner, Leipzig.) — Eine Einführung in eine neue Welt, die bisher den meisten unzugänglich war und die doch gerade mit unserer Zeit viel Verwandtes aufzuweisen hat. Die Darstellung wird durch zahlreiche und glücklich übersetzte Proben besonders wertvoll.

Merkwürdige Geschichten u. Menschen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) — Der Dichter Hermann Hesse, einer der kundigsten literarischen Schatzgräber, gibt diese verdienstvolle Sammlung heraus. Er legt klug und wirkungsvoll gewählte Dokumente zu den ergreifenden Lebensgeschichten von Hölderlin und Novalis vor, stellt die Novelle von Romeo und Julia in den zwei ältesten italienischen Fassungen ans Licht und wählt unter dem Titel „Sesam" eine Anzahl entzückender orientalischer Erzählungen aus.

von Platen-Hallermünde, August. Lebensregeln. (Werk-Verlag, Berlin.) — Sehr schön anzusehen, aber sehr schwer zu lesen ist die Handschrift Hans Thaddäus Hoyers. Es läßt sich kaum vorstellen, daß jemand

Dr. Ernst Sandow's künstliche Brunnensalze

nach Analyse der Quellen

Emser bei Erkältung altbewährt | **Karlsbader** Sprudel und Mühlbrunnen

Friedrichshaller
Fachinger
Ofener
Kissinger
Mergentheimer

DR. ERNST SANDOW Schutz-Marke HAMBURG.

Marienbader
Homburger
Vichy
Wildunger
Salzschlirfer

und andere in Aluminium-, Glas- oder Pappdosen

Da Nachahmungen meiner Salze vorkommen, die oft minderwertig und teuer sind, achte man auf obige „Schutzmarke"

Fruchtsalz, medizin. Brausesalze, **Kohlensäurebäder**, Stahl-, Schwefel-, Sauerstoff-, Fichtennadel-Bäder. Augenbäder nach Dr. Hesse.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Studenten- Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S1. Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Böttger & Eschenhorn G. m. b. H., **Berlin-Lichterfelde.** Spezialfabrik für

Gartenmöbel in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

BRIEFMARKEN-Preisliste reich ill., mehr als 4000 Angebote mit **50% Rabatt** an Sammler kostenlos. **Max Herbst**, Markenhaus, **Hamburg P.**

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

JOHANN FABER „APOLLO"
SCHUTZMARKE

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

die Lebensregeln Platens in dieser Gestalt genau und oft liest. Womit das Schicksal aller guten Lehren freilich erfüllt wäre!

Sachse, Johann Christoph. Leben, Wanderungen und Schicksale. (Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G., Frankfurt a. M.) — Der von Goethe herausgegebene „Deutsche Gil Blas", die „Bibel der Bedienten und Handwerksbursche", eine Autobiographie von nie ermüdendem Reiz.

Philosophie und Volkswirtschaft.

Böhme, Jakob. Lesebuch. (Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin.) — In einer von Dr. Paul Hankamer getroffenen und mit einer wundervoll erleuchtenden Einleitung versehenen Auswahl aus den schwer zugänglichen Schriften des Görlitzer Philosophen wird der Leser zum lebendigen Verständnis dieser machtvollen Persönlichkeit geführt.

Honermeyer, Emil. Die Ford Motor Company. (Paul List, Leipzig.) — Eine klare und übersichtliche Darstellung der technischen und kaufmännischen Ford-Methoden.

Kant, Immanuel. Kritik der reinen Vernunft — Kritik der praktischen Vernunft — Kritik der Urteilskraft. (Alfred Kröner, Leipzig.) — Diese schönen und handlichen Ausgaben, denen Heinr. Schmidt (Jena) als Herausgeber mit kundiger Umsicht zur Seite steht, laden auch die zu ernstem Studium ein, die bisher davor zurückgeschreckt sind. Der „praktischen Vernunft" ist zu besserem Verständnis die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" beigegeben. Sorgfältig ausgearbeitete Register erhöhen die Brauchbarkeit der drei Bände.

Lüddecke, Theodor. Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas. (Paul List, Leipzig.)

Schwarz, Fritz. Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte. (Verlag des Pestalozzi-Fellenberg-Hauses, Bern.)

Shaw, Bernard. Die Aussichten des Christentums. (S. Fischer, Berlin.)

Sommersprossen
verschwinden
vollständig durch
„Maientau"
Sofortige Aufhellung, wo alles andere erfolglos blieb. Erfolg garant. Preis M. 4.— geg. Nachn.
Schröder-Schenke
Berlin W. 51, Potsdamer Str. 26b

Leiden Sie an Nervosität, Blutarmut, Griesbildung, Korpulenz und Herzverfettung, Gicht und Rheumatismus? Dr. Hübeners Lebenssalz wird mit stets befriedigendem Erfolg angewandt. Es ist der Ventilator u. Regulator einer gesunden Körperfunktion, es bewirkt Stoffwechsel, regul. Stuhlgang. Allen Magenleidenden zu empfehlen. Zu haben in Schachteln mit Gebrauchsvorschrift à 1 Mark in Apotheken u. Drogerien, wenn nicht, bei Heinrich Lappe G.m.b.H., Chem. Fabrik, Düsseldorf 64.

Alpacca - Silberbestecke
90 Gramm Auflage
direkt an Private ab Fabrik
1 Woche zur Ansicht
und gegen
9 Monate Ziel.
Preislisten und Katalog kostenfrei.
M. Haas & Co., Metallwarenfabrik, Mettmann 87/Rhld.

Globol
tötet Motten
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Faltboote führen Sie zerlegt im Rucksack mit sich. Mit Wandern auf Flüssen u. Seen verbringen Sie Ihre Sonntage und Ferien gesund, billig u. reizvoll. Wir liefern nur direkt. Verl. Sie die ill. Schrift „Wasserwandern" gegen Mk. —.50 od. einfache Preisliste kostenlos.
KLEPPER-FALTBOOT-WERKE, Rosenheim a. Inn 47

Willst du des Babys Kräfte heben,
Mußt du ihm Soxhletzucker geben.

Digitized by Google

JAHRESSCHAU DRESDEN 1926

Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung
23. APRIL BIS OKTOBER 1926

Internationale Kunst-Ausstellung
12. JUNI BIS OKTOBER 1926

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Gräfin Editha v. Königsmarck o.-B.

Weinguts-Verwaltung

Koblenz

a. Rhein u. Mosel

Königsmarcks Kellerabfüllungen — der deutsche Wein für das vornehme gastliche Haus!

== Etikett und Korkbrand sind die Bürgschaftszeichen ==

Velhagen & Klasings

Taschenatlas für Eisenbahnreisende

mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von

Dr. Ernst Ambrosius u. Karl Tänzler

Preis 8 Mark
in biegsamem Ganzleinenband

*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

*

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig

Für die Reisezeit!

Wir empfehlen die Anschaffung der reich illustrierten, erdkundlichen Monographien zum Ladenpreise von 6–9 M.

Der Harz.
Von Fr. Günther. Mit 129 Abbild., 4 Kunstbeilagen u. 1 Karte.

Thüringen.
Von Albert Scobel. Mit 142 Abbildungen u. 5 Kunstbeilagen mit 1 Karte.

Der Schwarzwald.
Von Ludwig Neumann. Mit 180 Abbild., 4 Kunstbeilagen und 1 Karte.

Dresden und die Sächsische Schweiz.
Von Sophus Ruge. Mit 150 Abbildungen und 1 Karte.

Bayerns Hochland und München.
Von Haushofer u. Rothpletz. Mit 119 Abbild. und 1 Karte.

Am Rhein.
Von H. Kerp. Mit 196 Abbildungen und 1 Karte.

Die Niederelbe.
Von Richard Linde. Mit 106 meist ganzseitigen Bildern und 1 Karte.

Das Riesen- und Isergebirge.
Von P. Regell. Mit 89 Abbildungen und 1 Karte.

Westfalen.
Von Fritz Mielert. Mit 93 Abbildungen und 1 Karte.

Schwabenland.
Von H. Haas. Mit 170 Abbildungen und 1 Karte.

Frankenland.
Von Wilhelm Goetz. Mit 116 Abbildungen und 1 Karte.

Die Lüneburger Heide.
Von Richard Linde. Mit 114 meist ganzseitigen Bildern und 1 Karte.

Die Nordseemarschen.
Von Tacke u. Lehmann. Mit 155 Abbildungen und 1 Karte.

Die Schweiz.
Von Leo Wehrli. Mit 185 Abbildungen und 1 Karte.

Die Oberitalienischen Seen.
Von W. Hörstel. Mit 100 Abbildungen und 1 Karte.

Rom und die Campagna.
Von O. Kaemmel. Mit 166 Abbildungen und 1 Karte.

Alte Kulturstätten.
Bilder aus Ägypten, Syrien, Palästina und Griechenland.
Von Richard Linde. Mit 125 Bildern.

Das Weserbergland u. der Teutoburger Wald.
Von Reiffert-Stille. Mit 122 Abbildungen und 1 Karte.

Tirol u. Vorarlberg.
Von Max Haushofer. Mit 183 Abbildungen und 1 Karte.

„Sturmsee und Brandung."
Von Franz Graf von Larisch-Moennich. Mit 136 Abbild., darunter 23 Einschaltbilder nach Aufnahmen des Verfassers, 5 Figuren u. 4 Kartenbeilagen.

Norwegen.
Von S. Ruge u. A. Arstal. Mit 141 Abbildungen und 1 Karte.

Die norddeutschen Moore.
Von Bruno Tacke u. Bernhard Lehmann. Mit 165 Abbildungen, 4 Aquarellen, 8 Einzelkarten und 1 Übersichtskarte.

Durch alle Buchhandlungen

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Kostenanschläge

Pflegestätte deutscher Heraldik
Original-Entwürfe in
Erstklassiger Ausführung

Fahnen-Stickerei

Lühdemann
Hamburg-Jungfernstieg 40

gern gegeben

„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2
Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Jll. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Bei Verstopfung
Blähungen und Fettsucht

verlange man Gratisprobe von Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.

Briefmarkensammeln
der Sport der Gebildeten.
Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen
Paul Kohl, A.-G. Chemnitz

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

„Oh liebe Hausfrau gib stets acht, Cirine wird oft nachgemacht."

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 8

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

Blockhaus Schorfheide
(Wochenendheim des Deutschen Reichspräsidenten)

Zeitgemässe
Holzhäuser
als behagliche Dauerwohnstätten
Sommer- und Ferienhäuser

Vorzüge:
Kürzeste Lieferzeit, sofortige Beziehbarkeit, gute Wärmehaltung

CHRISTOPH & UNMACK A.G.
Abt. Holzbau
NIESKY 55, OBERLAUSITZ
Ältestes u. grösstes Werk für Holzbauten

PROF.
JUNKERS
Gasbadeöfen
Warmwasserapparate

BEZUG DURCH DIE FACHGESCHÄFTE
DRUCKSACHEN KOSTENLOS
JUNKERS u CO. DESSAU

Digitized by Google

Benger's Ribana

Die idealste Unterkleidung
für Damen, Herren und Kinder

Fein Elastisch Durchlässig

Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27. Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Wir essen nur

Oetker-Puddings, weil sie immer so gut schmecken!

In der Tat kann jede Mutter ihren Kindern im Sommer und Winter kaum wohlschmeckendere, nahrhaftere u. trotzdem leicht verdauliche Speisen vorsetzen als ***Oetker-Puddings.***

Die ***neuen***

Oetker-Feinkost-Puddings

werden in ihrer reichen Abwechslung auch von Erwachsenen ***hochgeschätzt.***

In allen einschlägigen Geschäften nur in Originalpackungen (niemals lose) mit der Schutzmarke Oetker's Hellkopf zu haben.

Verlangen Sie ebendaselbst die neuen farbig illustr. Oetker-Rezeptbücher Ausgabe F für 15 Pfg., wenn nicht zu haben, gegen Einsendung von Marken von

Dr. A. Oetker, Bielefeld

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FRAU ELISABETH BERGNER URTEILT:

Bruckmann-Bestecke gefallen mir am besten

Elisabeth Bergner

BRUCKMANN A.-G. HEILBRONN A. NECKAR

Filme dich selbst!

Ica Kinamo

mit Federwerk

Dieser kleinste Kinoaufnahmeapparat für Normalfilm ermöglicht u. a. Aufnahmen ohne Stativ aus freier Hand und Selbstaufnahmen mittels eingebauten automat. Auslöser

PREISLISTE KOSTENLOS!

Ica A.-G. Dresden 68

Digitized by Google

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google